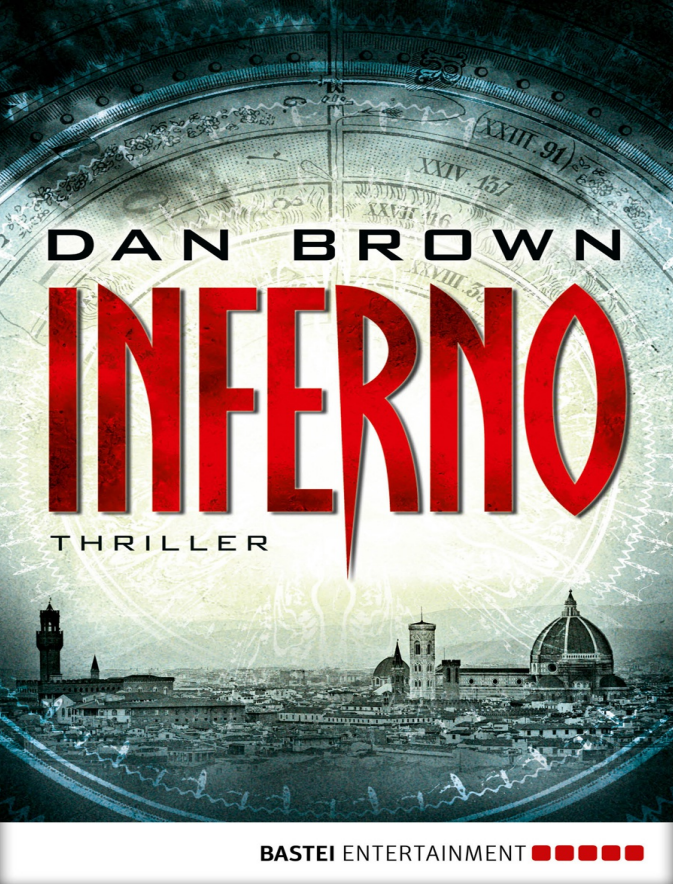
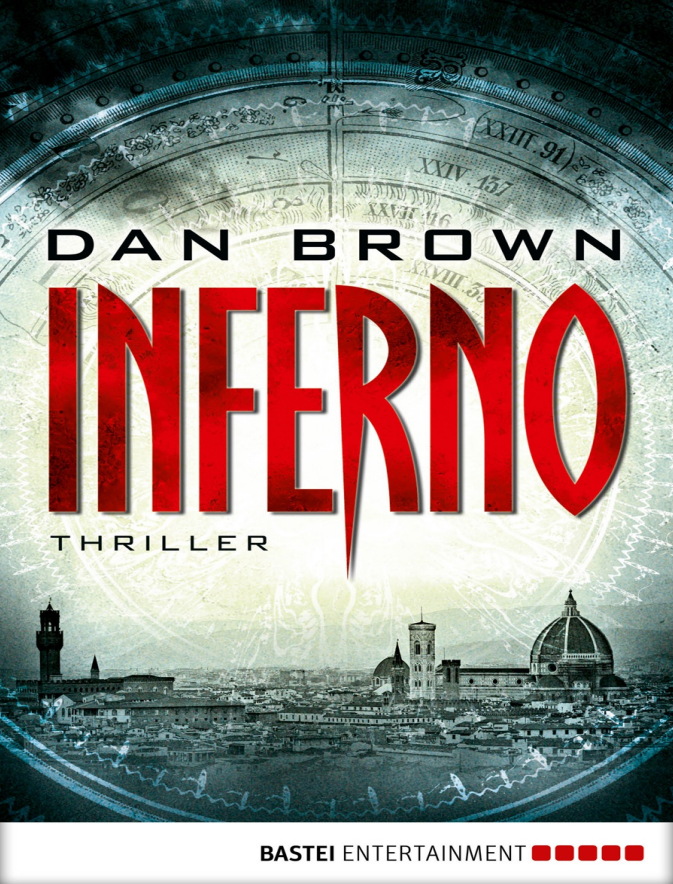


The background of the cover is a circular, aged parchment-like surface with faint, intricate drawings and text. Roman numerals are visible, including XXIV, XXV, XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX, XXX, XXXI, XXXII, XXXIII, XXXIV, XXXV, XXXVI, XXXVII, XXXVIII, XXXIX, XL, XLI, XLII, XLIII, XLIV, XLV, XLVI, XLVII, XLVIII, XLIX, L, LI, LII, LIII, LIV, LV, LVI, LVII, LVIII, LVIX, LX, LXI, LXII, LXIII, LXIV, LXV, LXVI, LXVII, LXVIII, LXIX, LXX, LXXI, LXXII, LXXIII, LXXIV, LXXV, LXXVI, LXXVII, LXXVIII, LXXIX, LXXX, LXXXI, LXXXII, LXXXIII, LXXXIV, LXXXV, LXXXVI, LXXXVII, LXXXVIII, LXXXIX, LXXXX, LXXXXI, LXXXXII, LXXXXIII, LXXXXIV, LXXXXV, LXXXXVI, LXXXXVII, LXXXXVIII, LXXXXIX, LXXXXX, LXXXXXI, LXXXXII, LXXXXIII, LXXXXIV, LXXXXV, LXXXXVI, LXXXXVII, LXXXXVIII, LXXXXIX, LXXXXX. The title 'DAN BROWN' is written in a bold, black, sans-serif font. The title 'INFERNO' is written in a large, bold, red, serif font with a textured, slightly distressed appearance. The word 'THRILLER' is written in a smaller, bold, black, sans-serif font.

DAN BROWN

INFERNO

THRILLER

The Bastei Entertainment logo consists of the company name in a bold, black, sans-serif font, followed by five red squares of varying shades of red.

BASTEI ENTERTAINMENT

D A N B R O W N



Aus dem amerikanischen Englisch
von Axel Merz und Rainer Schumacher

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■■■

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen
Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Inferno«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2013 by Dan Brown

This book is a work of fiction. Names, characters, businesses, organizations, places, events and incidents either are the product of the author's imagination or are used fictitiously. Any resemblance to actual persons, living or dead, events or locales is entirely coincidental.

All rights reserved. Published in the United States by
Doubleday, a division of Random House, Inc., New York,

and in Canada by Random House of Canada Limited,
Toronto.

Grafik: Copyright © 2008 Reed Business Information –
UK. All rights reserved. Distributed by Tribune Media
Services.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2013 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Ruggero Leò

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign

Umschlagmotiv: © Johannes Wiebel, punchdesign unter

Verwendung von Shutterstock.com

Datenkonvertierung E-Book: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-3026-4

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für meine Eltern ...

Die heißesten Orte der Hölle sind reserviert für
jene,
die in Zeiten moralischer Krisen nicht Partei
ergreifen.

Alle Werke der Kunst und Literatur in diesem
Roman existieren wirklich.
Die wissenschaftlichen und historischen
Hintergründe sind wahr.

»Das Konsortium« ist eine private Organisation
mit Büros in sieben Nationen. Ihr Name
wurde aus Gründen der Sicherheit und des
Datenschutzes geändert.

Inferno ist die Unterwelt, wie in Dante Alighieris
Göttlicher Komödie beschrieben, ein kunstvoll
ausgearbeitetes Reich, bevölkert von als Schatten

bekannten Wesen – körperlosen Schemen,
gefangen zwischen Leben und Tod.

Ich bin der Schatten.

Ich fliehe durch die trauernde Stadt.

*Durch das ewige Leid hindurch ergreife ich
die Flucht.*

Ich haste entlang am Ufer des Flusses Arno,
atemlos ... wende mich nach links in die Via di
Castellani, suche meinen Weg nach Norden,
drücke mich in die Schatten der Uffizien.

Und sie jagen mich immer weiter.

Ihre Schritte werden lauter, während sie mich
mit unerbittlicher Entschlossenheit verfolgen.

Vier Jahre stellen sie mir schon nach. Ihre
Beharrlichkeit hat mich in den Untergrund

getrieben ... mich gezwungen, im Fegefeuer zu leben ... unter der Erde zu arbeiten wie ein chthonisches Monster.

Ich bin der Schatten.

Hier über der Erde hebe ich den Blick nach Norden, doch ich finde keinen direkten Weg zur Erlösung ... Die Berge des Apennin halten das erste Licht der Morgendämmerung zurück.

Ich renne hinter dem Palazzo vorbei mit seinem krenelierten Turm und der Stundenuhr ... schleiche hindurch zwischen den Verkäufern auf der Piazza di San Firenze mit ihren heiseren Stimmen und ihrem Geruch nach *lampredotto* und gegrillten Oliven. Vor dem Bargello biege ich ab nach Westen, nähere mich der Badia und lande vor dem eisernen Tor am Fuß der Treppen.

Jetzt ist kein Zögern mehr erlaubt.

Ich drehe den Knauf und betrete die Passage, von der es kein Zurück mehr für mich gibt. Ich zwinge meine bleiernen Beine die schmale,

gewundene Treppe hinauf mit ihren ausgetretenen, abgewetzten Stufen aus narbigem Marmor.

Die Stimmen hallen von unten herauf.

Beschwörend.

Sie sind hinter mir, unerbittlich, schließen auf.

Sie begreifen nicht, was kommen wird ...

ebenso wenig wie das, was ich für sie getan habe!

Undankbare Welt!

Während ich emporsteige, überkommen mich die Visionen in schneller Folge ... sündige Leiber, die sich in feurigem Regen winden, verfressene Seelen, die in Exkrementen treiben, verräterische Schurken, erstarrt in Satans eisigem Griff.

Ich ersteige die letzten Stufen und erreiche das Ende, stolpere hinaus in die feuchte Morgenluft, dem Tode nah. Ich renne zu der mannshohen Mauer, spähe durch die Scharten. Tief unter mir liegt die gesegnete Stadt, in der ich Zuflucht suche vor jenen, die mich ins Exil getrieben haben.

Die Stimmen rufen laut; sie sind jetzt dicht

hinter mir. »Was du getan hast, ist Wahnsinn!«

Wahnsinn bringt Wahnsinn hervor.

»Um Gottes willen!«, rufen sie. »Sag uns, wo du es versteckt hast!«

Um unseres Gottes willen werde ich genau das nicht tun.

Ich stehe jetzt, in die Enge getrieben, mit dem Rücken zum kalten Stein. Sie starren mir tief in die klaren grünen Augen, und ihre Mienen verdunkeln sich, als sie mir nicht länger schmeicheln, sondern unverhüllt drohen. »Du weißt, dass wir unsere Methoden haben. Wir können dich zwingen, uns zu verraten, wo es ist!«

Aus genau diesem Grund bin ich den halben Weg zum Himmel hinaufgestiegen.

Unvermittelt drehe ich mich um und ziehe mich am Sims der hohen Mauer hinauf. Zuerst auf die Knie, dann stehe ich ... unsicher wankend vor dem Abgrund. *Führe mich, o Vergil, durch die Leere.*

Ungläubig springen sie vor, wollen mich an den

Füßen packen und fürchten zugleich, sie könnten mir das Gleichgewicht rauben und mich hinunterstoßen. Jetzt flehen sie in stiller Verzweiflung, doch ich habe ihnen den Rücken zugewandt. *Ich weiß, was ich tun muss.*

Unter mir, in schwindelerregender Tiefe, erstrahlt die Landschaft aus rot geziegelten Dächern wie ein feuriges Meer ... erhellt das Land, das einst Giganten durchstreiften ... Giotto, Donatello, Brunelleschi, Michelangelo, Botticelli.

Ich trete ganz langsam vor bis zur Kante.

»Komm runter!«, rufen sie mir zu. »Es ist noch nicht zu spät!«

Oh, ihr starrsinnigen Ignoranten. Seht ihr denn nicht die Zukunft? Begreift ihr denn nicht die Brillanz meiner Schöpfung? Die schiere Notwendigkeit?

Ich bin mehr als bereit, dieses größte aller Opfer zu bringen ... Und mit ihm werde ich eure letzte Hoffnung zerstören, das zu finden, was ihr

sucht.

Ihr werdet es niemals rechtzeitig entdecken.

Dutzende von Metern unter mir lockt der gepflasterte Platz wie eine stille Oase. Wie sehr es mich nach mehr Zeit dürstet ... Doch Zeit ist die einzige Ware, die zu erkaufen selbst meine üppigen Reichtümer nicht genügen.

In diesen letzten Sekunden sehe ich hinunter auf die Piazza und halte verblüfft inne.

Ich sehe dein Gesicht.

Du starrst aus den Schatten zu mir herauf. Deine Augen sind voller Trauer, und doch verspüre ich Ehrfurcht in ihnen für das, was ich erreicht habe. Du verstehst, dass mir keine Wahl bleibt. Um der Menschheit willen – ich muss mein Meisterwerk schützen.

*Es wächst selbst jetzt noch ... wartend ...
schwelend in den blutroten Wassern der Lagune,
in der sich nie spiegeln die Sterne.*

Und so löse ich mich von deinem Anblick und

betrachte den Horizont. Hoch über dieser schwer beladenen Welt spreche ich mein letztes Gebet.

Allmächtiger Gott, ich bete darum, dass die Welt mich nicht als einen ungeheuerlichen Sünder in Erinnerung behält, sondern als den glorreichen Erlöser, der ich, wie du weißt, in Wahrheit bin. Ich bete darum, dass die Menschheit begreift, welches Geschenk ich ihr hinterlassen habe.

Mein Geschenk ist die Zukunft.

Mein Geschenk ist die Erlösung.

Mein Geschenk ist ... Inferno.

Ich flüstere ein leises *Amen* ... und trete einen letzten Schritt vor, hinein in den Abgrund.

Die Erinnerungen kehrten nur langsam zurück ... wie Blasen, die aus den Tiefen eines bodenlosen Brunnens an die Oberfläche steigen.

Eine verschleierte Frau.

Robert Langdon starrte sie über einen Fluss hinweg an, dessen schäumende Fluten rot waren von Blut. Die Frau stand am anderen Ufer, ihm zugewandt, reglos und ernst, das Gesicht mit einem Schleier verhüllt. In der Hand hielt sie eine blaue *Taenia*, eine Kopfbinde, die sie nun hob, zu Ehren des Ozeans aus Leibern am Boden ringsum. Der Gestank nach Tod hing über allem.

Suche, flüsterte die Frau. *Suche, und du wirst*

finden.

Langdon hörte die Worte, als hätte die Frau in seinem Kopf gesprochen. »Wer sind Sie?«, wollte er rufen, doch seine Kehle blieb stumm.

Die Zeit drängt, flüsterte die Frau. Suche und finde.

Langdon trat einen Schritt auf den Fluss zu. Er wollte ihn durchqueren, doch das Wasser, das blutrote Wasser, war zu tief. Als er den Blick wieder zu der verschleierten Frau hob, hatte sich die Zahl der Körper zu ihren Füßen vervielfacht. Jetzt waren es Hunderte, vielleicht Tausende, manche noch am Leben, sich windend in entsetzlichen Qualen, unvorstellbare Tode sterbend ... verzehrt vom Feuer, unter Fäkalien begraben, einander verschlingend. Die klagenden Schreie der Gepeinigten hallten über das Wasser.

Die Frau trat einen Schritt auf ihn zu. Sie hielt die zierlichen Hände ausgestreckt, als flehe sie um Hilfe.

»Wer sind Sie?«, wiederholte Langdon seine Frage, und diesmal gehorchte ihm seine Stimme.

Zur Antwort zog die Frau sich langsam den Schleier vom Gesicht. Sie war von atemberaubender Schönheit, doch viel älter, als Langdon vermutet hatte – bestimmt über sechzig, würdevoll, erhaben und zeitlos wie eine Statue. Ihre Miene zeigte Entschlossenheit, ihre Augen waren tief und voller Gefühl, und ihr langes, silbergraues Haar fiel ihr in gelockten Kaskaden über die Schultern. Um den Hals trug sie ein Amulett aus Lapislazuli – eine Schlange, die sich um einen Stab wand.

Langdon war sicher, dass er die Frau kannte ... dass er ihr vertraute. *Aber ... woher? Warum?*

Sie deutete auf ein sich windendes Paar Beine, das aus dem Erdreich ragte und anscheinend einer armen Seele gehörte, die mit dem Kopf voran bis zur Hüfte eingegraben worden war. Auf dem blassen Oberschenkel des Mannes war ein

einzelner Buchstabe zu erkennen, geschrieben mit Schlamm, ein *R*.

R?, dachte Langdon unsicher. *Wie in Robert?*
»Bin ... Bin *ich* das?«

Das Gesicht der Frau war ausdruckslos. *Suche und finde*, wiederholte sie.

Unvermittelt erstrahlte sie in weißem Licht ... schwach zuerst, dann heller und heller. Ihr gesamter Leib fing an zu vibrieren, bis sie unter ohrenbetäubendem Donnerhall in tausend splitternde Scherben aus Licht zerbarst.

Langdon fuhr schreiend hoch. Er war mit einem Schlag wach.

Das Zimmer war hell erleuchtet. Er war allein. Der scharfe Geruch nach medizinischem Alkohol hing in der Luft, und irgendwo pingte eine Maschine in leisem, rhythmischem Einklang mit seinem Herzschlag. Langdon hob den rechten Arm ein wenig, doch sogleich durchfuhr ihn ein stechender Schmerz. Er blickte an sich hinunter

und sah einen intravenösen Tropf in seinem Unterarm.

Sein Puls ging schneller, und die Maschine hielt mit ihm mit. Das leise Pingen wurde drängender.

Wo bin ich? Was ist passiert?

Langdons Hinterkopf pochte – ein nagender, anhaltender Schmerz. Behutsam tastete er mit der linken Hand nach der Ursache für seine Kopfschmerzen. Unter dem verfilzten Haar fand er eine verkrustete Narbe: etwa ein Dutzend Stiche.

Er schloss die Augen und versuchte sich an einen Unfall zu erinnern.

Nichts. Völlige Leere.

Denk nach.

Nichts außer Dunkelheit.

Ein Mann in einem OP-Kittel stürmte herein, offensichtlich alarmiert durch Langdons rasenden Herzmonitor. Er hatte einen zottigen Bart mit buschigem Schnäuzer und freundliche Augen, die unter den dichten Brauen eine besonnene Ruhe

ausstrahlten.

»Was ... was ist passiert?«, stieß Langdon hervor. »Hatte ich einen Unfall?«

Der bärtige Mann legte den Zeigefinger an die Lippen, eilte auf den Korridor hinaus und rief nach einer zweiten Person.

Langdon drehte den Kopf, doch die Bewegung sandte einen brennenden Schmerz durch seinen Schädel. Er atmete tief durch und wartete, bis der Schmerz nachließ. Dann nahm er seine sterile Umgebung sehr, sehr vorsichtig und methodisch in Augenschein.

Das Krankenzimmer hatte nur ein einziges Bett. Keine Blumen, keine Karten. Langdon entdeckte seine Kleidung auf einem Tresen, ordentlich gefaltet und in einer transparenten Plastiktüte verstaut. Alles war voller Blut.

Mein Gott. Es muss schlimm gewesen sein.

Behutsam wandte Langdon den Kopf zum Fenster. Draußen war es dunkel. Nacht. Hinter der

Scheibe war nichts zu erkennen, er sah nur sein Spiegelbild – das Bild eines aschfahlen Fremden, bleich und erschöpft, angeschlossen an Schläuche und Drähte und umgeben von medizinischen Apparaten.

Auf dem Gang näherten sich Stimmen, und Langdon richtete den Blick zur Tür. Der Arzt kehrte zurück, in Begleitung einer Frau.

Sie sah aus wie Anfang dreißig, trug den gleichen blauen Kittel wie ihr Kollege und hatte die blonden Haare zu einem dicken Pferdeschwanz zurückgebunden, der beim Gehen rhythmisch pendelte.

»Mein Name ist Dr. Sienna Brooks«, stellte sie sich vor und lächelte Langdon an. »Dr. Marconi und ich arbeiten heute Nacht zusammen.«

Langdon nickte schwach.

Sie war groß und schlank und bewegte sich energisch wie eine Athletin. Selbst in ihrem unförmigen Kittel strahlte sie eine geschmeidige

Eleganz aus, und sie schien völlig ungeschminkt zu sein, was ihre ungewöhnlich glatte Haut zusätzlich betonte. Ihr einziger Makel war ein winziger Schönheitsfleck dicht über der Oberlippe. Die Augen der Ärztin waren von einem sanften Braun und wirkten ungewöhnlich ernst, als habe die junge Frau in mehr dunkle Abgründe geblickt als die meisten Menschen ihres Alters.

»Dr. Marconi spricht nicht so gut Englisch«, sagte sie und setzte sich neben ihn. »Er hat mich gebeten, Ihr Aufnahmeformular auszufüllen.« Sie schenkte ihm ein weiteres Lächeln.

»Danke«, krächzte Langdon.

»Okay, fangen wir an«, fuhr sie in geschäftsmäßigem Ton fort. »Wie heißen Sie?«

Er brauchte einen Augenblick. »Robert ... Robert Langdon.«

Sie leuchtete ihm mit einer Stiftlampe in die Augen. »Beruf?«

Diese Information kam noch langsamer an die

Oberfläche. »Wissenschaftler. Professor für Kunstgeschichte ... und Symbolologie. Harvard University.«

Dr. Brooks senkte die Lampe und sah ihn verblüfft an. Der Arzt mit den buschigen Augenbrauen wirkte gleichermaßen überrascht.

»Sie ... Sie sind Amerikaner?«

Langdon blickte verlegen drein.

»Es ist so ...« Sie zögerte. »Sie hatten keine Papiere bei sich, als Sie heute Nacht hergekommen sind. Sie trugen Harris-Tweed und Somerset-Slipper, deswegen dachten wir, Sie seien Brite.«

»Ich bin Amerikaner«, versicherte Langdon ihr. Er war zu erschöpft, um seine Vorliebe für gut sitzende Maßkleidung zu erklären.

»Schmerzen?«

»Mein Kopf«, antwortete Langdon. Das Pochen war von dem grellen Licht der Stifflampe noch schlimmer geworden. Er war heilfroh, als sie die Lampe einsteckte und ihm den Puls fühlte.

»Sie sind schreiend aufgewacht«, sagte die Ärztin. »Erinnern Sie sich an den Grund?«

Langdon dachte an die merkwürdige Vision von der verschleierte Frau in dem Meer aus sich windenden Leibern. *Suche, und du wirst finden.*

»Ich hatte einen Alptraum.«

»Worum ging es?«

Langdon erzählte ihr alles.

Dr. Brooks' Gesichtsausdruck blieb neutral, während sie sich auf einem Klemmbrett Notizen machte. »Irgendeine Idee, was die Ursache sein könnte für einen derartigen Angsttraum?«

Langdon dachte nach, dann schüttelte er den Kopf, der protestierend hämmerte.

»Okay, Mr. Langdon«, sagte die Ärztin, ohne mit dem Schreiben innezuhalten. »Noch ein paar Routinefragen. Welcher Wochentag ist heute?«

Langdon überlegte einen Moment. »Samstag. Ich erinnere mich, dass ich am Nachmittag über den Campus gelaufen bin ... auf dem Weg zu einer

Vorlesungsreihe, und dann ... Das ist mehr oder weniger das Letzte, woran ich mich erinnere. Bin ich gestürzt?«

»Dazu kommen wir gleich. Wissen Sie, wo Sie sind?«

Langdon konnte nur spekulieren. »Im Massachusetts General Hospital?«

Dr. Brooks schrieb eine weitere Notiz nieder. »Gibt es jemanden, den wir anrufen und informieren sollten? Ihre Frau? Kinder?«

»Niemanden«, antwortete Langdon prompt. Er hatte die Einsamkeit und Unabhängigkeit stets geschätzt, die ihm sein Leben als Junggeselle verschaffte, doch leider ging damit auch einher, dass er in seiner gegenwärtigen Situation auf ein vertrautes Gesicht an seiner Seite verzichten musste. »Es gibt ein paar Kollegen, die ich anrufen könnte, aber das muss nicht unbedingt sein.«

Dr. Brooks steckte den Stift weg, und der andere Arzt trat hinzu. Er strich sich über die

buschigen Augenbrauen, dann zog er einen kleinen Rekorder aus der Tasche und zeigte ihn Dr. Brooks. Sie nickte und wandte sich ihrem Patienten zu.

»Mr. Langdon, als Sie heute Nacht hier ankamen, murmelten Sie immer wieder die gleichen Worte.« Sie sah Dr. Marconi an, der den digitalen Rekorder einschaltete und eine Aufzeichnung abspielte.

Dann hörte Langdon seine eigene Stimme, die wieder und wieder die gleiche Phrase murmelte. »*Ve... sorry. Ve... sorry.*«

»Das klingt für mich«, sagte die Frau, »als hätten Sie immer wieder ›Very sorry‹ gesagt, ›Es tut mir sehr leid‹. Könnte das sein?«

Langdon pflichtete ihr bei, auch wenn er sich nicht erinnern konnte.

Dr. Brooks musterte ihn mit beunruhigender Intensität. »Haben Sie eine Idee, warum Sie das gesagt haben? Bereuen Sie irgendetwas?«

Während Langdon die dunklen Nischen seiner Erinnerung durchforstete, tauchte wieder die verschleierte Frau vor seinem geistigen Auge auf. Sie stand am Ufer des blutroten Flusses, umgeben von Körpern. Der Gestank nach Tod kehrte zurück.

Langdon wurde übermannt von einem unmittelbaren, instinktiven Gefühl von Gefahr ... nicht nur für sich selbst ... sondern für jeden Menschen auf der Welt. Das Pingen seines Herzfrequenzmonitors beschleunigte sich rapide. Seine Muskeln verkrampften, und er versuchte, sich aufzusetzen.

Schnell legte Dr. Brooks ihm die Hand auf die Brust und drückte ihn zurück. Sie warf einen Blick auf den bärtigen Arzt, der zu einer Theke ging und sich dort zu schaffen machte.

Dr. Brooks beugte sich über Langdon und redete leise auf ihn ein. »Mr. Langdon, Nervosität und Angstzustände sind ganz normal bei Hirnverletzungen, aber Sie müssen Ihren Puls

niedrig halten. Keine Bewegung, keine Aufregung. Liegen Sie ruhig und ruhen Sie sich aus. Sie werden wieder gesund. Ihre Erinnerung wird langsam zurückkehren.«

Der andere Arzt kam mit einer Spritze zurück, die er Dr. Brooks reichte. Sie injizierte den Inhalt in Langdons intravenösen Tropf.

»Nur ein schwaches Sedativum, um Sie zu beruhigen«, erklärte sie ihm. »Und um Ihre Schmerzen zu lindern.« Sie erhob sich zum Gehen. »Sie werden wieder gesund, Mr. Langdon. Schlafen Sie. Wenn Sie irgendetwas brauchen, drücken Sie einfach den Knopf neben Ihrem Bett.«

Sie schaltete das Licht aus und verließ zusammen mit dem bärtigen Arzt den Raum.

In der Dunkelheit spürte Langdon beinahe sofort, wie die Medikamente ihre Wirkung entfalteten und seinen Körper in jenen tiefen Brunnen hinunterzogen, aus dem er kurz zuvor aufgetaucht war. Er kämpfte gegen das Gefühl an

und zwang sich, die Augen in der Dunkelheit zu öffnen. Er versuchte, sich aufzusetzen, doch sein Körper fühlte sich an wie Zement.

Langdon drehte sich zur Seite und blickte zum Fenster. Weil das Licht ausgeschaltet war, sah er nun auch kein Spiegelbild mehr im dunklen Glas. Es war der erleuchteten Silhouette einer Stadt gewichen.

Inmitten von Kuppeln und Türmen dominierte eine prachtvolle Fassade den Ausblick. Das Gebäude war eine imposante Festung aus Stein mit einer Zinnenmauer und einem hundert Meter hohen Turm, dessen oberes Ende zu einer massiven auskragenden Brustwehr answoll.

Langdon richtete sich kerzengerade im Bett auf. Schmerz explodierte in seinem Kopf. Er kämpfte gegen das sengende Pochen an und starrte auf den Turm.

Langdon kannte das mittelalterliche Gebäude gut.

Es war einzigartig auf der Welt.

Unglücklicherweise stand es
sechseinhalbtausend Kilometer von Massachusetts
entfernt.

Draußen vor seinem Fenster, verborgen in den
Schatten der Via Torregalli, stieg eine athletisch
gebaute Frau mit spielerischer Leichtigkeit von
ihrer BMW. Sie näherte sich dem Gebäude mit der
Konzentration eines Panthers, der seine Beute
beschleicht. Ihr Blick war scharf. Ihr
kurzgeschnittenes Haar, mit Gel zu spitzen Borsten
geformt, drückte im Nacken gegen den
hochgeschlagenen Kragen ihrer schwarzen
Motorradkluft. Sie überprüfte ihre schallgedämpfte
Pistole und starrte hinauf zu Robert Langdons
Fenster, hinter dem soeben die Lichter
ausgegangen waren.

Früher an diesem Abend war ihre
ursprüngliche Mission total schiefgegangen.

Das Gurren einer einzigen Taube hat alles geändert.

Sie war hier, um ihren Fehler zu korrigieren.

Ich bin in Florenz?

Robert Langdons Kopf pochte. Er saß aufrecht in seinem Krankenbett und drückte erneut den Rufknopf. Trotz der Beruhigungsmittel in seinem Kreislauf raste sein Herzschlag.

Dr. Brooks eilte mit pendelndem Pferdeschwanz in das Zimmer. »Ist alles in Ordnung?«

Langdon schüttelte fassungslos den Kopf. »Ich bin in ... in *Italien*?«

»Gut«, sagte sie. »Ihre Erinnerung kehrt zurück.«

»Nein!« Langdon blickte zum Fenster und zeigte

auf das eindrucksvolle Bauwerk in der Ferne. »Ich kenne dieses Gebäude. Das ist der Palazzo Vecchio.«

Dr. Brooks schaltete die Zimmerbeleuchtung ein, und die Skyline von Florenz verschwand. »Mr. Langdon, machen Sie sich keine Sorgen.« Die junge Ärztin trat zu ihm ans Bett. »Sie leiden an einer leichten Amnesie, aber Dr. Marconi hat mir bestätigt, dass Ihre Hirnfunktionen völlig in Ordnung sind.«

Der bärtige Arzt stürzte in diesem Moment ebenfalls ins Zimmer. Er überprüfte Langdons Herzfrequenzmonitor, während Dr. Brooks in schnellem, flüssigen Italienisch auf ihn einredete – Langdon sei *agitato*, weil er festgestellt habe, dass er sich in Italien befinde.

Aufgebracht?, dachte Langdon verärgert. *Eher schockiert!* Das Adrenalin in seinem Kreislauf kämpfte gegen die Beruhigungsmittel an. »Was ist mit mir passiert? Welchen Tag haben wir heute?«

»Alles ist bestens«, sagte sie. »Bleiben Sie ruhig. Es ist früher Morgen, und heute ist Montag, der achtzehnte März.«

Montag. Trotz der Schmerzen versuchte Langdon, sich ins Gedächtnis zu rufen, wie er hierhergekommen war. Die Bilder, die vor seinem geistigen Auge erschienen, waren kalt und dunkel. Er lief über den Campus von Harvard zu einer samstagabendlichen Vorlesungsreihe. *Aber das ist zwei Tage her!* Panik drohte in ihm aufzusteigen, als er versuchte, sich an die Vorlesung oder irgendetwas danach zu erinnern. *Nichts.* Das Pingen des Herzfrequenzmonitors beschleunigte sich.

Der ältere Arzt kratzte sich den Bart und machte sich an den Apparaten zu schaffen, während Dr. Brooks sich zu Langdon auf das Bett setzte.

»Sie werden wieder gesund«, versicherte sie ihm in ruhigem, sanftem Tonfall. »Wir haben bei Ihnen eine rückläufige Amnesie diagnostiziert, was

bei Schädeltraumata sehr häufig vorkommt. Ihre Erinnerungen an die letzten Tage sind verschwommen oder fehlen ganz, aber Sie werden keine bleibenden Schäden davontragen.« Sie zögerte. »Erinnern Sie sich an meinen Vornamen? Ich habe mich vorgestellt, als ich hereingekommen bin.«

Langdon überlegte kurz. »Sienna«, sagte er dann. *Dr. Sienna Brooks.*

»Sehen Sie?« Die Ärztin lächelte. »Sie bilden bereits neue Erinnerungen.«

Langdons Kopfschmerzen waren beinahe unerträglich, und er nahm seine Umgebung nur verschwommen wahr. »Was ... was ist passiert? Wie bin ich hergekommen?«

»Ich denke, Sie sollten sich ausruhen, und vielleicht ...«

»Wie bin ich hergekommen?«, beharrte er, und der Herzfrequenzmonitor pingte noch schneller.

»Okay, okay, atmen Sie ganz ruhig«, sagte

Dr. Brooks und wechselte einen nervösen Blick mit ihrem Kollegen. »Ich erzähle es Ihnen.« Ihre Stimme wurde merklich ernster. »Mr. Langdon, vor drei Stunden sind Sie in unsere Notaufnahme gestolpert. Sie haben aus einer Kopfwunde geblutet und das Bewusstsein verloren. Wir wussten nicht, wer Sie sind oder wie Sie zu uns gefunden haben. Sie murmelten etwas auf Englisch vor sich hin, also hat mich Dr. Marconi gebeten, ihm zu helfen. Ich bin Ärztin, komme aus England und habe ein Sabbatjahr eingelegt.«

Langdon fühlte sich, als wäre er in einem Gemälde von Max Ernst aufgewacht. *Was in drei Teufels Namen mache ich in Italien?*

Normalerweise war er jedes zweite Jahr im Juni zu einer internationalen Kunstkonferenz in Italien, aber jetzt war es erst März.

Die Wirkung der Schmerz- und Beruhigungsmittel wurde stärker, und er hatte das Gefühl, als nähme die Schwerkraft von Sekunde zu

Sekunde zu und wollte ihn durch die Matratze zerren. Langdon kämpfte dagegen an, schüttelte den Kopf und versuchte wach zu bleiben.

Dr. Brooks beugte sich vor. Sie schien über ihm zu schweben wie ein Engel. »Bitte, Mr. Langdon«, flüsterte sie. »So ein Schädeltrauma ist sehr heikel in den ersten vierundzwanzig Stunden. Sie *müssen* sich ausruhen, oder Sie könnten ernsthafte Schäden davontragen.«

Plötzlich knackte die Gegensprechanlage. »*Dottore Marconi?*«, fragte eine Stimme.

Der bärtige Arzt drückte auf einen Knopf an der Wand. »*Si?*«

Die Stimme sprach in schnellem Italienisch. Langdon verstand nicht, was sie sagte, doch ihm entging nicht, dass sich die Ärzte überrascht ansahen. *Oder sind sie erschrocken?*

»*Un minuto*«, antwortete Dr. Marconi und beendete das Gespräch.

»Was geht da vor?«, verlangte Langdon zu erfahren.

Dr. Brooks' Augen schienen sich ein wenig zu verengen. »Das war der Empfang der Intensivstation. Jemand hat nach Ihnen gefragt. Er will Sie sehen.«

Ein Hoffnungsschimmer vertrieb Langdons Benommenheit. »Das sind gute Neuigkeiten! Vielleicht weiß dieser Jemand ja, was mir zugestoßen ist!«

Die Ärztin blickte unsicher drein. »Es ist sehr merkwürdig, dass jemand hergekommen ist. Wir kannten bis eben nicht einmal Ihren Namen, und Sie sind noch nicht in unserem System registriert.«

Langdon kämpfte gegen die Sedativa an und richtete sich mühsam in seinem Bett auf.

»Wenn diese Person weiß, dass ich hier bin, dann muss sie auch wissen, was passiert ist!«

Dr. Brooks blickte zu Dr. Marconi, der sofort den Kopf schüttelte und auf seine Uhr tippte. Sie

wandte sich wieder an Langdon. »Das hier ist die Intensivstation«, erklärte sie. »Kein Besucher hat vor neun Uhr morgens Zutritt. Dr. Marconi wird nach vorn gehen und sich erkundigen, wer der Besucher ist und was er will.«

»Interessiert es vielleicht jemanden, was *ich* will?«, fragte Langdon.

Dr. Brooks lächelte geduldig, beugte sich dichter über Langdon und senkte die Stimme. »Mr. Langdon, es gibt ein paar Dinge, die Sie noch nicht wissen über gestern Abend ... in Bezug auf das, was Ihnen widerfahren ist. Und ich denke, es ist nur fair, dass Sie alle Fakten erfahren, *bevor* Sie mit irgendjemandem reden. Allerdings glaube ich, dass Sie im Moment noch zu schwach sind, um ...«

»Was für Fakten?«, rief Langdon aufgebracht und richtete sich noch mehr auf. Der intravenöse Eingang in seinem Unterarm zwickte, und sein Körper fühlte sich an, als wöge er mehrere hundert

Kilo. »Ich weiß nur, dass ich in einem Krankenhaus in Florenz liege und dass ich bei meiner Ankunft immer wieder die Worte ›very sorry‹ wiederholt habe ...!«

Ein erschreckender Gedanke schoss ihm durch den Kopf.

»Hatte ich einen Autounfall?«, fragte Langdon.
»Habe ich jemanden verletzt?«

»Nein, nein!«, antwortete sie hastig. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Aber was *dann*?«, hakte Langdon nach und sah beide Ärzte wütend an. »Ich habe ein *Recht* zu erfahren, was los ist!«

Ein längeres Schweigen folgte, und schließlich sah Dr. Marconi seine jüngere Kollegin an und nickte zögernd. Dr. Brooks seufzte. »Okay, ich sage Ihnen, was wir wissen ... und Sie werden sich nicht aufregen, versprochen?«

Langdon nickte. Die Kopfbewegung sandte einen stechenden Schmerz durch seinen Schädel.

Er ignorierte ihn, begierig auf Antworten.

»Als Erstes müssen Sie wissen ... Ihre Kopfwunde rührt nicht von einem Unfall her.«

»Na, das erleichtert mich ungemein.«

»Bestimmt nicht, glauben Sie mir. Ihre Wunde wurde nämlich durch eine Kugel verursacht.«

Langdons Herzfrequenzmonitor pingte wieder schneller. »*Wie bitte?*«

Dr. Brooks sprach mit fester Stimme. »Ein Schuss hat Ihre Schädeldecke gestreift, und Sie haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine Gehirnerschütterung erlitten. Sie haben Glück, dass Sie noch am Leben sind. Ein paar Zentimeter tiefer, und ...« Sie schüttelte den Kopf.

Langdon starrte sie ungläubig an. *Jemand hat auf mich geschossen?*

Draußen vor der Intensivstation wurden ärgerliche Stimmen laut. Es klang, als wollte der ominöse Besucher nicht länger warten. Fast im gleichen Moment sah Langdon, wie die schwere

Tür am anderen Ende des Ganges aufgestoßen wurde. Eine Frau näherte sich durch den Korridor.

Sie war von oben bis unten in schwarzes Leder gekleidet, wirkte stark und geschmeidig und hatte dunkle, kurz geschorene Haare, die mit Gel zu einer Stachelfrisur geformt waren. Sie bewegte sich so leichtfüßig, als berührte sie den Boden nicht, und hielt direkt auf Langdons Krankenzimmer zu.

Ohne zu zögern trat Dr. Marconi durch die offene Tür nach draußen, um die Besucherin aufzuhalten. »*Ferma qui!*«, sagte er in bestimmtem Ton und hob die Hand wie ein Polizist, der einen Autofahrer anhält.

Ohne innezuhalten zog die Fremde eine Pistole mit langem Schalldämpfer, zielte auf Dr. Marconis Brust und feuerte.

Ein Stakkato aus leisen *Plopps* folgte, und Langdon sah voller Entsetzen, wie Dr. Marconi rückwärts in den Raum stolperte und zu Boden

ging. Ungläubig fasste sich der Arzt mit beiden Händen an die Brust. Sein weißer Laborkittel war blutdurchtränkt.

Fünf Seemeilen vor der italienischen Küste steuerte die Siebzig-Meter-Luxusyacht *Mendacium* durch den fröh morgendlichen Dunst, der von der sanft rollenden Dünung der Adria aufstieg. Der Stealth-Rumpf der Yacht war in mattem Grau gestrichen und verlieh ihr die entschieden feindselige Aura eines Kriegsschiffs.

Bei einem Listenpreis von mehr als dreihundert Millionen Dollar war das Schiff ursprünglich mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten ausgestattet gewesen – Spa, Pool, Bordkino, Mini-U-Boot und Helikopterlandeplatz. Der Besitzer hatte allerdings wenig Interesse an diesem Komfort, als er die

Yacht fünf Jahre zuvor in Empfang genommen hatte, und die meisten Räume gleich wieder ausgeschlachtet, um eine hochmoderne, mit Blei abgeschirmte elektronische Kommandozentrale zu installieren.

Gespeist durch drei dedizierte Satellitenlinks und ein redundantes Array von terrestrischen Relaisstationen, verfügte der Kontrollraum der *Mendacium* über einen Stab von nahezu zwei Dutzend Personen: Techniker, Analytiker und Missionskoordinatoren. Sie lebten an Bord und standen in ständigem Kontakt mit den verschiedenen landbasierten Operationszentralen der Organisation.

Die bordeigenen Sicherheitseinrichtungen des Schiffes schlossen eine kleine Einheit von militärisch ausgebildeten Söldnern ein sowie zwei Raketenabwehrsysteme und ein Arsenal der modernsten Waffen, die es auf dem Markt zu kaufen gab. Weiteres Personal – Küche, Reinigung,

Service – erhöhte die Zahl der Menschen an Bord auf mehr als vierzig. Die *Mendacium* war im Endeffekt ein mobiles Bürogebäude, von dem aus der Eigner sein Imperium lenkte.

Bei seinen Angestellten nur als »der Provost« bekannt, war er ein kleiner, stämmiger Mann mit dunkler Haut und tiefliegenden Augen. Seine wenig imposante Erscheinung und seine direkte Art wirkten mehr als angemessen für jemanden, der sein riesiges Vermögen mit einem ganzen Spektrum verdeckter Dienstleistungen gemacht hatte, hart am Rande oder jenseits der Legalität.

Man hatte ihm schon viele Namen gegeben – Söldner ohne Seele, Vermittler der Sünde, Diener des Teufels –, doch er war nichts von alledem. Der Provost verschaffte seinen Klienten die Möglichkeit, ihren Angelegenheiten nachzugehen, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen, nicht mehr und nicht weniger – es war nicht sein Problem, dass die Menschheit zur Sünde neigte.

Trotz aller Verleumder und ihrer ethischen Einwände war der moralische Kompass des Provosts unverrückbar wie ein Fixstern. Er hatte sich seinen Ruf – und das Konsortium selbst – auf der Grundlage zweier goldener Regeln erarbeitet.

Versprich nie etwas, das du nicht halten kannst.

Belüge nie einen Klienten.

Niemals.

Im Lauf seiner Karriere hatte der Provost jedes Versprechen gehalten und nie gegen eine Vereinbarung verstoßen. Sein Wort war wie eine Bank – eine absolute Garantie. Sicher gab es Kontrakte, die abgeschlossen zu haben er im Nachhinein bedauerte, doch von ihnen zurückzutreten war für ihn nie eine Option gewesen.

An diesem Morgen betrat er den Balkon der Eignersuite seiner Yacht, blickte hinaus auf die schaumige See und versuchte die Unruhe zu

vertreiben, die sich in seinen Eingeweiden breitgemacht hatte.

Die Entscheidungen, die wir in unserer Vergangenheit gefällt haben, sind die Architekten unserer Gegenwart.

Die Entscheidungen des Provosts hatten ihn in die Lage versetzt, durch beinahe jedes Minenfeld zu navigieren und am Ende als Sieger hervorzugehen. An diesem Tag jedoch verspürte er eine ganz und gar ungewöhnliche Nervosität, während er auf die fernen Lichter des italienischen Festlands starrte.

Ein Jahr zuvor hatte er an Bord ebendieser Yacht eine Entscheidung getroffen, deren Folgen nun alles bedrohten, was er je geschaffen hatte. *Ich habe dem falschen Mann meine Dienste versprochen.* Damals hatte der Provost nicht wissen können, worauf er sich einließ. Doch die Fehleinschätzung hatte einen Sturm unvorhersehbarer Herausforderungen ausgelöst und

ihn gezwungen, einige seiner besten Agenten auszusenden mit dem Befehl, »alles nur Erdenkliche« zu tun, um sein schlingerndes Schiff am Kentern zu hindern.

Gegenwärtig wartete der Provost auf die Meldung eines ganz bestimmten Agenten.

Vayentha, dachte er, als er sich die athletische, stachelhaarige Spezialistin vorstellte. *Vayentha*, die ihm bis zu dieser Mission ohne Fehl und Tadel gedient hatte. Ihr war in der letzten Nacht ein verhängnisvoller Fehler unterlaufen, der unabsehbare Konsequenzen nach sich zog. Die vergangenen sechs Stunden waren ein einziges hektisches Agieren gewesen, der verzweifelte Versuch, die Situation wieder unter Kontrolle zu bringen.

Vayentha hatte behauptet, ihr Fehler sei einfach Pech gewesen – *das Gurren einer Taube zur falschen Zeit*.

Der Provost glaubte nicht an Pech. Alles, was

er unternahm, war so orchestriert, dass Zufall und Willkür keine Chance hatten. Kontrolle war das absolute Fachgebiet des Provosts – für ihn galt nur, jede Möglichkeit und jede Reaktion vorherzusehen und die Realität zum gewünschten Ergebnis zu lenken. Er hatte eine makellose Erfolgsbilanz und führte seine Unternehmungen mit äußerster Diskretion durch. Mit der Zeit hatte ihm dies eine atemberaubende Klientel beschert – Milliardäre, Politiker, Scheichs, sogar ganze Regierungen.

Im Osten zeigte sich das erste schwache Licht des Tages und löschte die Sterne über dem Horizont. Reglos und geduldig stand der Provost an Deck und wartete auf die Nachricht, dass Vayentha ihre Mission wie geplant abgeschlossen hatte.

Für einen Moment hatte Langdon das Gefühl, die Zeit wäre stehen geblieben.

Dr. Marconi lag reglos auf dem Boden, und aus seiner Brust strömte Blut. Langdon kämpfte gegen die Beruhigungsmittel in seinem Kreislauf an und blickte zu der stachelhaarigen Attentäterin, die sich nach wie vor durch den Gang näherte, als wäre nichts geschehen. Sie war nur noch wenige Meter von der offenen Zimmertür entfernt. Als sie Langdon sah, hob sie erneut die Waffe ... und zielte auf seinen Kopf.

Ich werde sterben!, dachte Langdon. *Hier und jetzt, auf der Stelle.*

Der Knall war ohrenbetäubend in dem kleinen Krankenzimmer der Intensivstation.

Langdon zuckte zusammen in dem Glauben, getroffen worden zu sein, doch der Knall war nicht aus der Pistole der Angreiferin gekommen.

Dr. Brooks hatte geistesgegenwärtig die schwere Metalltür des Zimmers ins Schloss geworfen und den Schlüssel umgedreht.

Mit angstvoll geweiteten Augen fuhr die junge Ärztin herum, kauerte sich neben ihren blutüberströmten Kollegen und fühlte ihm den Puls. Dr. Marconi hustete Blut, das ihm schaumig über die Lippen troff und in den dichten Bart lief. Dann erschlaffte er.

»*Enrico! No! Ti prego!*«, rief sie.

Draußen prasselte ein Kugelhagel gegen das Metall der Tür. Das Schrillen des Alarms hallte durch den Gang.

Irgendwie überwand Panik und Instinkt die Beruhigungsmittel, und dann war Langdon in

Bewegung. Er kletterte unbeholfen aus dem Bett, und ein sengend heißer Schmerz durchfuhr seinen rechten Unterarm. Im ersten Moment meinte er, eine Kugel hätte die Tür durchschlagen und ihn getroffen, doch als er an sich hinuntersah, stellte er fest, dass er sich den Infusionsschlauch herausgerissen hatte. In seinem Unterarm steckte noch der Katheter, aus dem warmes dunkelrotes Blut strömte.

Mit einem Schlag war Langdon hellwach.

Dr. Brooks kniete neben Marconis reglosem Körper. Sie fühlte ihm noch immer den Puls. Tränen stiegen ihr in die Augen. Plötzlich, als hätte jemand einen Schalter in ihr umgelegt, sprang sie auf und wandte sich Langdon zu. Ihre Miene zeigte die kühle Gefasstheit eines erfahrenen Notarztes mitten in einer Krise.

»Folgen Sie mir!«, befahl sie.

Sie packte Langdon am Arm und zerrte ihn durch das Zimmer. Das Prasseln von

schallgedämpften Schüssen und der Lärm vom Chaos draußen auf dem Gang hielten an, während Langdon auf unsicheren Beinen voranstolperte. Sein Verstand war wach, doch sein Körper stand noch unter dem Einfluss starker Medikamente und reagierte nur widerwillig. *Bewegung!* Der geflieste Boden fühlte sich kalt an unter seinen Füßen. Sein dünnes Krankenhaushemd war kaum lang genug für ihn. Warmes Blut rann ihm den Unterarm hinab und sammelte sich in seiner Handfläche.

Kugeln prasselten gegen den massiven Türknopf, und Dr. Brooks stieß Langdon unsanft in ein kleines Bad. Sie stockte, wandte sich um, rannte zurück zum Tresen und packte sein blutiges Jackett.

Vergessen Sie die verdammte Jacke!

Sie kehrte mit der Tweedjacke zu ihm zurück und sperrte hastig die Tür von innen zu. Genau in diesem Augenblick flog die Tür zum

Krankenzimmer auf.

Die junge Ärztin ergriff die Initiative. Sie trat durch das winzige Bad zu der zweiten Tür, die ins benachbarte Krankenzimmer führte. Dr. Brooks riss sie auf und zog Langdon quer durch den Raum bis zur nächsten Tür, hinter der sich wieder der Korridor befand. Erneut hörten sie gedämpfte Schüsse. Die Ärztin überzeugte sich rasch davon, dass der Gang leer war, dann zerrte sie Langdon den Flur entlang bis zum Treppenhaus. Die plötzliche Bewegung machte ihn schwindlig, und er spürte, dass er jeden Augenblick das Bewusstsein zu verlieren drohte.

Die nächsten fünfzehn Sekunden waren verschwommen ... Er stieg Treppen hinunter ... stolperte ... stürzte. Das Hämmern in seinem Kopf war nahezu unerträglich. Seine Sicht verschwamm immer mehr, und seine Muskeln waren träge. Jede Bewegung fühlte sich an wie eine verspätete Zeitlupe.

Und dann wurde es kalt.

Ich bin draußen.

Als Dr. Brooks ihn durch eine dunkle Gasse vom Gebäude wegführte, trat Langdon auf etwas Spitzes. Er stürzte hart auf das Pflaster. Sie bemühte sich, ihn auf die Beine zu ziehen, und schimpfte laut über das Betäubungsmittel, das sie ihm verabreicht hatte.

Als sie sich dem Ende der Gasse näherten, stolperte Langdon erneut. Diesmal ließ sie ihn liegen, rannte auf die Straße und rief laut nach jemandem, den Langdon nicht sehen konnte.

Dann sah er das Taxi. Es parkte vor dem Krankenhaus, und der Fahrer schien hinter dem Steuer zu schlafen. Dr. Brooks brüllte und wedelte wild mit den Armen. Endlich flammten die Scheinwerfer des Taxis auf, und es rollte gemächlich in ihre Richtung.

In der Gasse hinter Langdon flog eine Tür auf. Er blickte zurück und sah die dunkle Gestalt der

Attentäterin, die sich in schnellem Lauf näherte. Langdon versuchte auf die Beine zu kommen, doch die Ärztin war bereits bei ihm, zerrte ihn hoch und schob ihn auf die Rücksitzbank des wartenden Fiat-Taxis. Er landete halb auf dem Sitz und halb auf dem Boden, während Dr. Brooks sich auf ihn warf und die Tür hinter sich ins Schloss zog.

Der Fahrer drehte sich um und starrte mit verschlafenen Augen das bizarre Paar an, das soeben in seinen Wagen gestolpert war – eine junge Frau mit Pferdeschwanz und OP-Kittel und ein Mann mit blutendem Unterarm und halb zerrissenem Nachthemd. Er wollte ihnen gerade sagen, dass sie sich zum Teufel scheren sollten, als der Außenspiegel auf der Fahrerseite explodierte. Die Frau in der schwarzen Ledermontur kam mit gezogener Waffe aus der Gasse gerannt. Sie feuerte erneut. Blitzschnell riss Dr. Brooks Langdon mit sich zu Boden. Keine Sekunde zu früh – das Heckfenster zerbarst und überschüttete sie mit

einem Regen aus Glassplittern.

Der Fahrer benötigte keine weitere Aufforderung. Er rammte den Fuß auf das Gaspedal, und das Taxi raste mit quietschenden Reifen davon.

Langdon war am Rande der Bewusstlosigkeit.
Jemand versucht mich umzubringen! Aber ... warum?

Sie bogen um eine Ecke, und Dr. Brooks setzte sich wieder auf. Sie packte Langdons blutigen Arm. Der Katheter ragte in einem unnatürlichen Winkel aus der Wunde in seinem Arm.

»Sehen Sie aus dem Fenster!«, befahl sie ihm.

Langdon gehorchte. Draußen huschten in der Dunkelheit geisterhafte Grabsteine vorbei. Es schien irgendwie passend, dass sie an einem Friedhof vorbeifuhren. Langdon spürte, wie die Ärztin behutsam nach der Sonde tastete und sie dann ohne Vorwarnung mit einem Ruck herausriss.

Ein Blitz aus sengendem Schmerz durchfuhr

Langdon. Er spürte noch, wie er die Augen verdrehte, dann wurde alles schwarz.

Das schrille Läuten des Telefons riss den Provost aus seiner Betrachtung des Nebels, der über dem Wasser der Adria schwebte. Er wandte sich um und ging mit schnellen Schritten zurück in das Büro seiner Eignersuite.

Das wurde auch Zeit, dachte er ungeduldig.

Der Computermonitor auf seinem Schreibtisch hatte sich eingeschaltet und informierte ihn, dass der eingehende Anruf von einem schwedischen Sectra Tiger XS Telefon mit Stimmverschlüsselung kam und über vier nicht nachzuverfolgende Router geleitet wurde, bevor er auf der Yacht einging.

Er setzte sein Headset auf. »Hier ist der Provost«, meldete er sich und betonte dabei jedes Wort akribisch. »Berichten Sie.«

»Vayentha hier«, antwortete eine Frau.

Der Provost hörte die ungewöhnliche Nervosität in ihrem Tonfall. Agenten sprachen während eines Einsatzes nur in Ausnahmefällen direkt mit dem Provost, und noch seltener blieben sie nach einem Debakel wie dem der vergangenen Nacht bei ihm beschäftigt. In diesem speziellen Fall jedoch brauchte der Provost einen Agenten vor Ort, der beim Bewältigen der Krise half, und Vayentha war die am besten geeignete Person für den Auftrag.

»Ich habe neue Informationen«, sagte sie.

Der Provost schwieg – sein Signal an sie, den Bericht fortzusetzen.

Als sie sprach, war ihr Ton emotionslos. Offenbar bemühte sie sich um Professionalität. »Langdon ist entkommen«, sagte sie. »Er hat das

Objekt.«

Der Provost nahm schweigend auf dem Sessel am Schreibtisch Platz. Nach einer Weile ergriff er schließlich das Wort. »Ich verstehe. Ich nehme an, er wird sich an die Behörden wenden, sobald sich ihm eine Möglichkeit dazu bietet.«

Zwei Decks tiefer im abhörsicheren elektronischen Kommandozentrum der Yacht saß der Senior-Koordinator Laurence Knowlton in seiner Kabine und stellte fest, dass das Telefonat beendet war. Hoffentlich bedeutete das gute Nachrichten. Die Anspannung des Provosts in den letzten zwei Tagen war augenfällig gewesen, und jeder Mitarbeiter an Bord hatte gespürt, dass eine Operation im Gange war, bei der eine Menge auf dem Spiel stand.

Es steht sogar unfassbar viel auf dem Spiel. Vayentha darf sich diesmal nicht den kleinsten Fehler erlauben.

Knowlton war an sorgfältig ausgearbeitete Schlachtpläne gewöhnt, die er im Hintergrund betreute, doch dieses spezielle Szenario hatte sich in Chaos aufgelöst, und der Provost hatte persönlich die Leitung übernommen.

Wir bewegen uns auf unbekanntem Terrain.

Obwohl zeitgleich ein halbes Dutzend andere Missionen des Konsortiums liefen, wurden sie inzwischen von den verschiedenen Niederlassungen aus geleitet, sodass der Provost und sein Stab an Bord der *Mendacium* sich ganz auf diese eine Mission konzentrieren konnten.

Vor einigen Tagen hatte sich der Klient in Florenz von einem Turm gestürzt, doch standen noch zahlreiche Aufgaben aus – spezielle Aufträge, deren Erledigung er dem Konsortium ungeachtet der Umstände anvertraut hatte. Und das Konsortium beabsichtigte wie immer, diese Aufträge ohne Fragen zu erledigen.

Ich habe meine Befehle, dachte Knowlton. Er

hatte nicht vor, sie zu missachten. Er verließ seine schalldichte Glaskabine und passierte ein halbes Dutzend weiterer Kabinen – manche transparent, andere milchig –, in denen die Kollegen diverse Aspekte dieser einen Mission kontrollierten.

Knowlton durchquerte die kühle, gefilterte Luft des Hauptkontrollraums und betrat einen kleinen begehbaren Tresor mit einem Dutzend Stahlschränken darin. Er öffnete einen der Schränke und entnahm einen kleinen hellroten Memorystick. Gemäß der angehefteten Aufgabekarte enthielt der Stick eine große Videodatei. Laut Anweisung des Klienten sollte sie zu einem spezifizierten Zeitpunkt sämtlichen wichtigen Medienagenturen zugestellt werden.

Der anonyme Upload war kein Problem, doch musste die Datei gemäß Protokoll und Prozessdiagramm am heutigen Tag kontrolliert werden – vierundzwanzig Stunden *vor* der Lieferung. Dies sollte sicherstellen, dass dem

Konsortium ausreichend Zeit blieb für die eventuelle Entschlüsselung, Kompilierung oder andere vorbereitende Maßnahmen zum pünktlichen Upload.

Nichts bleibt dem Zufall überlassen.

Knowlton kehrte in sein transparentes Abteil zurück, schloss die schwere Glastür hinter sich, und augenblicklich kehrte Stille ein.

Er legte einen Schalter an der Wand um, und das Glas wurde von einer Sekunde zur anderen milchig. Sämtliche Glaswände an Bord der *Mendacium* bestanden aus sogenanntem SPD-Glas, einem Material, das polarisierbare Partikel enthielt. Diese Partikel ließen sich durch Anlegen einer elektrischen Spannung ausrichten oder randomisieren und machten das Glas entweder transparent oder undurchsichtig.

Der Grundpfeiler für den Erfolg des Konsortiums war Kompartimentalisierung.

Kenne nur deine eigene Mission. Rede mit

niemandem.

Nachdem er hinter seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, steckte Knowlton den Memorystick in seinen Computer und öffnete die Datei, um mit der Begutachtung zu beginnen.

Sein Bildschirm wurde augenblicklich schwarz. Aus den Lautsprechern drang das leise Plätschern von schwappenden Wellen. Langsam erschien ein Bild auf dem Schirm ... amorph und dunkel. Eine Szene nahm Gestalt an: das Innere einer Höhle, einer riesigen Kaverne. Der Boden schien einzig aus Wasser zu bestehen und wirkte wie ein unterirdischer See. Eigenartigerweise schien das Wasser von innen heraus zu glühen.

Knowlton hatte so etwas noch nie gesehen. Der gesamte Raum leuchtete in einem unheimlichen dunklen Rot, und über die farblosen Wände huschten tentakelartige Spiegelungen von sich kräuselndem Wasser. *Was ist das für ein Ort?*

Unter leisem Plätschern neigte sich die Kamera

langsam vor und sank tiefer, dem Wasser entgegen, bis sie die illuminierte Oberfläche durchdrang. Das plätschernde Geräusch wich einer unheimlichen Stille. Die Kamera sank tiefer und tiefer hinab, bis sie schließlich innehielt und auf den mit Schlick bedeckten Kavernengrund fokussierte.

Dort am Boden war eine rechteckige Tafel aus glänzendem Titan verankert.

Die Tafel trug eine Inschrift.

AN DIESEM ORT UND AN DIESEM TAG
WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Am unteren Rand der Tafel waren ein Name und ein Datum eingraviert.

Der Name war der ihres Klienten.

Das Datum ... morgen.

Langdon wurde aus seinem Delirium gerissen, als ihn kräftige Händen packten und aus dem Taxi zogen. Das Pflaster fühlte sich kalt an unter seinen nackten Füßen.

Gestützt auf die schlanke Gestalt von Dr. Brooks stolperte Langdon den menschenleeren Gehweg zwischen zwei Wohngebäuden entlang. Die morgendliche Luft war frisch, und eine Brise ließ sein Krankenhaus-Nachthemd flattern. Er spürte Kälte an Stellen, wo er sie nicht spüren wollte.

Das Sedativum, das man ihm im Krankenhaus verabreicht hatte, benebelte seinen Verstand

ebenso wie seine Sicht. Er fühlte sich wie unter Wasser, als versuchte er, sich einen Weg durch eine schwach erleuchtete, viskose Welt zu bahnen. Sienna Brooks zog ihn weiter und stützte ihn zugleich mit überraschender Kraft.

»Jetzt kommt eine Treppe«, sagte sie, und Langdon erkannte, dass sie den Seiteneingang eines Gebäudes erreicht hatten.

Mit einer Hand am Geländer mühte er sich benommen nach oben, eine Stufe nach der anderen. Sein Körper reagierte schwerfällig. Dr. Brooks schob ihn weiter. Als sie oben angekommen waren, tippte sie eine Ziffernfolge in ein verrostetes altes Tastenfeld, und ein elektrischer Summer ertönte. Die Tür öffnete sich.

Die Luft im Innern des Hauses war nicht viel wärmer, doch der geflieste Boden unter seinen Fußsohlen fühlte sich weich wie ein Teppich an im Vergleich zum rauen Straßenpflaster. Dr. Brooks führte Langdon zu einem winzigen Aufzug und zog

eine Falttür auf. Sie bugsierte ihn in die Kabine, die nicht größer als eine Telefonzelle war. Die Luft im Innern roch nach MS-Zigaretten – ein bittersüßes Aroma, das in Italien so allgegenwärtig schien wie das von frischem Espresso. Es half Langdon ein wenig, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Die Ärztin drückte einen Knopf, und irgendwo hoch über ihnen setzte sich eine Reihe müder alter Zahnräder klackend und surrend in Bewegung.

Nach oben ...

Der klapprige Lift vibrierte und wackelte, als er seinen Aufstieg begann. Weil die Wände nur aus Metallgittern bestanden, starrte Langdon auf die langsam vorbeigleitenden Innenseiten des Aufzugsschachts. Selbst in seinem halb bewussten Zustand war die alte Angst vor dunklen, beengten Räumen wach und lebendig.

Sieh nicht hin.

Er lehnte sich an die Wand und versuchte

seinen Atem zu kontrollieren. Sein Unterarm schmerzte, und als er an sich hinabsah, stellte er fest, dass Dr. Brooks den Ärmel seines Harris-Tweeds zweckentfremdet hatte, um die Wunde provisorisch zu verbinden. Den Rest des ruinierten, verdreckten Jacketts zog er auf dem Boden hinter sich her.

Langdon schloss die Augen in der Hoffnung, den pochenden Kopfschmerz zu lindern. Sofort umfing ihn die Schwärze.

Eine inzwischen vertraute Vision erschien vor seinem inneren Auge – die statuengleiche verschleierte Frau mit dem Amulett und dem silbernen Haar. Sie sah Langdon an. *Suche, und du wirst finden*, sagte sie mit flehender Stimme.

Langdon verspürte das überwältigende Gefühl, sie retten zu müssen ... *sie alle* retten zu müssen. Die emporragenden Beinpaare der eingegrabenen Gestalten erschlafften, eines nach dem anderen.

Wer bist du?, rief er im Geiste nach der Frau.

Was willst du von mir?

Ihr dichtes silbernes Haar wehte in einer heißen Brise, und sie berührte das Amulett an ihrer Halskette. *Die Zeit drängt*, flüsterte sie. Ohne jede Vorwarnung ging sie in einer blendend grellen Flammensäule auf, die über den Fluss wehte und sie beide umfing.

Langdon stieß einen erschrockenen Schrei aus und riss die Augen auf.

Dr. Brooks musterte ihn besorgt. »Was ist?«

»Ich habe immer wieder diese Halluzinationen!«, rief er. »Jedes Mal die gleiche Szene!«

»Die silberhaarige Frau? Und all die vielen Toten?«

Langdon nickte. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen.

»Sie werden wieder gesund«, sagte Dr. Brooks beruhigend. »Wiederkehrende Halluzinationen sind völlig normal bei Amnesien. Die Hirnfunktionen,

die Ihre Erinnerungen sortieren und katalogisieren, sind vorübergehend durcheinandergeraten, und deswegen wird alles in einem großen Bild vermischt.«

»Kein sehr schönes Bild«, stieß er hervor.

»Ich weiß, aber bis Sie wieder gesund sind, werden Ihre Erinnerungen durcheinander und wirr sein, Vergangenheit, Gegenwart und Imagination, alles zusammen. Das gleiche geschieht übrigens auch in Träumen.«

Der Aufzug hielt ruckend an, und Dr. Brooks zog die Falttür auf. Dann stolperten sie weiter, einen dunklen, schmalen Korridor entlang. Sie passierten ein Fenster. Draußen tauchte die Silhouette von Florenz langsam im ersten fahlen Licht der Morgendämmerung auf. Am anderen Ende des Korridors bückte sich die junge Ärztin, nahm unter dem Topf einer durstig aussehenden Pflanze einen Schlüssel hervor und schloss damit die Tür vor sich auf.

Die Wohnung dahinter war winzig. Die Luft roch nach altem Teppichboden und einer mit Vanille aromatisierten Kerze. Das Mobiliar war bestenfalls als spärlich zu bezeichnen – zusammengewürfelt, als stammte es von einem Flohmarkt oder einem Hinterhofladen. Dr. Brooks drehte an einem Thermostaten, und die Radiatoren erwachten laut zum Leben.

Sie blieb einen Moment stehen, schloss die Augen und atmete tief durch. Dann drehte sie sich um und half Langdon in eine bescheidene Kochnische mit einem Resopaltisch und zwei wackligen Stühlen.

Langdon machte einen Schritt auf einen Stuhl zu, um sich zu setzen, doch Dr. Brooks packte ihn mit einer Hand beim Arm, während sie mit der anderen eine Schranktür öffnete. Der Schrank war fast leer ... ein paar Cracker, ein paar Beutel Pasta, eine Dose Cola und eine Flasche *NoDoz*.

Sie nahm das NoDoz und schüttete Langdon

sechs Kapseln in die Hand. »Koffein«, sagte sie. »Ich nehme es, wenn ich Nachtschicht habe wie heute.«

Langdon steckte sich die Kapseln in den Mund und sah sich suchend nach einem Schluck Wasser um.

»Sie müssen sie kauen«, sagte sie. »Dann geht das Koffein schneller ins Blut und hilft, das Sedativum zu neutralisieren.«

Langdon zerbiss die Kapseln und verzog das Gesicht. *Sehr bitter*. Das Medikament war eindeutig dazu gedacht, unzerkaut eingenommen zu werden. Dr. Brooks öffnete den Kühlschrank und reichte Langdon eine halbleere Flasche San Pellegrino. Dankbar trank er einen großen Schluck.

Die Ärztin griff nach seinem rechten Arm und löste den improvisierten Verband, der einmal Langdons Jacke gewesen war. Dann untersuchte sie die Wunde behutsam. Langdon spürte das Zittern ihrer schlanken Hände.

»Sie werden es überleben«, verkündete sie.

Langdon hoffte, dass das auch für die junge Ärztin galt. Er konnte sich beim besten Willen nicht erklären, was ihnen beiden in der letzten halben Stunde widerfahren war. »Hören Sie, Doktor«, sagte er. »Wir müssen jemanden anrufen. Das Konsulat ... die Polizei, ich weiß nicht. Irgendwen.«

Sie nickte zustimmend. »Und Sie können aufhören, mich Dr. Brooks zu nennen. Ich heiße Sienna.«

Langdon nickte. »Danke. Ich heiße Robert.« Die Bindung, die sie bei der gemeinsamen Flucht um ihr nacktes Leben eingegangen waren, war ganz sicher Rechtfertigung genug dafür, sich mit Vornamen anzureden. »Sie sind also Britin?«

»Ich bin in Großbritannien geboren, ja.«

»Sie haben keinen Akzent.«

»Das ist gut«, antwortete sie. »Ich habe hart daran gearbeitet, ihn loszuwerden.«

Langdon wollte schon nach dem Grund dafür fragen, doch Sienna bedeutete ihm mitzukommen. Sie führte ihn durch eine kleine Diele in ein beengtes, schwach erleuchtetes Badezimmer. Im Spiegel über dem Waschbecken sah er zum ersten Mal seit der Flucht aus dem Krankenhaus sein Spiegelbild.

Nicht gut. Langdons dichtes Haar war verfilzt, und seine Augen sahen blutunterlaufen und müde aus. Sein Kinn war von einem Stoppelbart bedeckt.

Sienna drehte den Wasserhahn auf und hielt Langdons verletzten Unterarm unter das eisige Wasser. Es brannte, doch er hielt mit zusammengebißenen Zähnen still.

Sienna nahm einen frischen Waschlappen und benetzte ihn mit antibakterieller Seife. »Vielleicht möchten Sie wegsehen.«

»Keine Sorge, es macht mir nichts ...«

Sie schrubbte die Wunde gründlich, und glühendheißer Schmerz schoss Langdons Arm

hinauf. Es kostete ihn all seine Konzentration, nicht protestierend aufzuschreiben.

»Wir wollen schließlich nicht, dass sich die Wunde entzündet«, sagte sie und schrubbte noch fester. »Abgesehen davon – wenn Sie die Behörden informieren wollen, sollten Sie wacher sein, als Sie es jetzt sind. Nichts aktiviert die Adrenalinproduktion besser als Schmerz.«

Langdon hielt weitere volle zehn Sekunden durch, bevor er den Arm entschlossen wegriss. *Genug!* Zugegebenermaßen fühlte er sich stärker und wacher; das Brennen in seinem Arm überschattete die Kopfschmerzen völlig.

»Gut«, sagte sie, drehte das Wasser ab und tupfte den Arm mit einem sauberen Handtuch trocken. Anschließend legte sie ihm einen kleinen Verband an. Langdon fiel etwas auf, das ihn zutiefst durcheinanderbrachte.

Seit nahezu vier Jahrzehnten hatte er eine antike Mickey-Mouse-Sammleruhr getragen, ein

Geschenk seiner Eltern. Miceys lachendes Gesicht und seine wild kreisenden Arme hatten ihn tagein, tagaus ermahnt, häufiger zu lächeln und das Leben nicht so ernst zu nehmen.

»Meine ... meine Uhr!«, stammelte er. »Sie ist weg!« Ohne die Uhr fühlte er sich mit einem Mal unvollständig. »Hatte ich sie an, als ich ins Krankenhaus kam?«

Sienna musterte ihn ungläubig angesichts der Tatsache, dass er wegen einer derart trivialen Angelegenheit so aufgebracht reagierte. »Ich erinnere mich an keine Uhr. Machen Sie sich einfach sauber, okay? Ich bin in ein paar Minuten wieder da, und dann finden wir gemeinsam heraus, wie wir Hilfe für Sie organisieren.« Sie wandte sich zum Gehen, stockte jedoch und sah ihm im Spiegel in die Augen. »Während ich weg bin, denken Sie besser genau darüber nach, warum jemand Sie töten will. Ich könnte mir vorstellen, dass das die erste Frage ist, die Ihnen die

Behörden stellen werden.«

»Warten Sie – wo gehen Sie hin?«

»Sie können nicht halbnackt mit der Polizei reden, richtig? Ich organisiere ein paar Sachen zum Anziehen. Mein Nachbar hat ungefähr Ihre Größe. Er ist nicht zu Hause, und ich versorge seine Katze. Er ist mir was schuldig.«

Mit diesen Worten wandte sie sich ab und war verschwunden.

Robert Langdon drehte sich zu dem winzigen Spiegel über dem Waschbecken um. Er erkannte die Person kaum wieder, die ihm entgegenblickte. *Jemand will meinen Tod.* In Gedanken hörte er die Aufzeichnung seines eigenen delirierenden Gemurmels.

Very sorry. Very sorry.

Er durchforstete sein Gedächtnis nach einem Erinnerungsfetzen ... irgendetwas. Er fand nichts als Leere. Langdon wusste nur, dass er in Florenz war und einen Streifschuss am Kopf hatte.

Während er in seine eigenen müden Augen starrte, hoffte er fast, dass er im nächsten Moment im bequemen Lesesessel seines Wohnzimmers aufwachen würde, ein leeres Martiniglas in der einen Hand und eine Ausgabe von *Die toten Seelen* in der anderen, und dass er sich lediglich fest vornehmen müsste, niemals wieder *Bombay Sapphire* mit *Gogol* zu mischen.

Langdon streifte sein blutiges Krankenhausnachthemd ab und wickelte sich ein Handtuch um die Hüften. Nachdem er sich Wasser ins Gesicht gespritzt und den Unterarm gesäubert hatte, betastete er vorsichtig die Stiche an seinem Hinterkopf. Die Narbe schmerzte, doch wenigstens war sie kaum noch zu sehen, wenn er die Haare über die Stelle strich. Die Koffeinkapseln zeigten schon Wirkung, und endlich begann sich der Nebel in seinem Kopf zu lichten.

Denk nach, Robert, versuch dich zu erinnern!

Das kleine fensterlose Badezimmer entfachte plötzlich seine Klaustrophobie, und Langdon trat

hinaus und durchquerte die Diele bis zu der halb offenen Tür, durch die natürliches Licht fiel. Der Raum dahinter war ein improvisiertes Arbeitszimmer mit einem billigen Schreibtisch, einem abgewetzten Drehstuhl, einem Haufen Büchern auf dem Fußboden und – *Gott sei Dank!* – einem Fenster, auf das Langdon gleich zuging.

In der Ferne stieg soeben die toskanische Sonne über die höchsten Spitzen der erwachenden Stadt – den Campanile, die Badia, den Bargello. Langdon drückte die Stirn an das kühle Glas. Die Märzlufte war frisch und kalt und betonte das volle Spektrum des Sonnenlichts, das hinter den Hügeln hervorkam.

Malerlicht nennen sie es.

Im Herzen der Silhouette erhob sich eine monumentale Kuppel aus roten Ziegeln, deren Zenith verziert war mit einer vergoldeten Kupferkugel. Sie erstrahlte im Morgenlicht wie ein Leuchtfeuer. *Il Duomo*. Brunelleschi hatte mit der

Konstruktion der gewaltigen Basilika-Kuppel Architekturgeschichte geschrieben, und die hundertfünfzehn Meter hohe Kuppel stand noch heute, fünfhundert Jahre später, wie ein unerschütterlicher Gigant auf der Piazza del Duomo.

Was um alles in der Welt mache ich in Florenz?

Langdon war ein *Aficionado* italienischer Kunst, und Florenz war eines seiner Lieblingsziele in Europa. Dies war die Stadt, in deren Straßen Michelangelo als Kind gespielt und in deren Werkstätten die italienische Renaissance begonnen hatte. Die Stadt, deren Galerien Millionen Reisende anlockten, um Botticellis *Geburt der Venus* zu bewundern, Leonardos *Verkündigung Mariae* oder den Stolz der ganzen Stadt: *Il Davide*.

Langdon war fasziniert von Michelangelos *David*, seit er ihn als Teenager zum ersten Mal

gesehen hatte, beim Betreten der Accademia di Belle Arti. Damals war er langsam durch die Phalanx der unvollendeten *Prigioni* gegangen ... und hatte gespürt, wie sein Blick mit unausweichlicher Macht nach oben wanderte auf das über fünf Meter hohe Meisterwerk. Die schiere Größe und die Definition der Muskulatur verschlugen den meisten Besuchern beim ersten Mal die Sprache, doch Langdon war am meisten beeindruckt gewesen von der genialen Pose des David. Michelangelo hatte die klassische Tradition des *contraposto* verwendet, um die Illusion zu erzeugen, dass sich David nach rechts lehnte und sein linkes Bein nahezu kein Gewicht trug, obwohl es in Wahrheit mehrere Tonnen Marmor stützte.

Der *David* hatte in Langdon zum ersten Mal die Wertschätzung für wahre Bildhauerkunst erweckt. Er fragte sich, ob er das Meisterwerk im Verlauf der letzten Tage besucht hatte, doch nach wie vor konnte er nur eine Erinnerung heraufbeschwören:

sein Erwachen im Krankenhaus und die Geschehnisse, die dazu geführt hatten, dass der unschuldige Arzt vor seinen Augen niedergeschossen worden war. *Very sorry. Very sorry.*

Die Schuldgefühle waren so stark, dass ihm beinahe übel wurde. *Was habe ich getan?*

Wie er am Fenster stand, nahm er aus den Augenwinkeln einen Laptop-Computer auf dem Schreibtisch wahr. Was immer Langdon in der vergangenen Nacht zugestoßen sein mochte, es stand mit ziemlicher Sicherheit in den Nachrichten.

Wenn ich ins Internet kann, finde ich vielleicht die Antwort.

Langdon drehte sich zur Tür. »Sienna?«, rief er.

Keine Antwort. Sie war in der Wohnung ihres Nachbarn und suchte nach passenden Kleidungsstücken für ihn.

Er zweifelte nicht daran, dass Sienna Verständnis für sein Eindringen in ihre

Privatsphäre haben würde, und klappte den Laptop auf. Die Maschine fuhr hoch.

Der Startbildschirm erhellte sich – blaue Wolken, ein Standardhintergrund. Langdon ging auf die Seite von *Google Italia* und tippte seinen Namen in das Suchfeld: *Robert Langdon*.

Wenn meine Studenten mich jetzt sehen könnten, dachte er, als er auf den Such-Button klickte. Er schimpfte ständig darüber, dass sie nach sich selbst googelten – eine bizarre neue Freizeitbeschäftigung und ein Symptom der krankhaften Sucht nach persönlichem Ruhm, der die gesamte amerikanische Jugend heimzusuchen drohte.

Die Seite mit den Ergebnissen erschien – Hunderte von Treffern, die sich auf Langdon bezogen, seine Bücher, seine Vorträge. *Nicht das, wonach ich suche*.

Langdon grenzte die Suche ein, indem er *Nachrichten* auswählte.

Eine neue Seite erschien. Nachrichten mit
»Robert Langdon« im Resultat.

Signierstunden: Robert Langdon liest in ...

Graduiertenansprache von Robert Langdon ...

Robert Langdon publiziert Symbol-Primer
für ...

Die Liste war mehrere Seiten lang, und doch
sah Langdon nichts Neues – jedenfalls nichts, was
seine missliche Lage erklärte. *Was ist gestern
Nacht passiert?* Langdon suchte weiter, rief die
Webseite von *The Florentine* auf, die
englischsprachige Ausgabe der in Florenz
erscheinenden Zeitung. Er überflog die
Schlagzeilen, neuesten Meldungen und den
Polizeibericht, las einige Artikel über einen
Wohnungsbrand, einen Unterschlagungsskandal in
Regierungskreisen und verschiedene kleinere
Straftaten.

Überhaupt nichts?

Er stockte bei einer Eilmeldung über einen

Vertreter der Stadt, der in der vergangenen Nacht auf dem Platz vor der Kathedrale an einem Herzanfall gestorben war. Der Name des Mannes wurde noch nicht genannt, doch gab es bislang keinen Hinweis auf eine Straftat.

Schließlich, weil er nicht wusste, was er sonst noch machen sollte, loggte Langdon sich in seinen E-Mail-Account bei Harvard ein, um seine Nachrichten durchzugehen. Vielleicht fand sich dort eine Antwort. Vergeblich – nichts außer der üblichen Flut von Mails seiner Kollegen, Studenten und Freunde, viele davon Erinnerungen an Termine in der kommenden Woche.

Es ist, als hätte niemand bemerkt, dass ich weg bin.

Mit wachsender Unsicherheit fuhr Langdon den Computer herunter und klappte den Deckel zu. Er stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als etwas seine Aufmerksamkeit weckte. Am Rand von Siennas Schreibtisch, auf einem Stapel alter

medizinischer Journale und Fachzeitschriften, stand ein Polaroid-Foto. Der Schnappschuss zeigte Sienna Brooks und ihren bärtigen Arztkollegen, die nebeneinander im Flur eines Krankenhauses standen und lachten.

Dr. Marconi, dachte Langdon, gequält von Schuldgefühlen, als er das Foto aufnahm und betrachtete.

Als er es auf den Stapel Zeitschriften zurückstellen wollte, bemerkte er das vergilbte Faltblatt obenauf – ein abgegriffenes Theaterprogramm vom *London Globe Theatre*. Offensichtlich handelte es sich um eine Produktion von Shakespeares *Mittsommernachtstraum* ... von vor fast fünfundzwanzig Jahren.

Auf dem Deckblatt stand mit Textmarker eine handschriftliche Nachricht. *Schatz, vergiss nie, dass du ein Wunder bist.*

Langdon nahm das Faltblatt zur Hand, und einige Zeitungsausschnitte fielen heraus und

landeten auf dem Schreibtisch. Hastig schlug er das Faltblatt auf, um die Ausschnitte wieder hineinzulegen ... und hielt überrascht inne.

Er starrte auf das Foto einer Kinderschauspielerin, die Shakespeares schelmischen Elfen Puck dargestellt hatte. Das Mädchen konnte nicht älter gewesen sein als fünf Jahre, und das blonde Haar war zu einem vertrauten Pferdeschwanz zurückgebunden.

Die Bildunterschrift lautete: *Ein Star wird geboren.*

Der dann folgende Text war die überschwängliche Biografie eines Wunderkinds – Sienna Brooks – mit einem IQ, der alle Maßstäbe sprengte. Sie hatte in einer einzigen Nacht den Text jeder einzelnen Rolle des Stückes auswendig gelernt und ihren Kollegen während der ersten Proben häufig souffliert. Unter den Hobbys der Fünfjährigen waren Violine, Schach, Biologie und Chemie. Das Kind eines wohlhabenden Ehepaars

aus dem Londoner Vorort Blackheath war in wissenschaftlichen Kreisen bereits eine Berühmtheit. Mit vier Jahren hatte Sienna eine Schachpartie gegen einen Großmeister gewonnen, und sie las Bücher in drei Sprachen.

Mein Gott, dachte Langdon. *Sienna. Das erklärt einiges.*

Langdon erinnerte sich an einen der berühmtesten Absolventen von Harvard, ein Wunderkind namens Saul Kripke, das sich im Alter von sechs Jahren selbst Hebräisch beigebracht und mit zwölf sämtliche Werke von Descartes gelesen hatte. Erst vor Kurzem hatte Langdon von einem jungen Wunderknaben namens Moshe Kai Cavalin gelesen, der im Alter von elf Jahren den Collegeabschluss mit einem Einser-Durchschnitt geschafft, einen nationalen Titel in einer Kampfsportart gewonnen und mit vierzehn Jahren sein erstes Buch mit dem Titel *We Can Do* geschrieben hatte.

Langdon nahm einen anderen Zeitungsausschnitt zur Hand, der Sienna im Alter von sieben Jahren zeigte: KINDGENIE ERREICHT IQ VON 208.

Langdon hatte nicht gewusst, dass die Skala zur Messung der Intelligenz überhaupt so weit reichte. Dem Bericht zufolge war Sienna Brooks eine virtuose Violinistin, lernte eine neue Sprache innerhalb eines Monats fließend und studierte autodidaktisch Anatomie und Physiologie.

Er überflog einen weiteren Ausschnitt aus einem medizinischen Journal. DIE ZUKUNFT DES DENKENS – NICHT ALLE GEISTER SIND GLEICH.

Dieser Artikel zeigte ein Foto von Sienna, inzwischen vielleicht zehn Jahre alt und immer noch flachsblond, neben einem großen medizinischen Apparat. Der Artikel enthielt ein Interview mit einem Arzt, demzufolge PET-Scans von Siennas Großhirn ergeben hatten, dass es sich *physisch* von anderen Gehirnen unterschied.

Siennas Gehirn war sowohl größer als auch effizienter und besaß die Fähigkeit, räumlich-visuelle Informationen auf eine Weise zu verarbeiten, die sich die meisten Menschen nicht einmal vorstellen konnten. Der Arzt schrieb Siennas physischen Vorteil einem ungewöhnlich schnellen Zellwachstum im Gehirn zu, ähnlich einer Krebsgeschwulst, nur dass in ihrem Fall das gutartige Gewebe wucherte statt der gefährlichen Krebszellen.

Langdon fand einen Ausschnitt aus einer Kleinstadtzeitung.

DER FLUCH DER BRILLANZ.

Diesmal war kein Foto dabei. Es war die Geschichte eines jungen Genies, Sienna Brooks, das auf normale Schulen zu gehen versucht hatte, jedoch wegen seiner Andersartigkeit von den übrigen Schülern schikaniert worden war. Der Artikel beschrieb die Einsamkeit, die derart begabte junge Menschen empfinden. Ihre sozialen

Fähigkeiten können nicht annähernd mit den intellektuellen mithalten, was häufig dazu führt, dass sie von Gleichaltrigen ausgestoßen werden.

Dem Bericht zufolge war Sienna im Alter von acht Jahren von zu Hause weggelaufen und hatte das Kunststück vollbracht, zehn Tage lang unentdeckt zu bleiben. Man hatte sie in einem besseren Londoner Hotel gefunden, wo sie sich als Tochter eines Gasts ausgegeben, einen Schlüssel gestohlen und auf eine fremde Zimmernummer Essen bestellt hatte. Allem Anschein nach hatte sie die Woche damit verbracht, alle 1600 Seiten von *Gray's Anatomy* zu lesen. Auf die Frage der Behörden, warum sie ärztliche Fachliteratur lese, hatte sie geantwortet, dass sie herausfinden wolle, was mit ihrem Gehirn nicht stimme.

Langdon fühlte mit dem kleinen Mädchen mit. Er konnte sich kaum vorstellen, wie einsam ein Kind sein musste, das so grundlegend anders war als andere Kinder. Er faltete die Ausschnitte

wieder zusammen und hielt inne, um einen letzten Blick auf das Foto der fünfjährigen Sienna in der Rolle des Puck zu werfen. *Wenn ich an die fast surreale erste Begegnung mit ihr heute Morgen denke, passt die Rolle des schelmischen Elfs irgendwie zu ihr.* Langdon wünschte, er könnte wie die Darsteller im Stück einfach aufwachen und so tun, als wären seine jüngsten Erlebnisse nichts weiter als ein Traum.

Sorgfältig legte er alle Ausschnitte zurück in das Faltblatt und klappte es zu. Als er die Handschrift auf dem Deckblatt sah, überkam ihn eine unerwartete Melancholie. *Schatz, vergiss nie, dass du ein Wunder bist.*

Sein Blick wanderte nach unten zu dem vertrauten Symbol auf dem Deckblatt – dem gleichen frühgriechischen Piktogramm, das die meisten Theaterprogramme überall auf der Welt verzierte und zu einem Synonym für dramatisches Theater geworden war: Das Maskenpaar, *le*

maschere.



Langdon betrachtete die ikonischen Gesichter von Komödie und Tragödie, die vom Papier zu ihm hochstarrten, und plötzlich hörte er ein merkwürdiges Summen – als würde langsam eine Saite in seinem Kopf straffgezogen. Ein schmerzender Stich durchfuhr seinen Schädel. Geisterhafte Bilder von einer Maske schwebten vor seinen Augen. Er ächzte, ließ sich in den Stuhl fallen, kniff die Augen fest zusammen hielt sich mit beiden Händen den Kopf.

In dieser Dunkelheit kehrten die bizarren Visionen machtvoll zurück ... grell und lebendig. Wieder sah er die silberhaarige Frau mit dem

Amulett. Sie rief von der anderen Seite des blutroten Flusses nach ihm. Ihre verzweifelten Rufe waren in der stinkenden Luft klar und deutlich zu hören und übertönten die Schreie der Gefolterten und Sterbenden, die die Landschaft sich windend und zuckend übersäten, so weit das Auge reichte. Abermals sah Langdon das verzweifelt in der Luft zappelnde Beinpaar mit dem aufgemalten R, dessen zugehöriger Oberkörper im Erdreich steckte.

Suche und finde!, rief die Frau Langdon zu. *Die Zeit drängt!*

Wie zuvor spürte Langdon den überwältigenden Drang, ihr zu helfen ... *allen* zu helfen. *Wer bist du?*, rief er über den schäumenden roten Fluss hinweg.

Wieder hob die Frau ihren Schleier, um dasselbe atemberaubend schöne Gesicht zu enthüllen, das Langdon schon kannte.

Ich bin das Leben, sagte sie.

Ohne Vorwarnung erschien im Himmel über ihr ein kolossales neues Bild – eine furchterregende Maske mit einer langen, schnabelartigen Nase und zwei glühenden grünen Augen, die Langdon ausdruckslos anstarrten.

Und ich ... bin der Tod, dröhnte eine tiefe Stimme.

Langdon riss die Augen auf und sog erschrocken den Atem ein. Er saß noch immer am Schreibtisch der jungen Ärztin, den Kopf in den Händen, mit wild pochendem Herzen.

Was zum Teufel passiert mit mir?

Er sah die silberhaarige Frau und die Schnabelmaske noch lebhaft vor sich. *Ich bin das Leben. Ich bin der Tod.* Er versuchte, die Vision abzuschütteln, doch sie fühlte sich an wie in sein Gehirn eingebrannt. Auf dem Schreibtisch vor ihm starrten ihn die beiden Theatermasken des Programmhefts an.

Ihre Erinnerungen sind durcheinander und

wirr ... Vergangenheit, Gegenwart und Imagination ... alles zusammengemischt, hatte Sienna ihm erklärt.

Langdon war schwindlig.

In der Küche läutete ein Telefon. Es war ein durchdringender, altmodischer Klingelton.

»Sienna?«, rief Langdon und erhob sich.

Keine Antwort. Sie war noch nicht wieder zurück. Nach zwei weiteren Klingelzeichen schaltete sich ein Anrufbeantworter ein.

»*Ciao, sono io*«, meldete sich Siennas Stimme fröhlich in der Ansage. »*Lasciatemi un messaggio e vi richiamerò.*«

Ein Piepton erklang, und eine Frau mit schwerem osteuropäischem Akzent sprudelte voller Panik los. Ihre Stimme hallte durch die Diele. »Sienna, ist Danikova hier! Wo du bist? Hier alles *furchtbar*! Dein Freund, Dr. Marconi, sein *tot*! Ganze Hospital *spielen verrückt*! Polizei hergekommen. Leute sagen zu Polizei, du rennen

weg, versuchen *Patient* zu retten? *Warum?* Du nicht kennen Patient! Jetzt Polizei suchen *dich*! Nehmen Akte mit. Ich weiß Informationen falsch – falsche Adresse, falsche Nummern, falsche Visum – so sie dich nicht finden heute, aber bald! Ich versuchen dich zu warnen. Mir tut leid, Sienna, so leid!«

Die Anruferin legte auf.

Langdon spürte wieder Gewissensbisse. Der Nachricht nach zu urteilen, hatte Dr. Marconi Sienna im Krankenhaus arbeiten lassen. Jetzt hatte Langdons Anwesenheit den Arzt das Leben gekostet, und Siennas instinktive Rettungsaktion würde schlimme Konsequenzen für sie haben.

In diesem Moment schloss sich laut eine Tür am anderen Ende der Wohnung.

Sie ist zurück.

Einen Augenblick später plärrte der Anrufbeantworter los. »Sienna, ist Danikova hier! Wo du sein ...?«

Langdon verzog das Gesicht. Hastig legte er das Programmheft weg und räumte den Schreibtisch auf. Dann schlüpfte er durch die Diele ins Badezimmer. Er fühlte sich schuldig wegen seines heimlichen Blicks in Siennas Vergangenheit.

Zehn Sekunden später klopfte es leise an der Tür. »Ich hänge Ihnen die Sachen an den Knauf«, sagte Sienna. Ihre Stimme war rau vor Emotion.

»Ich danke Ihnen sehr«, sagte Langdon.

»Wenn Sie fertig sind, kommen Sie bitte in die Küche«, fügte sie hinzu. »Ich muss Ihnen dringend etwas zeigen, bevor wir jemanden anrufen.«

Müde ging Sienna durch den kleinen Flur der Wohnung in ihr bescheidenes Schlafzimmer. Sie nahm eine Jeans und einen Pullover aus dem Schrank und betrat damit das Bad.

Vor dem Spiegel sah sie sich in die Augen, dann packte sie ihren dicken blonden Pferdeschwanz und zog fest daran. Die Perücke

löste sich von ihrem kahlen Schädel.

Aus dem Spiegel starrte ihr eine haarlose zweiunddreißig Jahre alte Frau entgegen.

Sienna hatte keinen Mangel an Herausforderungen im Leben gehabt. Im Laufe der Zeit hatte sie sich angewöhnt, in der Not auf ihren Intellekt zu vertrauen. Ihre gegenwärtige Zwangslage erschütterte sie jedoch auf einer tiefen, emotionalen Ebene.

Sie legte die Perücke beiseite und wusch sich das Gesicht und die Hände. Nach dem Abtrocknen wechselte sie in frische Sachen, setzte die Perücke wieder auf und rückte sie behutsam zurecht. Selbstmitleid war ein Gefühl, das Sienna nur selten tolerierte, doch als ihr nun trotz aller Selbstbeherrschung die Tränen in die Augen stiegen, blieb ihr keine andere Wahl, als ihnen nachzugeben.

Und das tat sie.

Sie weinte um das Leben, das sie nicht

kontrollieren konnte.

Sie weinte um den Mentor, der vor ihren Augen gestorben war.

Sie weinte wegen der tiefen Einsamkeit, die ihr Herz erfüllte.

Doch vor allem weinte sie um die Zukunft ... eine Zukunft, die sich mit einem Mal ungewiss anfühlte.

In der Kommandozentrale der Luxusyacht *Mendacium* saß der Koordinator Laurence Knowlton in seiner hermetisch versiegelten Glaskabine und starrte ungläubig auf den schwarzen Computermonitor. Er hatte soeben das Video zu Ende gesehen, das der Klient ihnen hinterlassen hatte.

Und das soll ich morgen Früh an die Medien weiterleiten?

In seinen zehn Jahren beim Konsortium hatte Knowlton eine Vielzahl seltsamer Aufträge ausgeführt, die meisten davon irgendwo zwischen unmoralisch und illegal. Die Arbeit in allen

möglichen Grauzonen war Alltag beim Konsortium, einer Organisation, die nur eine einzige ethische Maxime kannte: um jeden Preis das Versprechen einzuhalten, das sie ihrem jeweiligen Klienten gegeben hatte.

Wir bringen es zu Ende. Ohne Fragen zu stellen. Koste es, was es wolle.

Die Aussicht jedoch, dieses Video hochladen zu müssen, erweckte in Knowlton eine tiefe Unruhe. In der Vergangenheit hatte er das Grundprinzip der Aufträge stets verstanden. Ganz gleich wie bizarr: Die Motive und erwünschten Ergebnisse waren ihm klar gewesen.

Dieses Video hingegen war zutiefst verstörend. Irgendetwas daran war *anders*.

Ganz anders.

Er rief die Datei erneut auf, in der Hoffnung, die Botschaft beim zweiten Mal besser zu verstehen. Er regelte die Lautstärke hoch und lehnte sich für die neunminütige Aufzeichnung

zurück.

Wie zuvor begann der Film mit dem leisen Schwappen kleiner Wellen in der unheimlichen, mit Wasser gefüllten Kaverne, die in düsterem roten Licht erstrahlte. Und wie zuvor tauchte die Kamera in das leuchtende Wasser ein und fuhr bis vor die Tafel am Grund, in die eingraviert stand:

AN DIESEM ORT UND AN DIESEM TAG
WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Schon allein die Tatsache, dass der Klient die Tafel unterzeichnet hatte, war befremdlich. Dass das Datum der morgige Tag war, machte Knowlton ein wenig nervös. Doch das, was sich an diese Bilder anschloss, beunruhigte ihn zutiefst.

Die Kamera schwenkte nach links und erfasste ein verblüffendes Objekt, das gleich neben der Tafel unter Wasser zu schweben schien: Eine

wallende, wogende Kugel aus dünnem Plastik, mit einer kurzen Schnur am Boden neben der Tafel verankert. Wie eine zarte, überdimensionale Seifenblase schwebte das transparente Gebilde im Wasser ... nicht mit Luft gefüllt, sondern mit einer gelatinösen braunen Flüssigkeit. Die aufgeblähte, amorphe Blase hatte einen Durchmesser von vielleicht dreißig Zentimetern, und die braune Flüssigkeit in ihrem Innern wirbelte träge durcheinander wie ein sich langsam zusammenbrauender Sturm.

Himmel, dachte Knowlton beklommen. Beim zweiten Ansehen wirkte das Gebilde noch unheilvoller.

Die Szene endete, und der Schirm wurde schwarz.

Ein neues Bild erschien – die feuchte Wand der Kaverne mit den tanzenden Spiegelungen der sich kräuselnden Wellen. Ein Schatten tauchte auf ... der Schatten eines Mannes, der in der Kaverne

stand.

Sein Kopf war missgestaltet ... grotesk missgestaltet.

Statt einer Nase besaß er einen langen Schnabel, als wäre er zur Hälfte Vogel.

Als er sprach, klang seine Stimme dumpf. Er redete mit einer schaurigen Eloquenz, in gemessenem Tonfall ... wie der Erzähler in einem elisabethanischen Theater.

Knowlton saß reglos da und wagte kaum zu atmen.

Ich bin der Schatten.

Wenn ihr dies seht, ist meine Seele endlich zur Ruhe gekommen.

In den Untergrund getrieben, in das Exil einer düsteren Kaverne, in deren blutrotem Wasser sich nie spiegeln die Sterne, bin ich gezwungen, tief aus der Erde zu aller Welt zu sprechen.

Doch dies ist mein Paradies der perfekte Schoß für

mein fragiles Kind.

Inferno.

Bald schon werdet ihr erfahren, was ich euch hinterlassen habe.

Gleichwohl: Selbst hier spüre ich die Schritte jener ignoranten Kreaturen, die mich verfolgen und die vor nichts und niemandem Halt machen, um meine Pläne zu durchkreuzen.

Vergib ihnen, könnte man sagen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Doch es kommt der Augenblick in der Geschichte, in dem Ignoranz nicht länger ein verzeihlicher Fehler ist der Augenblick, in dem allein Weisheit die Erlösung bringt.

Mit reinem Gewissen habe ich Euch allen das Geschenk der Hoffnung vermacht, der Erlösung, des Morgen.

Und trotzdem jagen sie mich wie einen tollen Hund, angetrieben von der selbstgerechten Überzeugung, ich sei ein kranker Irrer. Da ist die silberhaarige Schönheit, die es wagt, mich ein Monster zu nennen! Wie die

blinden Kleriker, die für den Tod des Kopernikus
gestimmt haben, schimpft sie mich einen Dämon, voller
Angst, ich könne die Wahrheit durchschaut haben.

Doch ich bin kein Prophet.

Ich bin eure Erlösung.

Ich bin der Schatten.

»Setzen Sie sich«, sagte Sienna. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Als Langdon die Küche betrat, fühlte er sich bereits viel sicherer auf den Beinen. Er trug einen bemerkenswert gut sitzenden Brioni-Anzug von Siennas Nachbarn, und selbst die Halbschuhe waren bequem. Langdon nahm sich vor, zu italienischem Schuhwerk zu wechseln, sobald er wieder zu Hause wäre.

Falls ich je wieder nach Hause komme, dachte er.

Sienna wirkte wie verwandelt. Sie war ohnehin eine natürliche Schönheit, und nun betonten die eng

sitzenden Jeans und der cremefarbene Pullover ihre geschmeidige Gestalt zusätzlich. Ihr Haar war noch immer zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Ohne den Arztkittel wirkte sie irgendwie verletzlich, und Langdon bemerkte, dass ihre Augen gerötet waren, als hätte sie geweint. Nicht zum ersten Mal in dieser Nacht wurde er von überwältigenden Schuldgefühlen gepackt.

»Sienna, es tut mir so leid. Ich habe die Nachricht auf dem Anrufbeantworter mitgehört. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Danke«, erwiderte sie. »Aber im Augenblick müssen wir uns auf *Sie* konzentrieren, Robert.«

Ihr Ton war bestimmt und erinnerte Langdon an die Artikel über ihren gigantischen Intellekt und ihre erstaunliche Kindheit, die er wenige Minuten zuvor gelesen hatte.

»Sie müssen nachdenken, Robert. Bitte setzen Sie sich.« Sie deutete auf einen Stuhl. »Können Sie

sich erinnern, wie wir hierhergekommen sind, in diese Wohnung?«

Langdon verstand nicht, inwiefern diese Frage wichtig sein sollte. »In einem Taxi«, antwortete er und nahm am Tisch Platz. »Jemand hat auf uns geschossen.«

»Damit das klar ist – jemand hat auf *Sie* geschossen, Robert. Nicht auf *mich*.«

»Ja. Entschuldigung.«

»Und erinnern Sie sich an Schüsse, während wir im Taxi waren?«

Eigenartige Frage. »Ja. Zwei Schüsse. Einer hat den Außenspiegel getroffen, der andere die Heckscheibe.«

»Gut. Jetzt schließen Sie bitte die Augen.«

Langdon begriff, dass sie sein Gedächtnis untersuchte. Er schloss die Augen.

»Was habe ich an?«

Langdon sah sie klar und deutlich vor sich.
»Flache Schuhe, Bluejeans, einen cremefarbenen

Pullover mit V-Ausschnitt. Ihre Haare sind blond und schulterlang und zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Ihre Augen sind braun.«

Langdon öffnete die Augen und musterte sie. Zufrieden stellte er fest, dass sein eidetisches Gedächtnis wieder normal funktionierte.

»Gut. Ihr visuell-kognitives Imprinting ist exzellent, was bestätigt, dass Ihre Amnesie vollkommen abklingen wird und Ihre Gedächtnisprozesse keine bleibenden Schäden davontragen. Ist Ihnen inzwischen irgendetwas Neues aus dem Zeitraum der letzten paar Tage eingefallen?«

»Leider nein. Allerdings hatte ich schon wieder Visionen, während Sie weg waren.«

Langdon erzählte ihr von der Vision mit der verschleierte Frau, den Massen toter oder sterbender Leiber und dem umgekehrt eingegrabenen Mann, dessen Beine in der Luft zappelten und mit einem R markiert waren. Dann

beschrieb er ihr die unheimliche, am Himmel schwebende Schnabelmaske.

»»*Ich bin der Tod?*««, fragte sie und blickte ihn besorgt an.

»Genau das hat sie gesagt, ja.«

»Okay. Ich schätze, das ist deutlicher als ›Ich bin der Tod, Zerstörer der Welten‹.«

Die junge Frau hatte soeben Robert Oppenheimer beim Test der ersten Atombombe zitiert.

»Und diese geschnäbelte Maske?«, fragte sie und sah ihn grübelnd an. »Haben Sie eine Vermutung, warum Ihr Verstand dieses Bild heraufbeschworen hat?«

»Keine Ahnung. Aber der Stil stammt aus dem Mittelalter. Diese Masken waren damals weit verbreitet.« Langdon zögerte. »Das sind sogenannte Pestmasken.«

Sienna sah ihn merkwürdig verunsichert an.
»Eine Pestmaske?«

Langdon erklärte ihr, dass in seiner Welt der Symbole die einzigartige Form der langschnäbeligen Maske ein Synonym war für den Schwarzen Tod – die Seuche, die im vierzehnten Jahrhundert über Europa hinweggefegt war und in manchen Gegenden die Hälfte der Bevölkerung ausgelöscht hatte. Die meisten Wissenschaftler nahmen an, das Wort »schwarz« in »Schwarzer Tod« sei ein Verweis auf das Dunkelwerden der Haut des Opfers, hervorgerufen durch Wundbrand und Blutungen unter der Epidermis. Doch in Wirklichkeit leitete es sich ab aus der tiefgreifenden Angst, die die Pandemie in der Bevölkerung ausgelöst hatte.

»Diese langschnäbelige Maske«, fuhr Langdon fort, »wurde von den Pestdoktoren des Mittelalters getragen. Sie sollte die ›Pestilenz‹ von ihren Nasen fernhalten, während sie die Infizierten behandelten. Heutzutage sieht man sie nur noch bei Kostümen im Karneval von Venedig – die schaurige Mahnung an

eine grimmige Zeit in der Geschichte Italiens.«

»Sie sind sicher, dass Sie in Ihrer Vision so eine Maske gesehen haben?«, fragte Sienna mit bebender Stimme. »Die Maske eines mittelalterlichen Pestdoktors?«

Langdon nickte. *Die langschnäbelige Maske ist unverkennbar.*

Sienna runzelte die Stirn.

Sie sucht nach einem Weg, mir die schlechte Neuigkeit möglichst schonend beizubringen.

»Und die Frau hat Ihnen immer wieder gesagt, Sie sollen suchen und finden?«

»Richtig. Genau wie die anderen Male davor. Das Problem bei der Sache ist, ich habe nicht die geringste Ahnung, *was* ich suchen soll.«

Sienna stieß einen langen Seufzer aus. Ihr Gesichtsausdruck war ernst. »Ich glaube, ich weiß es. Genauer gesagt ... Ich glaube, Sie haben es schon gefunden.«

Langdon starrte sie an. »Was ... was reden Sie

da?«

»Robert, gestern Nacht, als Sie im Krankenhaus aufgetaucht sind, hatten Sie etwas Ungewöhnliches in Ihrer Jackentasche. Erinnern Sie sich, was das war?«

Langdon schüttelte den Kopf.

»Sie hatten einen Gegenstand bei sich ... ein ziemlich ungewöhnliches Objekt. Ich habe es zufällig entdeckt, als wir Sie gesäubert haben.« Sie deutete auf Langdons zerrissenes Tweedjackett, das flach ausgebreitet auf dem Küchentisch lag. »Es ist noch in der Tasche, falls Sie gerne einen Blick darauf werfen möchten.«

Unsicher beäugte Langdon seine Jacke. *Das erklärt zumindest, warum sie zurückgerannt ist und meine Jacke geholt hat.* Er griff nach dem blutbesudelten Jackett und durchsuchte nacheinander sämtliche Taschen. Nichts. Er suchte ein weiteres Mal – mit dem gleichen Ergebnis. Schließlich sah er sie schulterzuckend an. »Ich

finde nichts.«

»Was ist mit der Geheimtasche?«

»Was? Meine Jacke hat keine Geheimtasche.«

»Nein?« Sie sah ihn ungläubig an. »Dann ist das gar nicht Ihre Jacke? Gehört sie jemand anderem?«

»Doch, doch, das ist meine Jacke«, erwiderte Langdon verwirrt.

»Sind Sie sicher?«

Sogar verdammt sicher, dachte er. *Das war sogar meine Lieblingsjacke.*

Er drehte die Jacke auf links und zeigte Sienna das Etikett mit dem Symbol seiner Lieblingsmarke in der Welt der Mode: eine stilisierte Weltkugel mit einer Leiste aus dreizehn Knöpfen und einem Kreuz obenauf, ähnlich dem Reichsapfel der alten Kaiser und Könige.

Typisch für die Schotten, Krieger des Christentums auf einem Stück Stoff zu verewigen.

»Sehen Sie hier«, sagte Langdon und deutete

auf die handgestickten Initialen *R. L.* auf dem Etikett. Er wählte stets die maßgeschneiderten Modelle von Harris und zahlte auch den Aufpreis für das Einsticken seiner Initialen. Auf dem Campus der Universität wurden in den Vorlesungssälen und Mensen ständig Hunderte von Tweedjacken aus- und angezogen, und Langdon hatte keine Lust, bei einer – auch noch so unabsichtlichen – Verwechslung den Kürzeren zu ziehen.

»Ich glaube Ihnen«, sagte Sienna und nahm ihm das Jackett ab. »Aber sehen Sie, *hier*.«

Sie schlug die Jacke um und legte den Saum in der Nähe des Kragens frei. Und tatsächlich, diskret im Saum verborgen war geschickt eine große Tasche eingearbeitet.

Was zum Teufel ...? Langdon war sicher, dass er diese Tasche noch nie zuvor gesehen hatte. Sie verbarg sich in einer perfekt geschneiderten Naht. »Die war vorher nicht da!«, beharrte er.

»Dann nehme ich an, dass Sie *das hier* auch noch nie gesehen haben?«, fragte Sienna und zog ein schlankes metallenes Objekt aus der Tasche, das sie Langdon behutsam in die Hand legte.

Sprachlos starrte Langdon das Gebilde an.

»Wissen Sie, was das ist?«, fragte Sienna.

»Nein ...« stammelte er. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Nun, unglücklicherweise weiß *ich*, was das ist. Und ich bin ziemlich sicher, dieses Ding ist der Grund, warum man Sie töten will.«

In seinem abgeschirmten Abteil an Bord der *Mendacium* wurde der Koordinator Laurence Knowlton immer unruhiger, während er über das Video nachdachte, das er im Auftrag des Klienten am nächsten Morgen weltweit veröffentlichen sollte.

Ich bin der Schatten?

Gerüchten zufolge hatte ihr Klient in den

Monaten vor seinem Tod einen psychischen Zusammenbruch erlitten, und dieses Video schien diese Gerüchte mehr als zu bestätigen.

Knowlton wusste, dass es für ihn zwei Alternativen gab. Er konnte das Video entweder wie vereinbart zur Veröffentlichung vorbereiten ... oder es zum Provost bringen und eine zweite Meinung einholen.

Obwohl ich seine Meinung schon kenne, dachte Knowlton. Er hatte noch nie erlebt, dass der Provost eine andere Maßnahme toleriert hätte als die, die mit dem jeweiligen Klienten vereinbart war. *Er wird anordnen, dass ich das Video veröffentliche, ohne Fragen zu stellen ... Und er wird wütend auf mich sein, weil ich es gewagt habe zu fragen.*

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Computer und zog die Abspielmarkierung zu einer besonders alarmierenden Stelle zurück. Dann drückte er auf PLAY.

Die in unheimlichem Rot leuchtende Kaverne erschien auf dem Schirm, begleitet vom Plätschern des Wassers. Auf der nassen Wand war ein bedrohlicher Schatten zu sehen – der Schatten eines Mannes mit einem langen, vogelartigen Schnabel.

Dann sagte die deformierte Gestalt mit dumpfer Stimme:

Dies ist das neue Dunkle Zeitalter. Vor Jahrhunderten war Europa im eigenen Elend gefangen, die Bevölkerung hungrig, dicht gedrängt im Sumpf der Sünde und ohne jede Hoffnung. Sie war wie ein Wald, der erstickt unter den Massen von Totholz und auf Gottes erlösenden Blitzschlag wartet jenen Funken, der endlich das Feuer entzündet, auf dass es über das Land fege und das tote Holz verzehre, um den überlebenden Wurzeln wieder Licht und Sonne zu bringen.

Die Auslese ist Gottes natürliche Ordnung.

Ihr wisst selbst, was auf den Schwarzen Tod folgte.

Wir alle kennen die Antwort.

Die Renaissance.

Die Wiedergeburt.

So war es immer. Auf den Tod folgt die Geburt.

Um das Paradies zu erreichen, muss der Mensch
durch das Inferno.

Das hat der Meister uns gelehrt.

Und doch wagt es die silberhaarige Ignorantin, mich
ein Monster zu nennen. Begreift sie denn immer noch
nicht die Mathematik der Zukunft? Das Entsetzen, das
sie über uns bringen wird?

Ich bin der Schatten.

Ich bin eure Erlösung.

Und so stehe ich, verborgen in den Tiefen dieser
Kaverne, und blicke hinaus auf die Lagune, in der sich
nie spiegeln die Sterne. Hier an diesem versunkenen
Ort unter den Wassern schwelt Inferno.

Bald schon wird es ausbrechen.

Und wenn es soweit ist, vermag nichts und niemand
auf der Erde es mehr aufzuhalten.

Das kleine Objekt in Langdons Hand war überraschend schwer: ein schmaler, glattpolierter Metallzylinder von vielleicht fünfzehn Zentimetern Länge, an beiden Enden abgerundet wie ein Miniaturtorpedo.

»Bevor Sie zu grob damit umgehen, sollten Sie vielleicht einen Blick auf die andere Seite werfen«, warnte Sienna und lächelte angespannt. »Sie sagen, Sie sind Symbolforscher?«

Langdon betrachtete den Zylinder und drehte ihn langsam zwischen Daumen und Zeigefingern, bis ein hellrotes Symbol zu sehen war.

Schlagartig wurde er nervös.

Als Gelehrter der Ikonografie wusste er, dass es nur wenige Bilder gab, die die Macht besaßen, im Bruchteil einer Sekunde Angst im menschlichen Verstand auszulösen ... das Symbol auf dem Zylinder gehörte definitiv auf die kurze Liste. Langdons Reaktion war dementsprechend instinktiv und unmittelbar; er legte den Zylinder auf den Tisch und rückte mit dem Stuhl davon ab.

Sienna nickte. »Ja. Genauso habe ich auch reagiert.«

Die Markierung auf dem dünnen Rohr war ein einfaches Piktogramm.



Das berühmte Piktogramm, so hatte Langdon einmal gelesen, war in den 1960ern von Dow

Chemical entwickelt worden, um eine ganze Reihe anderer unwirksamer Warnschilder abzulösen, die damals Standard waren. Wie alle erfolgreichen Symbole, so war auch dieses einfach, charakteristisch und leicht zu reproduzieren. Indem es geschickte Assoziationen mit allen möglichen Dingen erzeugte, angefangen bei Krebsscheren bis hin zu Ninja-Wurfsternen, war das moderne »Biohazard«-Piktogramm zu einem globalen Symbol für Gefahr geworden.

»Dieser kleine Zylinder ist ein ›BioTube‹, eine Art Schutzbehälter. Er wird für den Transport biologisch gefährlicher Substanzen benutzt. Wir haben in der Medizin manchmal mit solchen Dingen zu tun. Im Inneren ist ein Schaumstoffpolster, in das man ein Probenröhrchen stecken kann. In diesem speziellen Fall ...«, sie deutete auf das Biohazard-Symbol. »... vermutlich eine tödliche chemische Substanz ... oder ein Virus.« Sie zögerte. »Die ersten Ebola-Proben

wurden in ähnlichen Behältern aus Afrika gebracht.«

Das war ganz und gar nicht das, was Langdon hören wollte. »Was zum Teufel macht das in meiner Jacke? Ich bin Professor für Kunstgeschichte! Was habe ich mit diesem Ding zu schaffen?«

Bilder von sich windenden Leibern, Blut und Tod schossen ihm durch den Kopf ... und über allem die Pestmaske.

Very sorry ... very sorry.

»Wo auch immer das herkommt, es ist ein sehr hochentwickeltes Exemplar«, stellte Sienna fest. »Titan mit einer Bleiabschirmung. Praktisch undurchdringlich für jede Art von Strahlung. Regierungen verwenden so etwas.« Sie deutete auf ein poststempelgroßes schwarzes Feld neben dem Biohazard-Symbol. »Ein Fingerabdruck-Sensor. Eine Sicherheitsmaßnahme für den Fall, dass der Behälter verloren geht oder gestohlen wird.

BioTubes wie dieser hier können nur durch befugte Personen geöffnet werden.«

Langdons Verstand arbeitete inzwischen zwar wieder mit normaler Geschwindigkeit, dennoch hatte der Professor das Gefühl, immer noch schwer von Begriff zu sein. *Ich habe einen biometrisch versiegelten Schutzbehälter bei mir getragen?*

»Nachdem ich diesen Behälter in Ihrer Jacke entdeckt hatte, wollte ich mit Dr. Marconi unter vier Augen darüber reden. Ich kam nicht mehr dazu, bevor Sie aufgewacht sind. Ich habe sogar kurz erwogen, Ihren Daumen auf den Sensor zu legen, als Sie noch bewusstlos waren, aber weil ich nicht wusste, was in dem Behälter ist, und weil ...«

»*MEINEN Daumen?*«, rief Langdon und schüttelte den Kopf. »Nie im Leben ist dieses Ding so programmiert, dass *ich* es öffnen kann! Ich weiß überhaupt nichts über Biochemie! Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Sind Sie sicher?«

Langdon war sich *verdammt* sicher. Er streckte die Hand aus und legte den Daumen auf den Sensor. Nichts geschah. »Sehen Sie? Wie gesagt ...«

Der Zylinder klickte laut, und Langdon zog die Hand zurück, als hätte er sich verbrannt. *Herr im Himmel ...*

Er starrte den Titanbehälter an, als würde der sich im nächsten Moment selbst öffnen und ein tödliches Gas freisetzen. Drei Sekunden später klickte es erneut. Offensichtlich hatte der BioTube sich wieder verriegelt.

Sprachlos starrte Langdon Sienna Brooks an.

Die junge Ärztin stieß den Atem aus. Sie wirkte äußerst nervös. »Wenn Sie mich fragen, besteht kein Zweifel daran, dass Sie die befugte Person sind.«

In Langdons Augen ergab das gesamte Szenario keinen Sinn. »Das ist unmöglich. Wie um alles in

der Welt soll ich dieses Metall Ding durch die Sicherheitskontrollen am Flughafen bekommen haben?«

»Vielleicht sind Sie in einem Privatjet nach Italien gereist? Oder Sie haben den Behälter erst nach Ihrer Ankunft im Land entgegengenommen?«

»Sienna, ich muss das Konsulat anrufen. Sofort.«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten den Zylinder zuerst öffnen?«

Langdon hatte in seinem Leben schon einige Dummheiten begangen, aber einen Biohazard-Behälter unbekannten Inhalts in der Küche dieser Frau zu öffnen kam überhaupt nicht infrage. »Ich übergebe dieses Ding den Behörden. Jetzt gleich.«

Sienna schürzte die Lippen, während sie über ihre Möglichkeiten nachdachte. »Okay, aber sobald Sie diesen Anruf machen, sind Sie auf sich allein gestellt. Ich kann Ihnen nicht dabei helfen. Und Sie können sich definitiv nicht hier bei mir mit

den Behörden treffen. Meine Aufenthaltssituation in Italien ist ein wenig ... kompliziert.«

Langdon sah ihr in die Augen. »Ich weiß nur eins, Sienna – Sie haben mir das Leben gerettet. Ich werde Sie nicht in Schwierigkeiten bringen und tun, was Sie von mir verlangen.«

Sie nickte dankbar, trat zum Fenster und sah auf die Straße hinab. »Okay, ich schlage Folgendes vor.«

Rasch erklärte sie ihm ihren Plan. Er war einfach, schlau und sicher.

Langdon wartete, während sie die Rufnummernunterdrückung ihres Handys aktivierte und die Nummer der Auskunft wählte. Ihre schlanken Finger bewegten sich sicher über die Tasten.

»*Informazioni abbonati?*«, fragte sie in akzentfreiem Italienisch. »*Per favore, può darmi il numero del Consolato americano di Firenze?*«

Sie wartete, dann kitzelte sie hastig eine

Ziffernfolge auf ein Blatt.

»*Grazie mille*«, sagte sie und legte auf.

Sie schob Langdon die Nummer und ihr Telefon hin. »Sie sind an der Reihe. Wissen Sie noch, was Sie sagen sollen?«

»Ich habe ein gutes Gedächtnis«, erwiderte er lächelnd, während er die Nummer auf dem Blatt wählte. Am anderen Ende läutete es.

Wird schon schiefgehen!

Er schaltete auf Lautsprecher und stellte das Telefon auf den Tisch. Eine Tonbandansage ertönte mit allgemeinen Informationen über die konsularischen Dienste sowie den Öffnungszeiten – nicht vor halb neun morgens.

Langdon warf einen Blick auf die Uhr des Telefons. Es war erst sechs.

»Falls es sich um einen Notfall handelt«, fuhr die aufgezeichnete Stimme fort, »dann wählen Sie bitte die Sieben-sieben, um mit dem diensthabenden Beamten der Nachtschicht

verbunden zu werden.«

Langdon wählte sofort die Durchwahl.

Es läutete erneut.

»*Consolato americano*«, meldete sich eine müde Stimme. »*Sono il funzionario di turno.*«

»*Lei parla inglese?*«, fragte Langdon.

»Selbstverständlich«, antwortete der Mann mit amerikanischem Akzent. Er klang verärgert. Vermutlich hatte Langdon ihn geweckt. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin amerikanischer Staatsbürger auf Besuch in Florenz. Ich wurde überfallen. Mein Name ist Robert Langdon.«

»Die Passnummer bitte.« Der Mann gähnte hörbar.

»Ich habe keinen Pass mehr. Ich glaube, er wurde gestohlen. Man hat auf mich geschossen.«

Der Beamte klang plötzlich hellwach. »Sir? Sagten Sie, man hat auf Sie geschossen? Wie war Ihr Name doch gleich, Sir?«

»Robert Langdon.«

Am anderen Ende der Leitung raschelte es, und dann hörte Langdon, wie der Beamte auf einer Tastatur tippte. Der Computer gab ein Pingen von sich. Eine Pause. Weiteres Tippen, ein weiteres Pingen. Dann drei hohe Pingtöne.

Eine längere Pause.

»Sir?«, fragte der Beamte. »Sie sagen, Ihr Name ist Robert Langdon?«

»Das ist richtig. Und ich bin in Schwierigkeiten.«

»Okay, Sir, Ihr Name ist mit einer Anweisung versehen. Ich habe Sie unverzüglich zum Verwaltungschef des Generalkonsuls durchzustellen.« Der Mann zögerte, als könnte er es selbst nicht glauben. »Bitte bleiben Sie am Apparat, Sir.«

»Warten Sie! Können Sie mir sagen ...?«

Die Verbindung war unterbrochen, und am anderen Ende klingelte es.

Nach dem vierten Zeichen nahm jemand ab.

»Collins hier«, meldete sich eine tiefe Männerstimme.

Langdon atmete durch und redete so ruhig und deutlich, wie er konnte. »Mr. Collins, mein Name ist Robert Langdon. Ich bin amerikanischer Staatsbürger auf Besuch in Florenz. Man hat auf mich geschossen. Ich brauche dringend Hilfe. Ich möchte unverzüglich zum Konsulat kommen. Können Sie mir helfen?«

Die tiefe Stimme antwortete ohne Zögern. »Mr. Langdon! Dem Himmel sei Dank, Sie leben! Wir haben Sie überall gesucht!«

Das Konsulat weiß, dass ich hier bin?

Die Neuigkeit löste in Langdon ungeahnte Erleichterung aus.

Mr. Collins – der sich als Verwaltungschef des Generalkonsuls vorgestellt hatte – sprach mit ruhiger Stimme, doch sein Tonfall war drängend. »Mr. Langdon, Sie und ich müssen uns so schnell wie möglich unterhalten. Und zwar nicht am Telefon, wie Sie sich bestimmt denken können!«

Langdon konnte sich gar nichts denken, nicht in diesem Augenblick, doch er wollte Collins nicht unterbrechen.

»Ich schicke jemanden, der Sie holen kommt«,

sagte Collins. »Wo sind Sie?«

Sienna rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her, während sie der Unterhaltung folgte. Langdon nickte ihr beruhigend zu; er beabsichtigte, sich ganz genau an Siennas Plan zu halten.

»Ich bin in einem kleinen Hotel. Es heißt Pensione la Fiorentina«, sagte er mit einem schnellen Blick über die Straße zu dem grauen Gebäude, das Sienna ihm kurz zuvor gezeigt hatte. Er nannte Collins die Adresse.

»Ist notiert«, antwortete der Beamte. »Rühren Sie sich nicht von der Stelle. Bleiben Sie auf Ihrem Zimmer. Ich schicke sofort jemanden zu Ihnen. Ihre Zimmernummer?«

»Neununddreißig«, antwortete Langdon. Es war eine Fantasienummer.

»Okay. Zwanzig Minuten.« Collins senkte die Stimme. »Und Mr. Langdon? Vielleicht sind Sie verletzt und verwirrt, aber ich muss wissen, ob Sie ... *ob Sie es noch haben?*«

Noch haben? Langdon wusste genau, was Collins meinte. Er blickte zu dem BioTube auf dem Küchentisch. »Ja, Sir. Ich habe es noch«, sagte er.

Collins seufzte erleichtert. »Als wir nichts mehr von Ihnen gehört haben, sind wir ... nun ja, ehrlich gesagt, wir haben das Schlimmste befürchtet. Ich bin erleichtert, Mr. Langdon. Bleiben Sie, wo Sie sind. Rühren Sie sich nicht von der Stelle. Zwanzig Minuten. Jemand wird an Ihre Tür klopfen.«

Collins legte auf.

Zum ersten Mal, seit er im Krankenhaus aufgewacht war, fiel die Anspannung ein wenig von Langdon ab. *Das Konsulat weiß über alles Bescheid. Bald bekomme ich meine Antworten.* Langdon schloss die Augen und atmete tief durch. Er fühlte sich fast wieder wie ein Mensch, und seine Kopfschmerzen waren beinahe verflogen.

»Das war alles ganz schön MI-6-mäßig«, bemerkte Sienna. »Sind Sie etwa ein Spion?«

Langdon hatte keine Ahnung, ob er einer war. Dass er zwei Tage seiner Erinnerung verloren hatte und in einer völlig fremden Umgebung wieder zu sich gekommen war, hatte ihn zutiefst verunsichert – und doch war er hier, zwanzig Minuten vor einem heimlichen Treffen mit einem Vertreter des amerikanischen Konsulats in einem heruntergekommenen Hotel.

Was hat das alles zu bedeuten?

Er blickte zu Sienna und begriff, dass sie bald getrennter Wege gehen würden. Irgendwie fühlte es sich an, als wären sie noch nicht fertig miteinander. Er dachte an den bärtigen Arzt im Krankenhaus, der vor ihren Augen auf dem Boden gestorben war. »Sienna«, flüsterte er. »Ihr Freund, Dr. Marconi ... ich fühle mich furchtbar deswegen.«

Sie nickte ausdruckslos.

»Es tut mir so leid, dass ich Sie da hineingezogen habe. Ich weiß, Ihre Anstellung im

Krankenhaus ist ein heikles Thema, und falls es zu einer Untersuchung kommt ...« Er brach ab.

»Ist schon okay«, sagte sie. »Ich bin es gewöhnt, öfter mal die Stadt zu wechseln.«

Ihr abwesender Blick verriet ihm, dass sich für sie an diesem Morgen auf einen Schlag *alles* verändert hatte. Langdons eigenes Leben war im Moment chaotisch, und doch empfand er tiefes Mitgefühl für diese Frau.

Sie hat mein Leben gerettet – und ich habe ihres ruiniert.

Für eine volle Minute saßen sie in bedrücktem Schweigen da, als wollten beide reden und hätten sich doch nichts zu sagen. Schließlich waren sie füreinander noch immer Fremde, die nach einer kurzen und bizarren Reise nun bei einer Gabelung angekommen waren. Von jetzt an musste jeder von ihnen seinen eigenen Weg finden.

»Sienna«, sagte Langdon endlich. »Wenn ich das alles mit dem Konsulat geklärt habe ... wenn

ich Ihnen irgendwie helfen kann ... sagen Sie es bitte.«

»Danke«, flüsterte sie und wandte den Blick traurig zum Fenster.

Die Minuten vergingen, und Sienna sah geistesabwesend zu dem Hotel auf der anderen Straßenseite. Sie fragte sich, wohin der Tag sie wohl führen würde. Wie auch immer, sie zweifelte keinen Augenblick daran, dass ihre Welt am Abend ganz anders aussehen würde.

Sie wusste, es lag wahrscheinlich nur am Adrenalin, doch sie fühlte sich merkwürdig hingezogen zu dem amerikanischen Professor. Er war nicht nur attraktiv, sondern schien darüber hinaus ein gutes Herz zu haben. In einem fernen, anderen Leben wäre Robert Langdon vielleicht sogar jemand gewesen, mit dem sie hätte zusammen sein können.

Er würde mich nicht wollen, dachte sie. Ich

bin beschädigte Ware.

Eine Bewegung draußen auf der Straße erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie sprang auf, drückte das Gesicht an die Scheibe und spähte nach unten.

»Sehen Sie, Robert!«

Langdon blickte zur Straße hinunter, wo soeben eine schicke schwarze BMW vor dem Hotel Pensione la Fiorentina zum Halten gekommen war. Die Gestalt auf dem Motorrad war schlank und trug eine schwarze Ledermontur sowie einen schwarzen Helm. Als sie sich elegant von der Maschine schwang und den Helm abnahm, hörte Sienna, wie Langdon den Atem einsog.

Die Stachelfrisur der Frau war unverwechselbar.

Die Frau zog eine Pistole, die Sienna bekannt vorkam, kontrollierte den Schalldämpfer und schob die Waffe in das Schulterhalfter zurück. Mit der Eleganz eines tödlichen Raubtiers setzte sie sich in Bewegung und verschwand im Innern des Hotels.

»Robert«, flüsterte Sienna, und ihre Stimme vibrierte vor Angst. »Die Regierung der Vereinigten Staaten hat gerade jemanden geschickt, der Sie töten soll!«

Panik stieg in Langdon auf, als er am Fenster stand und wie gebannt zu dem alten Hotel starrte. Die Frau mit der Igelfrisur war soeben im Eingang verschwunden. Langdon konnte sich beim besten Willen nicht erklären, wie sie an die Adresse gekommen war.

Adrenalin schoss in seinen Kreislauf und benebelte seine Gedanken. »Meine Regierung hat jemanden geschickt, der mich töten soll?«

Sienna sah genauso verblüfft aus wie er. »Robert, Sie wissen, was das bedeutet? Ihre Regierung steckt auch hinter dem Attentat, das im Krankenhaus auf Sie verübt wurde!« Sie ging zu

ihrer Wohnungstür und kontrollierte das Schloss.
»Wenn das amerikanische Konsulat den Auftrag hat, Sie zu eliminieren ...« Sie beendete den Satz nicht, doch das war auch gar nicht nötig. Die Schlussfolgerungen waren beängstigend.

Was zum Teufel denken die von mir? Warum werde ich von meiner eigenen Regierung gejagt?

Wieder fielen Langdon die beiden Worte ein, die er bei seiner Ankunft im Krankenhaus vor sich hingemurmelt hatte.

Very sorry ... very sorry.

»Sie sind hier nicht mehr sicher, Robert«, sagte Sienna. »*Wir beide* sind nicht sicher.« Sie deutete zur anderen Straßenseite. »Diese Frau hat uns zusammen aus dem Krankenhaus fliehen sehen, und ich wette, Ihre Regierung und die italienische Polizei suchen schon nach mir. Diese Wohnung ist nicht auf meinen Namen gemietet – sie gehört eigentlich jemand anderem –, aber sie werden mich sicher bald finden.« Sie sah zu dem BioTube

auf dem Tisch. »Sie müssen dieses Ding öffnen, sofort.«

Langdon betrachtete das Gebilde aus Titan mit dem bedrohlichen Biohazard-Symbol.

»Was immer in diesem Zylinder ist, es hat vermutlich einen ID-Code, einen Aufkleber der zuständigen Institution, eine Telefonnummer oder irgendwas in der Art. *Sie* brauchen Informationen, Robert. *Ich* brauche Informationen! Ihre Regierung hat meinen Freund getötet!«

Der Schmerz in Siennas Stimme riss Langdon aus seinen Gedanken, und er nickte. Sie hatte Recht. »Ja. Ich ... es tut mir leid, sorry ...« Er verzog das Gesicht, als er sich dieses Wort sagen hörte.

Erneut blickte er zu dem Zylinder auf dem Tisch und fragte sich, welche Antworten er enthalten mochte. »Es könnte unglaublich gefährlich sein, dieses Ding zu öffnen.«

Sienna überlegte kurz. »Was immer da drin ist,

es ist zweifellos sicher versiegelt, wahrscheinlich in einem bruchfesten Plexiglasröhrchen oder etwas Ähnlichem. Dieser BioTube ist bloß eine Außenhülle, die den sicheren Transport ermöglichen soll.«

Langdon sah hinunter zu dem schwarzen Motorrad vor dem Hotel. Die Frau war noch nicht wieder aufgetaucht, doch es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie herausfand, dass Langdon nicht im Gebäude war. Er fragte sich, wie wohl ihr nächster Schritt aussah ... und wann sie vor Siennas Wohnungstür stehen würde.

Er fasste einen Entschluss. Er nahm den Titanzylinder und legte zögernd den Daumen auf den biometrischen Scanner. Nach einem kurzen Moment ertönte ein lautes Klicken.

Bevor der Behälter sich wieder verriegeln konnte, drehte Langdon die beiden Hälften langsam auseinander. Eine Viertelumdrehung später klickte der BioTube ein zweites Mal, und Langdon

wusste, es gab kein Zurück mehr.

Seine Hände schwitzten, als er den Zylinder weiter auseinanderschraubte. Die beiden Hälften glitten fast reibungslos auf dem perfekt geschnittenen Gewinde. Er schraubte weiter und fühlte sich, als würde er eine russische Matroschka-Puppe auseinandernehmen, nur dass er keine Ahnung hatte, was am Ende zum Vorschein käme.

Nach fünf Umdrehungen lösten sich schließlich die Hälften voneinander. Langdon atmete tief durch und zog sie behutsam auseinander. Eine Schaumstoffhülle kam zum Vorschein. Langdon legte das schützende Polster, das an einen Nerf-Football erinnerte, vorsichtig auf den Tisch.

Wird schon schiefgehen.

Behutsam zog er die Oberseite des Schaumstoffpolsters ab, und endlich kam das Objekt im Innern zum Vorschein.

Sienna starrte verwundert auf das Gebilde.

»Definitiv nicht das, was ich erwartet habe.«

Langdon hatte mit einer modernen Ampulle gerechnet, doch der Inhalt des BioTubes war alles andere als modern. Das kunstvoll geschnitzte Objekt schien aus Elfenbein zu bestehen und hatte ungefähr die Größe einer Rolle Kaubonbons.

»Es sieht alt aus«, flüsterte Sienna. »Es erinnert mich an ...«

»Das ist ein Rollsiegel«, sagte Langdon und atmete durch.

Rollsiegel waren eine Erfindung der Sumerer aus der Zeit um 3500 vor Christus und galten als Vorläufer der italienischen Tiefdrucktechnik. Rollsiegel waren mit dekorativen Bildern verziert und besaßen einen hohlen Schaft mit einer stabförmigen Achse darin. Das Siegel wurde wie ein moderner Farbroller über nassen Ton oder Terracotta gerollt und »druckte« auf diese Weise ein sich wiederholendes Muster von Symbolen, Bildern oder Text auf die Unterlage.

Dieses spezielle Siegel war zweifellos extrem selten und wertvoll, und trotzdem fiel Langdon kein Grund ein, warum es in einem hermetisch verschlossenen Titanbehälter lagerte wie eine gefährliche biologische Waffe.

Langdon drehte das Siegel behutsam in den Fingern und entdeckte darauf eine besonders grausige Schnitzerei – einen dreiköpfigen gehörnten Satan, der drei Menschen gleichzeitig fraß, einen in jedem seiner drei Mäuler.

Nett.

Langdons Blick fiel auf die sieben Buchstaben unter dem Bild, eine kunstvolle Kalligrafie, die wie alle Texte auf Rollsiegeln in Spiegelschrift verfasst war. Er hatte keine Mühe, das Wort zu entziffern. SALIGIA.

Sienna blinzelte. »*Saligia?*«

Langdon nickte und erschauerte, als er das Wort laut ausgesprochen hörte. »Eine lateinische Abkürzung, erfunden im Mittelalter vom Vatikan,

um die Christen an die sieben Todsünden zu erinnern. Saligia ist das Akronym für *superbia*, *avaritia*, *luxuria*, *invidia*, *gula*, *ira* und *acedia*.«

Sienna runzelte die Stirn. »Hochmut, Habgier, Wollust, Neid, Völlerei, Zorn und Faulheit.«

Langdon war beeindruckt. »Sie beherrschen Latein.«

»Ich bin katholisch erzogen. Ich kenne die Sünden.«

Langdon lächelte gepresst und wandte sich wieder dem Rollsiegel zu. Warum nur war es in einem BioTube eingeschlossen wie eine gefährliche Substanz?

»Ich dachte zuerst, es wäre aus Elfenbein«, sagte Sienna, »aber es ist aus Knochen geschnitzt.« Sie hielt das Gebilde ins Licht und deutete auf die feinen Linien in der Oberfläche des Siegels. »Sehen Sie hier. Elfenbein hat eine diamantförmige Kreuzschraffur mit durchscheinenden Riefen, während Knochen diese parallelen Schraffuren und

dunklen Vertiefungen ausbilden.«

Behutsam nahm Langdon das Rollsiegel in die Hand und untersuchte die Schnitzereien genauer. Die ursprünglichen sumerischen Siegel zeigten eher rudimentäre Figuren und Keilschriften. Das vorliegende Gebilde hingegen war viel kunstvoller gearbeitet.

Mittelalter, vermutlich.

Mehr noch, die Verzierungen legten einen beunruhigenden Zusammenhang mit Langdons Halluzinationen nahe.

Sienna musterte ihn besorgt. »Was ist los?«

»Das Thema wiederholt sich«, sagte Langdon grimmig und deutete auf die Schnitzerei. »Dieser dreiköpfige, menschenfressende Satan hier – das war ein verbreitetes Bild im Mittelalter. Ein Symbol, das mit dem Schwarzen Tod in Verbindung steht. Die drei Mäuler sollen versinnbildlichen, mit welcher erbarmungsloser Effektivität die Pest die Bevölkerung dezimiert

hat.«

Siennas Blick streifte nervös das Biohazard-Symbol auf dem Zylinder.

Anspielungen auf die Pest schienen sich an diesem Morgen mehr zu häufen, als Langdon lieb war, und so räumte er nur zögerlich eine weitere Verbindung ein: »Saligia steht stellvertretend für die kollektiven Sünden der Menschheit – nach der mittelalterlichen Kirchendoktrin der Grund dafür ...«

»... dass Gott die Welt mit dem Schwarzen Tod bestraft hat«, beendete Sienna seinen Gedankengang.

»Das ist richtig.« Unvermittelt stockte Langdon. Er hatte soeben etwas Eigenartiges an dem Rollsiegel bemerkt. Normalerweise konnte man durch das hohle Innere eines Siegels hindurchsehen wie durch ein leeres Röhrchen, nicht jedoch in diesem Fall. *Irgendetwas steckt da drin. Das Ende glänzt.*

»Jemand hat etwas hineingesteckt«, sagte Langdon laut. »Und es sieht aus, als wäre es aus Glas.«

Er stellte den Zylinder auf den Kopf, um die andere Seite zu überprüfen, und ein winziges Objekt im Innern klapperte und purzelte vom einen Ende zum anderen, ähnlich einer kleinen Kugel in einem dünnen Rohr.

Langdon erstarrte. Er hörte, wie Sienna neben ihm leise die Luft einsog.

Was zum Teufel war das?

»Haben Sie das Geräusch gehört?«, flüsterte Sienna.

Langdon nickte. Vorsichtig blickte er in das Ende des Siegels. »Die Öffnung sieht aus, als wäre sie von etwas ... etwas Metallischem blockiert.«
Vielleicht ein Verschluss? Von einem Teströhrchen?

Sienna wich zurück. »Ist es ... ist es zerbrochen?«

»Ich glaube nicht.« Vorsichtig kippte er das Rollsiegel erneut, um das gläserne Ende zu untersuchen, und das leise Klappern wiederholte sich. Einen Augenblick später machte das Glas im Zylinder etwas völlig Unerwartetes.

Es fing an zu *glühen*.

Sienna riss die Augen auf. »Robert, stopp! Nicht bewegen!«

Langdon stand vollkommen reglos da, das Rollsiegel in der Hand. Das gläserne Ende des Gebildes strahlte ohne jeden Zweifel eine Art von Licht aus. Es leuchtete, als wäre der Inhalt soeben zum Leben erwacht.

Aber nicht für lange. Wenige Sekunden später erlosch das Licht.

Sienna trat näher. Ihr Atem ging schnell. Sie neigte den Kopf zur Seite und nahm das Glasgebilde im Innern des knöchernen Zylinders in Augenschein.

»Kippen Sie es noch mal«, sagte sie leise.
»Ganz, ganz langsam.«

Behutsam drehte Langdon das Siegel um. Und wiederum klapperte leise ein winziges Objekt durch den ganzen Zylinder.

»Noch mal«, sagte Sienna. »Langsam.«

Langdon wiederholte den Vorgang, und erneut klapperte es. Das Glas leuchtete für einen kurzen Moment schwach auf ... und erlosch.

»Das scheint ein Teströhrchen mit einer Erregerkugel zu sein«, folgerte Sienna. »Das Röhrchen enthält wahrscheinlich eine phosphoreszierende chemische Substanz. Oder einen biolumineszierenden Organismus. Was auch immer, bei entsprechender Stimulation fängt es an zu leuchten.«

Langdon hatte eine andere Idee. Er kannte Leuchtstäbe und auch biolumineszierendes Plankton, das Licht erzeugte, wenn beispielsweise ein Boot seinen Lebensraum durcheinanderwirbelte, aber er war sicher, dass der Zylinder in seiner Hand nichts dergleichen

enthielt. Behutsam kippte er das Gebilde mehrere Male, bis es leuchtete, dann hielt er das lumineszierende Ende über seine Hand. Wie erwartet erschien ein schwacher roter Lichtfleck auf seiner Haut.

Schön zu wissen, dass sich selbst ein IQ von 208 manchmal irren kann.

»Passen Sie auf«, sagte er und schüttelte das Siegel kräftig. Das Objekt im Innern rappelte laut, als es schneller und schneller auf und ab raste.

Sienna zuckte erschrocken zurück. »Was machen Sie denn da?«

Ohne mit dem Schütteln innezuhalten, ging Langdon zum Lichtschalter und legte ihn um. Augenblicklich war es in der Küche dunkel. »Das ist kein Teströhrchen«, sagte er, während er den Zylinder so kräftig schüttelte, wie er konnte. »Das ist ein *Faraday-Pointer*.«

Langdon hatte von einem seiner Studenten ein ähnliches Gerät geschenkt bekommen – einen

Laserpointer für Dozenten, die gegen die endlose Verschwendung kleiner Batterien waren und nichts dagegen hatten, ihren Pointer ein paar Sekunden lang zu schütteln, um kinetische in elektrische Energie zu verwandeln, bevor sie das Gerät benutzten. Beim Schütteln streifte im Inneren eine kleine Kugel an einer Reihe winziger Blättchen vorbei, die ihrerseits über Piezo-Effekte, ähnlich dem Zündfunken eines modernen Einwegfeuerzeugs, Strom erzeugten. Der Strom wurde in einem Kondensator gespeichert und ermöglichte den kurzzeitigen Betrieb des Lasers.

Anscheinend hatte irgendjemand einen solchen Pointer in einen geschnitzten, hohlen Knochenzylinder gesteckt – eine antike Hülle für ein modernes elektronisches Spielzeug.

Die Spitze des Pointers in Langdons Hand leuchtete nun intensiv, und Langdon bedachte Sienna mit einem nervösen Blick. »Showtime.«

Er richtete den Pointer auf ein Stück nackte

Küchenwand. Sienna sog verblüfft die Luft ein, und Langdon hob die Brauen.

Das Licht an der Wand war kein roter Laserpunkt, sondern eine hochauflösende Fotografie. Das Gebilde im Innern des Knochenzylinders war die ultramoderne, miniaturisierte Ausgabe eines Diaprojektors.

Mein Gott!, dachte Langdon. Seine Hand zitterte leicht, als er die makabre Szene an der Wand analysierte. *Kein Wunder, dass ich Visionen von Tod und Verderben hatte!*

Neben ihm schlug Sienna die Hand vor den Mund und trat vorsichtig einen Schritt näher. Sie war fasziniert von dem, was sie sah.

Die Szene zeigte ein schauriges Gemälde von menschlichem Leiden – Tausende von Seelen, die in verschiedenen Ebenen der Hölle Folterqualen durchlitten. Die Unterwelt war dargestellt als ein Querschnitt durch die Erde: ein gewaltiges trichterförmiges Loch von unvorstellbarer Tiefe.

Der bodenlose Trichter bestand aus einer Abfolge von abwärts führenden Terrassen, eine jede davon bevölkert von gepeinigten Sündern aller Art.

Langdon erkannte das Gemälde sofort.

Das Kunstwerk an der Wand – *La Mappa dell’Inferno* – stammte von einem wahren Giganten der italienischen Renaissance: Sandro Botticelli. Diese »Karte der Hölle« war ein meisterhafter Entwurf der Unterwelt und eine der furchteinflößendsten Visionen des Jenseits, die je erschaffen worden waren. Dunkel, grimmig, schauerlich – selbst heutzutage blieben die Menschen beim Anblick des Gemäldes wie angewurzelt stehen. Im Gegensatz zu den vor Leben sprühenden, farbenfrohen Werken *Nascita di Venere*, *Geburt der Venus* und *Primavera*, *Frühling*, hatte Botticelli seine *Mappa dell’Inferno* in einer bedrückenden Palette von Rot-, Sepia- und Brauntönen gehalten.

Mit einem Schlag waren Langdons fürchterliche

Kopfschmerzen wieder da – trotzdem hatte er zum ersten Mal seit seinem Erwachen in dem fremden Krankenhaus das Gefühl, dass sich soeben ein kleines Stück des Puzzles an die richtige Stelle gefügt hatte. Seine grausigen Halluzinationen rührten offensichtlich vom Betrachten dieses berühmten Gemäldes her.

Ich scheine Botticellis Mappa dell'Inferno studiert zu haben, dachte er, obwohl er sich beim besten Willen nicht an den Grund dafür erinnern konnte.

Das Gemälde wirkte durchaus verstörend, doch gab es noch einen zweiten Aspekt, der Langdon weit mehr Unbehagen bereitete. Er wusste nämlich, dass die Inspiration für dieses unheilverkündende Meisterwerk nicht von Botticelli selbst stammte ... sondern dem Geist eines Mannes entsprungen war, der zweihundert Jahre vor Botticelli gelebt hatte.

Ein großartiges Kunstwerk, inspiriert durch ein anderes.

Botticellis *Mappa dell'Inferno* war ein Tribut an ein literarisches Werk des vierzehnten Jahrhunderts – eines der berühmtesten Stücke in der Geschichte der Literatur und eine berühmte, makabre Vision der Hölle, die Auswirkungen bis zum heutigen Tag zeigte.

Dantes *Inferno*.

Auf der anderen Straßenseite stieg Vayentha leise eine Treppe hinauf und suchte auf der Dachterrasse des verschlafenen Hotels nach einem Versteck. Langdon hatte seinem Kontaktmann im Konsulat eine nicht existierende Zimmernummer und einen falschen Treffpunkt genannt – ein »Spiegel-Treff«, wie es in ihrem Geschäft hieß –, eine verbreitete Technik, die ihn in die Lage versetzte, die Situation abzuschätzen, ehe er den eigenen Aufenthaltsort preisgab. In der Regel konnten diese Spiegel-Treffs problemlos von einem Versteck aus – dem wirklichen Aufenthaltsort – beobachtet

werden.

Vayentha fand einen geeigneten Aussichtspunkt auf dem Dach des Hotels, von dem aus sie unbemerkt die gesamte Gegend im Auge behalten konnte. Langsam wanderte ihr Blick über die Fenster des Wohngebäudes auf der anderen Straßenseite.

Jetzt sind Sie wieder am Zug, Mr. Langdon.

In genau diesem Augenblick trat der Provost an Bord der *Mendacium* auf das Mahagonideck und genoss in tiefen Zügen die salzige Luft der Adria. Dieses Schiff war seit Jahren sein Zuhause, doch die Ereignisse in Florenz drohten alles zu vernichten, was er aufgebaut hatte.

Seine Agentin Vayentha war dafür verantwortlich. Sie würde ihm Rede und Antwort stehen, sobald diese Mission abgeschlossen war. Im Moment brauchte der Provost sie noch vor Ort.

Wenn sie weiß, was gut für sie ist, bringt sie

dieses Chaos besser wieder unter Kontrolle.

Rasche Schritte näherten sich hinter ihm. Der Provost wandte sich um und sah eine seiner Analytikerinnen herbeieilen.

»Sir?«, sagte sie atemlos. »Wir haben neue Informationen!« Ihre Stimme durchdrang die morgendliche Kühle mit seltsamer Intensität. »Es scheint, Robert Langdon hat sich soeben von einer unmaskierten IP-Adresse aus in seinen E-Mail-Account von Harvard eingeloggt.« Sie zögerte und sah dem Provost in die Augen. »Das ermöglicht uns, seine genaue Position festzustellen.«

Der Provost war verblüfft, dass jemand so töricht sein konnte. *Das ändert alles.* Er legte die Fingerspitzen aneinander und starrte hinaus auf die Uferlinie, während er über die neue Situation nachdachte. »Wie ist der Status des SRS-Teams?«

»Einsatzbereit, Sir. Es wartet nur drei Kilometer von Langdons Position entfernt.«

Es kostete den Provost nur eine Sekunde, seine

Entscheidung zu fällen.

»*L'inferno di Dante*«, flüsterte Sienna ehrfurchtsvoll, als sie näher an das schaurige Bild der Unterwelt trat, das nun ihre nackte Küchenwand zierte.

Dantes Vision der Hölle, dachte Langdon. *Live und in Farbe*.

Überschwänglich gefeiert als eines der bedeutsamsten Werke der Weltliteratur, zählte Inferno zu einem der drei Bücher von Dantes *Commedia*, auch die *Göttliche* genannt: ein mehr als 14000 Zeilen umfassendes episches Werk, das Dantes brutalen Abstieg in die Unterwelt beschrieb, seine Reise durch das Fegefeuer und

schließlich die Ankunft im Paradies. Von den drei Büchern der *Commedia – Inferno, Purgatorio und Paradiso* – war Inferno das mit Abstand denkwürdigste.

Geschrieben von Dante Alighieri in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, hatte Inferno das mittelalterliche Bild der Verdammnis buchstäblich neu definiert. Nie zuvor hatte das Konzept der Hölle die Massen auf eine so eindruckliche Weise gefesselt. Dantes Werk hatte das abstrakte Konzept der Hölle praktisch über Nacht in einer klaren, angsteinflößenden Vision zementiert – intuitiv, greifbar und unvergesslich. Es war kaum überraschend, dass die katholische Kirche in der Folge der Veröffentlichung von Dantes Werk einen enormen Zulauf von verängstigten Sündern erfahren hatte, die Dantes moderner Vision der Unterwelt entgehen wollten.

In der Darstellung von Botticelli war Dantes grausige Vision der Hölle als ein riesiger

trichterförmiger Abgrund aus Leid und Folter dargestellt, der tief in die Erde führte, eine elende subterrane Landschaft aus Feuer, Schwefel, Exkrementen und Monstern, an deren unterem Ende Satan persönlich wartete. Der trichterförmige Abgrund bestand aus neun verschiedenen Ebenen, den Neun Kreisen der Hölle, in die Sünder je nach Schwere ihrer Verfehlungen verbannt wurden. Nahe der Oberfläche wurden die Wollüstigen von einem ewigen Sturm durcheinandergewirbelt: ein Symbol ihrer Unfähigkeit, ihr Verlangen zu kontrollieren. Etwas weiter unten wurden die Gefräßigen gezwungen, sich mit dem Gesicht nach unten in einen stinkenden Brei zu legen, die Mäuler gefüllt mit dem Produkt ihrer Exzesse. Noch tiefer waren die Häretiker in Särgen gefangen, verdammt im ewigen Feuer. Und so ging es weiter ... schlimmer und schlimmer, je tiefer man hinunterstieg.

In den sieben Jahrhunderten seit ihrer

Veröffentlichung hatte Dantes bleibende Vision der Hölle zahlreiche Lobpreisungen, Übersetzungen und Variationen erfahren, durch einige der größten kreativen Persönlichkeiten der Geschichte.

Longfellow, Chaucer, Marx, Milton, Balzac, Borges und sogar mehrere Päpste hatten Stücke geschrieben, die auf Dantes Inferno basierten. Monteverdi, Liszt, Wagner, Tschaikowsky und Puccini hatten Kompositionen geschaffen, die auf Dantes Werk zurückgingen, genau wie eine von Langdons Lieblingskünstlerinnen der Gegenwart, Loreena McKennitt. Selbst in der modernen Welt der Videospiele und iPad-Apps gab es keinen Mangel an Produkten, die auf Dante verwiesen.

Langdon war stets bemüht, seinen Studenten die lebendige, reiche Symbolhaftigkeit von Dantes Vision zu vermitteln, und manchmal hielt er eine Vorlesung über die wiederkehrenden Bilder, die sich bei Dante und in den Werken fanden, die er im Lauf der Jahrhunderte inspiriert hatte.

»Robert!«, sagte Sienna und beugte sich näher zur Wand. »Sehen Sie!« Sie deutete auf eine Stelle über dem Boden der trichterförmigen Hölle.

Der Bildabschnitt, auf den sie zeigte, wurde »Malebolge« genannt. Er befand sich im achten und vorletzten Kreis der Hölle und war unterteilt in zehn Gruben des Bösen, von denen jede für eine spezielle Art von Betrug stand.

»Sehen Sie!«, wiederholte Sienna aufgeregt. »Haben Sie nicht gesagt, Sie hätten so etwas in Ihren Halluzinationen gesehen?«

Langdon kniff die Augen zusammen, doch er entdeckte nichts. Der winzige Projektor verlor zusehends an Kraft, und das Bild verblasste. Rasch schüttelte Langdon das kleine Gerät, bis es wieder hell leuchtete. Dann stellte er es ein Stück weiter weg, auf den Tresen an der gegenüberliegenden Küchenwand, sodass die Projektion größer wurde.

Wieder zeigte Sienna auf die Stelle im Achten Kreis der Hölle. »Sehen Sie! Sagten Sie nicht, Sie

hätten ein Beinpaar gesehen, das umgekehrt aus dem Boden ragte und mit einem R bemalt war? Da ist es!«

Langdon hatte die zehnte Grube des Malebolge schon viele Male gesehen. Sie war vollgepackt mit Sündern, die mit dem Kopf voran bis zur Hüfte eingegraben waren und deren Beine aus dem Erdreich ragten. Doch in *dieser* Version trug *ein* Beinpaar seltsamerweise den Buchstaben R, mit Schlamm geschrieben, genau wie in Langdons Vision.

Mein Gott! Langdon sah genauer hin. »Dieses R findet sich *garantiert nicht* auf Botticellis Original!«

»Hier ist noch ein Buchstabe«, sagte Sienna und zeigte auf die Stelle.

Langdons Blick folgte ihrem ausgestreckten Finger zu einer anderen Grube des Malebolge, wo der Buchstabe E auf der Brust eines falschen Propheten prangte, dem der Kopf umgedreht

worden war.

Was um alles in der Welt ...? Dieses Gemälde wurde ganz sicher manipuliert.

Langdon entdeckte nun weitere Buchstaben, überall in den zehn Gruben des Malebolge. Er sah ein C auf einem Verführer, der von Dämonen ausgepeitscht wurde ... ein weiteres R bei einem Dieb, der von Schlangen gebissen wurde ... ein A bei einem korrupten Politiker, der in einem Fass mit kochendem Teer steckte.

»Diese Buchstaben sind definitiv nicht Bestandteil von Botticellis Original«, sagte Langdon entschieden. »Das Bild wurde digital manipuliert.«

Er richtete den Blick auf die oberste Grube des Malebolge und begann, von oben nach unten zu buchstabieren, durch alle zehn Gruben hindurch.

C ... A ... T ... R ... O ... V ... A ... C ... E ... R

»Catrovacer?«, sagte Langdon. »Ist das italienisch?«

Sienna schüttelte den Kopf. »Und auch nicht Latein. Ich kenne das Wort nicht.«

»Vielleicht eine Signatur?«

»Catrovacer?« Sie blickte zweifelnd drein.

»Klingt nicht nach einem Namen, wenn Sie mich fragen. Aber sehen Sie, da.« Sie deutete auf eine der vielen Gestalten in der dritten Grube des Malebolge.

Als Langdon die Figur entdeckte, durchfuhr ihn ein Frösteln. Dort, unter der Menge von Sündern in der dritten Grube, befand sich ein ikonisches Bild des Mittelalters – ein Mann mit einem Umhang und einer Maske vor dem Gesicht – einer Maske mit langem, vogelartigem Schnabel und toten Augen.

Die Pestmaske.

»Gibt es in Botticellis Original einen Pestdokter?«, fragte Sienna.

»Definitiv nicht. Diese Figur wurde nachträglich hinzugefügt.«

»Hat Botticelli sein Original *signiert*?«

Langdon erinnerte sich nicht, doch als er die untere rechte Ecke des Gemäldes musterte, wo man eine Signatur erwarten würde, erkannte er den Grund für Siennas Frage. Statt einer Signatur stand dort – kaum zu erkennen auf dem braunen Rand von *La Mappa* – eine Zeile Text in winzigen Druckbuchstaben: *la verità è visibile solo attraverso gli occhi della morte.*

Langdon sprach genug italienisch, um den Kern der Aussage zu verstehen. »Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.«

Sienna nickte. »Bizarr.«

Die beiden standen schweigend da, während das morbide Bild an der Wand allmählich wieder verblasste.

Dantes Inferno, dachte Langdon. *Seit 1330 immer wieder Inspiration für unheilverkündende Kunstwerke.*

Langdon widmete in seiner Vorlesung über Dante stets einen ganzen Abschnitt den zahlreichen

Werken, die von Inferno inspiriert worden waren. Außer Botticellis gefeierter *Mappa* gab es noch Rodins zeitlose Skulptur der drei Schatten aus *La Porte de l'Enfer*, dem Höllentor; van der Straets Illustration des Phlegyas, der auf dem Styx durch die untergetauchten Leiber paddelt; William Blakes wollüstige Sünder, die in einem ewigen Sturm durcheinandergewirbelt werden; Bouguereaus eigenartig erotische Vision von Dante und Vergil, die zwei nackte, miteinander ringende Männer beobachten; Bayros gepeinigte Seelen, die sich in einem hagelartigen Sturm von glühenden Kugeln und Tropfen aus Feuer zusammenkauern; Salvador Dalís exzentrische Serien von Aquarellen und Holzschnitten; Dorés riesige Sammlung von Schwarz-Weiß-Radierungen mit Darstellungen vom Eingang des Hades bis hin zu dem geflügelten Satan selbst und viele, viele mehr.

Und jetzt schien es, als hätte Dantes poetische Vision der Hölle nicht nur die bedeutendsten

Künstler der Geschichte beeinflusst, sondern noch ein weiteres Individuum. Eine gestörte Seele hatte Botticellis berühmtes Gemälde digital verändert, zehn Buchstaben sowie einen Pestdoktor hinzugefügt und das Ganze schließlich signiert mit einer ominösen Aussage über die Wahrheit und die Augen des Todes. Der unbekannte Künstler hatte das Bild auf einem Hightech-Projektor gespeichert und diesen dann in einem mit außergewöhnlichen Schnitzereien verzierten Knochen versteckt.

Langdon konnte sich nicht vorstellen, wer ein solches Werk geschaffen haben konnte, doch im Moment schien die Frage eher zweitrangig im Vergleich zu einer sehr viel drängenderen.

Warum zum Teufel trage ich dieses Ding bei mir?

Während Sienna und Langdon in der Küche über ihren nächsten Schritt nachdachten, näherte sich unten auf der Straße ein Wagen mit heulendem

Motor. Reifen quietschten, dann wurden Türen zugeschlagen.

Erschrocken trat Sienna ans Fenster und sah nach draußen.

Ein schwarzer ziviler Van hatte vor dem Hotel gehalten. Ein Team von Männern in schwarzen Monturen stieg aus. Sie trugen runde grüne Abzeichen auf der linken Schulter und automatische Waffen in den Händen und bewegten sich mit militärischer Effizienz. Vier von ihnen rannten zum Eingang des Wohnhauses.

Sienna gefror das Blut in den Adern. »Robert!«, rief sie. »Ich weiß nicht, wer diese Leute sind, aber sie haben uns gefunden!«

Unten auf der Straße brüllte Agent Christoph Brüder seinen Männern Befehle zu, als sie das Gebäude stürmten. Er war ein athletisch gebauter Mann mit militärischem Hintergrund, einem Sinn für Pflichterfüllung und Respekt für die

Kommandokette. Er kannte seine Mission und wusste, was auf dem Spiel stand.

Die Organisation, für die Brüder arbeitete, bestand aus zahlreichen Abteilungen. Brüders Einheit hieß *Surveillance and Response Support* – Überwachung und Einsatzunterstützung –, und sie wurde nur hinzugerufen, wenn die Situation einen kritischen Status erreichte.

Als Brüders Männer im Wohngebäude verschwanden, bezog er Posten vor der Eingangstür. Er nahm sein Kommunikationsgerät und kontaktierte die befehlshabende Stelle.

»Brüder hier«, meldete er. »Wir konnten Langdon mithilfe seiner IP-Adresse lokalisieren. Mein Team geht jetzt rein. Ich informiere Sie, wenn wir ihn haben.«

Hoch über Brüder, auf dem Dach des Hotels Pensione la Fiorentina, starrte Vayentha erschrocken und ungläubig auf die Agenten

hinunter, die das Wohngebäude stürmten.

Was zum Teufel machen DIE hier?

Sie strich sich mit der Hand durch die gegelte Igelfrisur. Ihr verpatzter Auftrag vom Vorabend würde fatale Konsequenzen nach sich ziehen. Das Gurren einer einzelnen Taube hatte ein wildes Chaos eingeläutet, und jetzt war alles außer Kontrolle. Was als einfache Mission begonnen hatte, war zu einem fortwährenden Alptraum geworden.

Wenn das SRS-Team hier ist, dann ist für mich alles gelaufen.

Sie holte ihr Sectra Tiger XS Telefon hervor und rief den Provost an.

»Sir!«, stammelte sie. »Das SRS-Team ist hier! Brüders Männer stürmen das Wohngebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite!«

Sie wartete auf eine Antwort, doch stattdessen ertönte lediglich eine Folge lauter Klicks, und dann sagte eine elektronische Stimme:

»Nichtannahmeprotokoll aktiviert.«

Vayentha senkte das Telefon und starrte ungläubig auf das Display, das sich gerade ausschaltete.

Alles Blut wich ihr aus dem Gesicht, als ihr klar wurde, was soeben passiert war. Das Konsortium hatte jeglichen Kontakt zu ihr abgebrochen.

Keine Verbindung mehr. Nichts.

Ich wurde fallengelassen.

Der Schock hielt nur einen Moment lang vor.

Dann kam die Angst.

»Beeilung, Robert!«, drängte Sienna. »Folgen Sie mir!«

Langdons Gedanken kreisten noch immer um die grimmigen Bilder von Dantes Unterwelt, als er durch die Wohnungstür in den Korridor des Wohnhauses rannte. Bis zu diesem Augenblick hatte Sienna Brooks den Stress des frühen Morgens mit distanzierter Gelassenheit bewältigt. Jetzt war diese Ruhe einer Emotion gewichen, die Langdon in ihrem Gesicht noch nicht gesehen hatte: echter Angst.

Sienna rannte im Korridor voraus – vorbei am Lift, der bereits auf dem Weg nach unten war,

zweifellos von den Männern in Schwarz gerufen, die unten in der Lobby warteten. Sie lief bis zum Ende des Gangs und verschwand im Treppenhaus, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

Langdon folgte ihr dichtauf. Die Sohlen seiner geborgten Schuhe waren rutschig, und während er rannte, hüpfte der winzige Projektor in der Brusttasche des Brioni-Anzugs auf und ab. Langdon musste an die eigenartigen Buchstaben denken, die den achten Höllenkreis schmückten: Catrovacer. Er stellte sich die Pestmaske vor und rief sich die Signatur ins Gedächtnis:

Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.

Langdon versuchte, diese verschiedenen Elemente in einen Zusammenhang zu rücken, doch im Augenblick ergab nichts einen Sinn. Als er schließlich auf dem Treppenabsatz stehen blieb, wartete Sienna bereits auf ihn. Sie lauschte angestrengt. Langdon hörte stampfende Schritte,

die sich von unten näherten.

»Gibt es einen anderen Ausgang?«, flüsterte er.

»Folgen Sie mir«, sagte sie knapp.

Sie hatte ihm an diesem Tag schon einmal das Leben gerettet, und außerdem hatte er gar keine andere Wahl, als ihr zu vertrauen. Also holte er tief Luft und rannte hinter ihr die Stufen hinunter.

Eine Etage tiefer wurde der Lärm der Stiefel bedrohlich – die Männer waren allenfalls noch zwei Stockwerke unter ihnen.

Warum rennt sie ihnen entgegen?

Bevor Langdon protestieren konnte, packte Sienna seine Hand und zerrte ihn aus dem Treppenhaus in einen verlassenen Korridor, den ebenso viele Wohnungstüren säumten wie in der Etage über ihnen.

Kein Platz zum Verstecken!, dachte Langdon voller Panik.

Sienna legte einen Lichtschalter um, und die wenigen Glühbirnen erloschen. Der dunkle Flur

bot trotzdem keine Deckung. Sienna und Langdon waren deutlich sichtbar.

Die stampfenden Schritte waren fast heran. Die Angreifer konnten jeden Moment auf der Treppe erscheinen, mit direktem Blick auf Sienna und ihn im Gang.

»Ich brauche Ihr Jackett!«, flüsterte Sienna und riss ihm die Jacke fast herunter. Sie zwang Langdon, sich hinter ihr in einen Türrahmen zu drücken. »Rühren Sie sich nicht!«

Was hat sie vor? Sie ist deutlich zu sehen!

Zwei Soldaten erschienen auf der Treppe und blieben wie angewurzelt stehen, als sie Sienna in dem düsteren Gang entdeckten.

»Per l'amor di Dio!«, keifte Sienna die Männer bitterböse an. »Cos'è questa confusione?«

Die beiden Soldaten blinzelten unsicher. Offensichtlich wussten sie nicht, mit wem sie es zu tun hatten.

Sienna keifte weiter. »Tanto chiasso a quest'

ora!« So ein Lärm um diese Uhrzeit!

Jetzt bemerkte Langdon, dass sie sich seine schwarze Jacke um Kopf und Schultern gelegt hatte wie das Umhängetuch einer alten Frau. Sie stand vornübergebeugt und versperrte den Soldaten die Sicht auf Langdon im Schatten des Türrahmens. Sie war nicht wiederzuerkennen, als sie einen Schritt nach vorn humpelte und die Männer anschrie wie eine senile alte Vettel.

Einer der Soldaten hob die Hand und bedeutete ihr, in ihre Wohnung zurückzukehren. »*Signora! Rientri subito in casa!«*

Sienna trat einen weiteren unsicheren Schritt auf die Soldaten zu und schüttelte ärgerlich die Faust. »*Avete svegliato mio marito, che è malato!«*

Langdon lauschte verblüfft. *Sie haben ihren kranken Ehemann geweckt?*

Der andere Soldat hob seine Maschinenpistole und zielte auf sie. »*Ferma o sparo!«*

Sienna erstarrte, dann wich sie humpelnd und schimpfend von den Soldaten zurück.

Die beiden Männer rannten weiter und verschwanden die Treppe hinauf.

Nicht ganz wie bei Shakespeare, aber beeindruckend, dachte Langdon. Eine Schauspielausbildung kann manchmal nützlich sein.

Sienna riss sich das Jackett vom Kopf und warf es Langdon zu. »Okay. Kommen Sie!«

Diesmal zögerte Langdon nicht eine Sekunde.

Sie stiegen bis zur ersten Etage hinunter und spähten die Treppe hinab in die Lobby. Soeben betraten zwei weitere Soldaten den Lift. Auf der Straße draußen hielt ein Soldat Wache neben dem Van. Seine schwarze Uniform spannte sich über dem muskulösen Leib. Schweigend eilten Langdon und Sienna die Treppe hinunter in Richtung Tiefgarage.

Die Garage war matt beleuchtet und stank nach

Urin. Sienna lief zu einer Stelle, wo einige Motorroller und Motorräder parkten. Sie blieb vor einem silbernen Trike stehen – einem dreirädrigen Moped, das aussah wie eine unansehnliche Kreuzung aus italienischer Vespa und einem großen Dreirad. Mit der schlanken Hand strich sie unter dem vorderen Schutzblech entlang und förderte ein kleines magnetisches Kästlein zutage. Darin lag ein Schlüssel, den sie ins Zündschloss steckte, um den Motor zu starten.

Sekunden später saß Langdon hinter ihr im Sattel. Er fühlte sich unsicher auf dem schmalen Sitz und suchte an den Seiten nach einem Halt, doch er fand nichts.

»Jetzt ist nicht die Zeit für Sittsamkeit«, sagte Sienna, packte seine Hände und legte sie um ihre schlanke Taille. »Gut festhalten!« Sienna jagte das Trike die Auffahrt hinauf.

Langdon tat wie geheißen. *Das Ding ist viel schneller, als ich gedacht hätte.*

Sie hoben fast ab, als sie im frühen Licht des Morgens aus der Garage auf die Straße hinausschossen, vielleicht fünfzig Meter vom Haupteingang entfernt. Der muskulöse Soldat vor dem Eingang fuhr zu ihnen herum und sah sie mit Vollgas flüchten.

Langdon warf einen Blick über die Schulter. Der Soldat hatte die Waffe gehoben und zielte sorgfältig. Langdon wappnete sich innerlich. Ein einzelner Schuss fiel. Er prallte als Querschläger von der Heckstoßstange des Trikes ab und verfehlte Langdons Rückgrat nur knapp.

Himmel!

An der nächsten Kreuzung bog Sienna scharf nach links ab. Langdon geriet ins Rutschen und kämpfte verzweifelt um sein Gleichgewicht.

»Lehnen Sie sich gegen mich!«, rief sie.

Langdon drückte sich an sie und gewann fast augenblicklich sein Gleichgewicht zurück. Sienna lenkte das Trike mit Höchstgeschwindigkeit über

eine breite Durchgangsstraße. Einige Straßen weiter wagte Langdon wieder zu atmen.

Wer zum Teufel sind diese Männer?

Konzentriert manövrierte Sienna das Gefährt durch den morgendlichen Verkehr. Mehrere Fußgänger starrten ihnen verwundert nach – offensichtlich überrascht vom Anblick eines großgewachsenen Mannes auf dem Sozius hinter einer schlanken Frau.

Sie waren drei Blocks weit gekommen und näherten sich einer großen Kreuzung, als vor ihnen wütendes Hupen erklang. Ein schwarzer Van schlitterte auf zwei Rädern in die Kreuzung und beschleunigte genau in ihre Richtung. Der Wagen sah genauso aus wie der vor Siennas Wohnung, mit dem die Soldaten gekommen waren. Sienna bog scharf nach rechts ab, bremste hart, wodurch Langdon abrupt gegen ihren Rücken gedrückt wurde. Hinter einem parkenden Lieferwagen kamen sie schließlich zum Stehen, verborgen vor

den Blicken der Verfolger. Sienna hatte das Trike direkt hinter die Heckstoßstange des Wagens bugsiert. Sie schaltete den Motor aus.

Haben sie uns gesehen?

Sie beugten sich tief über den Lenker und warteten atemlos.

Der Van jagte vorbei, ohne seine Fahrt zu verlangsamen. Offensichtlich hatte niemand sie bemerkt. Als der Wagen vorüberraste, erhaschte Langdon einen flüchtigen Blick auf eine Person im Fond.

Es war eine attraktive ältere Frau, eingeklemmt zwischen zwei Soldaten wie eine Gefangene. Ihre Augen waren halb geschlossen, und ihr Kopf bewegte sich kraftlos hin und her, als stünde sie unter Drogen. Sie trug ein Amulett um den Hals und hatte gelocktes silbernes Haar.

Für einen Moment zog sich Langdons Kehle zusammen.

Er hatte soeben einen Geist gesehen.

Die Frau aus seinen Visionen.

Der Provost stürmte aus dem Kontrollraum und marschierte über das Steuerborddeck der *Mendacium*, während er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Was sich soeben in dem Wohnhaus in Florenz ereignet hatte, war geradezu unglaublich.

Er umrundete zweimal das gesamte Schiff, bevor er in sein Büro zurückstapfte und eine Flasche fünfzig Jahre alten Highland-Park-Single-Malt-Whisky hervorholte. Ohne sich ein Glas einzuschenken, stellte er die Flasche ab und kehrte ihr den Rücken zu – um sich selbst zu beweisen, dass er die Dinge noch immer unter Kontrolle

hatte.

Sein Blick wanderte zu einem schweren abgegriffenen Wälzer im Bücherregal: das Geschenk eines Klienten ... jenes Klienten, dem er inzwischen am liebsten nie begegnet wäre.

Wie hätte ich das vor einem Jahr wissen sollen?

Normalerweise traf sich der Provost nicht persönlich mit Klienten, doch dieser spezielle Kunde war ihm von einer vertrauenswürdigen Quelle empfohlen worden, und so hatte er eine Ausnahme gemacht.

Es war ein vollkommen ruhiger Tag auf See gewesen, als der Klient mit dem eigenen Hubschrauber auf dem Helipad der *Mendacium* gelandet war. Der Klient war eine angesehene Persönlichkeit auf seinem Gebiet, sechsundvierzig, gepflegt, außergewöhnlich groß und mit durchdringenden grünen Augen. Der Mann hatte die langen Beine ausgestreckt und es sich im

luxuriösen Büro des Provosts bequem gemacht, ehe er zur Sache gekommen war. »Wie Sie wissen, wurden mir Ihre Dienste von einem gemeinsamen Freund empfohlen. Ich will Ihnen zunächst schildern, was ich von Ihrer Organisation benötige.«

»Nein.« Mit dieser knappen Antwort hatte der Provost gleich klargestellt, wer das Sagen hatte. »Das Protokoll meines Unternehmens verbietet, dass Sie mir irgendetwas schildern. Ich erkläre Ihnen, welche Dienste ich anbiete, und Sie entscheiden, ob und welche davon für Sie von Interesse sind.«

Der Besucher hatte ihn überrascht angesehen, doch dann aufmerksam zugehört. Letzten Endes waren seine Wünsche nichts Außergewöhnliches für das Konsortium gewesen. Er wollte im Grunde genommen für eine Weile »unsichtbar« werden, um eine Unternehmung abseits neugieriger Augen durchzuführen.

Ein Kinderspiel.

In solchen Fällen stellte das Konsortium eine falsche Identität und einen sicheren Ort zur Verfügung, und der Klient verschwand vollkommen von der Bildfläche und konnte seine Arbeit im Geheimen fortsetzen. Das Konsortium fragte *niemals* nach dem Grund, aus dem ein Klient eine Dienstleistung benötigte. Es gehörte zur Firmenpolitik, so wenig wie möglich über den Auftraggeber zu wissen.

Der grünäugige Mann hatte sich als geradezu idealer Klient herausgestellt. Ein volles Jahr lang hatte der Provost ihm einen sicheren Hafen verschafft – und dabei einen schwindelerregenden Profit erzielt. Der Provost hatte ihn zu keinem Zeitpunkt kontaktiert, und sämtliche Rechnungen waren rechtzeitig bezahlt worden.

Bis vor zwei Wochen. Mit einem Schlag war alles anders gewesen.

Unerwartet hatte sich der Klient mit dem

Konsortium in Verbindung gesetzt und ein persönliches Treffen mit dem Provost gefordert. Angesichts der Summen, die der Klient bis dahin gezahlt hatte, war der Provost seiner Bitte nachgekommen.

Der ungepflegte, zerzauste Mann, der dann auf der Yacht eingetroffen war, hatte kaum noch Ähnlichkeit mit der seriösen Person gehabt, mit der der Provost ein Jahr zuvor ins Geschäft gekommen war. Die einst scharf blickenden grünen Augen des Mannes waren trüb gewesen, und er hatte den Eindruck erweckt, als sei er krank.

Was ist mit ihm passiert? Was hat er gemacht? Der Provost führte das nervliche Wrack in sein Büro.

»Die silberhaarige Teufelin«, stammelte der Klient. »Sie kommt jeden Tag näher.«

Der Provost warf einen Blick auf die Akte des Klienten und musterte das Foto der attraktiven silberhaarigen Frau. »Ja«, sagte er. »Die

silberhaarige Teufelin. Wir kennen Ihre Feinde durchaus, Sir. So mächtig sie auch sein mag, wir haben sie ein ganzes Jahr von Ihnen ferngehalten, und daran wird sich nichts ändern.«

Der grünäugige Mann fuhr sich nervös durch das fettige Haar. »Lassen Sie sich nicht von ihrer Schönheit täuschen. Sie ist gefährlich.«

Wie wahr, dachte der Provost. Er war wenig erbaut darüber, dass sein Klient die Aufmerksamkeit einer so einflussreichen Person auf sich gezogen hatte. Die silberhaarige Frau verfügte über weitreichende Beziehungen und Ressourcen – nicht gerade die Sorte von Gegenspieler, mit der der Provost jeden Tag zu tun haben wollte.

»Wenn sie oder ihre Schergen mich aufspüren ...«, begann der Klient.

»Das werden sie nicht«, versicherte der Provost ihm. »Wir haben Sie bisher vor allen Gegnern abgeschirmt und Ihnen alles geliefert, was

Sie angefordert haben, oder?«

»Ja«, sagte der Mann. »Trotzdem schlafe ich besser, wenn ...« Er verstummte für einen Moment, dann setzte er neu an. »Sie müssen mir versprechen, mir noch einige Wünsche zu erfüllen ... falls mir etwas zustößt.«

»Und wie lauten diese Wünsche?«

Der Klient griff in seine Aktentasche und zog einen versiegelten Umschlag hervor. »Der Inhalt dieses Umschlags bietet Zugriff auf ein Schließfach in Florenz. Darin finden Sie ein kleines Objekt. Sollte mir tatsächlich etwas zustoßen, müssen Sie dieses Objekt für mich abliefern. Es ist eine Art Geschenk.«

»Sehr wohl.« Der Provost machte sich eine Notiz. »An wen soll ich dieses Objekt liefern?«

»An die silberhaarige Teufelin.«

Der Provost blickte auf. »Ein Geschenk für Ihre Peinigerin?«

Die Augenlider des Klienten flatterten. »Mehr

ein Dorn in ihrer Seite ... Ein kleiner geistreicher Stachel, gefertigt aus einem Knochen. Sie wird feststellen, dass es sich um einen Plan handelt, eine Karte ... ihren persönlichen Vergil, den Führer in ihre private Hölle.«

Der Provost sah den Klienten für eine Weile an. »Wie Sie wünschen. Betrachten Sie es als erledigt.«

»Der Zeitpunkt ist von immenser Bedeutung«, fuhr der Mann fort. »Das Geschenk darf nicht zu früh abgeliefert werden. Sie müssen es sicher verwahren, bis ...« Er stockte und wirkte plötzlich gedankenverloren.

»Bis wann?«, hakte der Provost nach.

Abrupt erhob sich der Klient, trat hinter den Schreibtisch, nahm einen roten Stift und kreiste schwungvoll ein Datum im Tischkalender des Provosts ein. »Bis zu diesem Tag.«

Der Provost biss die Zähne zusammen und unterdrückte seinen Zorn über die Unverfrorenheit

des Mannes. »Verstanden«, sagte er. »Ich werde bis zum genannten Datum nichts unternehmen. An diesem Tag wird das Objekt im Schließfach, was immer es ist, der silberhaarigen Frau zugestellt. Sie haben mein Wort.« Er zählte die Tage bis zu dem rot eingekreisten Datum. »In genau vierzehn Tagen, von heute an.«

»Nicht einen Tag früher!«, betonte der Klient fieberhaft.

»Ich verstehe«, sagte der Provost. »Nicht einen Tag früher.«

Der Provost nahm den Umschlag, schob ihn in die Akte des Mannes und schrieb alle nötigen Details nieder, um den Auftrag genau befolgen zu können. Der Mann hatte den Inhalt des Schließfaches zwar nicht genannt, doch das war dem Provost nur recht. Professionelle Distanz gehörte zur Philosophie des Konsortiums.

*Erbringe die gewünschte Leistung. Keine Fragen.
Kein Urteil.*

Der Klient entspannte sich und atmete erleichtert aus. »Ich danke Ihnen.«

»Sonst noch etwas?«, fragte der Provost, ungeduldig bestrebt, den Klienten wieder loszuwerden, der sich so sehr verändert hatte.

»In der Tat, ja.« Der Klient nahm einen kleinen roten Memorystick aus der Aktentasche. »Dieser Speicher enthält eine Videodatei.« Er legte den Stick auf den Schreibtisch. »Ich möchte, dass diese Datei weltweit den Medien zugestellt wird.«

Der Provost musterte den Mann neugierig. Es geschah häufiger, dass das Konsortium im Auftrag von Klienten Informationen an die Massenmedien weiterleitete, doch etwas an der Bitte dieses Mannes beunruhigte den Provost. »Am selben Tag?«, fragte er und deutete auf das rot eingekreiste Datum in seinem Kalender.

»Ganz recht. An genau diesem Tag, und nicht einen Moment früher.«

»Verstanden«, sagte der Provost. Er versah den

Stick mit einem Aufkleber und notierte die entsprechenden Informationen darauf. »Das wäre dann alles?« Er erhob sich in der Absicht, das Treffen zu beenden.

Sein Klient blieb sitzen. »Nein. Da wäre noch eine letzte Sache.«

Der Provost setzte sich wieder.

Die Augen des Klienten wirkten jetzt geradezu gehetzt. »Sobald Sie dieses Video abgeliefert haben, werde ich sehr berühmt sein.«

Du bist schon berühmt, dachte der Provost beim Gedanken an die beeindruckende Vita des Mannes.

»Ihnen kommt ein Teil des Verdienstes dafür zu«, fuhr der Klient fort. »Sie haben mir ermöglicht, mein Meisterwerk zu erschaffen ... ein Opus, das die Welt verändern wird. Sie dürfen stolz sein auf Ihre Rolle.«

»Was auch immer das für ein Meisterwerk ist, Sir«, sagte der Provost mit wachsender Ungeduld.

»Es freut mich, dass Sie die erforderliche Privatsphäre hatten, es zu erschaffen.«

»Zum Zeichen meines Danks habe ich Ihnen ein Abschiedsgeschenk mitgebracht. Ein Buch.«
Wieder griff er in die Aktentasche.

Der Provost fragte sich, ob dieses Buch vielleicht das geheime Meisterwerk war, an dem der Klient die ganze Zeit gearbeitet hatte. »Und Sie haben dieses Buch geschrieben?«

»Himmel, nein.« Der Mann wuchtete einen massiven Wälzer auf den Tisch. »Ganz im Gegenteil ... Dieses Buch wurde *für mich* geschrieben.«

Verblüfft betrachtete der Provost den Wälzer. *Er glaubt, dieses Buch wurde für ihn geschrieben?* Es war ein Klassiker der Literatur ... aus dem vierzehnten Jahrhundert.

»Lesen Sie es«, sagte der Klient mit einem schaurigen Lächeln. »Es wird Ihnen helfen zu verstehen, was ich getan habe.«

Mit diesen Worten erhob sich der ungekämmte Besucher und verabschiedete sich. Der Provost sah ihm durch das Fenster seiner Bürosuite hinterher, bis der Helikopter des Mannes abgehoben hatte und auf die italienische Küste zuhielt.

Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf den antiken Wälzer vor sich auf dem Schreibtisch. Mit unsicherer Hand klappte er den ledernen Einband auf. Die eröffnende Strophe des Werkes war in großer kalligrafischer Schrift verfasst und nahm die gesamte erste Seite ein:

Inferno

*Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg
Mich abgewandt.*

Auf der gegenüberliegenden Seite hatte der Klient

eine handschriftliche Nachricht hinterlassen:

*Mein lieber Freund,
ich danke Ihnen, dass Sie mir geholfen haben,
den Weg zu finden. Die Welt wird es Ihnen
ebenfalls danken.*

Der Provost hatte keine Ahnung, was die Worte bedeuteten, doch er hatte genug gelesen. Er klappte das Buch zu und stellte es ins Regal. Zum Glück wäre die geschäftliche Beziehung zu diesem eigenartigen Individuum bald beendet. *Nur noch vierzehn Tage ...*, dachte der Provost und richtete den Blick auf den dahingekritzelten roten Kreis in seinem Kalender.

In den folgenden Tagen war der Provost ungewöhnlich nervös wegen dieses Klienten gewesen. Der Mann war offensichtlich völlig instabil geworden. Doch trotz der Vorahnungen des Provosts war die Zeit ohne Zwischenfall

vergangen.

Bis unmittelbar vor dem entscheidenden Datum, als es in Florenz gleich zu mehreren Pannen in Folge gekommen war. Der Provost hatte vergebens versucht, die Krise in den Griff zu bekommen. Der Höhepunkt war schließlich der Tag gewesen, als sein Klient den Badia-Turm hinaufgeflohen war.

Er ist einfach gesprungen ... in den Tod.

Trotz seines Entsetzens darüber, einen Klienten verloren zu haben – insbesondere auf solche Art und Weise –, hielt der Provost sein Wort. Er begann mit den Vorbereitungen, um sein letztes Versprechen gegenüber dem Verstorbenen einzuhalten. Er würde den Inhalt des Schließfachs der silberhaarigen Frau liefern, und zwar exakt zum vereinbarten Zeitpunkt.

Nicht vor dem eingekreisten Datum in meinem Kalender.

Der Provost hatte Vayentha den Umschlag mit dem Zugangscode für das Schließfach übergeben.

Sie war nach Florenz gereist, um das Objekt zu holen – jenen »geistreichen Stachel« für die silberhaarige Frau. Dann hatte sie sich mit alarmierenden Neuigkeiten gemeldet. Jemand hatte das Fach bereits geleert, und Vayentha war nur knapp der Verhaftung entgangen. Irgendwie hatte die silberhaarige Frau von dem Schließfach erfahren und ihre Beziehungen genutzt. Sie hatte sich nicht nur Zugriff darauf verschafft, sondern auch einen Haftbefehl gegen jedermann erwirkt, der an das Schließfach wollte.

Das war vor drei Tagen gewesen.

Dem Klienten hatte vorgeschwebt, seine silberhaarige Feindin mit dem Inhalt des Schließfachs ein letztes Mal zu demütigen ... mit einer Art höhnischem Gruß aus dem Grab.

Jetzt hat sie diesen Gruß zu früh erhalten.

Seit dieser Panne war im Konsortium verzweifelte Hektik ausgebrochen. Alle Ressourcen wurden ausgeschöpft, um den letzten

Wunsch des Klienten zu erfüllen und die Organisation zu schützen. Dabei hatte das Konsortium eine Reihe von Grenzen überschritten ... was stets Konsequenzen nach sich zog.

Der Provost starrte auf seinen Schreibtisch und fragte sich, was die Zukunft bringen mochte.

Auf seinem Kalender sah er das eingekreiste Datum.

Der besondere Tag.

Morgen.

Zögernd sah der Provost zu der Flasche auf seinem Tisch. Und dann – zum ersten Mal seit vierzehn Jahren – schenkte er sich ein Glas ein. Er leerte es in einem einzigen Zug.

Unter Deck zog der Koordinator Laurence Knowlton den kleinen roten Memorystick aus dem Port und legte ihn vor sich auf den Schreibtisch. Das Video gehörte zu den merkwürdigsten

Aufnahmen, die er je gesehen hatte.

Und es war exakt neun Minuten lang ... auf die Sekunde.

Ungewohnt nervös erhob er sich und marschierte in seinem winzigen Abteil auf und ab. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, ob er dem Provost diesen bizarren Film zeigen sollte.

Erledige deine Arbeit, sagte er sich. Stell keine Fragen. Richte nicht.

Er verdrängte jeden Gedanken an das Video und markierte die Aufgabe in seinem Planer als erledigt.

Am nächsten Morgen würde er die Datei, wie von dem Klienten gewünscht, an die Medien übermitteln.

Die Viale Niccolò Machiavelli gilt als eine der schönsten Straßen von Florenz. Mit ihren weiten S-Kurven, die sich durch eine üppige Landschaft aus Hecken und Laubbäumen schlängeln, ist die Straße bei Ferraristi und Radfahrern gleichermaßen beliebt.

Geschickt steuerte Sienna das Trike durch die Kurven. Die heruntergekommene Wohngegend blieb immer weiter hinter ihnen zurück. Sie passierten eine Kapelle, deren Turmuhr in diesem Moment acht Uhr morgens läutete.

Langdon schossen unablässig verwirrende Bilder von Dantes Inferno durch den Kopf ...

außerdem dachte er an die geheimnisvolle silberhaarige Frau, die er wenige Minuten zuvor zwischen zwei Soldaten auf dem Rücksitz eines schwarzen Vans gesehen hatte.

Wer auch immer sie ist, dachte Langdon, sie haben sie in ihrer Gewalt.

»Die Frau in dem Van ...«, rief Sienna über die Schulter, als hätte sie seine Gedanken gelesen.

»Sind Sie sicher, dass es die gleiche Frau ist wie die in Ihren Visionen?«

»Absolut sicher.«

»Dann müssen Sie ihr irgendwann in den letzten zwei Tagen begegnet sein. Die Frage ist, warum Sie sie immer noch sehen ... und warum sie Ihnen sagt, dass Sie suchen und finden sollen.«

Langdon pflichtete ihr bei. »Ich weiß nicht ... ich kann mich nicht erinnern, ihr begegnet zu sein. Aber immer, wenn ich ihr Gesicht sehe, habe ich das überwältigende Gefühl, ihr helfen zu müssen.«

Very sorry. Very sorry.

Mit einem Mal fragte er sich, ob diese merkwürdige Entschuldigung vielleicht der Silberhaarigen gegolten hatte. *Habe ich sie irgendwie im Stich gelassen?* Der Gedanke gefiel ihm ganz und gar nicht. *Ich kann mich nicht erinnern.* Es war eine grausame Erfahrung. Seit seiner Kindheit konnte er sich auf sein eidetisches Gedächtnis verlassen. Für jemanden, der es gewohnt war, sich immer und überall an jedes Detail seiner Umgebung zu erinnern, fühlte sich eine Erinnerungslücke an wie der Versuch, im Nebel und ohne Radar ein Flugzeug zu landen.

»Ich schätze, Sie finden Ihre Antworten nur, wenn Sie *la Mappa* entschlüsseln«, sagte Sienna. »Welches Geheimnis die Karte auch immer birgt ... sie scheint der Grund dafür zu sein, dass man Sie jagt.«

Langdon nickte. Er dachte an das Wort Catrovacer vor dem Hintergrund sich windender Leiber in Dantes Inferno.

Plötzlich schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Ich bin in Florenz zu mir gekommen ...

Keine andere Stadt der Welt war enger mit Dante Alighieri verbunden. Er war hier geboren, aufgewachsen, hatte sich hier in Beatrice von Florenz verliebt, wenn man den Gerüchten Glauben schenkte, und war auf grausame Weise aus seiner Heimat exiliert worden, um viele Jahre lang voller Sehnsucht durch Italien zu wandern.

Du wirst dich allem, was du liebst, entwinden, und wirst, wenn dies dir bitteren Schmerz erweckt, darin den ersten Pfeil des Banns empfinden, hatte er über seine Verbannung geschrieben.

Während Langdon sich diese ersten Worte des Siebzehnten Gesangs aus *Paradiso* ins Gedächtnis rief, blickte er über den Arno und auf die fernen Türme des alten Florenz.

Er stellte sich die Altstadt vor – unzählige Touristen, verstopfte Gassen und jede Menge

Autos auf den Straßen rings um den berühmten Dom, die Museen und Kapellen, Kirchen und Einkaufspassagen. Wenn sie das Trike stehen ließen, könnten sie vermutlich im Gewirr der Menschen einfach verschwinden.

»Wir müssen in die Altstadt«, rief er Sienna zu.
»Wenn es Antworten gibt, dann dort. Das alte Florenz war Dantes Welt.«

Sienna nickte zustimmend. »Außerdem sind wir da sicherer«, antwortete sie über die Schulter.
»Jede Menge Versteckmöglichkeiten. Ich fahre in Richtung Porta Romana, und dann überqueren wir den Fluss.«

Der Fluss, dachte Langdon beklommen. Dantes berühmte Reise durch die Hölle hatte mit der Überquerung eines Flusses ihren Anfang genommen.

Sienna gab Gas, und während die Landschaft vorbeihuschte, ging Langdon in Gedanken die Bilder der manipulierten *La Mappa dell'Inferno*

durch. Die Toten und die Lebenden; die zehn Gruben des Malebolge mit dem Pestdokter und den Buchstaben, die das Wort Catrovacer bildeten; die Worte anstelle der Signatur: *Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.*

Ob sie ein Zitat aus Dantes Werk waren?

Ich kenne die Stelle nicht.

Langdon war sehr bewandert in Dantes Werk. Er galt als einer der angesehensten Kunsthistoriker mit Spezialisierung auf Ikonografie und Symbole, und so war es nicht verwunderlich, dass man ihn gelegentlich hinzurief, um die große Zahl von Symbolen in Dantes Werken zu interpretieren. Rein zufällig – oder vielleicht auch nicht – hatte er vor zwei Jahren einen Vortrag über Inferno gehalten:

»Göttlicher Dante – Symbole der Hölle.«

Dante Alighieri war zu einer Kultfigur der Geschichte geworden. Überall auf der Welt waren Dante-Gesellschaften entstanden. Der älteste amerikanische Zweig war bereits 1881 von Henry

Wadsworth Longfellow in Cambridge, Massachusetts gegründet worden. Der berühmte »Kamindichter« aus New England war der erste Amerikaner gewesen, der die Göttliche Komödie ins Englische übertragen hatte: die bis zum heutigen Tage angesehenste und meistgelesene Übersetzung.

Als bekannter Experte für Dantes Werk war Langdon gebeten worden, bei einer wichtigen Veranstaltung einer der ältesten Dante-Gesellschaften zu sprechen, der Società Dante Alighieri di Vienna. Die Veranstaltung hatte in der Wiener Akademie der Wissenschaften stattgefunden. Der Hauptsponsor – ein reicher Naturwissenschaftler und Mitglied der Gesellschaft – hatte den Vorlesungssaal gemietet, in dem zweitausend Zuhörer Platz fanden.

Als Langdon vor Ort eingetroffen war, führte der Direktor der Konferenz ihn nach drinnen. Sie durchquerten die Lobby, und Langdon fielen die

Worte auf, die in riesigen Buchstaben entlang der Rückwand prangten: WHAT IF GOD WAS WRONG?

»Das ist ein Troberg«, flüsterte der Direktor ihm zu. »Unsere neueste Installation. Was halten Sie davon?«

Langdon starrte den riesigen Text an und wusste keine Antwort. »Äh ... die Pinselstriche sind definitiv großzügig. Ist der Künstler kurzsichtig?«

Der Direktor starrte ihn verwirrt an, und Langdon hoffte, beim Publikum besser anzukommen.

Als er schließlich das Podium betrat, wurde ihm ein donnernder Applaus zuteil von einer Menschenmenge, die während des gesamten Vortrags ausnahmslos stand.

»*Meine Damen und Herren*«, begann Langdon, und seine Stimme dröhnte in den Lautsprechern. »*Willkommen, bienvenue, welcome!*«

Das berühmte Zitat aus *Cabaret* provozierte

vereinzelt Gelächter in der Menge.

»Man hat mich informiert, dass unser Publikum an diesem Abend nicht nur aus Mitgliedern der Dante-Gesellschaft besteht, sondern auch aus zahlreichen Gastwissenschaftlern und Studenten, die zum ersten Mal mit Dante in Berührung kommen. Für diejenigen unter Ihnen, die bislang zu beschäftigt waren, um mittelalterliche italienische Werke zu lesen, habe ich mir überlegt, mit einem schnellen Überblick über Dante anzufangen – mit seinem Leben, seinem Werk und dem Grund, warum er als eine der einflussreichsten Gestalten der gesamten Weltgeschichte gilt.«

Weiterer Applaus.

Langdon hielt eine winzige Fernbedienung in der Hand. Er drückte auf einen Knopf, und ein Dante-Bild erschien auf der Leinwand hinter ihm. Es stammte von Andrea del Castagno und zeigte ein Ganzkörperporträt des Poeten, der in einer Tür stand. In der einen Hand hielt Dante ein Buch, die

andere hatte er grüßend ausgestreckt.

»Dante Alighieri«, begann Langdon. »Der florentinische Schriftsteller und Philosoph lebte von 1265 bis 1321. In diesem Porträt trägt er, wie in nahezu allen anderen Darstellungen auch, eine rote *cappuccio* auf dem Kopf, eine eng sitzende gerippte Haube mit Ohrenklappen sowie einen roten Lucca-Mantel. So wird Dante in der Kunst am häufigsten dargestellt ...«

Langdon zeigte weitere Dias bis hin zum Botticelli-Porträt in den Uffizien, die Dantes charakteristischste Gesichtszüge hervorhoben: den massigen Unterkiefer und die Hakennase. »Hier sehen Sie Dante ein weiteres Mal mit der roten *cappuccio*, doch Botticelli hat einen Lorbeerkranz über die Haube gemalt – ein Sinnbild für hohes Können, in Dantes Fall auf dem Gebiet der poetischen Künste. Das Symbol stammt aus dem antiken Griechenland und wird auch heutzutage noch verwendet, um beispielsweise

Nobelpreisträger zu ehren.«

In rascher Folge zeigte Langdon noch mehr Dias, die Dante ausnahmslos mit roter Haube, rotem Umhang, Lorbeerkranz und charakteristischer Nase abbildeten. »Um den Eindruck abzurunden, hier eine Statue von der Piazza di Santa Croce ... und natürlich das berühmte Fresko in der Kapelle von Bargello, das Giotto zugeschrieben wird.«

Langdon ließ das Dia von Giottos Fresko auf der Leinwand stehen und ging zur Mitte des Podiums.

»Wie Sie alle ohne Zweifel wissen, verdankt Dante seinen Ruhm zum größten Teil seinem monumentalen literarischen Meisterwerk – der *Göttlichen Komödie*. Dieses Werk ist eine geradezu brutal anschauliche Schilderung seines Abstiegs in die Hölle, seiner Passage durch das Fegefeuer und des anschließenden Aufstiegs ins Paradies, wo er mit Gott reden will. Nach

modernen Standards hat die Göttliche Komödie nichts Komisches an sich. Sie wird aus einem ganz anderen Grund so genannt. Im vierzehnten Jahrhundert war die italienische Literatur aufgrund offizieller Vorgaben in zwei Kategorien aufgeteilt: die Tragödie als hohe Literatur, geschrieben in formalem Latein, und die Komödie als niedere Literatur, verfasst in italienischer Mundart für die allgemeine Bevölkerung.«

Langdon zeigte weitere Dias bis zum ikonenhaften Fresko von Michelino: Dante vor den Mauern von Florenz, eine aufgeschlagene Ausgabe der Göttlichen Komödie in der Hand. Im Hintergrund erhob sich der terrassierte Berg des Fegefeuers, daneben führte das Höllentor in die Tiefe. Das Gemälde hing inzwischen in der Kathedrale von Santa Maria del Fiore in Florenz – dem berühmten Dom der Stadt.

»Wie Sie sicher anhand des Titels bemerkt haben«, fuhr Langdon fort, »wurde die Göttliche

Komödie in Vernakular verfasst – der Sprache der einfachen Leute. Trotzdem verwebte sie auf brillante Weise Religion, Geschichte, Politik, Philosophie und begleitende Erläuterungen zu einem Teppich aus Fiktion, der gelehrt war und dennoch für die Massen verständlich blieb. Das Werk wurde zu einem so tragenden Pfeiler der italienischen Kultur, dass Dantes Stil als Kodifizierung der modernen italienischen Sprache gilt.«

Langdon hielt für einen Moment inne, um seine Worte wirken zu lassen, dann fuhr er im Flüsterton fort: »Verehrte Freunde, es ist ganz und gar unmöglich, den Einfluss von Dante Alighieris Werk zu überschätzen. In der gesamten Geschichte der Menschheit hat – vielleicht mit Ausnahme der Heiligen Schrift – kein Werk, kein Stück, kein Gemälde und keine Komposition mehr Imitationen, Huldigungen, Variationen und Annotationen erfahren als die Göttliche Komödie ...«

Langdon zählte die lange Liste der berühmten Komponisten, Schriftsteller, Maler und anderen Künstler auf, die sich von Dantes epischem Stoff hatten inspirieren lassen. Er hob den Blick zum Publikum. »Sind heute Abend Autoren unter uns?«, fragte er.

Fast ein Drittel der Anwesenden hob die Hand. Langdon war völlig überrumpelt. *Hoppla! Entweder ist das heute Abend das gebildetste Publikum auf der ganzen Welt, oder diese E-Publishing-Geschichte nimmt rasant Fahrt auf.*

»Nun, wie alle, die schon einmal etwas veröffentlicht haben, zweifellos wissen, gibt es nichts, was ein Schriftsteller mehr schätzt als einen *Blurb* – die einzeilige Lobpreisung einer anderen einflussreichen Person, die das neuste Werk des Autors zum Kauf empfiehlt. Auch im Mittelalter existierten diese Blurbs. Dante bekam eine ganze Menge davon.«

Langdon wechselte das Dia. »Was würden Sie

dazu sagen, *das hier* auf Ihrem Bucheinband zu finden?«

Nie wandelte auf der Erde ein größ rer Mann als er.

Michelangelo

Überraschtes Gemurmel ging durch die Menge.

»Ganz recht«, sagte Langdon. »Es ist der gleiche Michelangelo, den Sie von der Sixtinischen Kapelle her kennen. Der Michelangelo, der den David erschaffen hat. Er war nicht nur ein meisterhafter Maler und Bildhauer, sondern auch ein superber Poet, der nahezu dreihundert Gedichte veröffentlicht hat. Auch eines mit dem Titel ›Dante‹, dem Mann gewidmet, dessen grelle Höllen-Visionen Michelangelo zu seinem *Jüngsten Gericht* inspirierten. Falls Sie mir nicht glauben – lesen Sie den dritten Gesang von Dantes Inferno und besuchen Sie anschließend die Sixtinische

Kapelle. Direkt über dem Altar finden Sie dieses bekannte Bild.«

Langdon zeigte ein weiteres Dia: einen Bildausschnitt, in dem ein muskelbepacktes Ungeheuer zu sehen war, das mit einem gigantischen Paddel nach sich duckenden Menschen schlug. »Das ist Dantes höllischer Fährmann Charon, der seine Passagiere mit einem Ruder malträtirt.«

Das nächste Dia – eine zweite Detailaufnahme von Michelangelos *Jüngstem Gericht*, zeigte einen Mann, der gekreuzigt wurde. »Das hier ist Haman der Agagiter, der laut der Heiligen Schrift durch Hängen gerichtet wurde. In Dantes Werk wird er stattdessen gekreuzigt. Wie Sie sehen, hat Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle Dantes Version der Heiligen Schrift vorgezogen.«

Langdon grinste und senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Aber sagen Sie es nicht dem Papst.«

Die Menge lachte.

»Dantes Inferno erschuf eine Welt voller Pein und Leid, eine noch nie dagewesene Herausforderung für die Vorstellungskraft der Menschen. Sein Werk definiert buchstäblich unser modernes Bild von der Hölle.« Langdon legte eine kurze Pause ein. »Glauben Sie mir«, fuhr er schließlich fort, »die katholische Kirche hat Dante eine Menge zu verdanken. Sein Inferno hat die Gläubigen viele Jahrhunderte lang in Angst und Schrecken versetzt und ganz zweifellos die Zahl der Kirchgänger unter den Furchtsamen verdreifacht.«

Langdon wechselte das Dia. »Was uns zu dem Grund führt, aus dem wir alle heute Abend hergekommen sind.«

Die Leinwand zeigte den Titel seines Vortrags:

GÖTTLICHER DANTE – SYMBOLE DER HÖLLE

»Dantes Inferno ist ein Werk so reich an Symbolen und Ikonografie, dass ich oft ein ganzes Semester darauf verwende. Für heute Abend habe ich mir etwas Besonderes ausgedacht: Wir werden die Symbole von Dantes Inferno gemeinsam enthüllen, indem wir neben ihm her gehen ... durch die Tore der Hölle.«

Langdon trat zum Rand des Podiums und sah hinaus auf die Zuschauermenge. »Bei einem Spaziergang durch die Hölle empfehle ich dringend, eine Karte zu benutzen. Welche Karte von Dantes Hölle wäre vollständiger und genauer als jene, die Sandro Botticelli angefertigt hat?«

Er drückte auf den Knopf seiner Fernbedienung, und Botticellis *Mappa dell'Inferno* erschien auf der Leinwand. Ein Raunen ging durch die Zuschauer, als sie die verschiedenen Schrecken in der trichterförmigen unterirdischen Hölle betrachteten.

»Anders als die meisten Künstler war

Botticelli extrem werkgetreu bei seiner Interpretation von Dantes Text. Er verbrachte so viel Zeit damit, Dantes Werke zu studieren, dass der große Kunsthistoriker Giorgio Vasari schrieb, Botticellis Besessenheit hätte zu »ernsten Störungen in seinem Leben« geführt. Tatsächlich schuf Botticelli mehr als zwei Dutzend Werke, die auf Dante Bezug nehmen. Die *Karte der Hölle* ist das berühmteste von allen.«

Langdon wandte sich um und deutete auf die obere linke Ecke des Gemäldes. »Unsere Reise beginnt dort oben, über der Erde, wo Sie Dante in Rot sehen. Er steht zusammen mit seinem Führer Vergil vor den Toren der Hölle. Von dort aus werden wir hinabreisen, durch die neun Kreise von Dantes Inferno, bis wir schließlich dem Leibhaftigen persönlich gegenüberstehen ...«

Langdon wechselte zum nächsten Dia – einer riesenhaften Vergrößerung des Teufels, dargestellt als furchtbares dreiköpfiges Monster, das drei

Menschen gleichzeitig fraß – einen in jedem Maul.

Die Menge raunte.

»Ein flüchtiger Blick auf kommende Attraktionen«, verkündete Langdon. »Diese furchterregende Gestalt ist das Ziel unserer heutigen Reise. Wir finden sie im neunten Kreis der Hölle. Dort residiert Satan höchstpersönlich. Aber da schon allein der Weg dahin der halbe Spaß ist, gehen wir wieder zurück ... zum Eingang, wo unsere Reise ihren Anfang nimmt.«

Langdon verstummte und wechselte zum nächsten Dia, einer Lithografie von Gustave Doré. Sie zeigte einen dunklen, tunnelartigen Eingang in der Seite einer steilen, schmucklosen Klippe. Die Inschrift über dem Eingang verkündete:

IHR, DIE IHR HIER EINTRETET,
LASST ALLE HOFFNUNG FAHREN.

»Sind Sie bereit?«, fragte Langdon mit einem

Lächeln. »Wollen wir eintreten?«

Irgendwo quietschten laut Reifen, und das Publikum löste sich vor Langdons Augen in Luft auf. Er wurde gegen Siennas Rücken gedrückt, als das Trike mitten auf der Viale Niccolò Machiavelli schlingend zum Halten kam.

Langdon zuckte zurück – noch in dem Glauben, vor ihm lauerten die Tore der Hölle. Dann sah er, wo er sich befand.

»Was ist los?«, fragte er.

Sienna deutete auf ein Bauwerk, etwa dreihundert Meter vor ihnen: die Porta Romana, der ehemalige Eingang in die alte Stadt Florenz.

»Robert, wir haben ein Problem.«

Agent Brüder stand in der kleinen Wohnung und versuchte zu analysieren, was er vor sich sah. *Wer zum Teufel wohnt hier?* Die Einrichtung war karg und durcheinandergewürfelt wie ein dürftig möblierter College-Schlafsaal.

»Agent Brüder?«, rief einer seiner Leute aus dem Flur. »Das hier sollten Sie sich ansehen, Sir!«

Brüder durchquerte den Flur. Er fragte sich, ob die örtliche Polizei Langdon bereits festgenommen hatte. Brüder hätte die Krise lieber »hausintern« gemeistert, doch Langdons Flucht hatte ihm keine andere Wahl gelassen, als die einheimische Polizei um Unterstützung zu bitten ... und um die

Einrichtung von Straßensperren. Ein Motorrad konnte Brüders Fahrzeugen im engen Straßenlabyrinth von Florenz mühelos entkommen. Die Vans waren von den Scheiben bis zu den Reifen kugelsicher gepanzert und viel zu schwerfällig für eine Verfolgungsjagd. Die italienische Polizei stand grundsätzlich im Ruf, sich gegenüber Außenseitern unkooperativ zu zeigen, doch Brüders Organisation verfügte über weitreichende Beziehungen – Polizei, Konsulate, Botschaften. *Wenn wir etwas fordern, stellt keiner Fragen.*

Brüder betrat das kleine Zimmer, in dem sein Untergebener mit Latexhandschuhen über einem offenen Laptop stand und etwas eintippte. »Das ist der Rechner, den er benutzt hat. Damit hat er auf seinen E-Mail-Account zugegriffen und ein paar Internetrecherchen durchgeführt. Die Dateien sind noch im Cache.«

Brüder ging zum Schreibtisch.

»Sieht nicht aus, als wäre das Langdons Computer«, sagte der Techniker. »Der Besitzer hat die Initialen S. B. – es dauert nicht mehr lange, bis ich den vollen Namen habe.«

Brüder entdeckte einen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch. Er blätterte das ungewöhnliche Sammelsurium durch – ein altes Programmheft des London Globe Theatre und eine Reihe von Zeitungsausschnitten. Je mehr Brüder las, desto größer wurden seine Augen.

Er schob die Dokumente zusammen, ging nach draußen und rief seinen Boss an. »Brüder hier«, sagte er. »Ich glaube, ich kenne jetzt die Identität der Person, die Langdon hilft.«

»Wer ist es?«

Der Agent stieß langsam die Luft aus. »Sie werden es nicht glauben ...«

Drei Kilometer weiter raste Vayentha über die Straße, tief über ihre BMW gebeugt. Sie war auf

der Flucht. Streifenwagen der Polizei jagten mit gellenden Martinshörnern in die entgegengesetzte Richtung.

Was für ein Fiasko, dachte sie. Ich wurde abgelöst.

Das sanfte Vibrieren des starken Vierzylindermotors ihrer BMW beruhigte sie für gewöhnlich; diesmal nicht.

Vayentha arbeitete seit zwölf Jahren für das Konsortium. Sie hatte unten angefangen, bei der Bodenunterstützung, war in die strategische Koordination gewechselt und hatte sich von da bis zum Field Agent hochgearbeitet. *Meine Karriere ist alles, was ich habe.* Die Agenten des Konsortiums lebten im Geheimen, ständig unterwegs auf langwierigen Missionen, die jedes Privatleben und jede Form von Beziehung ausschlossen.

Ich arbeite seit über einem Jahr an diesem Fall, dachte sie, noch immer fassungslos darüber,

dass der Provost sie mit nur einem Knopfdruck für immer fallengelassen hatte.

Zwölf Monate lang hatte Vayentha ein und denselben Klienten des Konsortiums abgeschirmt – ein exzentrisches Genie mit durchdringenden grünen Augen. Eigentlich hatte der Mann nur für eine Weile »verschwinden« wollen, um unbelästigt von Rivalen und Feinden arbeiten zu können. Er war nur selten aus seinem Versteck gekommen und hatte tatsächlich die meiste Zeit über gearbeitet. Was für eine Arbeit das war, wusste Vayentha nicht – ihr Auftrag hatte gelautet, den Klienten vor den mächtigen Leuten zu verbergen, die nach ihm suchten, nicht mehr und nicht weniger.

Vayentha hatte ihren Auftrag mit aufopferungsvoller Professionalität erfüllt. Alles war genau nach Plan gelaufen.

Bis gestern Nacht.

Seither ging es mit ihrem emotionalen Gleichgewicht und ihrer Karriere steil bergab.

Und jetzt bin ich ganz draußen.

Der Ausschluss von der laufenden Operation bedeutete, dass der Agent die Mission augenblicklich abubrechen und das Operationsgebiet zu verlassen hatte. Falls die Behörden ihn aufgriffen, würde das Konsortium jegliche Kenntnis seiner Person leugnen. Vayentha war klug genug, ihr Glück nicht herauszufordern. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, mit welcher Effizienz das Konsortium die Realität nach Belieben manipulieren konnte.

Vayentha kannte lediglich zwei Agenten, die von ihrer Mission abgezogen worden waren. Keinen von beiden hatte sie je wiedergesehen. Bisher hatte sie stets angenommen, die beiden wären zu einem formellen Debriefing bestellt und anschließend gefeuert worden, unter Androhung ernster Konsequenzen, falls sie je wieder mit einem anderen Mitarbeiter des Konsortiums in Kontakt träten.

Jetzt war sie sich dessen nicht mehr so sicher.

Bloß nicht überreagieren, ermahnte sie sich.

*Das Konsortium verfügt über elegantere
Methoden als kaltblütigen Mord.*

Trotzdem erschauerte sie unwillkürlich.

Als Brüders Team unten auf der Straße vor dem kleinen Hotel aufgetaucht war, hatte sie instinktiv die Flucht ergriffen. Nun fragte sie sich, ob sie ihrem Instinkt womöglich ihr Leben verdankte.

Niemand weiß, wo ich bin.

Sie raste weiter nach Norden über die breite Ausfallstraße, die Viale del Poggio Imperiale, und ihr wurde bewusst, wie sehr sich ihre Lage in den letzten paar Stunden verändert hatte. Vergangene Nacht hatte sie sich noch um ihren Job gesorgt. Jetzt ging es um ihr nacktes Leben.

Florenz war einst von einer Stadtmauer umgeben, und einer der Haupteingänge war das steinerne Tor der Porta Romana gewesen, erbaut im Jahre 1326. Während der größte Teil der Stadtumwallung bereits vor Jahrhunderten zerstört oder abgetragen worden war, existiert die Porta Romana bis zum heutigen Tag – und bis zum heutigen Tag nutzt der Verkehr die gewölbten Tore des kolossalen Gemäuers als Zufahrt in den Stadtkern.

Auch wenn das schmucklose Stadttor heute eher eine Kulisse für den stockenden, hupenden Verkehr ist, war es einst der Ort, wo die *Fiera dei Contratti* stattfand, der Kontraktmarkt, auf dem

Väter ihre Töchter an heiratswillige Männer verkauften und sie häufig in aller Öffentlichkeit zu lasziven Tänzen zwangen, um höhere Aussteuern zu erzielen.

An diesem Morgen hatte Sienna mehrere hundert Meter vor der Porta Romana mit quietschenden Bremsen gehalten und deutete nun erschrocken auf das Geschehen weiter vorn. Auf dem Sozius des Trikes sah Langdon zu der angegebenen Stelle. *Wie ärgerlich.* Vor ihnen befand sich eine lange Schlange von Fahrzeugen, und es ging keinen Meter mehr voran. In dem Kreisverkehr hatte die Polizei eine Straßensperre eingerichtet. Weitere Polizeifahrzeuge trafen ein. Bewaffnete Beamte gingen von Wagen zu Wagen und stellten den Insassen Fragen.

Das kann nicht wegen uns sein, dachte Langdon. *Oder doch?*

Ein schwitzender Radfahrer kam ihnen über die Viale Machiavelli auf einem Liegerad entgegen.

»*Cos'è successo?*«, rief Sienna ihm zu.

»*E chi lo sa?*«, rief er nervös zurück.

»*Carabinieri!*« Er radelte weiter, offensichtlich darauf bedacht, die Sperre möglichst rasch hinter sich zu bringen.

Sienna drehte sich mit ernster Miene zu Langdon um. »Eine Straßensperre. Militärpolizei.«

In der Ferne heulten Martinshörner. Sienna spähte die Viale Machiavelli hinauf. Ihr Gesicht zeigte nackte Angst.

Wir sind mittendrin, dachte Langdon und suchte die Umgebung nach einem Fluchtweg ab – einer Kreuzung, einer Gasse, einem Park oder einer Einfahrt. Doch außer privaten Wohnhäusern zur Linken und einer hohen Steinmauer zur Rechten war weit und breit nichts zu sehen.

Die Sirenen wurden lauter.

»Da entlang!«, drängte Langdon und zeigte auf eine verlassene Baustelle dreißig Meter voraus. Dort stand ein einsamer Zementmischer, hinter dem

sie ein wenig Deckung finden würden – besser als gar nichts.

Sienna manövrierte das Trike den Bordstein hinauf und fuhr auf die Baustelle. Sie parkten hinter dem Zementmischer und stiegen ab. Die Mischmaschine bot kaum genügend Deckung für das Trike.

»Kommen Sie!«, sagte Sienna und rannte auf einen kleinen portablen Werkzeugschuppen zu, der zwischen Büschen an der Mauer stand.

Das ist kein Schuppen, dachte Langdon und rümpfte die Nase, als sie sich näherten. *Das ist ein Porta-Potty!*

Als sie vor der chemischen Toilette ankamen, hörten sie hinter sich auf der Straße die Sirenen von Einsatzwagen. Sienna rüttelte an der Tür – verschlossen. Langdon packte Sienna beim Arm und zog sie um das Porta-Potty herum in die schmale Lücke zwischen Toilette und Mauer. Der Spalt war so eng, dass sie kaum hineinpassten. Es

stank nach Fäkalien.

Langdon war gerade in Deckung gegangen, als ein pechschwarzer Subaru Forester der Carabinieri in Sicht kam und langsam an der Baustelle vorbeirollte.

Die gehören zum italienischen Militär, dachte Langdon ungläubig. Er fragte sich, ob die Beamten den Befehl hatten, zuerst zu schießen und dann Fragen zu stellen.

»Da meint es jemand verdammt ernst«, flüsterte Sienna. »Irgendwie haben sie uns gefunden.«

»GPS?«, überlegte Langdon. »Vielleicht hat der Projektor einen eingebauten Sender?«

Sienna schüttelte den Kopf. »Glauben Sie mir, wenn das der Fall wäre, hätten sie uns schon längst.«

Langdon drückte sich ein wenig tiefer in den Spalt zwischen Toilette und Steinmauer und entdeckte eine Reihe von eleganten Graffiti, die jemand auf die Rückseite des Porta-Potty gemalt

hatte.

Typisch Italiener.

Die meisten amerikanischen Mobiltoiletten waren mit pubertären Zeichnungen beschmiert, die riesige Brüste oder Penisse darstellen sollten. Die Graffiti vor Langdon hingegen erinnerten an Skizzen aus dem Buch eines Kunststudenten – ein menschliches Auge, eine wohlproportionierte menschliche Hand, ein Profil, ein phantastischer Drache.

»Beschädigung fremden Eigentums sieht nicht überall in Italien so hübsch aus«, sagte Sienna, die anscheinend seine Gedanken gelesen hatte. »Sie müssen wissen, hinter dieser Mauer befindet sich das Institut für Kunst der Universität Florenz.«

Wie um Siennas Worte zu bestätigen, erschien in diesem Augenblick eine Gruppe von Studenten. Sie näherten sich mit unter die Arme geklemmten Mappen, unterhielten sich lautstark, zündeten sich Zigaretten an und rätselten über die Straßensperre

unten an der Porta Romana.

Langdon und Sienna duckten sich, um nicht entdeckt zu werden. Plötzlich trat Langdon ein Bild vor Augen, vielleicht angeregt durch den Fäkaliengeruch von der Chemietoilette oder die strampelnden nackten Beine des Liegeradfahrers einige Minuten zuvor. Wie auch immer, mit einem Mal war er zurück in der stinkenden Welt des Malebolge, an der Stelle, wo die Sünder kopfüber und mit in der Luft zappelnden Beinen im Boden steckten.

Er sah seine Begleiterin an. »Sienna, in unserer Version von *La Mappa* sind die zappelnden nackten Beine in der zehnten Grube, richtig? Auf der untersten Ebene des Malebolge?«

Sienna bedachte ihn mit einem merkwürdigen Blick, als wäre dies kaum der geeignete Moment. »Ja. Ganz unten.«

Für einen Moment kehrten Langdons Gedanken zurück zu seinem Vortrag in Wien. Er stand auf

dem Podium, kurz vor dem großen Finale, nachdem er dem Publikum Dorés Holzschnitt von Geryon gezeigt hatte, dem geflügelten Monster mit dem Giftstachel, das unmittelbar über dem Malebolge hauste.

»Bevor wir uns zu Satan begeben«, sagte Langdon, »passieren wir die zehn Gruben des Malebolge, in denen die Arglistigen bestraft werden – jene, die mit Absicht gesündigt haben.«

Langdon zeigte Dias mit Vergrößerungen des Malebolge und führte das Publikum der Reihe nach durch die Gruben. »Von oben nach unten haben wir hier die Verführer, ausgepeitscht von Dämonen; die Schmeichler, in menschlichen Exkrementen treibend; die klerikalen Geschäftemacher, kopfüber im Boden mit zappelnden Beinen; die Zauberer und Hexen mit ihren umgedrehten Köpfen; die korrupten Politiker und Beamten in kochendem Pech; die Scheinheiligen in ihren bleiernen Umhängen; die Diebe, von Schlangen

gebissen; die falschen Ratgeber, von Flammen verzehrt; die Zwietrachtstifter, zerhackt von Dämonen ... und schließlich die Lügner, bis zur Unkenntlichkeit zerfressen von Krankheiten.«
Langdon wandte sich dem Publikum zu. »Die letzte Grube hat Dante aller Wahrscheinlichkeit nach deswegen für die Lügner reserviert, weil er selbst aufgrund einer Reihe übler Verleumdungen aus der geliebten Stadt verbannt wurde.«

»Robert?«, riss Sienna ihn aus seinen Gedanken.

Mit einem Ruck war er in der Gegenwart zurück.

Sienna starrte ihn fragend an. »Was ist?«

»Unsere Version von *La Mappa*«, sagte er aufgeregt. »Das Gemälde wurde verändert!« Er angelte den kleinen Projektor aus der Jackentasche und schüttelte ihn, so gut es in der Enge ging. Die Kugel klapperte laut, doch die Hörner der Polizei übertönten das Geräusch. »Wer auch immer dieses

Bild erschaffen hat, er hat die Reihenfolge der Gruben im Malebolge verändert!«

Als das kleine Gerät anfang zu leuchten, richtete Langdon den Lichtstrahl auf die Toilettenrückwand. Die *Mappa dell'Inferno* erschien hell leuchtend im Halbdunkel ihres Verstecks.

Botticelli auf einer chemischen Toilette, dachte Langdon verlegen. Das war sicher mit Abstand der profanste Ort, an dem jemals ein Botticelli gezeigt worden war. Langdons Blick wanderte zu den zehn Gruben, und er nickte aufgeregt. »Ja! Das ist falsch! Die letzte Grube des Bösen sollte voll mit Kranken und Aussätzigen sein, nicht mit kopfüber im Boden steckenden Leuten! Die zehnte Grube ist für die Lügner, nicht die klerikalen Wucherer!«

Sienna schien fasziniert. »Aber warum sollte jemand dieses Bild verändern?«

»Catrovacer«, flüsterte Langdon und

betrachtete die zehn kleinen Buchstaben, die jeder Grube hinzugefügt worden waren. »Ich denke, das Wort heißt in Wirklichkeit anders!«

Langdons Kopfverletzung hatte zwar seine Erinnerung an die letzten beiden Tage ausgelöscht, doch in jeder anderen Hinsicht funktionierte sein Gedächtnis nun wieder perfekt. Er schloss die Augen und stellte sich die beiden Versionen von *La Mappa* nebeneinander vor, um die Unterschiede zu analysieren. Es waren weniger, als Langdon geglaubt hatte ... und trotzdem war ihm, als hätte sich soeben ein Schleier gehoben.

Mit einem Mal war alles kristallklar.

Suche, und du wirst finden!

»Was denn?«, fragte Sienna ungeduldig.

Langdons Mund war wie ausgetrocknet. »Ich weiß jetzt, warum ich in Florenz bin.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Und ich weiß auch, wo ich hinmuss.«

Sie packte ihn am Arm. »Wohin?«

Langdon fühlte sich, als hätte er zum ersten Mal seit seinem Aufwachen im Krankenhaus wieder festen Boden unter den Füßen. »Diese zehn Buchstaben«, flüsterte er. »Sie verweisen auf einen Ort in der Altstadt von Florenz. Dort liegen die Antworten.«

»Wo in der Altstadt? Was haben Sie herausgefunden?«

Lachende Stimmen drangen von der anderen Seite des Porta-Potty zu ihnen herüber.

Eine weitere Gruppe von Studenten kam vorbei. Sie scherzten fröhlich und unterhielten sich in verschiedenen Sprachen. Langdon spähte vorsichtig um die Ecke und sah ihnen hinterher. Dann hielt er nach der Polizei Ausschau. »Wir müssen in Bewegung bleiben. Ich erkläre Ihnen alles unterwegs.«

»Unterwegs?« Sienna schüttelte den Kopf.
»Wir kommen nie unbemerkt durch die Porta Romana!«

»Warten Sie dreißig Sekunden. Dann folgen Sie meinem Beispiel.«

Mit diesen Worten zwängte er sich aus der Nische und ließ seine Begleiterin verblüfft zurück.

»*Scusi!*« Robert Langdon rannte hinter den Studenten her. »*Scusate!*«

Die jungen Leute blieben stehen und drehten sich zu ihm um, und Langdon blickte sich hilflos suchend um wie ein verirrter Tourist.

»*Dov'è l'Istituto statale d'arte?*«, fragte Langdon in gebrochenem Italienisch.

Ein tätowierter Jugendlicher zog cool an seiner Zigarette und antwortete abfällig: »*Non parliamo italiano.*« Sein Akzent klang französisch.

Eines der Mädchen ermahnte ihren tätowierten Freund, sah Langdon freundlich an und deutete dann demonstrativ die lange Mauer entlang, in

Richtung der Porta Romana. »*Più avanti, sempre dritto.*«

Immer geradeaus also, dachte Langdon.
»*Grazie.*«

Wie auf ein Stichwort hin kam Sienna hinter dem Porta-Potty hervor und gesellte sich zu ihnen. Die schlanke zweiunddreißigjährige Frau trat neben Langdon, und er legte ihr zur Begrüßung die Hand auf die Schulter. »Das hier ist meine Schwester Sienna. Sie ist Professorin für Kunst.«

Der tätowierte Typ murmelte »TILF«, und seine männlichen Freunde lachten.

Langdon ignorierte sie. »Wir sind nach Florenz gekommen, weil wir ein Jahr im Ausland unterrichten wollen und nach freien Stellen suchen. Dürfen wir mit Ihnen hineingehen?«

»*Ma certo*«, sagte die junge Italienerin mit einem Lächeln.

Während sie sich langsam der Straßensperre an der Porta Romana näherten, kam Sienna mit den

Studenten ins Gespräch. Langdon hielt sich in der Mitte der Gruppe und zog den Kopf ein, um möglichst unsichtbar zu bleiben.

Suche, und du wirst finden, dachte er. Sein Puls raste, während er sich die Gruben des Malebolge vorstellte.

Catrovacer. Die zehn Buchstaben, so hatte Langdon erkannt, standen im Mittelpunkt eines der größten Mysterien der Kunstgeschichte, eines jahrhundertealten Rätsels, das nie ganz gelöst worden war.

Im Jahr 1563 hatte jemand mit diesen zehn Buchstaben hoch oben an einer Wand im Innern des berühmten Palazzo Vecchio eine Botschaft hinterlassen, mehr als zwölf Meter über dem Boden und ohne Fernglas kaum zu erkennen. Dort hatten die Worte, vor aller Augen sichtbar und dennoch unentdeckt, die Jahrhunderte überdauert, bis ein Kunstexperte in den 1970er Jahren auf die Botschaft gestoßen war. Der Mann hatte

jahrzehntelang erfolglos versucht, ihre Bedeutung zu enträtseln. Trotz zahlreicher Theorien bleibt die verborgene Aussage dieser Nachricht bis zum heutigen Tag ein Rätsel.

Langdon empfand bei solchen Rätseln immer ein Gefühl der Vertrautheit – und dieses hier war für ihn wie ein sicherer Hafen auf dem fremden, schäumenden Meer, in dem er aufgewacht war. Schließlich waren Kunstgeschichte, antike Symbole und Rätsel Langdons ureigenes Fachgebiet, ganz im Gegensatz zu BioTubes, Schusswaffen und Verfolgungsjagen.

Ein Stück voraus bei der Porta Romana waren weitere Einsatzfahrzeuge der Polizei aufgetaucht.

»Meine Güte!«, sagte der tätowierte Jugendliche. »Wen auch immer die Bullen suchen, er muss was ganz schön Schlimmes gemacht haben!«

Die Gruppe traf vor dem Haupttor des Instituts ein, wo eine kleine Studentenmenge stand und

neugierig das Treiben an der Porta Romana verfolgte. Der schlecht bezahlte Wachmann des Instituts kontrollierte die Ausweise nur mit halbherzigen Blicken, als die jungen Leute an ihm vorbeiströmten – auch er war eindeutig mehr an den Vorgängen draußen interessiert.

Ein vertrauter schwarzer Van erschien, und lautes Bremsenquietschen hallte über die Piazza.

Langdon musste nicht zweimal hinsehen.

Wortlos nutzten er und Sienna die Gelegenheit und schlüpfen inmitten ihrer neu gewonnenen Freunde durch das Tor.

Die Zufahrt zum Istituto statale d'arte war von atemberaubender Schönheit. Massive Eichen säumten den Weg, und ihr Blätterdach schien das Gebäude in der Ferne einzurahmen – ein imposanter Bau in blassem Gelb mit einem Portikus und einer ausgedehnten ovalen Rasenfläche davor.

Dieses Gebäude war wie so viele andere in

dieser Stadt von der gleichen illustren Dynastie in Auftrag gegeben worden, die Florenz und seine Politik im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beherrscht hatte.

Die Medici.

Der Name war ein Symbol für Florenz geworden. Während seiner dreihundertjährigen Herrschaft hatte das Adelshaus der Medici eine atemberaubende Machtfülle erlangt und unvorstellbare Reichtümer angehäuft. Die Medici hatten zwei Päpste hervorgebracht, zwei Königinnen von Frankreich und die größte Finanzinstitution von ganz Europa. Bis zum heutigen Tag benutzten Banken in aller Welt die von den Medici erfundene Methode der doppelten Buchführung.

Das größte Vermächtnis der Medici jedoch war nicht finanzieller oder politischer, sondern künstlerischer Natur. Die Medici waren die großzügigsten Kunstmäzene, die die Welt je

gesehen hatte – der stetige Strom ihrer Aufträge hatte die italienische Renaissance ausgelöst und fortwährend befeuert. Die Liste der von den Medici geförderten Künstler reichte von da Vinci über Galileo bis zu Botticelli, dessen berühmtestes Gemälde, *Die Geburt der Venus*, ein Auftrag von Lorenzo de' Medici gewesen war. Lorenzo hatte ein sexuell provokatives Gemälde bestellt, das er seinem Cousin als Hochzeitsgeschenk über das Ehebett hängen wollte.

Lorenzo de' Medici – zu Lebzeiten bekannt als Lorenzo der Prächtige wegen seiner Wohltätigkeit – war selbst ein talentierter Künstler und Poet gewesen, von dem es heißt, er hätte ein superbres Auge gehabt. Im Jahre 1489 fand Lorenzo Gefallen an den Arbeiten eines jungen florentinischen Bildhauers und lud den Knaben ein, in den Palast der Medici zu ziehen, wo er sein Handwerk umgeben von Kunstwerken, Poesie und Kultur üben konnte. Unter dem Schutz der Medici

gedieh der Knabe und machte sich schließlich daran, zwei der meistgefeierten Skulpturen in der Geschichte zu erschaffen – die *Pietà* und den *David*. Heute kennt die Welt diesen Künstler unter dem Namen Michelangelo – ein kreativer Gigant, der von manchen als das größte Geschenk bezeichnet wird, das die Medici der Menschheit gemacht haben.

Angesichts der Passion der Medici für jede Form von Kunst wäre die Familie sicher erfreut gewesen zu erfahren, dass das Gebäude vor Langdon – ursprünglich der Hauptstall für die Pferde der Medici – in ein vor Energie sprühendes Institut für Kunst umgebaut worden war. Ein ehemaliger Stall, der heutzutage junge Künstler aus der ganzen Welt inspiriert. Die Medici hatten ihn aus gutem Grund an diesem ehemals ruhigen, beschaulichen Ort errichten lassen: wegen seiner Nähe zu einem der schönsten Reitplätze von Florenz.

Dem Giardino di Boboli.

Langdon blickte nach links, wo hinter einer hohen Mauer ein Wald von Baumwipfeln zu sehen war. Der riesige Boboli-Garten war eine beliebte Touristenattraktion. Langdon glaubte, dass sie den Garten durchqueren und so die Straßensperre an der Porta Romana unentdeckt umgehen könnten. Falls es ihnen gelang, sich Zutritt zu verschaffen. Der Garten war riesig und bot eine Vielzahl von Verstecken – kleine Gehölze, Labyrinth, Grotten, Nymphäen. Besser noch, der Weg durch den Boboli-Garten würde sie in die Nähe einer massiven Zitadelle führen. Der Palazzo Pitti, einstiger Stammsitz des Herzogtums der Medici, galt mit seinen hundertvierzig Zimmern als eine der meistbesuchten Touristenattraktionen von Florenz.

Wenn wir es bis zum Palazzo Pitti schaffen, dachte Langdon, *ist die Brücke in die Altstadt nur noch einen Steinwurf weit entfernt.*

Langdon deutete gespielt beiläufig auf die hohe

Mauer, die den Garten umschloss. »Wie kommen wir in den Garten?«, fragte er. »Ich würde ihn meiner Schwester zu gerne zeigen, bevor wir durch das Institut laufen.«

Der tätowierte Jugendliche schüttelte den Kopf. »Von hier aus gibt es keinen Weg rein. Der Eingang ist auf der anderen Seite, beim Palazzo Pitti. Sie müssen durch die Porta Romana und einmal herum.«

»Schwachsinn!«, sprudelte Sienna hervor.

Alle drehten sich um und starrten sie an, einschließlich Langdon.

»Kommt schon«, sagte sie grinsend, während sie den blonden Pferdeschwanz nach hinten strich. »Ihr wollt mir doch wohl nicht allen Ernstes erzählen, dass ihr nicht in den Garten schleicht, um Gras zu rauchen und euch zu amüsieren?«

Die Kids wechselten Blicke, und dann lachten sie los.

Der Junge mit den Tattoos war hin und weg.

»Ma'am, Sie sollten wirklich hier unterrichten«, sagte er.

Er führte Sienna und Langdon an der Seite des Gebäudes vorbei und zeigte auf den Parkplatz dahinter. »Sehen Sie den Schuppen da? Auf der anderen Seite steht ein altes Podest. Wenn Sie auf das Dach des Schuppens klettern, können Sie auf der anderen Seite runterspringen.«

Sienna war bereits unterwegs. Sie warf Langdon über die Schulter einen gönnerhaften Blick zu. »Komm schon, Bruder Bob«, sagte sie. »Oder bist du zu alt, um über eine Mauer zu klettern?«

Die silberhaarige Frau im Van lehnte den Kopf gegen die kugelsichere Scheibe und schloss die Augen. Sie fühlte sich, als würde sich die Welt unter ihr drehen. Ihr war übel von den Drogen, die man ihr verabreicht hatte.

Ich brauche einen Arzt, dringend.

Der Wachmann neben ihr hatte strikte Befehle. Er sollte ihre Bedürfnisse ignorieren, bis die Aufgabe erfolgreich abgeschlossen war. Dem Lärm und Chaos ringsum nach zu urteilen, würde das noch eine Weile dauern.

Das Schwindelgefühl wurde immer stärker, und das Atmen fiel ihr schwer. Während sie gegen eine

neue Woge der Übelkeit ankämpfte, überlegte sie erneut, wie sie an dieser surrealen Wegkreuzung des Lebens angelangt war. Die Antwort darauf war komplex – zu komplex, als dass sie sie in ihrem delirierenden Zustand hätte finden können. Doch sie wusste noch genau, wo alles angefangen hatte.

New York.

Vor zwei Jahren.

Sie war die Direktorin der World Health Organization, ein prestigeträchtiger Posten, den sie seit fast einem Jahrzehnt bekleidete. Als Spezialistin für ansteckende Krankheiten und Epidemiologie war sie von der UN eingeladen worden, einen Vortrag über die Bedrohung durch ausbrechende Pandemien in den Ländern der Dritten Welt zu halten. Aus diesem Grund war sie von Genf nach Manhattan geflogen.

Ihre Rede war beschwingt und optimistisch; sie stellte eine Reihe neuer Früherkennungssysteme

vor sowie Aktionspläne, entwickelt von der WHO und anderen Organisationen. Die Zuhörer verabschiedeten sie mit stürmischem Beifall.

Im Anschluss an ihren Vortrag stand sie in der Lobby und tauschte sich mit interessierten Kollegen aus, als ein UN-Mitarbeiter mit einem diplomatischen Ausweis an sie herantrat.

»Dr. Sinskey, wir wurden soeben vom Council on Foreign Relations kontaktiert. Jemand möchte dringend mit Ihnen reden. Draußen wartet ein Wagen.«

Verwundert und ein wenig entnervt entschuldigte sich Dr. Elizabeth Sinskey bei ihren Kollegen und holte ihre Reisetasche.

Dann, als die Limousine die First Avenue entlangraste, regte sich in ihr plötzlich eine eigenartige Nervosität.

Der Council on Foreign Relations?

Wie die meisten anderen Menschen hatte auch Dr. Elizabeth Sinskey die Gerüchte gehört.

Gegründet in den 1920er Jahren als private Denkfabrik, gehörten zu den zahlreichen früheren und gegenwärtigen Mitgliedern des CFR mehr als ein Dutzend Präsidenten; außerdem nahezu jeder Staatssekretär, viele CIA-Chefs, Senatoren und Richter sowie dynastische Legenden mit Namen wie Morgan, Rothschild und Rockefeller. Die einzigartige Ansammlung von Intellekt, politischer Macht und Reichtum hatte dem CFR den Ruf eingebracht, der mit Abstand einflussreichste Privatclub der Welt zu sein.

Als Direktorin der World Health Organization war Elizabeth Sinskey daran gewöhnt, sich unter den Großen und Mächtigen der Welt zu bewegen. Ihre lange Amtszeit bei der WHO und ihre unverblünte Offenheit hatten ihr kürzlich eine Erwähnung in einem großen Nachrichtenmagazin beschert, wo sie unter den zwanzig einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt gelistet wurde.

Das Gesicht der Weltgesundheit lautete der Text unter ihrem Foto, in Elizabeths Augen eine Ironie des Schicksals angesichts der Tatsache, dass sie als Kind so krank gewesen war.

Im Alter von sechs Jahren hatte sie an schwerem Asthma gelitten, bis sie mit einer hohen Dosis eines vielversprechenden neuen Medikaments behandelt worden war – dem weltweit ersten Glucocorticoid oder Steroidhormon. Ihre Asthmasymptome waren rasch wie durch ein Wunder verschwunden. Leider hatte das Medikament Jahre später unerwartete Nebenwirkungen gezeigt: Sinskey hatte während ihrer Pubertät nie einen Menstruationszyklus entwickelt. Sie würde jenen dunklen Augenblick im Sprechzimmer des Arztes niemals vergessen, als sie mit neunzehn Jahren erfahren hatte, dass der Schaden an ihren Fortpflanzungsorganen irreparabel war.

Elizabeth Sinskey würde niemals Kinder haben.

Die Zeit wird das Gefühl von Leere heilen,
hatte ihr der Arzt versichert, doch Sinskeys Trauer
und Wut waren immer stärker geworden.
Grausamerweise hatten die Medikamente, die ihr
die Fähigkeit zur Fortpflanzung geraubt hatten,
nicht ihre animalischen Instinkte verschont.
Jahrzehntelang hatte sie gegen den unmöglich zu
erfüllenden Kinderwunsch angekämpft.

Selbst heute noch, mit einundsechzig Jahren,
spürte sie jedes Mal einen schmerzhaften Stich,
wenn sie eine Mutter mit Kind erblickte.

»Wir sind gleich da, Dr. Sinskey«, informierte
sie der Fahrer.

Elizabeth strich sich flüchtig mit einer Bürste
durch die grauen Locken und kontrollierte ihr
Make-up im Spiegel. Bevor sie sich's versah, hatte
die Limousine in einem wohlhabenden Bezirk von
Manhattan angehalten, und der Fahrer half ihr beim
Aussteigen.

»Ich warte hier auf Sie«, sagte der Mann. »Wir

können direkt zum Flughafen weiterfahren, sobald Sie fertig sind.«

Das New Yorker Hauptquartier des Council on Foreign Relations war ein unauffälliges neoklassizistisches Gebäude, in dem einst ein Tycoon von Standard Oil zuhause gewesen war. Es stand an der Ecke Park und Sixty-Eighth. Die Außenfassade fügte sich nahtlos in die elegante Umgebung ein und bot keinerlei Anhaltspunkt für das, was sich dahinter verbarg.

Eine stattliche Empfangsdame begrüßte Elizabeth. »Dr. Sinskey! Hier entlang, bitte. Sie werden erwartet.«

Okay, aber wer erwartet mich? Elizabeth folgte der Empfangsdame durch einen luxuriösen Korridor bis zu einer geschlossenen Tür. Die Frau klopfte, ehe sie die Tür öffnete und Elizabeth bedeutete einzutreten.

Elizabeth tat wie geheißen, und die Tür schloss sich hinter ihr.

Sie stand in einem kleinen Konferenzraum, dessen einzige Lichtquelle ein Bildschirm war. Vor dem Schirm stand ein großer, schlanker Mann und sah sie an. Sie konnte sein Gesicht zwar nicht erkennen, doch umgab ihn eine Aura von Macht.

»Dr. Sinskey«, begann der Mann mit schneidender Stimme. »Danke, dass Sie gekommen sind.« Seine knappe, präzise Aussprache deutete darauf hin, dass er aus der Schweiz stammte ... oder Deutschland. »Bitte nehmen Sie Platz.« Er wies auf einen Sessel in der Nähe der Tür.

Keine Vorstellung?, wunderte sich Elizabeth, als sie sich setzte. Das bizarre Bild auf dem Schirm trug nicht dazu bei, ihre Nerven zu beruhigen. *Was um alles in der Welt ...?*

»Ich war heute Morgen bei Ihrem Vortrag«, informierte der Fremde sie. »Ich bin von weit her gekommen, um Ihre Rede zu hören. Ein beeindruckender Auftritt.«

»Danke sehr.«

»Darf ich mir erlauben zu sagen, dass Sie sehr viel schöner sind, als ich mir vorgestellt hätte ... trotz Ihres Alters und Ihrer beschränkten Sicht auf die Weltgesundheit.«

Elizabeth war fassungslos. Die Bemerkung war in geradezu jeder Hinsicht unverschämt. »Wie bitte?«, fragte sie empört. Nach wie vor konnte sie das Gesicht des Mannes nicht erkennen. »Wer *sind* Sie überhaupt? Und warum haben Sie mich herbringen lassen?«

»Verzeihen Sie meinen kläglichen Versuch, humorvoll zu erscheinen«, antwortete der schlanke Schatten unbeeindruckt. »Das Bild hier wird Ihnen erklären, warum Sie hier sind.«

Sinskey blickte zum Bildschirm. Er zeigte ein erschreckendes Gemälde, auf dem ein Meer aus Menschen zu sehen war. Kranke, verzweifelte Gestalten, die in einem wilden Gewirr von Leibern übereinander kletterten.

»Der berühmte Doré«, sagte der Fremde.

»Seine ebenso spektakuläre wie grimmige Interpretation von Dante Alighieris Vision der Hölle. Ich hoffe, der Anblick macht Ihnen nichts aus ... denn unser Weg führt genau dahin.«

Er hielt inne, dann trat er langsam näher. »Und ich will Ihnen auch verraten warum.« Er schien mit jedem Schritt größer zu werden. »Würde ich dieses Blatt nehmen und zerreißen ...« Er blieb an einem Tisch stehen, nahm ein Blatt Papier und riss es entzwei. »Und wenn ich dann die beiden Hälften aufeinander lege ...« Er schob die Papierhälften zusammen. »Und wenn ich diesen Prozess dann wiederhole ...« Er riss die beiden Hälften durch und legte sie aufeinander. »Dann schaffe ich auf diese Weise einen Stapel, der viermal so dick ist wie das ursprüngliche Blatt, richtig?« Seine Augen schienen in der Dunkelheit des kleinen Raums zu glühen.

Elizabeth gefiel sein herablassender Ton nicht, genauso wenig wie seine aggressive Haltung. Sie

schwieg.

»Betrachten wir es mal hypothetisch«, fuhr er fort, indem er noch näher kam. »Wenn das ursprüngliche Blatt nur einen Zehntel Millimeter dick ist, und wenn ich den Prozess, sagen wir, *fünfzig* Mal wiederhole ... wissen Sie, wie dick der Stapel wäre?«

Elizabeth sträubte sich. »Allerdings«, sagte sie feindseliger als beabsichtigt. »Ein Zehntel Millimeter hoch fünfzig. Man nennt das eine geometrische Progression. Darf ich fragen, was ich hier soll?«

Der Mann feixte und nickte beeindruckt. »Genau. Und könnten Sie vielleicht schätzen, wie das Ergebnis aussieht? Ein Zehntel Millimeter hoch fünfzig? Wissen Sie, wie dick unser Stapel Papier geworden ist?« Er legte eine kurze Kunstpause ein. »Unser Stapel Papier würde nach nur fünfzig Verdoppelungen ... *beinahe bis zur Sonne* reichen.«

Elizabeth war nicht überrascht. Die atemberaubende Vermehrung bei geometrischem Wachstum war ein Thema, mit dem sie bei ihrer Arbeit *ständig* zu tun hatte.

Kontaminationskreise ... Vermehrung infizierter Zellen ... Schätzungen der Todesopfer. »Bitte entschuldigen Sie, wenn ich naiv erscheine«, sagte sie, ohne ihre Verärgerung zu verbergen. »Aber worauf wollen Sie hinaus?«

»Worauf ich hinaus will?« Er kicherte leise. »Ich will darauf hinaus, dass unser Bevölkerungswachstum noch viel dramatischer ist. Der Anfang war, wie bei unserem Blatt Papier, sehr mager ... aber das Potenzial ist furchteinflößend.«

Er ging auf und ab. »Überlegen Sie. Die Bevölkerung brauchte viele Jahrtausende – vom Anbeginn des Menschen bis in das frühe neunzehnte Jahrhundert –, um auf eine Milliarde anzuwachsen. Erstaunlicherweise dauerte es nur

noch einhundert Jahre, um die Bevölkerung bis etwa 1920 auf zwei Milliarden zu verdoppeln. Danach brauchte die Menschheit nur noch fünfzig kurze Jahre bis in die 1970er, um ihre Zahl auf vier Milliarden zu erhöhen. Wie Sie wissen, sind wir auf dem besten Weg, die acht Milliarden zu erreichen. Allein am heutigen Tag wurde eine Viertel Million Menschen geboren. Eine Viertel Million! Und das passiert jeden Tag, ob es regnet oder die Sonne scheint. Gegenwärtig steigt die Weltbevölkerung jährlich um die Einwohnerzahl eines Landes wie Deutschland.«

Der Mann blieb stehen und sah Elizabeth an.
»Wie alt sind Sie?«

Noch so eine unverschämte Frage. Doch Elizabeth war als Direktorin der WHO daran gewöhnt, Feindseligkeit mit Diplomatie zu begegnen. »Einundsechzig.«

»Ist Ihnen klar, dass Sie, falls Sie achtzig Jahre alt werden, eine Verdreifachung der

Weltbevölkerung erlebt haben werden? *Ein* Lebensalter – die *Verdreifachung* der Population. Überlegen Sie, welche Folgen sich ergeben. *Ihre* World Health Organization hat, wie Sie zweifellos wissen, erneut ihre Vorhersagen nach oben korrigiert. Nach jüngsten Schätzungen gibt es noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts neun Milliarden Menschen auf der Welt. Andere Spezies sterben in nie gekannter Geschwindigkeit aus. Die Nachfrage nach den schwindenden natürlichen Ressourcen durchbricht alle Rekorde. Sauberes Wasser ist schwerer und schwerer zu finden. Ganz gleich, welchen biologischen Maßstab man anlegt – unsere Spezies hat die maximal vertretbare Zahl an Individuen *längst bei weitem überschritten*. Und die WHO, Gesundheitswächter des Planeten, hat angesichts dieses drohenden Desasters nichts anderes zu tun, als Dinge wie die Heilung von Diabetes oder den Kampf gegen Krebs zu erforschen.« Er verstummte und sah ihr direkt in

die Augen. »Ich habe Sie herbringen lassen, weil ich Sie fragen will, warum zum Teufel die WHO nicht den Mut aufbringt, sich mit diesem Problem zu befassen?«

Elizabeth schäumte innerlich. »Wer auch immer Sie sind, Sie wissen verdammt genau, dass die WHO das Problem der Überbevölkerung *sehr* ernst nimmt. Erst vor Kurzem haben wir Millionen Dollar ausgegeben und Ärzte nach Afrika entsandt, die den Menschen kostenlose Kondome geben und sie über Geburtenkontrolle aufklären sollen.«

»Ah, richtig!«, pflichtete der große Mann ihr sarkastisch bei. »Und eine noch viel größere Armee katholischer Missionare folgt Ihren Ärzten auf dem Fuß und erzählt den Afrikanern, dass sie alle in die Hölle kommen, wenn sie diese Kondome benutzen. Afrika hat ein neues Umweltproblem – ganze Mülldeponien voll mit unbenutzten Kondomen.«

Elizabeth musste an sich halten, um nicht zu

schreien. Er hatte in diesem Punkt Recht, doch die modernen Katholiken hatten längst angefangen, sich gegen die Einmischung des Vatikans in derartige Fragen zu wehren. Melinda Gates, eine bekennende Katholikin, hatte 560 Millionen Dollar gespendet und mutig den Zorn ihrer Kirche riskiert, um die Geburtenkontrolle weltweit zu erleichtern. Elizabeth Sinskey hatte viele Male in den Medien verkündet, dass Bill und Melinda Gates heilig gesprochen werden sollten für die Dienste, die sie und ihre Stiftung der Weltgesundheit geleistet hatten. Traurigerweise war die einzige Organisation, die eine Heiligsprechung vornehmen konnte, derart mit Blindheit geschlagen, dass sie das Christliche an den Bemühungen des Ehepaares Gates nicht sah.

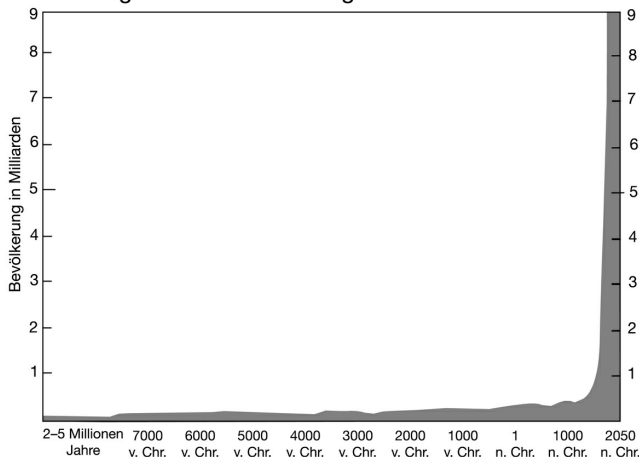
»Dr. Sinskey«, fuhr der Schatten fort. »Was die World Health Organization nicht zur Kenntnis nehmen will, ist die Tatsache, dass es lediglich *ein* globales Gesundheitsproblem gibt.« Er deutete auf

das grimmige Bild von Gustave Doré, das Meer
ineinander verschlungener, übereinander
kletternder Leiber. »Nämlich dieses.« Er
verstumte. »Mir ist bewusst, dass Sie
Wissenschaftlerin sind und deswegen vielleicht
nicht so bewandert in der klassischen Kunst.
Deswegen lassen Sie mich Ihnen ein anderes Bild
zeigen, ein Bild in einer Sprache, die Sie besser
verstehen.«

Es wurde für eine Sekunde dunkel, dann
erschien ein neues Bild auf dem Schirm.

Ein Bild, das Elizabeth viele Male gesehen
hatte ... und jedes Mal hatte es ein Gefühl von
furchterregender Unabwendbarkeit in ihr geweckt.

Anstieg der Weltbevölkerung im Lauf der Geschichte



Lastende Stille senkte sich über den kleinen Raum.

»Ja«, sagte der schlanke Mann schließlich.
»Stummes Entsetzen ist die einzige Antwort auf dieses Diagramm. Es anzusehen ist ein wenig so, als würde man in die Scheinwerfer eines heranbrausenden Zuges starren.« Langsam drehte

sich der Mann zu Elizabeth um und nickte herablassend. »Fragen, Dr. Sinskey?«

»Nur eine«, giftete sie. »Haben Sie mich herbringen lassen, um mir einen Vortrag zu halten oder um mich zu beleidigen?«

»Weder noch.« Seine Stimme klang plötzlich merkwürdig freundlich. »Ich habe Sie herbringen lassen, um mit Ihnen zu arbeiten. Sie verstehen zweifellos, dass Überbevölkerung ein Gesundheitsproblem darstellt. Ich fürchte jedoch, Sie verstehen nicht, dass dieses Problem die Seele der Menschheit angreifen wird. Unter dem Druck der Überbevölkerung werden selbst die zu Dieben, die niemals daran gedacht haben zu stehlen. Und stehlen werden sie schon deshalb, um ihre Familien zu ernähren. Und die, die nie daran gedacht haben zu töten, werden es tun, um ihre Jungen zu versorgen. Alle Sünden Dantes – Habgier, Wollust, Neid, Zorn, Verrat, Mord und der ganze Rest – all das wird mehr und mehr

zunehmen, an die Oberfläche steigen, beflügelt durch das Schwinden jeglicher Sicherheit. Wir stehen vor einem Kampf um die Seele der Menschheit.«

»Ich bin Biologin. Ich rette Leben ... keine Seelen.«

»Ich kann Ihnen versichern, Dr. Sinskey, Leben zu retten wird in den kommenden Jahren immer schwerer werden. Überbevölkerung bringt weit mehr zum Vorschein als spirituelle Unzufriedenheit. Bei Machiavelli findet sich eine Passage ...«

»Ja, ich weiß!«, unterbrach sie ihn. Sie kannte das berühmte Zitat selbst. »»Wenn erst alle Länder derart überbevölkert sind, dass sie sich nicht mehr ernähren noch durch Auswanderung zu helfen vermögen ... dann wird die Welt sich selbst reinigen.«« Sie starrte den Fremden an. »Jeder Mitarbeiter der World Health Organization kennt dieses Zitat in- und auswendig.«

»Gut. Dann wissen Sie auch, dass nach Machiavelli Seuchen die natürliche Methode der Welt zur Selbstreinigung sind.«

»Ja, und wie ich in meinem Vortrag erwähnt habe, sind wir uns durchaus der direkten Korrelation zwischen Bevölkerungsdichte und der Wahrscheinlichkeit großräumiger Epidemien bewusst. Wir entwickeln ununterbrochen neue Methoden zum Nachweis und zur Behandlung derartiger Epidemien. Die WHO ist zuversichtlich, dass wir zukünftige Pandemien verhindern können.«

»Das ist sehr schade.«

Elizabeth starrte den Mann an, als hätte er den Verstand verloren. »*Wie bitte?*«

»Dr. Sinskey«, sagte der Fremde mit einem eigenartigen Lachen. »Sie reden davon, Epidemien zu kontrollieren, als wäre das etwas Gutes.«

Es verschlug ihr die Sprache, und sie sah ihn nur in stummem Unglauben an.

Der Fremde fuhr im Tonfall eines Anwalts fort, der sein Plädoyer zum Abschluss bringt. »Sehen Sie nur. Hier stehe ich mit der Direktorin der WHO – dem besten, was die WHO zu bieten hat. Ein furchterregender Gedanke, bei genauer Betrachtung. Ich habe Ihnen das Bild von bevorstehendem Elend aufgezeigt.« Auf dem Bildschirm erschien Dorés Lithografie. »Ich habe Sie an die furchtbaren Folgen von unkontrolliertem Bevölkerungswachstum erinnert.« Er deutete auf den kleinen Stapel von Papierschnipseln. »Ich habe Sie darüber aufgeklärt, dass wir am Rand des spirituellen Zusammenbruchs stehen.« Er hielt inne und drehte sich zu Elizabeth um. »Und was ist Ihre Antwort? Kostenlose Kondome in Afrika.« Er schnaubte verächtlich. »Das ist, als würde man versuchen, einen heranrasenden Asteroiden mit einer Fliegenklatsche abzuwehren. Die Zeitbombe tickt nicht länger, *sie hat längst gezündet*, Doktor, und ohne dramatische Gegenmaßnahmen wird die

exponentielle Mathematik unser neuer Gott. Ein furchtbarer, rachsüchtiger Gott, glauben Sie mir! Er wird Dantes Vision der Hölle draußen auf die Park Avenue bringen: dicht gedrängte Massen, die in ihren eigenen Exkrementen suhlen. Ein furchtbares globales Gemetzel, inszeniert von der Natur selbst.«

»Ist das so?«, schnappte Elizabeth. »Dann verraten Sie mir doch: Wie groß ist *Ihrer Meinung nach* die ideale Bevölkerung für eine nachhaltige Zukunft? Die magische Zahl an Menschen, die sich selbst auf unbestimmte Zeit selbst erhalten kann ... in relativem Komfort?«

Der große Mann lächelte; er hatte offensichtlich mit dieser Frage gerechnet. »Jeder Umweltbiologe und jeder Statistiker kann Ihnen diese Frage beantworten. Die langfristigen Überlebenschancen der Menschheit sind am höchsten, wenn die globale Bevölkerung die Zahl von vier Milliarden nicht übersteigt.«

»Vier Milliarden?«, giftete Elizabeth zurück.

»Wir sind inzwischen bei siebeneinhalb Milliarden! Für vier Milliarden ist es ein wenig zu spät!«

Die grünen Augen des großen Mannes blitzten.

»Ach?«

Robert Langdon landete auf dem moosigen Boden hinter der Umfassungsmauer des Boboli-Gartens. Sienna kam neben ihm auf und erhob sich. Sie klopfte ihre Kleidung ab und blickte sich um.

Sie waren im südwestlichen Bereich des Parks, auf einer Lichtung aus Moos und Farnen am Rand eines kleinen Wäldchens. Von hier aus konnten sie den Palazzo Pitti nicht sehen. Wenigstens waren so weit draußen um diese frühe Stunde keine Arbeiter oder Touristen unterwegs.

Langdon bemerkte einen geschwungenen Pfad aus kleinen Kieselsteinen, der in den Wald vor ihnen führte. Genau an der Stelle, wo der Pfad

unter den Bäumen verschwand, erhob sich eine prächtige Marmorstatue. Langdon war nicht überrascht – einige der größten Künstler der Welt hatten den Boboli-Garten gestaltet. Niccolò Tribolo, Giorgio Vasari und Bernardo Buontalenti hatten auf dieser fünf Hektar großen Leinwand ein begehbares Meisterwerk erschaffen.

»Wenn wir nach Nordosten laufen, kommen wir zum Palast«, sagte Langdon und zeigte den Pfad entlang. »Dort können wir uns unter die Touristen mischen und unbemerkt durch den Ausgang schlüpfen. Ich schätze, der Palast öffnet um neun Uhr.«

Langdon blickte auf sein Handgelenk, wo bis vor Kurzem noch seine Mickey-Mouse-Uhr gewesen war. Geistesabwesend fragte er sich, ob sie vielleicht noch im Krankenhaus lag, zusammen mit dem Rest seiner Bekleidung, und ob er noch Gelegenheit finden würde, sie abzuholen.

Sienna baute sich trotzig vor Langdon auf.

»Bevor wir losgehen, Robert, möchte ich wissen, was unser Ziel ist. Was haben Sie herausgefunden? Der Malebolge – Sie sagten, die Reihenfolge sei falsch?«

Langdon deutete auf den Wald. »Erst suchen wir ein wenig Deckung, okay?« Er führte sie den Pfad hinunter bis zu einem »umschlossenen Raum«, wie es in der Sprache der Landschaftsarchitekten hieß: einer Lichtung mit zwei Bänken aus Faux-Bois und einem kleinen Brunnen. Die Luft unter den Bäumen war deutlich kühler.

Langdon zog den Projektor aus der Tasche und schüttelte ihn. »Sienna, wer auch immer dieses digitale Bild erschaffen hat, er hat bei den Sündern im Malebolge nicht nur die Buchstaben hinzugefügt, sondern auch die Abfolge der Sünden verändert.« Er sprang auf eine Bank und richtete den Projektor auf die freie Sitzfläche vor Sienna. Botticellis *Mappa dell'Inferno* erschien darauf.

Langdon deutete auf den unteren Bereich des

Trichters. »Sehen Sie die Buchstaben in den zehn Gruben des Malebolge?«

Sienna entdeckte sie und las von oben nach unten: »Catrovacer.«

»Richtig. Ohne jede Bedeutung.«

»Und dann haben Sie erkannt, dass jemand die Gruben vertauscht hat?«

»Noch einfacher. Stellen Sie sich vor, diese zehn Gruben wären Spielkarten. Sie wurden nicht gemischt, sondern nur einmal ›abgehoben‹ und neu aufeinandergelegt. Die Abfolge bleibt im Grunde genommen gleich – aber sie fängt mit der falschen Karte an.« Langdon deutete auf die zehn Gruben.

»Nach Dantes Beschreibung sind die von Dämonen ausgepeitschten Verführer in der obersten Grube. In dieser digitalen Version tauchen sie aber erst viel weiter unten auf, in der siebten Grube.«

Sienna studierte das verblassende Bild vor Langdons Füßen und nickte. »Okay, ich sehe es. Die erste Grube ist jetzt die siebte.«

Langdon steckte den Projektor weg und sprang von der Bank. Er nahm einen kleinen Stock und ritzte die Buchstaben in die Erde gleich neben dem Pfad. »Hier sind die Buchstaben, wie sie in unserer modifizierten Version des Gemäldes auftauchen.«

C

A

T

R

O

V

A

C

E

R

»Catrovacer«, las Sienna.

»Genau. Und an dieser Stelle hier wurde der Schnitt durchgeführt.« Langdon zog eine Linie unter den siebten Buchstaben und wartete, während

Sienna sein Werk studierte.

C

A

T

R

O

V

A

C

E

R

»Okay«, sagte sie. »Catrova. Cer.«

»Ja, und um die Karten wieder in die richtige Reihenfolge zu bringen, nehmen wir einfach den unteren Stapel und legen ihn auf den oberen. Die beiden Hälften tauschen die Plätze.«

Sienna betrachtete die Buchstaben. »Cer. Catrova.« Sie zuckte unbeeindruckt die Schultern. »Immer noch ohne Bedeutung ...«

»Cer Catrova ...«, wiederholte Langdon. Nach einer Pause wiederholte er die Worte und verband sie miteinander. »Cercatrova«, und dann: »Cerca ... trova.«

Sienna stieß den Atem aus und starrte Langdon mit weit aufgerissenen Augen an.

Langdon lächelte »Genau. Cerca trova. Die beiden italienischen Worte *cerca* und *trova* bedeuten *suchen* und *finden*. Zusammengesetzt als Phrase – *cerca trova* – sind sie synonym mit dem biblischen Aphorismus ›Suche, und du wirst finden.«

»Ihre Halluzinationen!«, rief Sienna atemlos. »Die Frau mit dem Schleier! Sie hat immer wieder ›Suche und finde‹ gesagt!« Sie sprang auf. »Robert, ist Ihnen klar, was das bedeutet? Die Worte *cerca trova* waren bereits in Ihrem Unterbewusstsein! Verstehen Sie? Sie müssen diese Phrase bereits entschlüsselt haben, bevor Sie ins Krankenhaus kamen! Sie haben das Bild aus

diesem Projektor offensichtlich schon einmal analysiert – und es wieder vergessen!«

Sie hat Recht, erkannte Langdon. Er war so auf die verborgene Botschaft fixiert gewesen, dass ihm nicht eine Sekunde lang der Verdacht gekommen war, er könnte das Rätsel schon einmal gelöst haben.

»Robert, Sie haben vorhin gesagt, dass *La Mappa* auf eine bestimmte Stelle in der Altstadt verweist. Aber ich verstehe immer noch nicht, wo das sein soll!«

»*Cerca trova* sagt Ihnen nichts?«

Sie zuckte die Schultern.

Langdon grinste innerlich. *Endlich etwas, das Sienna nicht weiß*. »Diese Phrase deutet auf eine berühmte Wandmalerei im Palazzo Vecchio – Giorgio Vasaris *Battaglia die Marciano* im Saal der Fünfhundert. Ganz oben auf dem Gemälde, kaum zu erkennen, hat Vasari in winzigen Buchstaben die Worte *cerca trova* hinterlassen. Es

gibt zahlreiche Theorien, warum er das getan hat, aber bis heute hat niemand einen schlüssigen Beweis gefunden.«

Plötzlich ertönte über ihnen ein leises giftiges Summen. Dicht über dem Blätterdach schoss ein kleines Fluggerät wie aus dem Nichts heran. Das Geräusch war sehr nah, und Langdon und Sienna erstarrten, als das Objekt über sie hinwegflog.

Langdon spähte hinterher. »Ein Modellhubschrauber«, sagte er erleichtert. Der vielleicht einen Meter lange Helikopter wurde offenbar über Funk gesteuert. Ein Stück weit entfernt ging er in eine Kurve und klang dabei wie ein wütender Riesenmoskito.

Sienna blickte noch immer misstrauisch drein. »Bleiben Sie in Deckung, Robert!«

Und tatsächlich, der Helikopter flog eine volle Wende und kam wieder in ihre Richtung, dicht über den Baumwipfeln. Er schoss über sie hinweg und bog nach links, auf die nächste Lichtung zu.

»Das war kein Spielzeug!«, flüsterte sie. »Das war eine Aufklärungsdrohne! Wahrscheinlich mit einer Videokamera an Bord, die live über Funk Bilder sendet.«

Langdons Unterkiefer arbeitete, während er beobachtete, wie der Hubschrauber in die Richtung verschwand, aus der er gekommen war – die Porta Romana und das Kunstinstitut.

»Ich weiß nicht, was Sie getan haben«, sagte Sienna. »Aber irgendjemand mit einer Menge Macht und Einfluss ist offensichtlich ganz versessen darauf, Sie zu finden.«

Langdon beobachtete in stummer Nervosität, wie der Helikopter erneut eine Kehre vollzog und im Tiefflug die Mauer entlangschwebte, über die sie in den Park geklettert waren. »Jemand im Institut muss uns gesehen und gemeldet haben!«, sagte Sienna und rannte den Pfad hinunter. »Wir müssen von hier verschwinden, schnell!«

Während die Drohne auf die andere Seite des

Parks zuhielt, verwischte Langdon mit der Fußspitze die Buchstaben, die er ins Erdreich geritzt hatte. Dann eilte er Sienna nach.

Seine Gedanken kreisten um die Worte *cerca trova*, um das Wandgemälde von Giorgio Vasari und Siennas Vermutung, dass er die Botschaft des Projektors schon einmal entziffert haben musste. *Suche und finde*.

Als sie die nächste Lichtung erreichten, kam Langdon ein verblüffender Gedanke. Er blieb wie angewurzelt stehen und sah Sienna nachdenklich an.

Sienna blieb ebenfalls stehen. »Was ist denn, Robert?«

»Ich bin unschuldig!«, deklarierte er.

»Wovon reden Sie?«

»Die Leute, die mich jagen ... ich habe die ganze Zeit angenommen, ich hätte etwas Schlimmes getan.«

»Ja. Im Krankenhaus haben Sie immer wieder

»*very sorry*« gemurmelt.«

»Ich weiß. Und ich dachte, es wäre Englisch.«

Sienna sah ihn überrascht an. »Aber es *war* Englisch, Robert.«

Seine blauen Augen funkelten. »Sienna, als ich immer wieder »*very sorry*« gesagt habe, wollte ich mich nicht für etwas entschuldigen, und es war auch kein Englisch. Es ging um die geheime Botschaft im Palazzo Vecchio!« Er erinnerte sich an die Aufzeichnung seines delirierenden Gemurmels. *Ve ... sorry. Ve ... sorry.*«

Sienna sah ihn ratlos an.

»Verstehen Sie denn nicht?« Langdon grinste breit. »Ich habe nicht »*very sorry*« gesagt. Ich habe den Namen des Künstlers gesagt – *Va ... sari. Vasari!*«

Vayentha stieg hart auf die Bremsen.

Das Motorrad schleuderte laut quietschend, hinterließ einen langen schwarzen Gummistreifen auf der Viale del Poggio Imperiale, und kam am Ende eines unerwarteten Verkehrsstaus zum Stehen. Die Autoschlange vor Vayentha bewegte sich keinen Millimeter.

Ich habe keine Zeit für diesen Mist!

Vayentha reckte den Hals und versuchte zu erkennen, was den Stau verursachte. Sie hatte einen weiten Bogen eingeschlagen, um dem SRS-Team zu entgehen, und jetzt musste sie in die Altstadt, um das Hotelzimmer zu räumen, in dem

sie während der vergangenen Tage gewohnt hatte.

Ich wurde fallengelassen. Ich muss aus Florenz verschwinden, so schnell es geht.

Doch ihre Pechsträhne schien noch nicht zu Ende zu sein. Die Route in die Altstadt, die sie ausgewählt hatte, war blockiert. Vayentha war nicht in der Stimmung zu warten. Sie lenkte das Motorrad auf den Pannenstreifen und fuhr an den stehenden Fahrzeugen vorbei, bis sie den Grund für die Verzögerung sah. Ein Stück weiter vorn trafen sechs Hauptverkehrsstraßen in einem Kreisverkehr aufeinander. Dort war die Porta Romana, die Zufahrt zur Altstadt von Florenz.

Was zum Teufel ist da los?

Dann bemerkte Vayentha, dass die ganze Gegend von Polizei nur so wimmelte – eine Straßensperre oder eine Art Kontrollpunkt. Augenblicke später entdeckte sie mitten im Gewühl etwas, das ihr die Sprache verschlug – ein vertrauter schwarzer Van. Mehrere Männer in

schwarzen Einsatzmonturen standen um das Fahrzeug herum und riefen den lokalen Polizeibeamten Befehle zu.

Die schwarz gekleideten Männer waren zweifellos Mitglieder von Brüders SRS-Team. Vayentha konnte sich nicht vorstellen, was sie hier suchten.

Es sei denn ...

Sie schluckte mühsam und wagte den Gedanken kaum zu vollenden ... *War Langdon etwa Brüders Team ebenfalls entwischt?* Es schien unvorstellbar – die Chancen zur Flucht waren nahezu Null gewesen. Andererseits arbeitete Langdon nicht allein, und Vayentha hatte aus erster Hand erlebt, wie listenreich die blonde Frau war.

Vor ihr tauchte ein Polizist auf, der von Fahrzeug zu Fahrzeug ging und ein Foto von einem attraktiven Mann mit dichtem braunem Haar zeigte. Vayentha erkannte das Bild sofort. Das Pressefoto von Langdon. Ihr Puls rauschte hoch.

Brüder hat ihn nicht erwischt ...

Langdon ist noch im Rennen!

Diese Entwicklung änderte ihre eigene Situation beträchtlich. Sie hatte mehrere Möglichkeiten.

Option Eins – fliehen, wie geplant.

Vayentha hatte eine kritische Mission verpatzt und war deswegen abgelöst worden. Wenn sie Glück hatte, würde es eine formelle Befragung geben, und wahrscheinlich wäre ihre Karriere damit beendet. Doch wenn sie Pech hatte und den Ernst der Lage unterschätzte, würde sie möglicherweise den Rest ihres Lebens damit verbringen, über die Schulter zu sehen und nach einem Killer des Konsortiums Ausschau zu halten.

Jetzt ist eine zweite Option hinzugekommen.

Die Mission abschließen wie geplant.

Dieses Vorgehen stand in direktem Widerspruch zum Protokoll und den damit verbundenen Verhaltensmaßregeln. Doch da

Langdon auf freiem Fuß war, hatte Vayentha die Chance, ihre Fehler zu korrigieren.

Wenn Brüder Langdon nicht zu fassen kriegt, dachte sie aufgeregt, und wenn ich Erfolg habe ...

Es war reine Spekulation, doch wenn Brüder bei Langdons Ergreifung scheiterte, und wenn Vayentha den Auftrag zu Ende brächte, dann hätte sie ganz allein dem Konsortium aus der Klemme geholfen. Und der Provost hätte gar keine andere Wahl, als Milde walten zu lassen.

Ich behalte meinen Job, dachte sie. Vielleicht werde ich sogar befördert.

Schlagartig wurde ihr klar, dass ihre gesamte Zukunft von einem einzigen kritischen Unternehmen abhing. *Ich muss Langdon aufspüren ... bevor Brüder ihn findet.*

Es würde nicht leicht werden. Brüder hatte endlose Ressourcen zur Verfügung – sowohl Personal als auch modernste Überwachungstechnologie. Vayentha hingegen

operierte allein. Allerdings verfügte sie im Gegensatz zu Brüder, dem Provost und der Polizei über eine entscheidende Information.

Ich kann mir denken, wo Langdon hinwill.

Sie wendete die BMW, gab Gas und jagte den Weg zurück, den sie gekommen war. *Ponte alle Grazie*, dachte sie und stellte sich die Brücke nach Norden vor. Es führte mehr als eine Route in die Altstadt von Florenz.

*Keine Entschuldigung, sinnierte Langdon.
Sondern der Name eines Künstlers.*

»Vasari ...«, stammelte Sienna und machte einen Schritt zurück. »Der Künstler, der die Worte ›*cerca trova*‹ in seiner Wandmalerei versteckt hat.«

Langdon lächelte unwillkürlich. *Vasari. Vasari.* Nicht nur, dass diese Enthüllung einen Lichtstrahl auf seine merkwürdige Lage warf – sie bedeutete auch, dass Langdon sich nicht länger den Kopf darüber zermartern musste, was für eine furchtbare Tat er begangen haben mochte.

»Robert, Sie haben dieses digital veränderte

Botticelli-Bild gesehen, bevor Sie verletzt wurden. Und Sie wussten, dass es einen Code enthielt, der auf das Gemälde von Vasari deutet. Deswegen haben Sie immer wieder seinen Namen gemurmelt, als Sie halb bewusstlos waren.«

Langdon überlegte, was das alles bedeutete. Giorgio Vasari, ein Maler, Architekt und Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, war ein Mann gewesen, den Langdon in seinen Vorträgen gern als »ersten Kunsthistoriker der Welt« bezeichnete. Vasari hatte viele hundert Gemälde erschaffen und Dutzende von Gebäuden entworfen, doch sein wichtigstes Vermächtnis war ein bahnbrechendes biografisches Lexikon in drei Bänden gewesen, *La vite di più eccellenti architetti, pittori et scultori italiani* – *Leben und Werk der exzellentesten Architekten, Maler und Bildhauer Italiens*. Diese Biografien italienischer Künstler waren bis zum heutigen Tag obligatorisch für Studenten der Kunstgeschichte.

Vor dreißig Jahren war Vasaris Name der Kunstszene wieder verstärkt ins Bewusstsein gerufen worden, als seine geheime Botschaft *cerca trova* entdeckt worden war, auf dem riesigen Wandgemälde im Saal der Fünfhundert des Palazzo Vecchio. Die winzigen Buchstaben standen auf einer grünen Kriegsflagge, kaum zu sehen im Chaos des Schlachtgetümmels. Man war sich nie darüber einig geworden, warum Vasari seinem Gemälde diese Botschaft hinzugefügt hatte. Die führende Theorie lautete, dass die Worte ein Hinweis waren auf ein verborgenes Fresko von Leonardo da Vinci: Vasari hatte vor Leonardos Bild eine neue Wand hochgezogen und einen drei Zentimeter breiten Spalt freigelassen, um das ursprüngliche Fresko Leonardos hinter Vasaris eigenem Bild zu erhalten.

Sienna sah nervös durch die Baumwipfel nach oben. »Eine Sache verstehe ich immer noch nicht. Wenn Sie nicht andauernd ›very sorry, very sorry‹

gesagt haben – warum werden Sie dann verfolgt, und warum will man Sie umbringen?«

Das wütende Surren der Überwachungsdrohne wurde wieder lauter, und Langdon begriff, dass er eine Entscheidung treffen musste. Er erkannte zwar noch keinen Zusammenhang zwischen Vasaris *Battaglia di Marciano* und Dantes *Inferno*, und er wusste auch nicht, warum jemand auf ihn geschossen hatte, doch jetzt sah er endlich einen klaren Weg vor sich.

Cerca trova. Suche und finde.

Wieder erschien vor seinem geistigen Auge das Bild der silberhaarigen Frau, die über den Fluss hinweg nach ihm rief. *Die Zeit drängt!* Wenn es Antworten gab, dann im Palazzo Vecchio.

Eine alte Weisheit kam ihm in den Sinn. Sie stammte von den frühgriechischen Tauchern, die ohne Atemgerät in den Korallenhöhlen der ägäischen Inseln Hummer gejagt hatten. *Wenn du in einen dunklen Tunnel schwimmst, kommt der*

Augenblick, an dem es kein Zurück mehr gibt, weil deine Luft dazu nicht reicht. Deine einzige Chance besteht darin, vorwärts zu schwimmen, in das Unbekannte ... und zu beten, dass es einen Ausgang gibt.

Langdon fragte sich, ob sie an diesem Punkt angekommen waren.

Er sah hinaus auf das sich vor ihnen erstreckende Geflecht von Pfaden. Wenn es Sienna und ihm gelänge, den Palazzo Pitti zu erreichen und den Garten zu verlassen, wäre es bis zur Altstadt nur noch ein kurzer Fußmarsch – über eine der berühmtesten Brücken der Welt: der Ponte Vecchio. Dort herrschte immer Betrieb, und sie könnten sich leicht verstecken. Von der Brücke bis zum Palazzo Vecchio war es nur ein kurzes Stück.

Die Drohne kam näher, und für einen Moment überkam Langdon die Erschöpfung. Die Erkenntnis, dass er nicht »very sorry« gesagt hatte, hinterließ in ihm widerstreitende Gefühle wegen

seiner Flucht vor der Polizei.

»Irgendwann werden sie mich ohnehin fassen, Sienna«, sagte er. »Vielleicht ist es besser, wenn ich nicht mehr fliehe.«

Sienna sah ihn erschrocken an. »Robert, jedes Mal, wenn Sie stehen bleiben, wird auf Sie geschossen! Sie müssen herausfinden, in was für eine Geschichte Sie verwickelt sind! Sie müssen sich dieses Vasari-Fresko ansehen!

Möglicherweise hilft es Ihrer Erinnerung auf die Sprünge. Vielleicht finden Sie heraus, woher dieser Projektor stammt und warum Sie ihn bei sich tragen.«

Langdon dachte an die stachelhaarige Frau, die kaltblütig Dr. Marconi getötet hatte ... an die Soldaten, die auf ihn geschossen hatten ... die italienische Polizei auf dem Platz vor der Porta Romana ... und nun die Überwachungsdrohne, die im Boboli-Garten nach ihnen suchte. Er schwieg und rieb sich die müden Augen, während er über

seine Möglichkeiten nachdachte.

»Robert? Ich muss Ihnen noch etwas sagen ... etwas, das anfangs nicht von Bedeutung zu sein schien, aber jetzt glaube ich, es könnte wichtig sein.«

Langdon hob den Blick, als er den Ernst in ihrer Stimme bemerkte.

»Ich wollte es Ihnen eigentlich schon in der Wohnung sagen«, fuhr sie fort, »aber ...«

»Was meinen Sie?«

Sienna schürzte die Lippen und blickte unbehaglich drein. »Als Sie im Krankenhaus ankamen, waren Sie im Delirium und haben uns etwas sagen wollen.«

»Ja, sicher«, sagte Langdon. »Ich habe immer wieder ›*Vasari, Vasari*‹ gemurmelt.«

»Das stimmt. Aber bevor wir den Rekorder einschalten konnten, gleich nach Ihrer Ankunft, haben Sie noch etwas gesagt. Sie sagten es nur ein einziges Mal, aber ich bin mir sicher, dass ich es

richtig verstanden habe.«

»Und was habe ich gesagt?«

Sie sah nach oben zu der Drohne und dann wieder zu Langdon. »Sie sagten: ›*Ich habe den Schlüssel, um es zu finden. Wenn ich versage, bleibt nur der Tod.*«

Langdon starrte sie sprachlos an.

Sienna fuhr fort. »Ich dachte, Sie hätten damit den Gegenstand in Ihrer Jacke gemeint, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher.«

Wenn ich versage, bleibt nur der Tod? Die Worte trafen Langdon schwer. Wieder tauchten vor seinem geistigen Auge die eindringlichen Bilder von Tod und Verderben auf ... Dantes Inferno, das Biohazard-Symbol, der Pestdokter. Und das Bild der silberhaarigen Frau, die ihn über den blutroten Fluss hinweg anflehte. *Suche und finde! Die Zeit drängt!*

Siennas Stimme riss ihn in die Gegenwart zurück. »Worauf auch immer das Bild in diesem

Projektor verweist – was Sie da suchen, muss extrem gefährlich sein. Die Tatsache, dass Leute versuchen uns zu töten ...« Ihre Stimme zitterte leicht, und sie brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. »Denken Sie doch mal nach! Man schießt im hellen Tageslicht auf Sie ... auf mich, eine unbeteiligte Dritte! Niemand scheint an Verhandlungen interessiert zu sein. Ihre eigene Regierung hat sich gegen Sie gewandt. Sie haben das Konsulat um Hilfe gebeten, und es hat jemanden geschickt, um Sie zu töten!«

Langdon stierte zu Boden. Ob das Konsulat seinen Aufenthaltsort einem Killer verraten oder den Attentäter selbst losgeschickt hatte, machte keinen Unterschied. *Meine eigene Regierung steht auf der Seite des Feindes.*

Langdon blickte Sienna in die braunen Augen – die Augen einer mutigen Frau. *In was habe ich sie bloß hineingezogen?* »Ich wünschte, ich wüsste, wonach wir suchen. Das würde helfen, alles in die

richtige Perspektive zu rücken.«

Sienna nickte. »Was immer es ist, Robert, wir müssen es finden. Zumindest würde es uns ein Druckmittel verschaffen.«

Ihre Logik war schwer zu widerlegen. Dennoch spürte Langdon, wie etwas an seinem Unterbewusstsein nagte. *Wenn ich versage, bleibt nur der Tod.* Den ganzen Morgen über war er mit makabren Symbolen konfrontiert worden.

Biohazard, Pest, Seuchen, Dantes Hölle. Ihm war nicht klar, wonach er suchte, doch es wäre naiv, nicht zumindest die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass es um ein tödliches Pathogen ging oder eine großflächige biologische Bedrohung. Und falls dem so war – warum sollte seine eigene Regierung dann versuchen, ihn zu eliminieren?

Glauben die vielleicht, ich wäre irgendwie in einen potenziellen biochemischen Anschlag verwickelt?

Das ergab keinerlei Sinn. Nein, es ging um

etwas anderes.

Langdon dachte an die silberhaarige Schönheit.
»Was ist mit der Frau aus meinen Halluzinationen?
Ich glaube, ich muss sie finden.«

»Vertrauen Sie auf Ihre Intuition«, sagte Sienna.
»In Ihrem Zustand ist das Unterbewusstsein der
beste Kompass, den Sie haben. Wenn Ihr Gefühl
Ihnen sagt, dass Sie dieser Frau vertrauen können,
dann sollten Sie befolgen, was sie Ihnen in den
Halluzinationen sagt.«

»Suche und finde«, sagten beide unisono.

Langdon atmete aus. Der Weg war jetzt klar.

*Es gibt kein Zurück. Ich kann nur weiter in
den Tunnel schwimmen und hoffen.*

Mit neuer Entschlossenheit hob er den Kopf und
musterte seine Umgebung, um sich zu orientieren.
Wo geht es nach draußen?

Sie standen unter den Bäumen am Rand einer
Lichtung, auf der sich mehrere Wege kreuzten. Zur
Linken entdeckte Langdon einen elliptischen Teich

mit einer kleinen Insel, auf der Zitronenbäume in Kübeln wuchsen. Überall standen Statuen. Die *Isolotto*, dachte Langdon, als er die berühmte Skulptur des Perseus entdeckte, der auf einem Pferd durch das Wasser galoppierte.

»Zum Palazzo Pitti geht es dort entlang«, sagte er und zeigte nach Osten, wo der Viottolone begann, eine Allee, die sich nach Westen fast über die gesamte Länge des Gartens erstreckte. Der Viottolone war so breit wie eine zweispurige Straße und gesäumt von schlanken, vierhundert Jahre alten Zypressen.

»Da gibt es keine Deckung«, sagte Sienna mit einem Blick auf die noch immer über dem Park kreisende Drohne.

Langdon grinste verschlagen. »Das stimmt. Deshalb nehmen wir auch den Tunnel daneben.«

Er zeigte auf eine dichte Hecke, die sich neben dem Eingang zum Viottolone erstreckte. In die Wand aus dichtem Grün war ein kleiner gewölbter

Durchgang geschnitten, hinter dem sich ein Fußweg erstreckte – ein natürlicher Tunnel parallel zum Viottolone. Der Fußweg war zu beiden Seiten gesäumt von Stabeichen, die seit Jahrhunderten in Form gestutzt wurden, sodass sie über dem Weg ein dichtes Gewirr aus Zweigen und Blättern bildeten. Der Pfad hieß *La Cerchiata* – übersetzt »rund« oder »kreisförmig«, abgeleitet aus dem bogenförmigen Blätterdach.

Sienna rannte zum Eingang und spähte in das schattige Innere des Tunnels. Sie drehte sich zu Langdon um und lächelte. »Das ist besser.« Sie schlüpfte durch die Öffnung und rannte unter den Bäumen davon.

Für Langdon war *La Cerchiata* stets einer der friedlichsten Flecken von Florenz gewesen. An diesem Tag jedoch, als er Sienna hinterherblickte, fühlte er sich an die griechischen Taucher in den Korallentunnels erinnert, die darum beteten, den Ausgang zu erreichen.

Rasch sagte Langdon ein kleines Gebet auf und eilte ihr nach.

Nicht weit entfernt, vor dem Istituto statale d'arte, stapfte Agent Brüder durch ein Gewühl von Studenten und Polizisten – mit so eisigem Blick, dass ihm die Leute freiwillig aus dem Weg gingen. Er trat zu dem improvisierten Steuerstand, den sein Überwachungsspezialist auf einem Klapptisch neben dem Van eingerichtet hatte.

Der Spezialist reichte Brüder einen Tablet-PC. »Von der Drohne«, sagte er. »Vor wenigen Minuten aufgenommen.«

Brüder betrachtete die Serie von Standbildern und hielt bei einer verschwommenen Vergrößerung inne. Sie zeigte die Gesichter eines dunkelhaarigen Mannes und einer blonden Frau mit Pferdeschwanz, die sich in die Schatten kauerten und durch das Blätterdach nach oben starrten.

Robert Langdon und Sienna Brooks.

Zweifel ausgeschlossen.

Brüder richtete seine Aufmerksamkeit auf die Karte des Parks, die auf der Motorhaube des Vans ausgebreitet lag. *Eine dumme Entscheidung*, dachte er, als er den Grundriss des Parks studierte. Die Anlage war ausgedehnt und kunstvoll, und es gab jede Menge Versteckmöglichkeiten, doch sie war auch auf allen Seiten von hohen Mauern umgeben. Der Boboli-Garten war die perfekte Falle – besser als alles, was Brüder je in freier Wildbahn gesehen hatte.

Sie sitzen fest.

»Die Behörden sperren in diesem Moment sämtliche Ausgänge und beginnen mit einer Suchaktion«, sagte der Agent.

»Halten Sie mich auf dem Laufenden«, befahl Brüder.

Langsam wanderte sein Blick zu der dicken Scheibe aus Polycarbonat, hinter der er die silberhaarige Frau im Fond des Fahrzeugs sitzen

sah.

Die Drogen, die sie ihr verabreicht hatten, zeigten eine viel stärkere Wirkung, als Brüder für möglich gehalten hätte. Trotzdem sah er an dem angstvollen Blick in ihren Augen, dass sie noch immer genau mitbekam, was sich hier draußen abspielte.

Sie sieht nicht besonders glücklich aus, dachte Brüder. Andererseits – warum sollte sie?

Die Wasserfontäne schoss mehrere Meter in die Höhe.

Langdon beobachtete, wie der Wasserstrahl zerstob und in unzähligen Tropfen nach unten fiel. Sie kamen ihrem Ziel näher. Sienna und er hatten das Ende des Blättertunnels von La Cerchiata erreicht und waren über die freie Rasenfläche gerannt, um in einem Hain aus Korkeichen Deckung zu suchen. Jetzt sahen sie den berühmten Springbrunnen des Parks vor sich – Stoldo Lorenzis Bronze von Neptun mit seinem Dreizack. Von den Einheimischen respektlos »Gabelbrunnen« genannt, galt dieses Wasserspiel

als zentraler Punkt der Gartenanlage.

Sienna blieb am Rand des Hains stehen und spähte zwischen den Bäumen hindurch nach oben.

»Ich kann die Drohne nicht mehr sehen.«

Langdon entdeckte sie ebenfalls nicht. Das Plätschern des Brunnens war so laut, dass es jedes andere Geräusch übertönte.

»Vielleicht musste sie nachtanken«, vermutete Sienna. »Das ist unsere Chance. Wo entlang?«

Langdon führte sie nach links, und sie rannten eine steile Böschung hinunter. Als sie den Wald verließen, lag vor ihnen der Palazzo Pitti.

»Hübsches kleines Häuschen«, flüsterte Sienna.

»Ja. Typisch Medici. Eine Dynastie von Tiefstaplern«, erwiderte Langdon ironisch.

Obwohl noch fast einen halben Kilometer entfernt, dominierte die steinerne Fassade des Palastes die Landschaft und erstreckte sich nach links und rechts, bis sie hinter Hecken und Bäumen verschwand. Der Anblick war überwältigend: das

von ockerfarbenen Putzflächen durchbrochene graue Bossenwerk mit den großen, auf der Vorderseite nur roh behauenen Steinquadern, die langen Reihen der mit Läden verschlossenen Fenster und die zahlreichen überwölbten Portale – all dies verlieh dem Bauwerk eine Aura von unbeugsamer Autorität.

Normalerweise wurden Prunkbauten wie dieser auf erhöhtem Grund errichtet, sodass die Untertanen nach oben blicken mussten. Der Palazzo Pitti jedoch lag an einem Hang nahe dem Arno.

Der Effekt war dramatisch. Ein Architekt hatte einst geschrieben, der Palast erwecke den Anschein, als hätte die Natur selbst ihn erbaut ... als wären massive Steinblöcke in einer Lawine niedergegangen und hätten sich am Fuß des kleinen Hangs zu einer eleganten Struktur aufgetürmt. Trotz der angreifbaren Lage war die massive Steinkonstruktion des Palazzo Pitti so imposant, dass selbst Napoleon hier sein Hauptquartier

aufgeschlagen hatte, als er in Florenz gewesen war.

»Sehen Sie«, sagte Sienna und deutete auf die Türen. »Gute Neuigkeiten.«

Langdon hatte es ebenfalls gesehen. An diesem ungewöhnlichen Morgen war nicht der Palast der willkommene Anblick, sondern die Touristen, die durch das Gebäude nach draußen strömten. Der Palast hatte bereits geöffnet, was bedeutete, dass Langdon und Sienna den Park ohne Probleme verlassen konnten. Draußen lag der Arno zu ihrer Rechten, und dahinter erhoben sich die Türme der Altstadt von Florenz.

Sie eilten weiter und rannten fast die Böschung hinunter. Sie durchquerten das Amphitheater des Parks – jenen Ort, an dem zum allerersten Mal in der Geschichte eine Oper aufgeführt worden war. Das Theater lag wie ein Hufeisen in den Hang der Grube geschmiegt, aus der man die Steine zum Bau des Palastes gehauen hatte. Dahinter passierten sie

den Obelisken von Ramses II. und das unglückselige »Kunstwerk« an seinem Fuß. Die Reiseführer bezeichneten es als »das kolossale Steinbecken aus den römischen Bädern von Caracalla«, doch Langdon betrachtete es als das, was es in Wirklichkeit war – die größte Badewanne der Welt.

Sie sollten dieses Ding wirklich woanders aufstellen.

Endlich kamen sie auf der Rückseite des Palazzo Pitti an. Sie mischten sich unauffällig unter die ersten Touristen des Tages. Gegen den Strom stiegen sie einen schmalen Tunnel hinunter in den Cortile dell' Ammanannati, einen schattigen Innenhof, in dem Besucher bei einem Espresso verweilen konnten. Der Duft von frisch gemahlenem Kaffee erfüllte die Luft, und Langdon verspürte plötzlich das Verlangen, sich hinzusetzen und ein zivilisiertes Frühstück zu sich zu nehmen.

Heute ist nicht der Tag dafür, dachte er, als

sie weitereilten und die breite Passage betraten, die zum Haupteingang des Palazzo führte.

Als sie sich den Türen näherten, hielt die rasch wachsende Menge von Touristen sie auf. Die vielen Besucher sammelten sich im Portikus und blickten neugierig nach draußen. Langdon spähte über ihre Köpfe hinweg auf die Piazza Pitti vor dem Palast.

Der Platz vor dem Eingang war genauso abweisend und langweilig, wie Langdon ihn in Erinnerung hatte. Er bestand nicht aus einem hübsch gestalteten Garten mit gepflegtem Rasen, sondern aus einer großen gepflasterten Fläche, die sich den Hang hinab bis zur Straße erstreckte wie eine breite Skipiste für Anfänger.

Am Fuß des Hügels erblickte Langdon den Grund für die Menge aus Schaulustigen.

Ein halbes Dutzend Streifenwagen war aus allen Richtungen herangejagt, und eine kleine Armee von Beamten schwärmte mit gezückten

Waffen über die gesamte Breite des Platzes aus
und rückte zum Eingang vor.

Als die Polizei den Palazzo Pitti betrat, hatten Langdon und Sienna bereits den Rückzug angetreten. Sie eilten durch den Cortile und vorbei am Café, wo es inzwischen laut geworden war, als neugierige Touristen die Ursache für die ganze Aufregung zu ergründen suchten.

Sienna war überrascht, dass die Behörden sie so schnell aufgespürt hatten. *Die Drohne ist offensichtlich verschwunden, weil sie uns schon entdeckt hatte.*

Sie fanden den schmalen Tunnel, durch den sie vom Park in den Palast gekommen waren, und rannten ohne Zögern hindurch und die Treppe

hinauf. Die Treppe führte nach links an einer hohen Stützmauer vorbei, an deren Ende Langdon und Sienna über die Brüstung hinweg nach draußen in den riesigen Park sehen konnten.

Langdon packte Sienna am Arm und riss sie zurück in die Deckung der Mauer. Sienna hatte es ebenfalls bemerkt.

Dreihundert Meter entfernt auf dem Hang oberhalb des Amphitheaters bewegte sich eine Phalanx von Polizeibeamten auf das Schloss zu. Sie suchten in Büschen und Gehölzen, befragten Touristen und tauschten sich währenddessen miteinander über Funk aus.

Wir sitzen in der Falle!

Sienna hätte nie für möglich gehalten, dass ihre Begegnung mit Langdon zu einer Situation wie dieser führen könnte.

Als sie mit ihm zusammen aus dem Krankenhaus geflohen war, hatte sie geglaubt, eine Frau mit Stachelfrisur und Pistole wäre hinter ihm

her. Jetzt liefen sie vor den italienischen Behörden und einer Teilstreitkraft des Militärs davon. Ihre Chancen zu entkommen lagen nahezu bei Null.

»Gibt es keinen anderen Weg nach draußen?«, fragte Sienna atemlos.

»Ich glaube nicht«, antwortete Langdon.
»Dieser Garten ist von einer Mauer umgeben wie ...« Er stockte, dann drehte er sich suchend um. »Wie der Vatikan.« In seinen Augen flackerte Hoffnung auf.

Sienna hatte keine Ahnung, was der Vatikan mit ihrer gegenwärtigen Lage zu tun hatte, doch Langdon nickte plötzlich und starrte an der Rückseite des Palazzo entlang nach Osten.

»Es ist nur eine Vermutung«, sagte er und zog sie mit sich. »Aber vielleicht gibt es noch einen anderen Weg nach draußen.«

Unvermittelt tauchten vor ihnen zwei Gestalten auf und überrannten sie beinahe. Sie waren um die Ecke der Mauer gebogen und ganz in Schwarz

gekleidet. Für eine Schrecksekunde dachte Sienna, es wären die Soldaten, denen sie schon im Treppenhaus ihrer Wohnung begegnet waren. Doch es waren nur Touristen – Italiener, den schicken schwarzen Ledersachen nach zu urteilen.

Sienna hatte eine Idee. Sie nahm einen der Touristen beim Arm und lächelte ihn an. »*Può dirci dov'è la Galleria del costume?*«, erkundigte sie sich in flüssigem Italienisch nach dem Weg zur berühmten Galerie der Kostüme. »*Io e mio fratello siamo in ritardo per una visita privata.*« Mein Bruder und ich erhalten eine private Führung und kommen zu spät.

»*Certo!*« Der Mann lächelte hilfsbereit. »*Proseguite dritto per il sentiero!*« Er drehte sich um und zeigte nach Westen, in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

»*Molte grazie!*«, säuselte Sienna mit bezauberndem Lächeln, als die beiden Männer weitergingen.

Langdon nickte beeindruckt, als er Siennas Plan durchschaute. Falls die Polizei anfang, die Touristen im Palast zu befragen, würde sie erfahren, dass Langdon und Sienna zur Kostümgalerie unterwegs waren – zum entgegengesetzten Ende des Palastes.

»Wir müssen da entlang«, sagte Langdon und zeigte auf einen Fußweg, der einen Hang hinunterführte, weg vom Palast. Der Weg war zur oberen Hangseite hin durch eine hohe Hecke abgeschildert, die mehr als genug Schutz vor den Blicken der Polizisten in der Nähe bot.

Sienna schätzte ihre Chancen sehr gering ein, unentdeckt bis zum Fußweg zu gelangen, auch wenn sich inzwischen immer mehr Touristen auf dem Platz einfanden und neugierig dem Treiben der Polizei zusahen.

In diesem Moment erklang wieder das giftige helle Summen der Drohne, die sich über den Park hinweg näherte.

»Jetzt oder nie!«, sagte Langdon, packte Sienna bei der Hand und zog sie mit sich auf den Platz hinaus. In ruhigem, zielstrebigem Tempo schritt er durch die versammelten Touristen dem Fußweg entgegen, und Sienna kämpfte gegen den Drang zu laufen an. Langdon hielt sie fest an der Hand.

Als sie den Anfang des Fußwegs erreicht hatten, warf Sienna hastig einen Blick über die Schulter. Niemand hatte sie entdeckt. Die wenigen Polizisten in Sicht hatten sich alle umgewandt und starrten zu dem summenden kleinen Helikopter.

Sienna drehte sich um und rannte mit Langdon den Weg hinunter.

Direkt vor ihnen erhob sich die Silhouette der Altstadt von Florenz über die Baumwipfel. Sienna sah die rot geziegelte Kuppel des Doms und den mit weißem, grünem und rosafarbenem Marmor verkleideten Campanile von Giotto. Für einen flüchtigen Moment konnte sie auch den krenelierten Turm des Palazzo Vecchio erkennen – ihr Ziel, das

in anscheinend unerreichbarer Ferne lag –, doch dann führte der Weg weiter nach unten, und die hohen Mauern versperrten die Sicht.

Als sie am Fuß des Hangs ankamen, fragte sie sich, ob Langdon überhaupt wusste, wohin sie liefen. Der Weg führte in einen Labyrinthgarten, doch Langdon bog vorher nach links in einen weiten, gekiesten Hof ein. In der Deckung einer Hecke und im Schatten überhängender Zweige umrundeten sie den Hof. Er lag verlassen und schien eher als Angestelltenparkplatz zu dienen denn als Touristenattraktion.

»Wohin gehen wir?«, fragte Sienna.

»Wir sind gleich da.«

Wir sind gleich da? Der Hof war ringsum von hohen Mauern umschlossen, und der einzige erkennbare Ausgang war versperrt durch ein massives schmiedeeisernes Gittertor, das aussah, als stamme es aus der Zeit der Erbauung des Palasts. Hinter dem Tor sah Sienna die Polizei, die

sich auf der Piazza dei Pitti eingefunden hatte.

Langdon hielt im Schutz der Vegetation direkt auf die Mauer vor ihnen zu. Sienna suchte die glatte Fassade nach einem möglichen Eingang ab, doch außer einer Nische mit einer abgrundtief hässlichen Statue war nichts zu sehen.

Gütiger Himmel, die Medici konnten sich jedes Kunstwerk auf Erden leisten, und sie haben dieses Ding genommen?

Die Statue stellte einen fetten, nackten Zwerg dar, der rittlings auf einer Riesenschildkröte saß. Die Testikel des Zwergs drückten sich gegen den Panzer, und aus dem Mund der Schildkröte troff Wasser, als sabbere sie.

»Ich weiß, er ist hässlich«, sagte Langdon, ohne seinen Schritt zu verlangsamen. »Das ist Pietro Barbino, ein berühmter Hofzwerg. Wenn Sie mich fragen, sollten sie ihn wieder in seine Riesenbadewanne setzen.«

Langdon wandte sich nach rechts und hastete

eine Treppe hinunter, die Sienna erst jetzt sah.

Ein Weg nach draußen?

Der Hoffnungsfunke erlosch rasch wieder.

Als sie hinter Langdon um die Ecke bog, erkannte sie, dass sie in eine Sackgasse mit hohen Mauern liefen. Sienna befürchtete, dass ihre Flucht am Eingang der großen Kaverne enden würde – einer tiefen Grotte, die in die Wand gearbeitet worden war. *Er will doch wohl nicht dorthin?*

Über dem gähnenden Eingang der Grotte hingen unheilverkündend dolchartige Stalaktiten. Im Hohlraum dahinter waren geologische Formen zu sehen, die wie geschmolzene Steine wirkten ... Gebilde, die zu Siennas Erschrecken aussahen wie halb im Fels steckende menschliche Gestalten. Es war ein Anblick wie aus Botticellis *La Mappa dell'Inferno*.

Langdon rannte unbeirrt weiter auf den Eingang der Grotte zu. Er hatte zwar vorhin einen Kommentar über den Vatikan gemacht, doch

Sienna war ziemlich sicher, dass es hinter den Mauern der päpstlichen Regierung keine schauerlichen Grotten gab.

Als sie näher kamen, blickte Sienna zu dem breiten Gesims über dem Eingang. Eine gespenstische Ansammlung von Stalaktiten und nebulösen steinernen Gebilden rahmte zwei im Relief herausgearbeitete Frauen ein, die rechts und links am berühmten Wappen der Medici lehnten, einem Schild mit sechs Kugeln.

Langdon wandte sich unvermittelt nach links, weg vom Eingang der Grotte. Dort befand sich eine kleine graue Tür, die Sienna bis zu diesem Moment entgangen war. Sie war aus Holz und sah unbedeutend aus, wie der Eingang zu einer Besenkammer oder einem Gerätehaus.

Langdon hoffte offensichtlich, dass sie offen war, doch sie hatte keinen Griff, nur ein in Messing gefasstes Schlüsselloch. Anscheinend ließ die Tür sich nur von innen öffnen.

»Verdammt!« Mit einem Mal war Langdons Zuversicht verschwunden. »Ich hatte gehofft ...«

Ohne Vorwarnung hallte das durchdringende Summen der fliegenden Drohne von den hohen Mauern ringsum wider. Sienna fuhr herum und sah, wie der Minihubschrauber über dem Palast in die Höhe stieg. Dann flog er in ihre Richtung.

Langdon hatte ihn ebenfalls entdeckt, denn er packte Sienna bei der Hand und rannte zum Eingang der Grotte. Sie duckten sich hinter dem Stalaktitenübergang in das Halbdunkel.

Ein passendes Ende, dachte Sienna. Gefangen im Schlund der Hölle.

Einen halben Kilometer weiter östlich hatte Vayentha ihr Motorrad abgestellt. Sie war über den Ponte alle Grazie in die Altstadt gefahren und von dort zum Ponte Vecchio abgebogen – die berühmte Fußgängerbrücke, die den Palazzo Pitti mit der Altstadt verband.

Dort kettete sie den Helm an das Motorrad und schloss die Maschine ab, bevor sie sich unter den frühmorgendlichen Touristenstrom auf der Brücke mischte.

Vom Fluss wehte eine beständige kühle Frühlingsbrise herauf. Der Wind strich Vayentha über die kurze Stachelfrisur und erinnerte sie

daran, dass Langdon sie auf den ersten Blick wiedererkennen würde. Sie hielt bei einem der vielen Verkaufsstände auf der Brücke und erstand eine Baseballkappe von Amo Firenze.

Sie zog sich den Schirm tief in die Stirn, glättete ihre Ledermontur über der Wölbung, wo die Waffe im Schulterhalfter steckte und lehnte sich an eine Säule nahe der Brückenmitte. Von hier aus konnte sie sämtliche Fußgänger sehen, die über den Arno in die Altstadt wollten.

Langdon ist zu Fuß unterwegs. Wenn er einen Weg um die Porta Romana herum findet, dann ist diese Brücke die logische Route in die Altstadt.

Im Süden, wo der Palazzo Pitti lag, erscholl der Lärm von Polizeisirenen, und sie fragte sich, ob das gute oder schlechte Neuigkeiten bedeutete. *Suchen sie immer noch nach ihm? Oder haben sie ihn geschnappt?* Als sie angespannt lauschte, bemerkte sie ein neues Geräusch – ein hohes, wütendes Summen oben am Himmel. Instinktiv hob

sie den Blick und erkannte sogleich die Ursache: einen kleinen ferngesteuerten Hubschrauber, der über dem Palast in die Höhe stieg und dann über die Baumwipfel in östliche Richtung davonflog.

Eine Überwachungs- und Aufklärungsdrohne, dachte Vayentha in einem Anflug neuer Hoffnung. Wenn die Drohne in der Luft ist, haben sie Langdon noch nicht gefunden.

Der kleine Hubschrauber ging unvermittelt hinter einer Steinmauer in Sinkflug und verschwand außer Sicht. Das Summen veränderte sich. Offenbar wurde die Drohne langsamer und verharrte schließlich an Ort und Stelle. Sie war wohl auf etwas Verdächtiges gestoßen.

Suche, und du wirst finden, dachte Langdon ironisch, als er sich mit Sienna in die Schatten der halbdunklen Grotte duckte. *Wir haben einen Ausgang gesucht ... und sind in einer Sackgasse gelandet.*

Der Brunnen inmitten der Grotte bot gute Deckung. Doch während Langdon nach draußen spähte, wurde er das Gefühl nicht los, dass es zu spät war.

Die Drohne war soeben auf den von hohen Mauern umgebenen Vorplatz heruntergestoßen und verharrte nun, keine drei Meter über dem Boden schwebend, vor der Grotte wie ein wütend

summendes Insekt, das auf seine Beute wartet.

Langdon zog sich zurück. »Ich denke, sie haben uns entdeckt.«

Das hohe Summen war ohrenbetäubend laut im Innern der Grotte, wo die Wände den Schall nahezu ungedämpft reflektierten. Es war nicht zu glauben, doch sie wurden von einem kleinen Hubschrauber in Schach gehalten. Jeder Versuch zu fliehen war zwecklos. *Was machen wir jetzt?*, dachte Langdon. *Tatenlos abwarten?* Er hatte seine ganze Hoffnung auf das gestützt, was hinter der kleinen grauen Tür lag – und nicht damit gerechnet, dass sie sich nur von innen öffnen lassen könnte.

Langsam gewöhnten sich Langdons Augen an das Halbdunkel. Er musterte die Wände. *Vielleicht gibt es hier noch einen anderen Ausgang?* Die Wände waren verziert mit Reliefs von Tieren und Menschen; die Künstler hatten die Figuren so herausgearbeitet, als verschmolzen sie mit den

unheimlichen, vor Nässe triefenden Flächen, und zwar jede Figur auf andere Weise. Mutlos sah Langdon zur Decke mit den bedrohlichen Stalaktiten über dem Eingang.

Ein guter Ort zum Sterben.

Die Grotta Grande von Bernardo Buontalenti ist das denkwürdigste Bauwerk von ganz Florenz. Ursprünglich geplant als Attraktion für junge Gäste des Palazzo Pitti, ist die aus drei Kammern bestehende Grotte verziert mit einer Mischung aus naturnaher Fantasie und gruseligem Exzess. Die zahlreichen tropfenden Figuren und der fließende Stein erwecken je nach Betrachtungsweise den Eindruck, als würden sie von den Wänden entweder verschlungen oder ausgespuckt. Zu Zeiten der Medici hatte herabfließendes Wasser diesen Eindruck noch verstärkt, Wasser, das in den heißen toskanischen Sommern zur Kühlung gedient hatte.

Langdon und Sienna versteckten sich in der

ersten und größten Kammer hinter dem unscheinbaren runden Marmorbrunnen. Sie waren umgeben von prachtvollen Skulpturen von Schäfern, Musikern, Tieren und sogar den Kopien von Michelangelos vier unvollendeten *Prigioni*. Alle sahen aus, als versuchten sie sich aus der glatten, beinahe flüssig aussehenden Wand herauszulösen, die sie halb verschlungen hielt. Hoch oben, in der Mitte der Decke, fiel helles Morgenlicht durch einen Okulus, der einst eine große wassergefüllte Glaskugel mit leuchtenden Goldfischen gehalten hatte.

Langdon fragte sich, wie die Besucher der Renaissance auf den Miniaturhelikopter vor der Grotte reagiert hätten – den Gestalt gewordenen Traum Leonardo da Vincis, eines der größten Söhne Italiens.

In diesem Moment verstummte wie auf ein Stichwort hin das ohrenbetäubende Summen der Drohne.

Verblüfft spähte Langdon hinter dem Brunnen hervor und stellte fest, dass der kleine Hubschrauber gelandet war. Er stand mitten vor dem Eingang der Grotte und wirkte nicht mehr so unheilvoll wie zuvor – was auch an der Videokamera lag, die nun zur Seite gerichtet war, auf die kleine graue Tür.

Langdons Gefühl der Erleichterung schwand rasch wieder. Hundert Meter hinter der Drohne, nahe der Statue des Hofzwergs Pietro Barbino auf der Schildkröte, waren drei schwer bewaffnete Soldaten in schwarzen Monturen aufgetaucht. Zielstrebig näherten sie sich dem Eingang der Grotte.

Der muskulöse Anführer hatte einen eisig kalten Blick, der Langdon an die Pestmaske in seinen Visionen erinnerte.

Ich bin der Tod.

Von dem schwarzen Van oder der mysteriösen silberhaarigen Frau war nichts zu sehen.

Ich bin das Leben.

Die Soldaten kamen die Treppe herunter. Einer von ihnen postierte sich unten am Fuß, wohl um zu verhindern, dass ein Unbefugter diesen Bereich betrat. Die beiden anderen näherten sich mit unveränderter Geschwindigkeit dem Eingang der Grotte.

Langdon und Sienna zogen sich zurück, auch wenn es das Unausweichliche nur hinauszögerte. Sie krochen auf allen Vieren in die nächste Kammer, die kleiner, tiefer und dunkler war als die erste. Die Mitte dieses Raums wurde von der Skulptur eines ineinander verschlungenen Paares eingenommen, und Langdon und Sienna versteckten sich dahinter.

Vorsichtig spähte Langdon um den Sockel der Skulptur herum zu den sich nähernden Soldaten. Als die beiden Männer die Drohne erreichten, bückte sich einer von ihnen, nahm die kleine Flugmaschine hoch und untersuchte die Kamera.

Haben sie uns entdeckt oder nicht?, fragte sich Langdon und fürchtete, dass er die Antwort kannte.

Der muskulöse Soldat mit den kalten Augen hielt erst an, als er unmittelbar vor der Grotte stand.

Langdon wollte sich hinter die Statue zurückziehen und Sienna darauf vorbereiten, dass es vorbei war, als der Soldat sich plötzlich nach rechts wandte und verschwand.

Wo will er hin?, dachte Langdon. *Weiß er nicht, dass wir hier drin sind?*

Eine Sekunde später hörte er ein lautes Klopfen.

Die kleine graue Tür, dachte Langdon. *Er scheint zu wissen, wohin sie führt.*

Der Sicherheitsbeamte Ernesto Russo hatte stets davon geträumt, Fußballprofi zu werden.

Inzwischen war er neunundzwanzig Jahre alt und übergewichtig und hatte eingesehen, dass sich

dieser Kindheitstraum wohl nie erfüllen würde. Seit drei Jahren arbeitete er als Wachmann im Palazzo Pitti, saß jeden Tag im gleichen schrankgroßen Büro und verrichtete stets die gleiche langweilige Tätigkeit.

Ernesto war es gewohnt, dass neugierige Touristen an die kleine graue Tür neben der Grotta Grande klopfen, hinter der sein Büro lag, und normalerweise ignorierte er das Klopfen, bis es von selbst aufhörte. An diesem Tag jedoch hatte das Klopfen einen anderen Klang. Es war laut, fordernd und hartnäckig.

Ärgerlich wandte er sich seinem Fernseher zu, auf dem die Wiederholung eines Fußballspiels lief – Florenz gegen Juventus. Das Klopfen wurde noch ungeduldiger. Schließlich erhob sich Ernesto fluchend, trat aus seinem Büro und marschierte den engen Korridor hinunter. Auf halbem Weg blieb er vor dem massiven Gitter stehen, das den Gang die meiste Zeit des Tages versperrte und das mit einem

Vorhängeschloss gesichert war.

Er stellte die Kombination ein, die das Schloss entriegelte, öffnete das Gitter und trat hindurch. Vorschriftsmäßig zog er es hinter sich zu und sicherte es wieder, ehe er zur Pforte ging.

»*È chiuso!*«, rief er in der Hoffnung, die Person draußen vor der Tür würde ihn hören. »*Non si può entrare!*«

Wieder energisches Klopfen.

Ernesto knirschte mit den Zähnen. *New Yorker*, wettete er mit sich selbst. *Die geben erst Ruhe, wenn sie bekommen haben, was sie wollen.* Es gab nur einen Grund, warum ihr *Red Bulls Soccer Team* auf der Weltbühne Erfolg hatte: Sie hatten den Europäern einen ihrer besten Trainer stibitzt.

Das Klopfen hörte nicht auf. Zögernd entriegelte Ernesto die Tür und öffnete sie ein paar Zentimeter weit. »*È chiuso!*«

Ernesto sah sich einem Soldaten gegenüber, dessen Augen so kalt waren, dass Ernesto

unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Der Mann hielt einen Ausweis hoch. Ernesto hatte den Namen der Behörde noch nie gelesen.

»*Cosa succede?*«, fragte er eingeschüchtert.
Was ist denn?

Hinter dem Soldaten kauerte ein zweiter Mann am Boden und hantierte mit einem Apparat, der aussah wie ein Spielzeughelikopter. Noch ein Stück weiter entfernt, am Fuß der Treppe, stand ein dritter Soldat und hielt Wache. In der Nähe war der Lärm von Polizeisirenen zu hören.

»Sprechen Sie Englisch?« Der Akzent des Soldaten klang definitiv nicht nach New York.
Europa irgendwo?

Ernesto nickte. »Ein wenig.«

»Ist heute Morgen jemand durch diese Tür gekommen?«

»*No, signore. Nessuno.*« Niemand.

»Ausgezeichnet. Halten Sie sie verschlossen. Keiner darf rein oder raus, verstanden?«

Ernesto zuckte die Schultern. Genau das war seine Aufgabe. »*Si, signore*. Verstanden. *Non deve entrare, né uscire nessuno.*«

»Ist das der einzige Eingang?«

Ernesto dachte über die Frage nach. Im Grunde genommen galt diese Tür als *Ausgang*, weswegen es draußen auch keinen Türgriff mehr gab. Doch er begriff, was der Soldat wissen wollte. »Das ist richtig, Sir. Nur diese Tür. Kein anderer *accesso*.« Der ursprüngliche Eingang im Palast war seit vielen Jahren zugemauert.

»Gibt es andere inoffizielle Ein- oder Ausgänge aus dem Park?«

»Nein, *signore*. Überall hohe Mauern. Das ist der einzige Ausgang.«

Der Soldat nickte. »Danke für Ihre Hilfe.« Er bedeutete Ernesto, die Tür wieder zu schließen und von innen abzusperren.

Verwirrt gehorchte Ernesto. Dann machte er kehrt und ging durch den Korridor zurück. Er

öffnete die Gittertür, trat hindurch, verschloss sie hinter sich und wandte sich wieder seinem Fußballspiel zu.

Langdon und Sienna hatten die Gelegenheit genutzt.

Während der muskulöse Soldat mit den kalten Augen an die graue Tür geklopft hatte, waren sie tiefer in die Grotte geschlichen und duckten sich nun in die hinterste, letzte Kammer. Der winzige Raum war verziert mit groben Mosaiken und Satyrn, und in der Mitte stand die lebensgroße Statue der *Badenden Venus*, die passenderweise nervös über die Schulter zu ihnen blickte.

Langdon und Sienna hatten sich hinter dem schmalen Sockel versteckt, wo sie nun atemlos kauerten, während sie auf den Stalagmiten an der Rückwand der Grotte starrten.

»Alle Ausgänge gesichert!«, rief draußen ein Soldat. Er sprach Englisch mit einem Akzent, den Langdon nicht einordnen konnte. »Schicken Sie die Drohne in die Luft! Ich kontrolliere die Grotte.«

Langdon spürte, wie sich Sienna neben ihm versteifte.

Sekunden später näherten sich schwere Schritte. Der Soldat durchquerte die erste Kammer, dann die zweite. Die Schritte wurden lauter und kamen direkt auf sie zu.

Langdon und Sienna rückten eng zusammen.

»Hey!«, rief in diesem Moment eine Stimme von draußen. »Wir haben sie!«

Die Schritte hielten inne.

Langdon hörte, wie draußen jemand den Weg zur Grotte heruntergerannt kam. »Identifizierung positiv!«, rief die gleiche atemlose Stimme. »Wir haben gerade mit zwei Touristen gesprochen. Die beiden wurden vor ein paar Minuten angesprochen – von einem Mann und einer Frau.

Beschreibung zutreffend. Sie haben nach dem Weg zur Kostümgalerie gefragt ... und die liegt auf der anderen Seite des Palazzo.«

Langdon sah Sienna an, die kaum merklich lächelte.

Der Soldat fuhr fort: »Die Ausgänge im Westen wurden als erste abgeriegelt ... wir sind ziemlich sicher, dass wir die beiden in der Falle haben.«

»Führen Sie Ihre Mission durch«, antwortete der andere. »Informieren Sie mich, sobald Sie Erfolg hatten.«

Schritte entfernten sich über den Kies, das Summen der startenden Drohne verklang, und dann kehrte völlige Stille ein.

Langdon wollte schon um die Säule herumschleichen, als Sienna ihn am Arm packte und den Finger auf die Lippen legte. Sie deutete zur Wand, auf der sich ganz schwach ein menschlicher Schatten abzeichnete. Der Anführer der Soldaten stand noch im Eingang der Grotte.

Worauf wartet er?

»Brüder hier«, sagte der Soldat plötzlich. »Sie sitzen in der Falle. Jetzt dauert es nicht mehr lange.«

Er tätigte offensichtlich einen Anruf. Seine Stimme klang beängstigend nah, als stünde er direkt neben Langdon und Sienna. Die Gotte fungierte anscheinend als eine Art Parabolmikrofon, das sämtliche Geräusche einfing und nach hinten fokussierte.

»Es gibt noch mehr Neuigkeiten«, fuhr Brüder fort. »Ich habe Informationen von der Forensik. Die Wohnung der Frau war untervermietet. Das Mobiliar war improvisiert. Offensichtlich hat sie noch nicht lange dort gewohnt. Wir haben den BioTube gefunden, aber der Projektor war nicht mehr da. Ich wiederhole, der Projektor war nicht mehr da. Wir nehmen an, dass Langdon ihn an sich genommen hat.«

Langdon überkam ein Frösteln, als der Soldat

seinen Namen aussprach.

Die Schritte wurden wieder lauter, und Langdon erkannte, dass der Mann tiefer in die Grotte vordrang. Doch seine Schritte klangen deutlich weniger energisch als noch wenige Augenblicke zuvor; er schien einfach umherzuwandern, während er telefonierte.

»Richtig«, sagte er in diesem Moment. »Die Spurensicherung hat einen ausgehenden Anruf an diesem Morgen bestätigt.«

Mein Anruf beim Konsulat. Langdon dachte an das Telefonat zurück ... und an das schnelle Auftauchen der Attentäterin. Die Frau war anscheinend verschwunden, abgelöst von einem Team speziell ausgebildeter Soldaten.

Wir können ihnen nicht bis in alle Ewigkeit davonlaufen.

Der Klang der Schritte kam rasch näher. Der Soldat hatte die zweite Kammer betreten. Wenn er sie ganz durchquerte, würde er Langdon und

Sienna hinter dem schmalen Sockel der *Badenden Venus* entdecken.

»Sienna Brooks«, sagte der Mann in diesem Moment. Die Worte waren überdeutlich zu hören.

Sienna zuckte neben Langdon zusammen. Sie richtete den Blick nach oben, als erwarte sie, der Soldat würde jeden Moment auf sie hinabstarren. Doch da war niemand. *Noch nicht.*

»Sie untersuchen zurzeit den Laptop«, fuhr die Stimme fort, vielleicht drei Meter entfernt. »Ich habe noch keinen Bericht, aber es ist definitiv der gleiche Computer, den wir zurückverfolgt haben, als Langdon sich in seinen E-Mail-Account von Harvard eingeloggt hat.«

Als Sienna dies hörte, sah sie Langdon ungläubig und schockiert an ... und zutiefst verletzt.

Langdon war gleichermaßen geschockt. *So also haben sie uns aufgespürt? Über meinen E-Mail-Account?* Er hatte nicht eine Sekunde an diese

Möglichkeit gedacht. *Ich brauchte Informationen, Herrgott!* Bevor Langdon eine Entschuldigung murmeln konnte, hatte sich Sienna mit leerem Gesichtsausdruck abgewandt.

»Korrekt«, sagte der Soldat, als er den Eingang zur dritten Kammer erreichte, kaum mehr als zwei Meter von Langdon und Sienna entfernt. Noch ein paar Schritte, und er musste sie entdecken.

»... ganz genau«, sagte er und machte einen weiteren Schritt. Dann hielt er inne. »Warten Sie kurz, ja? Einen Moment bitte.«

Langdon erstarrte und wappnete sich innerlich gegen das Unvermeidliche.

»Ich kann Sie nicht mehr hören«, sagte der Soldat und zog sich ein paar Meter in die zweite Kammer zurück. »Jetzt ist es besser. Die Verbindung war schlecht. Bitte sprechen Sie weiter.« Er lauschte für einen Moment, bevor er antwortete. »Das ist korrekt, aber zumindest wissen wir jetzt, mit wem wir es zu tun haben.«

Er entfernte sich vollends aus der Grotte, stapfte über den Kies des Vorplatzes und war bald darauf verschwunden.

Langdon stieß den Atem aus, dann drehte er sich zu Sienna um. Ihr Blick durchbohrte ihn in einer Mischung aus Angst und Zorn.

»Sie ... Sie haben meinen Laptop benutzt!«, herrschte sie ihn an. »Um Ihre E-Mails abzurufen!«

»Es ... es tut mir leid«, stammelte er. »Ich dachte, Sie würden das verstehen. Ich musste doch wissen ...«

»Auf diese Weise haben sie uns gefunden! Und jetzt wissen sie, *wer ich bin!*«

»Hören Sie, Sienna – es tut mir aufrichtig leid! Mir war nicht klar ...« Langdon wand sich verlegen.

Sienna starrte ausdruckslos auf den großen Stalagmiten an der Rückwand der Grotte. Fast eine Minute lang sagte keiner von beiden ein Wort. Langdon fragte sich, ob Sienna in diesem Moment

an die persönlichen Dinge dachte, die auf dem Schreibtisch gelegen hatten, das Programmheft von Shakespeares *Mittsommernachtstraum* und die Zeitungsausschnitte aus ihrer Kindheit. *Ob sie ahnt, dass ich sie gesehen habe?* Sie fragte jedenfalls nicht danach, und Langdon beschloss, sie nicht darauf anzusprechen. Er hatte bereits genug Probleme mit ihr.

»Die wissen, wer ich bin!«, wiederholte Sienna so leise, dass Langdon sie kaum hören konnte. Während der nächsten Sekunden atmete sie mehrmals tief durch, als versuchte sie, die Lage zu verarbeiten. Schließlich trat ein Ausdruck der Entschlossenheit in ihr Gesicht.

Ohne Vorwarnung sprang sie auf. »Wir müssen hier weg«, sagte sie. »Es dauert sicher nicht lange, bis sie merken, dass wir nicht in die Kostümgalerie geflüchtet sind.«

Langdon erhob sich. »Ja, aber wohin?«
»Sie erinnern sich an den Vatikan?«

»Wie bitte?«

»Ich habe endlich begriffen, was Sie vorhin meinten ... Was der Vatikan und der Palazzo Pitti gemeinsam haben.« Sie neigte den Kopf in Richtung der kleinen grauen Tür. »Das ist der Eingang, stimmt's?«

Langdon nickte verblüfft. »Genau genommen ist es der Ausgang, aber ich dachte, es wäre einen Versuch wert. Leider ist der Weg versperrt.« Langdon hatte genug von der Unterhaltung des Soldaten mit dem Wachmann gehört, um einzusehen, dass diese Fluchtmöglichkeit ausschied.

»Angenommen, wir *kämen* hinein«, beharrte Sienna mit neu erwachter Verschmitztheit. »Wissen Sie, was das bedeuten würde?« Ein schwaches Lächeln huschte über ihre Gesichtszüge. »Es würde bedeuten, dass Sie und ich heute schon zweimal vom gleichen Renaissance-Künstler Hilfe erhalten haben.«

Langdon kicherte. Er hatte wenige Minuten zuvor den gleichen Gedanken gehabt. »*Vasari, Vasari*«

Siennas Grinsen wurde breiter, und Langdon spürte, dass sie ihm verziehen hatte, wenigstens für den Augenblick.

»Ich glaube, das ist ein Zeichen des Himmels«, sagte sie und klang, als meinte sie es halbwegs ernst. »Wir sollten durch diese Tür gehen.«

»Okay – und wie? Marschieren wir einfach an diesem Wachmann vorbei?«

Sienna knackte mit den Fingerknöcheln und ging auf den Ausgang der Grotte zu. »Keine Sorge, Robert. Ich rede vorher ein Wörtchen mit ihm.« Sie sah Langdon an. »Vertrauen Sie mir. Ich kann ziemlich überzeugend sein, wenn ich muss.«

Schon wieder klopfte jemand an die kleine Tür!

Entschlossen, gnadenlos, ungeduldig.

Der Wachmann Ernesto Russo stieß ein

frustriertes Knurren aus. Der Zeitpunkt hätte nicht ungünstiger sein können. Offenbar wollte der fremde Soldat mit den kalten Augen wieder etwas von ihm. Das Fußballspiel war in die Verlängerung gegangen, Florenz hatte einen Mann weniger auf dem Platz, und die Partie hing am seidenen Faden.

Das wütende Klopfen hielt an.

Ernesto war kein Dummkopf. Er wusste, dass es draußen Scherereien gab an diesem Morgen – all die Sirenen, die Polizei und die Soldaten –, doch er hatte nie zu der Sorte Menschen gehört, die sich in fremde Angelegenheiten einmischte.

Pazzo è colui che bada ai fatti altrui.

Andererseits war der fremde Soldat zweifellos ein wichtiger Mann und ihn zu ignorieren wahrscheinlich unklug. Arbeit war dieser Tage schwer zu finden in Italien, selbst langweilige. Mit einem letzten wehmütigen Blick auf das Fußballspiel erhob sich Ernesto und marschierte

durch den engen Gang in Richtung Tür.

Es fiel ihm noch immer schwer zu glauben, dass er dafür bezahlt wurde, den ganzen Tag in einem winzigen Büro zu sitzen und fernzusehen.

Höchstens zweimal am Tag tauchte vor seinem Büro eine privat geführte Gruppe wichtiger Persönlichkeiten auf, die bereits den ganzen Weg von der Galerie in den Uffizien bis hierher zu Fuß zurückgelegt hatte. Jedes Mal empfing Ernesto die Leute, schloss das Gittertor auf und entließ die Gruppe durch die graue Tür nach draußen, wo die Führung im Boboli-Garten endete.

Das Klopfen wurde immer drängender, und Ernesto öffnete das Gittertor, ging hindurch und verschloss es hinter sich.

»Sì?«, rief er, während er zur Tür eilte.

Keine Antwort, nur Klopfen.

Insomma! Er sperrte die Tür auf und öffnete sie in der Erwartung, dem gleichen kalten Blick zu begegnen wie wenige Minuten zuvor.

Doch das Gesicht draußen war sehr viel attraktiver.

»*Ciao!*«, sagte eine hübsche blonde Frau und lächelte ihn zuckersüß an. Sie hielt ihm ein gefaltetes Stück Papier hin, und er streckte instinktiv die Hand danach aus. In dem Augenblick, als er danach griff, erkannte er, dass es nichts weiter als ein Stück Abfall vom Boden war. Doch die Frau hatte ihn bereits mit ihren schlanken Fingern am Handgelenk gepackt und presste ihren Daumen auf eine bestimmte Stelle zwischen Innenhand und Handwurzel.

Es fühlte sich an, als hätte ihm jemand die Hand mit einer Axt abgeschlagen. Dem stechenden Schmerz folgte ein taubes Gefühl wie nach einem Stromschlag. Die Frau trat einen Schritt auf ihn zu, und der Druck wurde exponentiell größer. Der Schmerz war unerträglich. Ernesto stolperte zurück und versuchte sich loszureißen, doch seine Beine wurden taub und gaben unter ihm nach. Er sank auf

die Knie.

Was dann folgte, geschah im Bruchteil einer Sekunde.

Ein großer Mann in dunklem Anzug erschien, huschte herein und schloss die Tür hinter sich. Ernesto griff nach seinem Funkgerät, doch eine weiche Hand packte ihn im Nacken und drückte einmal zu. Seine Muskeln verkrampften sich, sodass er sich nicht mehr rühren konnte und nach Luft schnappte. Die Frau nahm das Funkgerät an sich, und der große Mann trat hinzu. Er wirkte genauso erschrocken über ihr Vorgehen wie Ernesto.

»*Dim mak*«, sagte die blonde Frau beiläufig zu dem Mann im dunklen Anzug. »Chinesische Akkupressur. Die Druckstellen sind nicht ohne Grund seit dreitausend Jahren bekannt.«

Der Mann sah ihr staunend zu.

»*Non vogliamo farti del male*«, flüsterte die Frau an Ernesto gewandt und lockerte den Druck in

seinem Nacken. Wir wollen Ihnen nichts tun.

Als der Druck nachließ, versuchte Ernesto sich aus dem Griff zu winden, doch die Frau drückte prompt wieder zu, und Ernestos Muskeln verkrampften sich erneut. Er ächzte vor Schmerz und bekam fast keine Luft mehr.

»*Dobbiamo passare*«, sagte sie. Wir müssen hier durch. Sie deutete auf das Eisengitter, das Ernesto glücklicherweise hinter sich versperrt hatte. »*Dov'è la chiave?*«

»*Non ce l'ho*«, stieß er hervor. Ich habe keinen Schlüssel.

Der große Mann schob sich an ihnen vorbei, ging zum Gitter und untersuchte den Mechanismus. »Das ist ein Zahlenschloss!«, rief er mit amerikanischem Akzent.

Die Frau kniete neben Ernesto nieder. Ihre braunen Augen waren kalt wie Eis. »*Qual è la combinazione?*«, wollte sie von ihm wissen.

»*Non posso!*«, antwortete er.

Irgendetwas geschah mit seinem Nacken, und Ernestos Körper erschlaffte. Einen Sekundenbruchteil später wurde alles schwarz.

Als er wieder zu sich kam, dämmerte ihm, dass er in den letzten Minuten mehrfach das Bewusstsein verloren hatte. Er erinnerte sich an Diskussionen ... weitere Schmerzen ... dann hatten sie ihn über den Boden geschleift. Alles war undeutlich und verschwommen.

Schließlich klärte sich Ernestos Blick, und was er sah, ließ ihn aufstöhnen. Seine Schuhe lagen vor seinem Gesicht; jemand hatte die Schnürsenkel herausgezogen. Er konnte sich kaum rühren. Er lag auf der Seite, Hände und Füße auf dem Rücken gefesselt, offenbar mit den Schnürsenkeln. Er versuchte zu schreien, brachte jedoch nur einen dumpfen Laut hervor. Sie hatten ihm eine Socke in den Mund gestopft. Der wahre Schock überkam ihn allerdings erst einen Augenblick später, als er den

Kopf hob. Er sah seinen Fernseher, der das Fußballspiel zeigte. *Ich bin in meinem Büro ... hinter dem Gitter?*

In der Ferne hörte er, wie sich eilige Schritte durch den Korridor entfernten ... und langsam verklangen. *Non e possibile!* Irgendwie hatte die blonde Teufelin Ernesto dazu gebracht, *die eine, ultimative Information* preiszugeben, die er gemäß seiner Stellenbeschreibung unter keinen Umständen je verraten durfte: die Kombination des Zahlenschlosses, das den Eingang zu dem berühmten Vasari-Korridor sicherte.

Dr. Elizabeth Sinskey saß zusammengesunken auf dem Rücksitz des schwarzen Vans, der vor dem Palazzo Pitti parkte. Die Wogen der Übelkeit und die Schwindelanfälle überkamen sie immer häufiger. Der Soldat neben ihr beobachtete sie mit zunehmender Besorgnis.

Wenige Augenblicke zuvor hatte das Funkgerät des Mannes irgendetwas von einer Kostümgalerie geplärrt und Elizabeth aus ihrer Umnachtung gerissen ... und aus ihrem Traum von dem grünäugigen Monster.

Sie war zurück gewesen in dem dunklen kleinen Konferenzraum beim Council on Foreign Relations

in New York und hatte sich das irre Gerede des mysteriösen Fremden angehört. Der Mann war im Schatten vor der Videoleinwand auf und ab gegangen – eine hagere, großgewachsene Silhouette vor dem Bild, das ein Gewirr nackter, toter Menschen zeigte und von Dantes Inferno inspiriert worden war. Es war, als schwirrten ihr die Worte der bedrohlichen Gestalt noch immer durch den Kopf.

»Irgendjemand muss diesen Kampf aufnehmen«, sagte die Gestalt. »Oder *das da* ist unsere Zukunft. Die Mathematik lässt keinen anderen Schluss zu. Die Menschheit verharret in einem Fegefeuer aus Zögern und Unschlüssigkeit und persönlicher Habgier, während die Kreise der Hölle direkt unter unseren Füßen darauf warten, uns alle zu verschlingen.«

Die ungeheuerlichen Ausführungen des Mannes waren Elizabeth zuwider. Schließlich ertrug sie es nicht länger. Sie sprang auf. »Was Sie da

vorschlagen, ist ...«

»... unsere einzige verbliebene Option«, beendete der unheimliche Fremde ihren Satz.

»Eigentlich wollte ich sagen ›kriminell‹«, widersprach sie.

Der Mann zuckte die Schultern. »Der Weg zum Paradies führt direkt durch die Hölle, wie Dante uns gelehrt hat.«

»Sie sind wahnsinnig!«

»Wahnsinnig?«, wiederholte der Fremde verletzt. »Ich? Ich glaube nicht. Wahnsinnig ist *Ihre* Organisation, die in den Abgrund starrt und bestreitet, dass er da ist! Wahnsinnig ist der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, während er von einem Rudel Hyänen umzingelt wird.«

Bevor Elizabeth die WHO verteidigen konnte, hatte der Mann das Bild auf dem Videoschirm gewechselt.

»Wo wir gerade von Hyänen reden«, sagte er und deutete auf den Schirm. »Hier ist das Rudel,

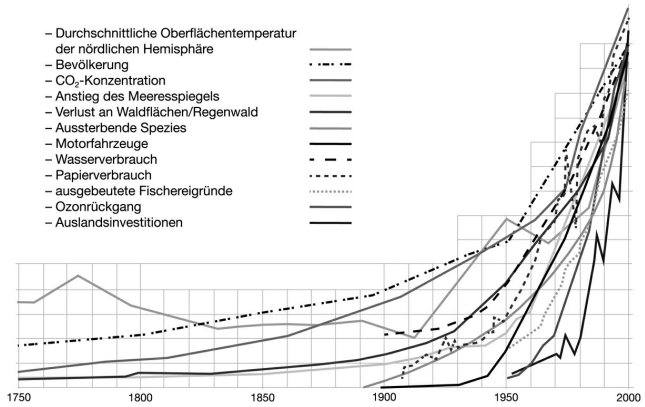
das die Menschheit gegenwärtig einkreist ... und der Ring wird immer enger.«

Elizabeth war überrascht, das vertraute Diagramm vor sich zu sehen. Es war die Grafik, die die WHO im vorangegangenen Jahr veröffentlicht hatte. Sie zeigte die Umweltprobleme auf, die nach Ansicht der Organisation die stärksten Auswirkungen auf die Weltgesundheit hatten.

Die Liste umfasste diverse Punkte: Den wachsenden Bedarf an sauberem Wasser, die globale Erwärmung, den Schwund der Ozonschicht, den Verbrauch der ozeanischen Ressourcen, das Aussterben zahlloser Spezies, den Anstieg der Kohlendioxid-Konzentration, die Abholzung der Urwälder und den globalen Anstieg des Meeresspiegels.

All diese negativen Indikatoren waren erst im Verlauf des letzten Jahrhunderts auf der Bildfläche erschienen. Inzwischen jedoch stiegen sie in

besorgniserregendem Maße. Beim Anblick der Grafik überkam Elizabeth stets ein Gefühl von Hilflosigkeit. Sie war Wissenschaftlerin und glaubte fest an die Nützlichkeit von Statistiken – und diese hier zeichnete ein erschreckendes Bild, nicht der fernen ... sondern der *ganz nahen* Zukunft.



Ihre eigene Unfruchtbarkeit hatte Elizabeth Sinskey schon oft im Leben bedrückt. Doch jedes Mal,

wenn sie *diese* Grafik sah, verspürte sie beinahe Erleichterung, kein Kind in die Welt gesetzt zu haben.

Das ist die Zukunft, der ich mein Kind überlassen hätte?

»Im Verlauf der letzten fünfzig Jahre ist die Zahl unserer Sünden gegen die Natur exponentiell gewachsen«, fuhr der Fremde fort. »Ich fürchte um die Seele der Menschheit. Nach der Veröffentlichung dieser Grafik veranstalteten die Politiker, die Mächtigen und die Umweltaktivisten Gipfeltreffen. Sie wollten einschätzen, welche von diesen Problemen am drängendsten sind und welche wir vielleicht lösen können. Das Ergebnis? Sie schlugen insgeheim die Hände vor das Gesicht und weinten. Nach außen hin versicherten sie uns, man arbeite bereits an Lösungen, doch es seien komplexe Fragestellungen.«

»Aber es *sind* komplexe Fragestellungen!«

»Unsinn!«, stieß der Fremde hervor. »Sie

wissen verdammt genau, dass diese Grafik noch die einfachste aller Relationen darstellt. Eine Funktion mit *einer einzigen* Variablen. Jede einzelne Linie in dieser Grafik steigt in direktem Verhältnis zu einem einzigen Wert – dem Wert, den zu thematisieren alle fürchten wie der Teufel das Weihwasser. Der Weltbevölkerung!«

»Ehrlich gesagt glaube ich, dass es ein wenig komplizierter ...«

»Ein wenig komplizierter? Nein, ist es nicht! Einfacher geht es gar nicht! Wenn Sie mehr sauberes Wasser pro Kopf wollen, müssen Sie die Zahl der Köpfe verringern. Wenn Sie die Abgasemissionen verringern wollen, brauchen Sie weniger Autofahrer. Wenn Sie wollen, dass sich der Fischbesatz in den Ozeanen regeneriert, brauchen Sie weniger Leute, die Fisch essen.«

Er funkelte sie an, und sein Tonfall wurde noch eindringlicher. »Öffnen Sie endlich die Augen! Wir stehen am Abgrund. Die Menschheit selbst

steht auf dem Spiel, und unsere Anführer sitzen in Konferenzräumen und diskutieren über Solarenergie, Recycling und Hybrid-Automobile? Wie kann es sein, dass *Sie* – eine hochgebildete Frau, eine Person der Wissenschaft – das nicht sehen? Ozonschwund, Wassermangel, Umweltverschmutzung – das alles sind nicht die Krankheiten, sondern ihre *Folgen*! Die Krankheit ist die Überbevölkerung. Und solange wir diesem Problem nicht ins Auge blicken, verhalten wir uns wie jemand, der versucht, einen schnell wuchernden Tumor mit einem Heftpflaster zu heilen!«

»Sie betrachten die menschliche Spezies als Tumor?«, fragte Elizabeth.

»Krebs ist nichts anderes als eine gesunde Zelle, die sich unkontrolliert zu vermehren beginnt. Mir ist bewusst, dass Sie meine Ideen abscheulich finden, aber ich kann Ihnen versichern, die Alternative ist noch viel abscheulicher, wenn es

erst soweit ist. Wenn wir nicht mutig handeln, dann ...«

»Mutig?«, giftete sie. »Mutig ist nicht das Wort, das auf Ihre Vorstellungen zutrifft. Versuchen Sie es mal mit *wahnsinnig*!«

»Dr. Sinskey«, sagte der Fremde in einem beunruhigend sanften Ton. »Ich habe Sie hergerufen, weil ich hoffte, dass Sie als kluger, einflussreicher Kopf bei der World Health Organization vielleicht willens wären, mit mir nach einer Lösung zu suchen.«

Elizabeth starrte den Fremden ungläubig an. »Sie glauben ernsthaft, die WHO würde sich mit Ihnen verbünden ... bei der Umsetzung einer derart grotesken Idee?«

»Allerdings«, sagte der Fremde. »Ihre Organisation ist voll mit Ärzten. Und wenn ein Arzt einen Patienten mit Wundbrand hat, dann zögert er keine Sekunde, ihm das Bein zu amputieren, wenn er dadurch sein Leben retten

kann. Manchmal ist das kleinere Übel der einzige gangbare Weg, Doktor.«

»Aber das ist doch etwas ganz anderes!«

»Nein. Es ist identisch! Nur der Maßstab ist anders.«

Elizabeth hatte genug. Abrupt erhob sie sich.

»Ich darf meinen Flug nicht verpassen.«

Der große Mann trat einen Schritt auf sie zu und versperrte ihr den Weg. »Ich warne Sie. Ich kann die Forschungen auch allein betreiben, wenn Sie nicht mit mir kooperieren wollen.«

»Nein, *ich* warne *Sie*«, schoss sie zurück. »Ich betrachte Ihre Ankündigung als terroristische Bedrohung und werde entsprechend agieren.« Sie zückte ihr Handy.

Der Mann lachte auf. »Sie wollen mich anzeigen, weil ich in Hypothesen gesprochen habe? Nur zu. Leider müssen Sie sich noch ein wenig gedulden – dieser Raum ist elektronisch abgeschirmt. Ihr Telefon funktioniert hier nicht.«

Ich brauche kein Signal, du Irrer! Elizabeth hob ihr Mobiltelefon, und bevor der Fremde begriff, was sie vorhatte, machte sie einen Schnappschuss von seinem Gesicht. Der Blitz spiegelte sich in seinen grünen Augen, und für einen Moment hatte Elizabeth den Eindruck, den Mann irgendwoher zu kennen.

»Wer auch immer Sie sind«, sagte sie. »Es war ein Fehler, mich herzurufen. Spätestens wenn ich den Flughafen erreicht habe, kenne ich Ihre Identität. Sie werden als möglicher Bioterrorist auf allen Überwachungslisten stehen: CDC, ECDC und WHO. Wir werden Sie beobachten, Tag und Nacht. Und wenn Sie versuchen, brisante Materialien zu kaufen, werden wir das erfahren. Wenn Sie ein Labor einrichten oder eins neu bauen, werden wir das erfahren. Sie können sich nirgendwo auf der Welt vor uns verstecken.«

Der Mann stand sekundenlang schweigend da. Er wirkte angespannt, als wolle er sich jeden

Augenblick auf sie stürzen und ihr das Telefon entreißen. Dann jedoch entspannte er sich und trat mit einem unheimlichen Grinsen zur Seite. »So sei es denn. Mir scheint, unser Tanz hat begonnen.«

Il Corridoio Vasariano – der Vasari-Korridor – war von Giorgio Vasari 1564 im Auftrag des Großherzogs Cosimo I. de' Medici entworfen worden. Der lange Gang sollte einen sicheren Weg schaffen von seiner Residenz, dem Palazzo Pitti, hinüber zu den administrativen Büros im Palazzo Vecchio auf der anderen Seite des Arno.

Ähnlich dem berühmten Passetto des Vatikans ist der Vasari-Korridor der perfekte Geheimgang. Er erstreckt sich über eine Länge von fast einem Kilometer: von der östlichen Ecke des Palazzo Pitti über den Ponte Vecchio hinweg, mitten durch die Uffizien bis hinein in den älteren Palazzo

Vecchio.

Auch heutzutage dient der Vasari-Korridor noch als sicherer Hafen, wenn auch nicht für die Medici-Aristokraten, sondern für Kunstwerke.

An seinen nahezu endlos wirkenden geraden Wänden hingen zahllose wertvolle Gemälde – Überschuss der berühmten Uffizien-Galerie, durch die der Vasari-Korridor verlief.

Langdon hatte den Korridor vor einigen Jahren im Rahmen einer privaten Führung besichtigt. Damals hatte er die schwindelerregende Menge von Kunstwerken entlang der Wände bestaunt, einschließlich der mit Abstand größten Porträtsammlung der Welt, und er war mehrmals vor den Sichtportalen stehen geblieben, die den Besuchern ermöglichten, ihren Fortschritt entlang der erhöhten Passage abzuschätzen.

An diesem Morgen jedoch *rannten* Langdon und Sienna durch den Korridor, darauf bedacht, so schnell wie möglich den Abstand zwischen sich

und ihren Verfolgern zu vergrößern. Langdon fragte sich, wie lange es dauern würde, bis man den gefesselten Wachmann entdeckte. Doch er war zuversichtlich. Ihm war, als führe der Korridor sie mit jedem Schritt näher zu dem, wonach sie suchten.

Cerca trova ... die Augen des Todes ... die Antwort auf die Frage, wer mich verfolgt.

Das Summen der kleinen Aufklärungsdrohne war hinter ihnen zurückgeblieben. Je weiter sie in die Passage vordrangen, desto deutlicher wurde Langdon bewusst, welch ehrgeiziges architektonisches Projekt dieser Korridor einst gewesen war. Er erstreckte sich fast vom Palazzo Pitti bis zum Palazzo Vecchio, entweder hoch oben über den Straßen oder unsichtbar durch andere Gebäude hindurch. Das Innere des Korridors war weiß gekalkt und schien kein Ende nehmen zu wollen. Gelegentlich bog der Weg nach rechts oder links oder beschrieb einen Schwenk, um

einem Hindernis auszuweichen, während er immer weiter nach Nordosten und über den Arno führte.

Plötzlich hallten von weiter vorn Stimmen durch den Gang, und Sienna blieb erschrocken stehen. Langdon legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter und deutete auf ein Sichtportal in der Nähe.

Touristen.

Langdon führte Sienna zu dem Portal. Sie spähten nach draußen und sahen, dass sie sich hoch über dem Ponte Vecchio befanden – der mittelalterlichen Steinbrücke über den Fluss, die als Fußweg in die Altstadt diente. Unter ihnen besuchten die ersten Touristen des Tages den Markt, der seit dem fünfzehnten Jahrhundert auf der Brücke abgehalten wurde. Heutzutage sind die Händler meist Goldschmiede und Juweliere, doch das war nicht immer so. Ursprünglich hatten hier die Verkäufer des großen Fleischmarkts und die Gerber gestanden, doch diese Gewerbe wurden

1593 verbannt, nachdem der Gestank verdorbenen Fleisches bis hinauf in den Vasari-Korridor gedrungen war und die empfindliche Nase des Großherzogs angegriffen hatte.

Irgendwo dort unten auf der Brücke war auch die Stelle, an der sich das berühmteste Verbrechen der Stadtgeschichte ereignet hatte. Im Jahr 1216 hatte sich ein junger Edelmann mit Namen Buondelmonte der von seiner Familie arrangierten Hochzeit widersetzt, um seiner wahren Liebe treu zu bleiben. Er war auf der Brücke brutal ermordet worden. Sein Tod hatte eine Fehde zwischen zwei mächtigen politischen Lagern ausgelöst – den Guelphen und den Ghibellinen – die anschließend jahrhundertlang gegeneinander Krieg geführt hatten. Deswegen war der Mord lange Zeit als »der blutigste Mord von Florenz« titulierte worden.

Nebenbei hatte Dante voll Bitterkeit die Ermordung Buondelmontes in seiner *Commedia* unsterblich gemacht: *Oh, Buondelmont, was*

*flüchtetest du auf fremden Rat dem eignen
Ehversprechen, hast Böses über uns gebracht.*

Bis zum heutigen Tag findet man drei
Inschriften in der Nähe der Stelle, wo sich der
Mord ereignet hat. Jede davon zitiert einen anderen
Vers aus dem 16. Gesang von *Paradiso*. Eine
davon hängt am Zugang zum Ponte Vecchio und
verkündet unheilvoll:

DOCH WOHL STAND DIESER STADT DAS
OPFER ZU,
DAS SIE DER BRÜCKENWACHT, DEM
WÜSTEN STEINE,
MIT BLUT GEBRACHT IN IHRER LETZTEN
RUH.

Langdons Blick wanderte zu dem braunen Fluss.
Im Nordosten erhob sich der markante Turm des
Palazzo Vecchio.

Obwohl Langdon und Sienna den Arno erst halb

überquert hatten, zweifelte er nicht eine Sekunde daran, dass sie längst jede Möglichkeit zur Umkehr hinter sich gelassen hatten.

Zehn Meter tiefer, auf dem Pflaster des Ponte Vecchio, hielt Vayentha wachsam nach Langdon Ausschau. Sie ahnte nicht, dass die einzige Hoffnung zur Rettung ihres Jobs nur wenige Augenblicke zuvor direkt über ihr vorbeigehuscht war.

An Bord der ankernden Luxusyacht *Mendacium* saß der Koordinator Laurence Knowlton allein in seiner gläsernen Kabine und versuchte vergebens, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Geplagt von dunklen Vorahnungen, hatte er das Video ein weiteres Mal begutachtet und im Verlauf der letzten Stunde den neunminütigen Monolog analysiert, der irgendwo auf der Grenze zwischen Genie und Wahnsinn anzusiedeln war.

Knowlton spielte die Sequenz im schnellen Vorlauf ab. Er suchte nach einem Hinweis, den er möglicherweise übersehen hatte. Er übersprang die Tafel am Grund des Wassers ... den Beutel mit

der gelbbraunen Flüssigkeit ... bis er die Stelle erreichte, als der Schatten mit der schnabelartigen Nase auftauchte, eine deformierte Silhouette an der tropfenden Wand einer Kaverne, illuminiert von weichem roten Licht.

Laurence lauschte der dumpfen Stimme und versuchte, die kunstvolle Sprache zu entschlüsseln. Etwa in der Mitte der Rede schien der Schatten an der Wand plötzlich zu wachsen, und der Klang der Stimme wurde eindringlicher.

Dante ist nicht Fiktion sein Werk ist Prophezeiung.

Erbärmliches Elend. Quälendes Leid. Das ist die Welt von morgen.

Ist die Menschheit unkontrolliert, gleicht sie einer Seuche, einer Krebsgeschwulst. Unsere Zahl wächst mit jeder folgenden Generation, bis aller weltliche Komfort geschwunden ist, der einst unsere Tugend und unsere Bruderschaft nährte bis die Monster in uns zum Vorschein kommen und kämpfen auf Leben

und Tod, um die Jungen zu nähren.

Dies sind die neun Höllenkreise von Dante.

Dies ist es, was die Menschheit erwartet.

Und wenn diese Zukunft Gestalt annimmt, getrieben von der unerbittlichen Malthusianischen Mathematik, stehen wir wankend über dem ersten Kreis der Hölle unser Absturz ist schneller, als wir es je für möglich gehalten hätten.

Knowlton hielt den Videoclip an. *Malthusianische Mathematik?* Eine rasche Internetrecherche führte ihn zu einem Eintrag über einen wichtigen englischen Mathematiker und Demografen des neunzehnten Jahrhunderts: Thomas Robert Malthus, der den globalen Kollaps aufgrund von Überbevölkerung vorhergesagt hatte.

Malthus' Biografie enthielt, wie Knowlton beunruhigt feststellte, einen Auszug aus seinem bekannten, zunächst anonym veröffentlichten Aufsatz: *An Essay on the Principle of*

Population – Das Bevölkerungsgesetz.

Das zahlenmäßige Wachstum der Bevölkerung ist der Kraft der Erde, Nahrung für den Menschen hervorzubringen, so sehr überlegen, dass die menschliche Rasse auf die eine oder andere Weise einen vorzeitigen Tod erleiden muss. Die Laster der Menschen sind aktive und wirksame Mittel der Entvölkerung und doch nur Vorboten einer riesigen Lawine der Vernichtung. Nicht selten beenden die Menschen selbst die grausige Arbeit; sollten sie jedoch eines Tages in ihrem Vernichtungskriege innehalten, werden sich Seuchen, Epidemien und Pestilenz auf furchtbare Weise vermehren und Tausende und Abertausende hinwegraffen. Falls das noch immer nicht zum Erfolge führt, lauert im Hintergrund eine unvorstellbare Hungersnot, die mit einem gewaltigen Schlage die

Bevölkerung auf ein Maß reduziert, welches dem der vorhandenen Nahrungsmittel entspricht.

Mit klopfendem Herzen blickte Knowlton zu dem angehaltenen Video mit dem Schatten.

Ist die Menschheit unkontrolliert ... gleicht sie einer Krebsgeschwulst.

Unkontrolliert. Der Klang des Wortes gefiel Knowlton nicht im Geringsten.

Seine Finger zitterten, als er das Video weiterlaufen ließ. Die dumpfe Stimme fuhr fort.

Nichts zu unternehmen bedeutet, Dantes Hölle willkommen zu heißen überfüllt, hungrig, in Sünde suhlend.

Und deswegen habe ich gehandelt.

Manch einer wird sich vor Abscheu winden, doch jede Erlösung hat ihren Preis.

Eines Tages wird die Welt die Schönheit meines

Opfers begreifen.

Denn ich bin euer Erlöser.

Ich bin der Schatten.

Ich bin das Tor zum Posthumanen Menschen.

Der Palazzo Vecchio ähnelt einer gigantischen Schachfigur. Mit seiner rustikalen, kantigen Fassade und dem zinnenverzierten Bossenwerk steht das turmähnliche Gebäude in der südöstlichen Ecke der Piazza della Signoria.

Der ungewöhnliche Turm des Palazzo, der sich auf der Westseite aus dem festungsartigen Bauwerk erhebt, ist im Lauf der Jahrhunderte zu einem unverwechselbaren Wahrzeichen von Florenz geworden.

Errichtet als Macht- und Regierungszentrum, empfängt das Bauwerk den Besucher mit einer beeindruckenden Sammlung von nackten

männlichen Statuen. Ammannatis muskulöser *Neptun* steht auf vier Seepferdchen, ein Symbol für die Dominanz der Republik Florenz auf dem Meer. Gleich neben dem Eingang zum Palast steht in all ihrer Pracht eine Replik von Michelangelos *Il Davide* – angeblich dem berühmtesten männlichen Nackten der Weltgeschichte. Außerdem finden sich dort *Hercules* und *Cacus* – zwei weitere kolossale Nackte. Zusammen mit Neptuns Satyrn sind es mehr als ein Dutzend entblößter Penisse, die den geneigten Besucher des Palazzo willkommen heißen.

Normalerweise begannen die Führungen durch den Palazzo Vecchio hier draußen auf der Piazza della Signoria, die trotz ihrer Fülle an Phallussen stets einer von Langdons Lieblingsplätzen in Europa gewesen war. Kein Trip zur Piazza war perfekt ohne einen Espresso im Caffè Rivoire, gefolgt von einer Besichtigung der Medici-Löwen in der Loggia dei Lanzi – der Freiluftgalerie der

Piazza.

An diesem Tag jedoch hatten Langdon und Sienna vor, den Palazzo Vecchio durch den Vasari-Korridor zu betreten wie die Medici-Herzöge in ihrer Zeit, über Brücken und Straßen hinweg, durch Gebäude und vorbei an der berühmten Uffizien-Galerie bis direkt hinein in die Mitte des alten Palastes. Bisher hatten sie zwar noch keine Schritte hinter sich gehört, trotzdem wollte Langdon den Korridor so schnell wie möglich hinter sich lassen.

Wir sind da, stellte er fest, als sie endlich vor einer massiven Holztür ankamen. *Der Eingang zum alten Palast.*

Die Tür war trotz ihres hochmodernen Verriegelungsmechanismus' mit einer waagerechten Drückstange versehen. Auf diese Weise konnte vom Palast aus kein Unbefugter ohne Schlüsselkarte in den Korridor, wohingegen sich die Tür von innen im Notfall jederzeit öffnen ließ.

Langdon legte das Ohr an das Holz und lauschte. Auf der anderen Seite war nichts zu hören. Er drückte behutsam die Stange nach unten. Das Schloss klickte.

Langdon schob die massive Holztür ein paar Zentimeter weit auf und spähte durch den Spalt. Ein kleiner Alkoven, leer. Still.

Mit einem erleichterten Seufzer trat er durch die Tür und bedeutete Sienna, ihm zu folgen.

Wir sind drin.

Sie standen in einem Alkoven irgendwo im Innern des Palazzo Vecchio. Langdon versuchte, sich zu orientieren. Vor ihnen verlief ein langer Gang quer zu dem Korridor, aus dem sie gekommen waren. Von links hallten vergnügte Stimmen zu ihnen. Der Palazzo Vecchio war, ähnlich dem United States Capitol Building, Touristenattraktion und Regierungsgebäude zugleich. Zu dieser frühen Stunde gehörten die Stimmen, die Langdon und Sienna vernahmen, aller

Wahrscheinlichkeit nach Angestellten, die in ihre Büros kamen und sich auf den Arbeitstag vorbereiteten.

Langdon und Sienna spähten um die Ecke, und tatsächlich: Am Ende des Ganges lag ein Atrium, in dem ein gutes Dutzend Bediensteter herumstand. Die Beamten schlürften ihren morgendlichen Espresso und hielten ein kleines Schwätzchen.

»Das Vasari-Wandgemälde«, flüsterte Sienna Langdon zu. »Sie sagten, es wäre im Saal der Fünfhundert?«

Er nickte und deutete über das lebhafte Atrium hinweg auf einen Portikus, hinter dem ein großer Saal lag. »Unglücklicherweise müssen wir durch das Atrium«, sagte er.

»Sind Sie sicher?«

Langdon nickte. »Das schaffen wir nie, ohne entdeckt zu werden.«

»Das sind Beamte, Robert. Die interessieren sich überhaupt nicht für uns. Gehen Sie einfach an

ihnen vorbei, als gehörten Sie hierher.«

Sienna hob die Hand, strich Langdons Brioni-Anzug glatt und richtete seinen Kragen. »Sie sehen sehr stattlich aus, Robert«, sagte sie und bedachte ihn mit einem zurückhaltenden Lächeln. Dann rückte sie ihren Pullover zurecht und setzte sich in Bewegung.

Langdon eilte ihr nach, und beide marschierten zielbewusst in Richtung Atrium. Als sie es betraten, begann Sienna in schnellem Italienisch auf ihn einzureden – irgendetwas von Agrarfördermitteln – und gestikulierte dabei leidenschaftlich mit den Händen. Sie hielten sich an der Außenwand, in vorsichtigem Abstand zu den anderen. Zu Langdons Erstaunen würdigte sie tatsächlich niemand eines zweiten Blickes.

Sie ließen das Atrium hinter sich und eilten weiter. Langdon musste an das Programmblatt des London Globe Theatre denken. *Schelmischer Elf*. »Sie sind eine talentierte Schauspielerin«, flüsterte

er.

»Mir blieb nichts anderes übrig«, antwortete sie seltsam abwesend.

Langdon spürte nicht zum ersten Mal, dass diese Frau mehr Kummer erlebt hatte, als man auf den ersten Blick sah. Wieder regten sich seine Schuldgefühle, weil er sie in diese gefährliche Lage gebracht hatte. Doch daran war im Augenblick nichts zu ändern. Ihnen blieb keine andere Wahl, als die Sache durchzustehen.

Schwimm weiter durch den Tunnel ... und bete, dass es einen Ausgang gibt.

Als sie sich dem Portikus näherten, stellte Langdon erleichtert fest, dass sein Gedächtnis ihn nicht im Stich gelassen hatte. Ein kleines Schild mit einem Pfeil zeigte auf den Saal; IL SALONE DEI CINQUECENTO stand darauf zu lesen. *Der Saal der Fünfhundert*, dachte Langdon und fragte sich, welche Antworten sie finden würden. *Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des*

Todes. Was konnte das bedeuten?

»Möglicherweise ist der Eingang noch verschlossen«, sagte Langdon. Der Saal der Fünfhundert war zwar ein beliebtes Touristenziel, doch der Palazzo schien um diese frühe Zeit noch nicht für die Öffentlichkeit zugänglich zu sein.

Unvermittelt blieb Sienna stehen. »Hören Sie das auch?«

Langdon lauschte. Ein lautes Summen, dessen Ursprung unmittelbar hinter einer Ecke zu liegen schien. *Bitte lass es keine Drohne sein*, dachte Langdon. Vorsichtig spähte er um den Portikus. Dreißig Meter entfernt befand sich eine überraschend einfache Holztür – der Eingang zum Saal. Vor der Tür schob ein stämmiger Hausmeister eine elektrische Bohnermaschine hin und her.

Wächter des Tors.

Langdon richtete den Blick auf das Plastikschild mit den drei Piktogrammen, das

neben dem Eingang an der Wand hing. Die Symbole waren selbst für einen Laien unmissverständlich: Eine durchgestrichene Videokamera, ein durchgestrichener Trinkbecher und zwei Strichmännchen, ein Mann und eine Frau.

Langdon atmete tief durch und näherte sich mit raschen Schritten dem Hausmeister. Die letzten Meter rannte er fast. Sienna eilte hinter ihm her.

Der Hausmeister sah überrascht auf.
»*Signori?*«, fragte er und streckte die Arme aus, um die beiden aufzuhalten.

Langdon bedachte den Mann mit einem gequälten Lächeln – mehr eine Grimasse – und deutete entschuldigend auf die Symbole neben der Tür. »*Toilette*«, erklärte er mit gepresster Stimme. Es war keine Frage.

Der Hausmeister zögerte, und für einen kurzen Moment schien es, als wolle er ihnen die Bitte verwehren. Als er jedoch sah, wie Langdon vor ihm von einem Bein aufs andere trat, nickte er und

winkte sie durch.

An der Tür zwinkerte Langdon Sienna zu.

»Mitgefühl ist eine universale Sprache.«

Einst war der Saal der Fünfhundert der größte umbaute Raum der Welt gewesen. Er wurde 1494 als Versammlungsort für den *Consiglio Maggiore* errichtet, den Großen Rat, der genau fünfhundert Mitglieder zählte, was dem Saal zu seinem Namen verhalf. Später war er auf Geheiß von Cosimo I. renoviert und beträchtlich erweitert worden. Cosimo, der damals mächtigste Mann ganz Italiens, hatte den großen Giorgio Vasari als Architekten und Aufseher über die Arbeiten bestellt.

In einer beachtlichen Ingenieursleistung hatte Vasari das Dach ein gutes Stück angehoben und Oberlichter installiert, sodass auf allen vier Seiten

Tageslicht in den Saal fiel. Auf diese Weise war ein eleganter Ausstellungsraum für die schönsten Gemälde, Statuen und Büsten von Florenz entstanden.

Langdon widmete stets als Erstes seine Aufmerksamkeit dem Fußboden, der jedem Besucher unmissverständlich klar machte, dass dies kein gewöhnlicher Saal war. Ein großmaschiges quadratisches Gitter aus schwarzem Marmor unterteilte den ansonsten tiefroten Boden in gleich große Bereiche und verlieh der elfhundert Quadratmeter großen Halle eine Aura von Beständigkeit, Tiefe und Balance.

Langsam wanderte Langdons Blick zum anderen Ende des Saals, wo sechs dynamische Skulpturen, *Le dodici fatiche di Eracle*, die Zwölf Heldentaten des Herkules, die Wand säumten wie eine Phalanx aus Soldaten. Langdon ignorierte die oft verleumdete Figurengruppe von *Eracle e Diomede*, Herkules und Diomedes, deren nackte

Leiber ineinander verschlungen waren; sie trugen einen missverständlich wirkenden Ringkampf aus, der den kreativen Penisgriff des Diomedes zeigte. Langdon verzog bei dem Anblick jedes Mal unwillkürlich das Gesicht.

Weit gefälliger war Michelangelos atemberaubende Skulptur *Genio della Vittoria*, die die zentrale Nische in der südlichen Wand dominierte. Die über drei Meter hohe Skulptur war ursprünglich für das Grab des erzkonservativen *Papa Terribile*, Papst Julius II., gedacht gewesen – eine Tatsache, die Langdon stets ironisch vorgekommen war eingedenk der Haltung des Vatikans zur Homosexualität. Die Statue zeigte Tommaso dei Cavalieri, den jungen Mann, mit dem Michelangelo viele Jahre seines Lebens verbracht und für den er mehr als dreihundert Sonette komponiert hatte.

»Ich kann nicht glauben, dass ich noch nie hier gewesen bin!«, flüsterte Sienna mit ehrfürchtiger

Stimme. »Das ist ... einfach wunderschön!«

Langdon nickte und erinnerte sich an seinen ersten Besuch des Palazzo Vecchio. Damals war er wegen des spektakulären Konzerts der weltbekannten Pianistin Mariele Keymel in Florenz gewesen.

Ursprünglich war der großartige Saal für nicht-öffentliche politische Treffen und Audienzen mit dem Erzherzog gedacht, doch nun diente er seit vielen Jahrzehnten als Veranstaltungsraum für Konzerte, Vorträge und Gala-Diners. Die Prominenz der Moderne ging hier ein und aus: angefangen bei Kunsthistorikern wie Maurizio Seracini bis hin zu der von vielen Stars besuchten Schwarz-Weiß-Gala des Gucci-Museums. Langdon fragte sich nicht zum ersten Mal, was Cosimo I. wohl dazu sagen würde, dass in seinem asketischen Saal von einst nun Partys von Bankern, Models und Schauspielern stattfanden.

Langdon hob den Blick zu den riesigen Fresken

an den Wänden. Ihre bizarre Geschichte umfasste eine experimentelle, von Leonardo da Vinci entwickelte Maltechnik, mit der er ein »zerflossenes Meisterwerk« erschaffen hatte. Außerdem hatte es einen »künstlerischen Wettstreit« gegeben zwischen Piero Soderini und Niccolò Machiavelli: Die beiden hatten zwei wahre Titanen der Renaissance, Michelangelo und Leonardo da Vinci, damit beauftragt, einander gegenüberliegende Wände des gleichen Saals mit Fresken zu verzieren.

An diesem Tag jedoch interessierte sich Langdon mehr für eine der anderen historischen Seltsamkeiten des Saals.

Cerca trova.

»Welches Fresko ist von Vasari?«, fragte Sienna. Ihr Blick schweifte suchend über die Wände.

»Mehr oder weniger alle«, antwortete Langdon. Im Zuge der Renovierung des Saals hatten Vasari

und seine Assistenten sämtliche Bilder erneuert, angefangen bei den ursprünglichen Fresken bis hin zu den dreiundneunzig Paneelen der berühmten hängenden Kassettendecke.

»Aber *dieses* Fresko da ist der Grund, weswegen wir hergekommen sind.« Langdon deutete auf das Gemälde an der rechten Wand. »*Vasaris Battaglia di Marciano*.«

Die Schlachtszene war in jeder Hinsicht gigantisch – dreizehn Meter breit und acht Meter hoch. Sie war ganz in Braun- und Grüntönen gehalten, ein Panorama der Gewalt, in dem Soldaten, Pferde, Speere und Banner in einer malerischen Landschaft aufeinander prallten.

»*Vasari, Vasari*«, flüsterte Sienna. »Und irgendwo in diesem Gemälde ist eine geheime Botschaft versteckt?«

Langdon nickte und sah mit zusammengekniffenen Augen hinauf zum oberen Drittel des riesigen Freskos. Er suchte die kleine

grüne Kriegsflagge, auf der Vasari seine mysteriöse Botschaft hinterlassen hatte, CERCA TROVA. »Von hier unten ist es ohne Fernglas fast nicht zu sehen«, sagte Langdon und deutete auf die Stelle. »Sehen Sie die beiden Bauernhöfe auf dem Hügel? Gleich darunter ist eine winzige, dreieckige grüne Flagge, und ...«

»Ich sehe sie!«, sagte Sienna aufgeregt eine Sekunde später.

Langdon wünschte sich die Sehkraft seiner Jugend zurück.

Die beiden traten näher an das Fresko, und Langdon betrachtete es ehrfürchtig. Endlich waren sie da. Das Problem bestand darin, dass er nicht wusste, *warum* sie hergekommen waren. Schweigend ließ er die Details von Vasaris Meisterwerk mehrere Minuten lang auf sich einwirken.

Wenn ich versage ... bleibt nur der Tod.

Hinter ihnen öffnete sich knarrend eine Tür.

Der Hausmeister mit der Bohnermaschine warf einen verunsicherten Blick herein. Sienna winkte ihm freundlich zu. Der Hausmeister beäugte sie, dann schloss er die Tür wieder.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit, Robert«, drängte Sienna. »Sie müssen nachdenken! Klingelt etwas bei Ihnen, wenn Sie das Bild ansehen? Irgendeine Erinnerung?«

Langdon studierte die chaotische Schlachtszene an der Wand.

Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.

Er hatte gehofft, das Wandgemälde zeige vielleicht einen Leichnam, dessen tote Augen auf einen anderen Hinweis im Bild gerichtet waren ... oder sogar auf eine Stelle im Raum.

Unglücklicherweise stellte er nun fest, dass es Dutzende von Toten gab. Keiner davon war besonders auffällig, und ganz sicher hatte keiner weit aufgerissene Augen, die auf *irgendeine* Stelle

starrten.

Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes?

Er stellte sich Verbindungslinien zwischen den Toten vor, um vielleicht eine Figur oder ein Muster zu erkennen ... vergebens.

Langdons Kopf hatte wieder angefangen zu schmerzen, während er hektisch in seinem Gedächtnis nach Erinnerungen suchte. Irgendwo tief in seinem Schädel flüsterte unablässig die Stimme der silberhaarigen Frau auf ihn ein: *Suche, und du wirst finden.*

WAS finden?, hätte Langdon beinahe laut gerufen.

Er zwang sich, die Augen zu schließen und langsam zu atmen. Er rollte die Schultern und versuchte, jeden bewussten Gedanken aus seinem Kopf zu verbannen in der Hoffnung, sein Unterbewusstsein würde sich melden.

Very sorry.

Vasari.

Cerca trova.

Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.

Sein Bauchgefühl sagte ihm, dass er genau an der richtigen Stelle stand. Zwar wusste er nach wie vor nicht warum, aber eines spürte er nun genau. Er war nur noch wenige Augenblicke davon entfernt, das zu finden, weswegen er gekommen war.

Agent Brüder starrte mit leerem Blick auf die roten Samthosen und Umhänge in der Vitrine vor ihm und fluchte leise. Sein Team hatte die gesamte Galleria del Costume abgesucht, ohne Erfolg. Robert Langdon und Sienna Brooks waren wie vom Erdboden verschluckt.

Surveillance and Response Support, dachte Brüder ärgerlich. *Seit wann schafft es ein einfacher Universitätsprofessor, uns zu*

entkommen? Wohin zum Teufel ist er verschwunden?

»Sämtliche Ausgänge sind blockiert«, meldete einer seiner Männer. »Sie können sich höchstens noch draußen im Park verstecken.«

Klingt logisch, dachte Brüder. In ihm regte sich der deprimierende Verdacht, dass Langdon und Sienna Brooks einen anderen Weg nach draußen gefunden hatten.

»Starten Sie die Drohne wieder!«, befahl er. »Und informieren Sie die örtlichen Behörden. Sie sollen die Suche auf das Gebiet außerhalb des Parks ausweiten.«

Gottverdammte!

Während seine Männer losrannten, zerrte Brüder ein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer. »Brüder hier«, meldete er sich. »Ich fürchte, wir haben ein ernstes Problem. Genau genommen eine ganze Reihe von Problemen.«

Die Wahrheit offenbart sich nur durch die Augen des Todes.

Sienna murmelte die Worte immer wieder leise vor sich hin, während sie jeden Quadratzentimeter von Vasaris brutalem Schlachtengetümmel absuchte in der vagen Hoffnung, dass ihr etwas auffiel. Tote Augen überall.

Nach welchen suchen wir?

Vielleicht waren die toten Augen eine Anspielung oder eine Metapher für die vielen Millionen Leichen, die in der Folge der Pest überall in Europa verrottet waren.

Das würde zumindest die Pestmaske

erklären ...

Wie aus dem Nichts kam ihr ein Kinderlied in den Sinn:

*Ring around the rosie,
A pocket full of posies.
Ashes, ashes, we all fall down.*

Sie hatte das Lied als kleines Schulmädchen in England gerne gesungen – bis zu dem Tag, an dem sie erfahren hatte, dass es aus der Zeit der Großen Pest von London im Jahre 1665 stammte.

Angeblich war *Ring around the rosie* eine Anspielung auf die rosafarbene Hautpustel, die einen entzündeten Ring entwickelte und anzeigte, dass man sich infiziert hatte. Die Erkrankten trugen Veilchensträuße bei sich, um den Gestank der eigenen verrottenden Leiber zu überdecken – und auch den der Stadt selbst, in deren Straßen täglich Hunderte von Pestopfern starben und eingäschert

wurden. *Ashes, ashes, we all fall down.*

»*Um Himmels willen!*«, rief Langdon unvermittelt aus.

Sienna sah zu ihm. »Was ist denn?«

»Das ist der Name einer Skulptur, die hier vor einigen Jahren ausgestellt war. *For the Love of God – Um Himmels willen.*«

Verwirrt beobachtete sie, wie Langdon den Saal mit schnellen Schritten durchquerte und zu einer Glastür ging. Er drückte die Klinke herunter, doch die Tür war verschlossen. Durch das Glas spähte er in den dahinterliegenden Raum.

Was auch immer Langdon suchte, er hatte nicht mehr viel Zeit, denn plötzlich war der Hausmeister wieder da und blickte voller Misstrauen zu dem Professor an der versperrten Glastür.

Sienna winkte ihm freundlich zu, doch der Mann funkelte sie nur kalt an, bevor er wieder ging.

Il Studiolo.

Hinter der Glastür, exakt gegenüber der versteckten Botschaft *cerca trova* im Saal der Fünfhundert, befand sich eine fensterlose Kammer. Erschaffen von Vasari als geheimes Studio für Francesco I. besaß *Il Studiolo* eine hohe Gewölbedecke, die einem das Gefühl vermittelte, sich in einer riesigen Schatztruhe aufzuhalten.

Passend dazu prangten im Innenraum Dutzende von wunderschönen Objekten. An den Wänden und der Decke hingen mehr als dreißig Gemälde so dicht nebeneinander, dass kaum ein freier Fleck zu sehen war. *Der Sturz des Ikarus ... Eine Allegorie auf das Leben ...*

Als Langdon durch die Scheibe in den atemberaubenden Raum dahinter spähte, kam ihm ein Gedanke. »*Die Augen des Todes!*«, flüsterte er.

Vor einigen Jahren war er im Zuge einer privaten Führung durch die atemberaubende Zahl von geheimen Passagen, Korridoren und Nischen

des Palazzo Vecchio zum ersten Mal in *Il Studiolo* gewesen. Selbst hier gab es mehrere hinter Gemälden verborgene Nischen.

Doch es waren nicht die geheimen Verstecke, die Langdons Interesse geweckt hatten. Stattdessen war ihm ein kostbares Stück moderner Kunst in den Sinn gekommen, das in Vasaris berühmtem *Il Studiolo* gezeigt worden war: *For the Love of God – Um Himmels willen*, eine kontroverse Skulptur des bekannten zeitgenössischen Künstlers Damien Hirst. Das Objekt hatte damals einen Aufschrei in der Kunstszene verursacht.

Es handelte sich um den lebensgroßen Abguss eines menschlichen Schädels, erschaffen aus massivem Platin und besetzt mit *mehr als achttausend* glitzernden pavé-gefassten Diamanten. Der Effekt war atemberaubend. Die leeren Augenhöhlen des Schädels glitzerten voller Licht und Leben, eine bestürzende Kombination gegensätzlicher Symbole: Leben und Tod,

Schönheit und Entsetzen. Auch wenn Hirsts Diamantenschädel längst nicht mehr in *Il Studiolo* ausgestellt war, hatte die Erinnerung Langdon auf eine Idee gebracht.

Die Augen des Todes, dachte er. *Damit könnte ein Schädel gemeint sein, keine Frage.*

Schädel waren ein wiederkehrendes Thema in Dantes Inferno. Berühmt war die Szene der brutalen Bestrafung des Grafen Ugolin im tiefsten Kreis der Hölle, wo er bis in alle Ewigkeit am Schädel des gottlosen Erzbischofs Ireiggur nagen musste.

Suchen wir vielleicht nach einem Schädel?

Il Studiolo war in der Tradition eines Kuriositätenkabinetts erbaut worden. Nahezu sämtliche Bilder waren schwenkbar und gaben den Blick frei auf geheime Nischen oder Schränke, in denen der Herzog die merkwürdigsten Besitztümer aufbewahrt hatte – viele nur für ihn allein von Interesse, beispielsweise seltene Mineralien,

schöne Federn, ein perfekt erhaltener, versteinerter Nautilus und angeblich sogar das mit handgehämmertem Silber überzogene Schienbein eines Mönchs.

All diese Dinge hatte man vor langer Zeit entfernt, und mit Ausnahme von Hirsts Diamantenschädel war nie ein Totenkopf in *Il Studiolo* ausgestellt worden.

Das laute Knallen einer Tür auf der anderen Seite des Saals riss ihn aus seinen Gedanken, und über den Marmorboden näherten sich schnelle Schritte.

»*Signore!*«, rief eine verärgerte Frauenstimme.
»*Il salone non è aperto!*«

Langdon wandte sich um und sah eine kleine, zierliche Frau auf sich zukommen. Sie hatte kurzes braunes Haar und war hochschwanger. Sie klopfte demonstrativ auf ihre Armbanduhr und wiederholte immer wieder, dass der Saal noch nicht geöffnet habe. Als sie nur noch wenige Meter entfernt war,

blieb sie wie angewurzelt stehen und schlug überrascht die Hand vor den Mund.

»Professor Langdon!«, rief sie verlegen, nachdem sie sich wieder gefangen hatte. »Es tut mir so leid, Professor! Ich wusste ja nicht, dass Sie es sind! Willkommen zurück.«

Langdon erstarrte.

Er war sicher, dass er die Frau noch nie in seinem ganzen Leben gesehen hatte.

»Ich hätte Sie fast nicht erkannt, Professor!«, sprudelte die Frau mit starkem italienischen Akzent hervor. »Wegen Ihrer Kleidung!« Sie lächelte warm und bedachte Langdons Brioni-Anzug mit einem anerkennenden Nicken. »Sehr schick, Signor. Sie sehen beinahe aus wie ein Italiener!«

Langdons Mund wurde staubtrocken, doch er lächelte die Frau höflich an. »Guten ... Morgen«, stammelte er. »Wie geht es Ihnen?«

Sie lachte und hielt sich den Bauch. »Ich bin müde. Die kleine Catalina hat die ganze Nacht getreten.« Die Frau blickte sich suchend im Saal um. »*Il Duomino* hat nicht erwähnt, dass Sie heute

noch einmal wiederkommen wollten«, sagte sie verwirrt. »Ich nehme an, er begleitet Sie?«

Il Duomino – der kleine Dom? Langdon hatte keine Ahnung, von wem die Frau redete.

Sie bemerkte seine Konfusion und kicherte beruhigend. »Keine Angst, jeder in Florenz nennt ihn so. Er nimmt daran keinen Anstoß.« Sie blickte sich um. »Hat er Sie hereingelassen?«

»Ja«, sagte Sienna und kam von der anderen Seite des Saals heran. »Aber er war zum Frühstück verabredet und ist gegangen. Er meinte, Sie hätten nichts dagegen, wenn wir bleiben und uns ein wenig umsehen.« Sienna streckte ihr begeistert die Hand entgegen. »Ich bin Sienna, Roberts Schwester.«

Die Frau begrüßte Sienna mit einem überaus förmlichen Handschlag. »Ich bin Marta Alvarez. Sie sind ein richtiger Glückspilz, wissen Sie das? Sie haben Professor Langdon als privaten Führer!«

»Ja«, schwärmte Sienna und verbarg nur

mühsam ein Augenrollen. »Er ist so klug und gebildet!«

Eine verlegene Pause entstand, als die Frau Sienna musterte. »Eigenartig«, sagte sie dann. »Ich kann überhaupt keine Familienähnlichkeit entdecken. Mit Ausnahme Ihrer Größe vielleicht.«

Langdon spürte, dass die Situation zu entgleisen drohte. Er musste handeln. *Jetzt oder nie.*

»Marta!«, unterbrach er die Frau in der Hoffnung, dass er ihren Namen richtig verstanden hatte. »Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Umstände mache, aber ich ... nun ja, Sie können sich wahrscheinlich denken, warum ich hier bin.«

»Offen gestanden, nein«, antwortete sie und kniff die Augen zusammen. »Ich kann mir beim besten Willen nicht denken, warum Sie hier sind, Professor.«

Langdons Puls ging schneller, und in der verlegenen Stille, die auf ihre Worte folgte, begriff er, dass er zu hoch gepokert hatte. Doch dann

verzog sie die Lippen zu einem breiten Grinsen und lachte.

»Das war natürlich nur ein Scherz, Professor! Ich weiß ganz genau, warum Sie zurückgekommen sind! Ich verstehe zwar nicht, was Sie daran so faszinierend finden, aber nachdem Sie und *il Duomino* vergangene Nacht fast eine Stunde dort oben zugebracht haben, nehme ich an, Sie wollen das Exponat jetzt Ihrer Schwester zeigen?«

»Richtig ...«, stammelte Langdon mit trockenem Hals. »Ich ... ich würde es Sienna tatsächlich sehr gerne zeigen. Wenn es nicht ... wenn es nicht ungelegen kommt?«

Marta blickte zur Galerie im ersten Stock hinauf. Sie zuckte die Schultern. »Kein Problem, Professor. Ich wollte sowieso nach oben.«

Langdons Herz raste, als er ihrem Blick folgte. *Ich war vergangene Nacht da oben?* Er konnte sich an nichts erinnern. Die Galerie verlief auf Höhe der Worte *cerca trova* und führte unter

anderem zum Eingang des Museums im Palazzo Vecchio. Langdon besuchte es, wann immer er in Florenz war.

Marta stand bereits im Begriff, die beiden Besucher durch den Saal zu führen, als sie stockte. »Professor, meinen Sie nicht, wir sollten Ihrer entzückenden Schwester vielleicht etwas weniger Schauerliches zeigen ...?«

Langdon hatte nicht die leiseste Ahnung, wie er darauf reagieren sollte.

»Etwas Schauerliches?«, fragte Sienna aufgeregt. »Was ist es? Er wollte mir nichts verraten!«

Marta lächelte bescheiden und sah Langdon an. »Professor, darf ich es Ihrer Schwester verraten, oder möchten Sie es lieber selbst tun?«

»Unbedingt, Marta!« Langdon hatte Mühe, seine Erleichterung zu verbergen. »Erzählen Sie es ihr.«

Marta drehte sich zu Sienna um. »Ich weiß nicht, was Ihr Bruder Ihnen gesagt hat«, begann sie

in verschwörerischem Tonfall. »Aber wir gehen jetzt nach oben ins Museum, wo wir eine sehr ungewöhnliche Maske sehen werden.«

Siennas Augen wurden größer. »Eine Maske? Was für eine Maske? Doch keine von diesen hässlichen Pestmasken, wie alle möglichen Leute sie beim Karneval in Venedig tragen?«

»Gut geraten, aber nein!«, sagte Marta. »Keine Pestmaske. Eine ganz andere Art von Maske. Man nennt es Totenmaske.«

Langdon sog hörbar die Luft ein vor Überraschung. Marta bedachte ihn mit einem ermahnenden Blick. Offensichtlich dachte sie, dass er übertrieb, um seiner Schwester Angst zu machen.

»Achten Sie nicht auf Ihren Bruder!«, sagte sie. »Totenmasken waren im sechzehnten Jahrhundert sehr verbreitet. Bei diesen Masken handelt es sich um einen Gipsabdruck vom Gesicht einer Person, abgenommen wenige Augenblicke nach ihrem

Tod.«

Die Totenmaske. Zum ersten Mal, seit er in Florenz aufgewacht war, überkam Langdon ein Gefühl der Klarheit. *Dantes Inferno ... cerca trova ... nur durch die Augen des Todes. Die Maske!*

»Und von wessen Gesicht wurde der Abdruck für die Maske genommen?«, fragte Sienna.

Langdon legte ihr die Hand auf die Schulter und antwortete so gelassen, wie es ihm in diesem Moment nur möglich war.

»Ein weltberühmter italienischer Dichter. Sein Name war Dante Alighieri.«

Die Mittelmeersonne schien hell auf die Decks der *Mendacium*, als sie sanft in der Dünung der Adria schaukelte. Müde leerte der Provost seinen zweiten Scotch und starrte ausdruckslos aus dem Fenster seines Büros.

Die Neuigkeiten aus Florenz waren nicht gut.

Vielleicht lag es am ersten Schluck Alkohol seit vielen Jahren, doch er fühlte sich eigenartig desorientiert und machtlos ... als hätte sein Schiff einen Maschinenschaden erlitten und trieb nun führerlos in den Gezeiten.

Das Gefühl war dem Provost fremd. In seiner Welt existierte immer ein verlässlicher Kompass –

das Protokoll – und es hatte bisher stets zuverlässig den Weg gewiesen, ohne Ausnahme. Das Protokoll versetzte ihn in die Lage, schwierige Entscheidungen zu treffen, ohne jemals zurückzublicken.

Das Protokoll hatte auch Vayenthass Ablösung erforderlich gemacht, und der Provost hatte gehandelt, ohne zu zögern. *Mit ihr befasse ich mich, sobald die gegenwärtige Krise vorbei ist.*

Das Protokoll bestimmte auch, dass der Provost so wenig wie möglich über seine Klienten wissen durfte. Für ihn stand seit Langem fest, dass das Konsortium keine ethische Rechtfertigung besaß, über die Klienten zu richten.

Liefere die gewünschte Leistung.

Vertraue dem Klienten.

Stell keine Fragen.

Ähnlich dem Direktor eines gewöhnlichen Unternehmens bot der Provost eine Dienstleistung an, stets unter der stillschweigenden Annahme,

dass sie nicht zu illegalen Zwecken missbraucht wurde. Volvo war schließlich nicht dafür verantwortlich, dass Mütter durch Tempo-30-Zonen rasten, wenn sie ihre Kinder zum Fußballtraining brachten, genauso wenig wie DELL etwas dafür konnte, wenn mit einem seiner Computer ein Bankkonto gehackt wurde.

Jetzt, wo alles auseinanderzubrechen drohte, verfluchte der Provost insgeheim die vertrauenswürdige Kontaktperson, die dem Konsortium diesen Klienten vermittelt hatte.

»Wenig Arbeit und leichtes Geld«, hatte der Kontakt dem Provost versichert. »Der Mann ist brillant, ein Star auf seinem Gebiet und geradezu absurd reich. Er muss für ein Jahr oder zwei untertauchen, das ist alles. Er braucht Zeit, um ungestört an einem wichtigen Projekt arbeiten zu können.«

Der Provost hatte rasch zugesagt. Langfristige Standortwechsel waren fast immer leicht

verdientes Geld, und der Provost vertraute dem Instinkt seines Kontakts.

Wie erwartet hatte sich der Job tatsächlich als sehr unkompliziert erwiesen.

Bis zur vergangenen Woche.

Nun, angesichts des Durcheinanders, das der Klient angerichtet hatte, lief der Provost unruhig durch sein Büro und blickte dabei immer wieder zu der Whisky-Flasche auf dem Tisch. Er zählte die Tage, bis seine Verpflichtungen gegenüber diesem Klienten endeten.

Das Telefon auf seinem Schreibtisch läutete, und der Provost sah, dass es Knowlton war, einer seiner besten Koordinatoren.

»Ja?«, meldete sich der Provost.

»Sir«, begann Knowlton mit ungewohnt nervöser Stimme. »Ich störe nur ungern, Sir, aber wie Sie vielleicht wissen, wurden wir damit betraut, morgen eine Videodatei an die Medien zu senden.«

»Ja«, sagte der Provost. »Ist alles vorbereitet?«

»Jawohl, Sir. Trotzdem dachte ich, Sie sollten sich das Video vielleicht zuerst ansehen, bevor wir es hochladen.«

Der Provost horchte auf. »Aus welchem Grund?«, fragte er. »Werden wir namentlich erwähnt oder in sonst irgendeiner Weise kompromittiert?«

»Nein, Sir. Allerdings ist der Inhalt bestürzend. Der Klient erscheint im Bild und sagt ...«

»Schweigen Sie, auf der Stelle!«, befahl der Provost. Er war außer sich darüber, dass ein erfahrener Koordinator es wagen konnte, so unverblümt einen Bruch des Protokolls vorzuschlagen. »Der Inhalt ist belanglos. Was immer der Klient in dem Video sagt, es wäre mit oder ohne uns veröffentlicht worden. Der Klient hätte es genauso einfach auf elektronischem Weg machen können, aber er hat uns *beauftragt*. Er hat uns *bezahlt*. Er hat uns *vertraut*.«

»Jawohl, Sir.«

»Sie wurden nicht als Filmkritiker eingestellt«,
ermahnte ihn der Provost. »Sie wurden eingestellt,
um Versprechen einzuhalten. Machen Sie Ihre
Arbeit.«

Vayentha wartete geduldig auf dem Ponte Vecchio,
während sie mit scharfen Augen Hunderte von
Touristen musterte, die über die Brücke liefen. Sie
war absolut sicher, dass Langdon nicht an ihr
vorbeigekommen war, doch die Aufklärungsdrohne
war schon vor einer ganzen Weile verstummt.
Anscheinend wurde sie nicht mehr benötigt.

Brüder muss ihn geschnappt haben.

Voller Unbehagen malte sie sich aus, wie sie
vom Konsortium verhört wurde. *Wenn sie nichts
Schlimmeres mit mir anstellen.*

Nicht zum ersten Mal dachte Vayentha an die
beiden abgelösten Agenten ... von denen sie nie
wieder etwas gehört oder gesehen hatte. *Sie haben*

sich eine andere Arbeit gesucht, das ist alles,
versuchte sie sich einzureden. Trotzdem fragte sie
sich, ob sie nicht besser in den Hügeln der
Toskana untertauchen und ihre Talente dazu
benutzen sollte, sich ein neues Leben aufzubauen.

*Wie lange könnte ich mich vor ihnen
verstecken?*

Privatsphäre und Zurückgezogenheit existierten
nicht mehr, sobald das Konsortium eine Zielperson
ins Visier nahm, das hatten schon viele aus erster
Hand erfahren. Es war immer nur eine Frage der
Zeit.

*Endet meine Karriere tatsächlich auf diese
Weise?*, fragte sie sich. Sie wollte nicht
akzeptieren, dass ihre zwölfjährige Mitarbeit beim
Konsortium wegen einer Reihe unglücklicher
Zufälle aufgekündigt worden war. Ein ganzes Jahr
lang hatte sie über den grünäugigen Klienten des
Konsortiums gewacht, ohne einen einzigen Fehler
zu begehen. *Es war nicht meine Schuld, dass er in*

den Tod gesprungen ist ... und trotzdem ist es jetzt so, als wäre ich mit ihm gesprungen.

Ihre einzige Chance auf Wiedergutmachung hatte darin bestanden, Brüder zuvorzukommen ... und sie hatte von Anfang an gewusst, dass das eine sehr große Herausforderung war.

Ich hatte meine Chance gestern Nacht. Und habe versagt.

Zögernd gab sie ihren Posten auf und wollte bereits zu ihrem Motorrad zurückgehen, als sie plötzlich aus der Ferne ein helles summendes Geräusch vernahm. Ein *vertrautes* Geräusch.

Verblüfft hob sie den Blick. Zu ihrer Überraschung war die Aufklärungsdrohne soeben wieder gestartet, diesmal am gegenüberliegenden Ende des Palazzo Pitti. Vayentha beobachtete, wie der winzige Helikopter den Palast zügig umkreiste.

Der Start der Drohne konnte nur eines bedeuten.

Sie haben Langdon immer noch nicht.

Aber wo zum Teufel steckt er?

Das schrille Geräusch riss Dr. Elizabeth Sinskey ein weiteres Mal aus ihrem Delirium. *Die Drohne ist wieder gestartet? Aber ich dachte ...*

Sie rührte sich auf dem Rücksitz des Vans. Neben ihr saß derselbe junge Soldat wie zuvor. Sie schloss die Augen und kämpfte gegen Schmerz und Übelkeit an. Hauptsächlich jedoch kämpfte sie gegen ihre Angst.

Die Zeit wird knapp.

Obwohl ihr Gegner in den Tod gesprungen war, verfolgte er sie bis in die Träume: sein schemenhafter Umriss im Halbdunkel ... und der Monolog, den er ihr in dem kleinen Konferenzraum des Council on Foreign Relations in New York gehalten hatte.

Es ist von größter Bedeutung, dass endlich jemand einen mutigen Schritt macht, hatte er mit blitzenden grünen Augen verkündet. *Wenn nicht wir, wer dann? Wenn nicht jetzt, wann sonst?*

Elizabeth wusste, sie hätte ihn an Ort und Stelle

stoppen müssen, als sie die Chance dazu gehabt hatte. Sie würde nie vergessen, wie sie aus dem Raum gestürmt war und dann schäumend auf dem Rücksitz der Limousine gesessen hatte, den ganzen Weg quer durch Manhattan bis zum JFK International. Begierig zu erfahren, wer zum Teufel der Irre war, hatte sie ihr Mobiltelefon gezückt und den Schnappschuss angestarrt, den sie von ihm gemacht hatte.

Und dann hatte sie ihn erkannt.

Die gute Nachricht war, dass er leicht aufzuspüren wäre. Die schlechte, dass er auf seinem Gebiet als Genie galt – und entsprechend gefährlich werden konnte.

Nichts ist kreativer – oder destruktiver – als ein brillanter Geist, der unbeirrbar seinen einmal gefassten Plan verfolgt.

Am Flughafen, dreißig Minuten später, hatte sie ihr Team zusammengerufen und den Mann auf die Beobachtungsliste eines jeden wichtigen

Geheimdienstes setzen lassen: CIA, CDC, ECDC und wie sie alle hießen.

Mehr kann ich nicht tun, bevor ich nicht zurück in Genf bin.

Erschöpft hatte sie ihre Reisetasche zum Check-In getragen und dem uniformierten Angestellten ihren Pass und ihren Flugschein gereicht.

»Oh, Dr. Sinskey«, begrüßte sie der Steward hinter dem Schalter mit einem Lächeln. »Ein sehr freundlicher Gentleman war eben hier und hat Ihnen eine Nachricht hinterlassen.«

»Verzeihung?« Elizabeth kannte niemanden, der Zugriff auf ihre Reisedaten gehabt hätte.

»Er war sehr groß«, sagte der Steward. »Mit leuchtend grünen Augen.«

Elizabeth ließ ihre Tasche fallen. *Er ist hier? Aber wie ...?* Sie fuhr herum und blickte suchend in die Gesichter der Leute hinter ihr.

»Er ist schon wieder weg«, sagte der Steward. »Er hat mich gebeten, Ihnen das hier zu geben.« Er

reichte Elizabeth ein gefaltetes Blatt Papier.

Zitternd nahm Elizabeth das Blatt entgegen und las die handgeschriebene Botschaft.

Es war ein berühmtes Zitat aus dem Werk Dante Alighieris.

Die heißesten Orte der Hölle
sind reserviert für jene,
die in Zeiten moralischer Krisen
nicht Partei ergreifen.

Marta Alvarez sah müde die Treppe hinauf, die vom Saal der Fünfhundert zum Museum im ersten Stock führte.

Posso farcela, sagte sie sich. Ich schaffe das schon.

Als Kuratorin für Kunst und Kultur im Palazzo Vecchio war Marta die Stufen schon oft hochgestiegen, doch nun, da sie im neunten Monat schwanger war, fiel ihr die Anstrengung zunehmend schwer.

»Marta, meinen Sie nicht, wir sollten lieber den Aufzug nehmen?« Der Professor sah sie besorgt an und deutete auf den kleinen Service-Aufzug, der

für behinderte Besucher des Palazzo Vecchio eingebaut worden war.

Marta lächelte dankbar, schüttelte jedoch den Kopf. »Wie ich gestern Abend schon sagte, die Ärzte meinen, Bewegung ist gut für das Baby. Außerdem weiß ich ja, dass Sie unter Klaustrophobie leiden, Professor.«

Langdon starrte sie an. »Oh. Richtig. Ich vergaß, dass ich das gestern erwähnt habe.«

Das hat er vergessen?, dachte Marta verblüfft. Es ist weniger als zwölf Stunden her, und wir haben lange über den Unfall in seiner Kindheit gesprochen, der zu seiner Klaustrophobie geführt hat.

Der Professor hatte Marta am vergangenen Abend zu Fuß die Treppe hinauf begleitet, während der unfassbar fettleibige *il Duomino* mit dem Aufzug gefahren war. Auf dem Weg die Treppe hinauf hatte der Professor ihr lebhaft geschildert, wie er als Knabe in einen vergessenen

Brunnenschacht gestürzt war und seither unter einer lähmenden Angst vor beengten Räumen litt.

Die jüngere Schwester des Professors lief munter voran, Marta und Langdon hingegen stiegen gemächlich die Stufen hinauf und legten mehrere Pausen ein, damit die werdende Mutter wieder zu Atem kam.

»Ich bin überrascht, dass Sie die Maske noch einmal sehen wollen. Angesichts all der anderen Stücke in Florenz scheint sie mir doch eher uninteressant zu sein.«

Der Professor zuckte unverbindlich die Schultern, und wieder wunderte sich Marta darüber, wie zerstreut er an diesem Morgen wirkte. »Ich bin hauptsächlich hergekommen, um sie Sienna zu zeigen. Danke sehr übrigens, dass Sie uns hereingelassen haben.«

»Oh, das ist doch selbstverständlich.«

Marta hätte den berühmten Professor am vergangenen Abend schon allein wegen seines

Rufes in die Galerie gelassen. Doch da er in Begleitung von *il Duomino* erschienen war, hatte er ohnehin automatisch Zutritt.

Ignazio Busoni, der Mann, den alle nur *il Duomino* nannten, war in der Kulturszene von Florenz eine Instanz für sich. Der langjährige Direktor des *Museo dell'Opera del Duomo* war verantwortlich für sämtliche Belange, die das bedeutsamste historische Bauwerk der Stadt betrafen: Il Duomo, die gewaltige Kathedrale, deren rote Kuppel nicht nur die Silhouette von Florenz dominierte, sondern auch die Geschichte. Die unfassbare Leibesfülle dieses gutmütigen Mannes, sein stets rotes Gesicht und seine Liebe zu dem Wahrzeichen der Stadt hatten ihm den Spitznamen *il Duomino* eingebracht – »der kleine Dom«.

Marta wusste nicht, wie der amerikanische Professor die Bekanntschaft von *il Duomino* gemacht hatte, doch Busoni hatte sie am Vorabend

angerufen und informiert, dass er mit einem Gast vorbeikommen und ihm Dantes Totenmaske zeigen wolle – inoffiziell. Marta war begeistert gewesen, als sie erfahren hatte, dass es sich bei dem mysteriösen Gast um den berühmten amerikanischen Symbolologen und Kunsthistoriker Robert Langdon handelte. Sie hatte sich gefreut über die Gelegenheit, zwei so bedeutenden Persönlichkeiten die Tür zur Galerie des Palazzo aufzuschließen.

Als sie jetzt den oberen Treppenabsatz erreichten, stemmte Marta atemlos die Hände in die Hüften. Sienna war bereits an der Brüstung und sah aufgeregt nach unten in den Saal.

»Das ist auch meine Lieblingsstelle«, schnaufte Marta. »Von hier oben hat man eine ganz andere Perspektive auf die Fresken. Ich nehme an, Ihr Bruder hat Ihnen von der mysteriösen Botschaft erzählt, die in diesem Bild dort verborgen ist?«

Sienna nickte eifrig. »*Cerca trova.*«

Der amerikanische Professor trat an die Brüstung und blickte nach unten. Marta musterte ihn. Im Licht der Balkonfenster sah er nicht halb so umwerfend aus wie am Abend zuvor. Zugegeben, er trug einen schicken neuen Anzug, aber er hatte dringend eine Rasur nötig, und sein Gesicht wirkte müde und eingefallen. Auch das Haar, am Vorabend dicht und voll, wirkte an diesem Morgen matt und fettig, als hätte er noch nicht geduscht.

Marta wandte sich dem Fresko zu, bevor er ihren prüfenden Blick bemerken konnte. »Wir stehen hier auf gleicher Höhe mit Vasaris Botschaft, *cerca trova*«, sagte sie. »Man kann die Worte fast mit bloßem Auge lesen.«

Die Schwester des Professors schien sich nicht für das Fresko zu interessieren. »Erzählen Sie mir von der Totenmaske, Marta. Warum wird sie hier im Palazzo Vecchio aufbewahrt?«

Wie der Bruder, so die Schwester, dachte Marta und stöhnte innerlich. Die Faszination der

beiden für die Maske war verblüffend.

Andererseits hatte die Totenmaske Dantes eine sehr merkwürdige Geschichte, insbesondere in jüngerer Zeit. Der amerikanische Professor war nicht der erste, der geradezu besessen von ihr schien. »Nun denn. Verraten Sie mir, was wissen Sie über Dante?«

Die hübsche junge Blondine hob die Schultern. »Nur das, was jeder in der Schule lernt. Dante war ein italienischer Poet und der Verfasser der berühmten *Divina Commedia*, in der er seine imaginäre Reise durch die Hölle schildert.«

»Das ist mehr oder weniger richtig«, sagte Marta. »In seiner Dichtung entkommt Dante der Hölle, setzt seine Reise durch das Fegefeuer fort und erreicht schließlich das Paradies. Wenn Sie die Göttliche Komödie lesen, werden Sie sehen, dass seine Reise in drei Abschnitte unterteilt ist – *Inferno*, *Purgatorio* und *Paradiso*.« Marta bedeutete den beiden Amerikanern, ihr zum

Eingang des Museums zu folgen. »Dass die Maske hier im Palazzo Vecchio aufbewahrt wird, hat nichts mit der *Divina Commedia* zu tun, sondern geschichtliche Gründe. Dante lebte in Florenz. Er liebte diese Stadt so sehr, wie man eine Stadt nur lieben kann. Er war ein bekannter und einflussreicher Bürger, doch dann gab es einen Machtwechsel, und Dante hatte die falsche Seite unterstützt. Er wurde verbannt, ins Exil geschickt – man warf ihn aus der Stadt, und er durfte niemals wieder zurückkehren.«

Marta rang nach Atem, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie lehnte sich zurück und setzte ihre Erklärung fort. »Manche Leute glauben, dass Dantes Exil der Grund ist, warum seine Totenmaske so unendlich traurig wirkt, aber ich habe eine andere Theorie. Ich bin ein wenig romantisch und glaube, seine Traurigkeit hat mehr mit einer Frau namens Beatrice zu tun. Verstehen Sie, Dante hatte sich unsterblich in eine junge

Florentinerin namens Beatrice Portinari verliebt. Doch Beatrice heiratete einen anderen Mann, was bedeutete, dass Dante nicht nur ohne sein geliebtes Florenz leben musste, sondern auch ohne die Frau, die er so tief begehrte. Seine Liebe zu Beatrice wurde ein zentrales Thema in der *Divina Commedia*.«

»Interessant«, sagte Langdons Schwester in einem Tonfall, der Marta vermuten ließ, dass sie keine Sekunde lang zugehört hatte. »Mir ist aber immer noch nicht klar, warum die Maske hier im Palazzo Vecchio aufbewahrt wird.«

Marta fand die Beharrlichkeit der jungen Frau ebenso ungewöhnlich wie unverfroren. »Nun ja, Sienna«, sagte sie und setzte sich wieder in Bewegung. »Dante starb im Exil. Sein Leichnam wurde in Ravenna beigesetzt. Doch wegen seiner großen Liebe Beatrice, die in Florenz beerdigt wurde, und weil Dante sich so sehr nach seiner Heimatstadt sehnte, dachte man wohl, es sei ein

Akt der Ehrerbietung für diesen berühmten Sohn der Stadt.«

»Ich verstehe«, sagte die junge Frau. »Und warum ausgerechnet hier im Palazzo Vecchio?«

»Der Palazzo Vecchio ist das älteste Symbol von Florenz und war zu Dantes Zeit der Mittelpunkt der Stadt. Es gibt ein berühmtes Gemälde im Duomo, das Dante vor der umwallten Stadt zeigt, in der Verbannung, und im Hintergrund erhebt sich der Turm des Palazzo. Wir glauben, indem wir seine Totenmaske hier aufbewahren, haben wir ihm in gewisser Weise erlaubt, endlich nach Hause zurückzukehren.«

»Ich verstehe«, sagte die junge Frau, endlich zufrieden. »Danke sehr.«

Marta war vor dem Eingang zum Museum angekommen und klopfte nun dreimal an die Tür. »*Sono io, Marta! Buongiorno!*«

Ein Schlüssel wurde im Schloss gedreht, und die Tür öffnete sich. Ein älterer Wachmann

lächelte sie müde an und sah auf seine Uhr. »*È un po' presto*«, sagte er lächelnd. Sie kommen ein wenig früh.

Wortlos deutete Marta auf den Amerikaner und seine Schwester. Die Miene des alten Mannes hellte sich augenblicklich auf. »*Signore! Bentornato!*« Willkommen zurück!

»*Grazie*«, antwortete Langdon genauso liebenswürdig, und der Wachmann bedeutete ihnen einzutreten.

Sie kamen durch ein kleines Foyer. Der alte Mann deaktivierte die Alarmanlage und schloss eine zweite, massivere Tür auf. Er trat zur Seite und deutete schwungvoll auf den Korridor dahinter. »*Ecco il museo!*«

Marta lächelte ihm dankend zu und führte die Besucher hinein.

Die Räumlichkeiten des Museums hatten früher als Verwaltungsbüros des alten Florenz gedient. Aus diesem Grund war das Museum keine

weitläufige Galerie, sondern ein Labyrinth aus mittelgroßen Räumen und Korridoren, die die Hälfte des Gebäudes einnahmen.

»Die Totenmaske von Dante erwartet Sie gleich um die Ecke«, sagte Marta zu der blonden jungen Frau. »Sie ruht in einer antiken Vitrine in einem kleinen Durchgang. Man kann sie erst sehen, wenn man auf gleicher Höhe steht, deshalb gehen viele Besucher an der Maske vorbei, ohne sie zu bemerken.«

Der Professor beschleunigte seinen Schritt, die Augen starr geradeaus gerichtet, als übe die Maske eine heimliche Macht auf ihn aus. Marta legte Sienna die Hand auf den Arm. »Offensichtlich hat Ihr Bruder kein Interesse an den anderen Stücken, aber wenn Sie schon hier sind, sollten Sie sich unbedingt unsere Büste von Machiavelli ansehen oder die *Mappa Mundi* im Kartensaal.«

Die Schwester des Professors nickte höflich, ohne stehenzubleiben oder zu antworten. Auch sie

hatte es plötzlich so eilig, dass Marta Mühe hatte mitzuhalten. Als sie den dritten Raum erreichten, war die werdende Mutter ein Stück zurückgefallen und schließlich stehen geblieben.

»Professor?«, rief sie dem Amerikaner nach Luft ringend hinterher. »Vielleicht wollen Sie ... Ihrer Schwester ... einige Stücke zeigen ... bevor wir zu Dantes Maske gehen?«

Langdon drehte sich zu Marta um und starrte sie an, als hätte sie ihn aus tiefen Gedanken gerissen. »Verzeihung?«

Marta deutete außer Atem auf eine Vitrine. »Eine der ... ersten gedruckten Ausgaben ... der *Divina Commedia*?«

Als der Professor bemerkte, dass Marta sich außer Atem die Stirn abtupfte, erschrak er deutlich. »Marta! Um Himmels willen, verzeihen Sie! Natürlich, ja. Ein schneller Blick auf das Werk wäre wundervoll!«

Er ging zu ihr zurück, und sie ließ sich von ihm

zu der antiken Vitrine führen. Hinter dem Glas lag ein abgegriffenes ledergebundenes Buch. Es ruhte aufgeschlagen auf einer Stütze, sodass die kunstvolle Titelseite zu sehen war. *La Divina Commedia: Dante Alighieri.*

»Unglaublich!«, sagte der Amerikaner überrascht. »Ich erkenne das Frontispiz ... ich wusste gar nicht, dass das Museum ein Exemplar der berühmten Numeister-Ausgabe besitzt!«

Natürlich wussten Sie das, Professor, dachte Marta verblüfft. *Ich habe es Ihnen gestern Abend selbst gezeigt!*

»Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erschuf Johann Numeister die erste gedruckte Ausgabe dieses Werks«, sagte Langdon zu Sienna. »Es wurden mehrere hundert Exemplare gedruckt, von denen noch ungefähr ein Dutzend existieren. Sie sind selten und kostbar.«

Marta vermutete, dass der Amerikaner seine Überraschung vorgaukelte, um vor seiner

Schwester angeben zu können. Ein seltsames Verhalten für einen Professor, der in wissenschaftlichen Kreisen für seine Bescheidenheit bekannt war.

»Das Exemplar ist eine Leihgabe von der *Bibliotheca Medicea Laurenziana*. Wenn Sie und Ihr Bruder noch nicht dort gewesen sind, sollten Sie das dringend nachholen. Es gibt dort eine spektakuläre Treppe von Michelangelo. Sie führt hinauf in den ersten öffentlichen Lesesaal der Welt. Die Bücher waren ursprünglich angekettet, sodass niemand sie stehlen konnte. Natürlich waren viele der damaligen Bücher die *einzigsten* Ausgaben, die es auf der Welt gab.«

»Erstaunlich«, sagte Sienna und blickte suchend zu den hinteren Räumlichkeiten. »Und zur Maske geht es dort entlang?«

Warum so eilig? Marta benötigte noch eine Minute, bis sie wieder zu Atem gekommen war. »Ja, aber vielleicht interessiert Sie das da.« Sie

deutete auf eine kleine, nach oben führende Treppe hinter einem Alkoven. »Diese Treppe führt zu einem Laufsteg zwischen dem Dachgebälk, von wo aus Sie auf Vasaris berühmte hängende Decke *hinuntersehen* können. Falls Sie einen Blick darauf werfen möchten ... ich würde solange hier unten warten.«

»Bitte, Marta«, unterbrach Sienna sie ungeduldig. »Ich würde gerne die Maske sehen. Wir ... wir haben leider nur wenig Zeit.«

Marta sah die junge Frau perplex an. Sie mochte es ganz und gar nicht, von jemand Fremdem mit Vornamen angesprochen zu werden, auch wenn sich diese neumodische Umgangsform immer mehr durchzusetzen schien. *Ich bin immer noch Signora Alvarez*, schalt sie insgeheim. *Und ich tue Ihnen einen Gefallen, Signora Langdon.*

»Also schön, Sienna«, erwiderte Marta knapp. »Hier entlang bitte.«

Sie verschwendete keine Zeit mehr mit

weiteren Informationen über interessante Exponate, während sie Langdon und seine Schwester durch die gewundene Abfolge von Räumen führte. Am vergangenen Abend hatten der Professor und *il Duomino* beinahe eine Stunde bei der Maske in dem kleinen *andito* verbracht. Marta hatte die beiden Männer neugierig gefragt, ob ihr Interesse an dem Exponat mit den ungewöhnlichen Geschehnissen zusammenhing, die sich im letzten Jahr um die Maske ereignet hatten. Langdon und *il Duomino* hatten ausweichend reagiert.

Während Langdon und seine Schwester sich dem *andito* näherten, erklärte er ihr, wie einfach es war, eine Totenmaske anzufertigen. Seine Beschreibung war fehlerlos, wie Marta erfreut feststellte.

»Kurz nach dem Tod wird das Gesicht des Verstorbenen mit Olivenöl bedeckt«, führte Langdon aus. »Anschließend wird vom Haaransatz bis zum Hals eine Schicht aus feuchtem Gips

aufgetragen, auch auf Augen, Nase und Mund. Nach dem Aushärten lässt sich diese Schicht leicht abnehmen und als Form benutzen, in die frischer Gips gegossen wird. Dieser neue Gips verhärtet zu einem unglaublich detaillierten Abbild des Gesichts. Die Methode wurde insbesondere bei bedeutenden Persönlichkeiten verwendet – Dante, Shakespeare, Voltaire, Tasso, Keats. Von allen gibt es Totenmasken.«

»So, da wären wir endlich«, sagte Marta, als sie vor dem *andito* eintrafen. Sie trat einen Schritt zur Seite und ließ der Schwester des Professors den Vortritt. »Die Maske ruht in der Vitrine an der linken Wand. Bitte bleiben Sie hinter der Absperrung.«

»Danke sehr«, sagte die blonde Frau und betrat den schmalen Durchgang. Sie ging zur Vitrine und warf einen Blick hinein, und ihre Augen weiteten sich. Entgeistert drehte sie sich zu ihrem Bruder um.

Marta hatte diese Reaktion schon oft gesehen. Viele Besucher fühlten sich erschüttert und abgestoßen vom Anblick der Maske: Dantes merkwürdig runzliges Gesicht, die Hakennase, die geschlossenen Augen.

Der Professor trat neben seine Schwester und beugte sich ebenfalls über die Vitrine. Fast im gleichen Moment fuhr er zusammen, und in seinem Gesicht zeigte sich Überraschung.

Marta stöhnte auf. *Che esagerato*. Sie folgte den beiden in den Durchgang. Als sie selbst bei der Vitrine ankam, entfuhr auch ihr ein erschrockenes Ächzen. *Oh mio Dio!*

Marta Alvarez hatte erwartet, in das vertraute tote Gesicht des Dichters zu blicken. Stattdessen starrte sie in eine leere Vitrine. Nur noch die rote Samtauskleidung war zu sehen – und der kleine Pflock, der die Maske normalerweise stützte.

Marta schlug entsetzt die Hand vor den Mund. Ihr Atem ging schneller, und sie stützte sich auf

einen der Absperrpfosten.

Endlich riss sie sich vom Anblick der Vitrine los. Sie fuhr in Richtung Hauptaussgang herum und schrie den dort sitzenden Nachtwächtern zu: »*La maschera di Dante! La maschera di Dante è sparita!*«

Marta Alvarez stand zitternd vor der leeren Vitrine. Sie hoffte, dass der Krampf in ihrem Unterleib von Panik herrührte und nicht von einsetzenden Wehen.

Die Totenmaske ist verschwunden!

Die beiden Wachleute waren in den *andito* gekommen, hatten die leere Vitrine gesehen und sofort gehandelt. Einer war in den nahen Videokontrollraum gerannt und hatte begonnen, die Aufnahmen der Sicherheitskamera zu kontrollieren, während der andere die Polizei angerufen hatte.

»*La polizia arriverà tra venti minuti!*«, sagte der Wachmann zu Marta, nachdem er das Gespräch

beendet hatte.

»*Venti minuti?*«, fragte sie aufgebracht.
Zwanzig Minuten? »Wir haben hier einen schweren Diebstahl!«

Der Wachmann erklärte ihr, dass der größte Teil der Polizeikräfte gegenwärtig mit einer weit ernsteren Angelegenheit befasst sei. Doch man habe ihm versprochen, schnellstmöglich einen Beamten zu schicken.

»*Che cosa potrebbe esserci di più grave?*«, schimpfte Marta. Was könnte ernster sein?

Der Professor und seine Schwester wechselten besorgte Blicke, und Marta erkannte, dass die beiden überfordert waren. *Kein Wunder*. Sie hatten nur einen kurzen Blick auf die Totenmaske werfen wollen und wurden nun unvermittelt zu Zeugen eines dreisten Kunstdiebstahls. Irgendwie hatte sich jemand im Verlauf der letzten Nacht Zutritt zur Galerie verschafft und Dantes Totenmaske gestohlen.

Es gab viel wertvollere Stücke im Museum, die der unbekannte Dieb hätte stehlen können, deswegen versuchte Marta sich zu beruhigen. Dies war der erste Diebstahl in der Geschichte des Museums. *Ich kenne nicht einmal die Vorschriften für so einen Fall!*

Ein Gefühl der Schwäche überwältigte sie, und sie stützte sich erneut auf dem Absperrpfosten ab. Beide Wachleute wirkten ratlos, während sie Marta detailliert schilderten, was am vergangenen Abend geschehen war. Gegen zweiundzwanzig Uhr hatte Marta das Museum für *il Duomino* und Langdon geöffnet. Gut eine Stunde später war sie gemeinsam mit den beiden wieder gegangen. Die Wachleute hatten die Türen hinter ihnen abgesperrt, den Alarm eingeschaltet, und von diesem Moment an hatte niemand mehr die Galerie betreten oder verlassen.

»*Impossibile!*«, schimpfte Marta auf Italienisch. »Die Maske war noch in der Vitrine,

als wir drei gestern Abend gegangen sind. Jemand *muss* im Verlauf der Nacht im Museum gewesen sein.«

Die Wachmänner blickten hilflos drein. »*Noi non abbiamo visto nessuno!*«

Da die Polizei verständigt war, beschloss Marta, den Videoraum aufzusuchen. Sie lief so schnell es ihr hochschwangerer Leib zuließ. Langdon und Sienna eilten nervös hinter ihr her.

Das Sicherheitsvideo!, dachte Marta aufgebracht. *Es wird uns verraten, wer vergangene Nacht hier war!*

Ein paar Hundert Meter weiter südlich zog sich Vayentha auf dem Ponte Vecchio in die Schatten zurück. Zwei Polizisten drängelten sich durch die Menge und zeigten den Touristen Fotos von Langdon.

Als sie näher kamen, plärrten ihre Funkgeräte gleichzeitig los – ein Routineruf von der

Einsatzzentrale an alle Beamten. Es war eine kurze Meldung auf Italienisch, doch Vayentha verstand genug: Ein verfügbarer Beamter in der Nähe des Palazzo Vecchio sollte sich zum Palastmuseum begeben, um eine Anzeige aufzunehmen.

Die Beamten zuckten nur die Schultern, doch Vayentha spitzte die Ohren.

Il Museo di Palazzo Vecchio?

Das Fiasko der letzten Nacht hatte sich in der Nähe des Palazzo Vecchio zugetragen – jenes Fiasko, das ihre Karriere mit hoher Wahrscheinlichkeit zerstören würde.

Das Funkgerät knackte erneut. Vayentha hörte statisches Rauschen, durchbrochen von nahezu unverständlichem Italienisch – mit Ausnahme eines Namens, der deutlich herausstach. *Dante Alighieri*.

Augenblicklich war Vayentha hellwach. *Dante Alighieri*? Sie wandte sich um und blickte in Richtung des Palazzo Vecchio, dessen Turm sich über die Dächer der Gebäude erhob.

Was ist im Museum passiert? Und wann?

Vayentha arbeitete lang genug in ihrem Beruf, um zu wissen, dass Zufälle viel seltener waren, als die meisten Menschen für möglich hielten. *Das Museum im Palazzo Vecchio und Dante? Das muss mit Langdon zu tun haben!*

Sie hatte die ganze Zeit angenommen, Langdon würde in die Altstadt zurückkehren – das wäre nur logisch gewesen. Schließlich hatte Langdon sich auch in der Altstadt aufgehalten, als die ganze Sache aus dem Ruder gelaufen war.

Ist er zum Palazzo Vecchio zurückgekehrt, weil er hier zu finden hofft, was immer er sucht? Sie war sich sicher, dass er nicht über den Ponte Vecchio gekommen war. Allerdings gab es genügend andere Brücken, auch wenn es zu Fuß ein weiter Weg war vom Boboli-Garten.

Sie bemerkte ein Vierer-Ruderboot, das den Fluss hinunter kam und unter der Brücke hindurchglitt. Auf dem Rumpf stand SOCIETÀ

CANOTTIERI FIRENZE – Ruderclub Florenz.

Die rot-weißen Ruder des Bootes bewegten sich in perfekter Synchronie durch das Wasser.

Hat Langdon den Fluss in einem Boot überquert? Es schien unwahrscheinlich. Dennoch drängte ihr Instinkt sie, der Polizeifunkmeldung nachzugehen, die auf den Palazzo Vecchio verwies.

»Alle Kameras heraus, *per favore!*«, rief in diesem Moment eine laute Frauenstimme mit starkem britischem Akzent.

Vayentha wandte sich um und sah eine Fremdenführerin, die sich hektisch bemühte, ihre Herde aus Touristen über den Ponte Vecchio zu scheuchen.

»Über Ihnen befindet sich das größte Meisterwerk Vasaris«, rief sie mit einstudierter Begeisterung und lenkte jedermanns Blick mit einer Handbewegung nach oben.

Bis zu diesem Moment war Vayentha nicht

aufgefallen, dass entlang der Brücke – über den Läden – ein zweites Stockwerk existierte, das aussah wie eine Reihe schmaler Wohnungen.

»Der Vasari-Korridor«, verkündete die Fremdenführerin. »Er ist fast einen Kilometer lang und bot den Medici die Möglichkeit, ungesehen von ihrer Residenz im Palazzo Pitti zum Regierungssitz im Palazzo Vecchio zu gelangen ... und umgekehrt.«

Vayenthass Augen weiteten sich, als sie das tunnelartige Gebilde über den Läden genauer in Augenschein nahm. Sie hatte von dem Korridor gehört, wusste jedoch nur sehr wenig darüber.

Er führt zum Palazzo Vecchio?

»Die wenigen unter uns mit guten Beziehungen können den Korridor selbst heute noch betreten«, erklärte die Fremdenführerin. »Eine spektakuläre Galerie reicht vom Palazzo Vecchio bis zur nordwestlichen Ecke des Palazzo Pitti ...«

Was immer die Fremdenführerin danach noch

sagte, Vayentha hörte es nicht mehr.

Sie sprintete bereits zu ihrem Motorrad.

Langdons Kopfverletzung pochte wieder, als er und Sienna sich zu den beiden Wachen und Marta in den Videokontrollraum zwängten. Der Raum bot kaum genug Platz für alle und war ausgestattet mit einem Rack voll surrender Festplatten und einem Computermonitor. Die Luft war drückend heiß, und es stank nach altem Zigarettenqualm.

Langdon hatte sofort das Gefühl, die Wände ringsum würden sich aufeinander zu bewegen.

Martha setzte sich vor den Videomonitor, auf dem bereits das körnige Schwarzweißbild des *andito* zu sehen war, aufgenommen von einer Position über der Tür. Der Zeitstempel verriet,

dass die Videoaufnahme vierundzwanzig Stunden alt war – unmittelbar vor Museumsöffnung, lange vor dem Eintreffen Langdons und des mysteriösen *il Duomino* am vergangenen Abend.

Der Wachmann startete den Schnellvorlauf, und Langdon verfolgte, wie im Zeitraffer ein Strom von Touristen im *andito* ein und aus ging. Die Totenmaske war von dieser Position aus nicht zu sehen, doch offenbar lag sie noch in der Vitrine, denn mehrmals blieben Touristen stehen, um sie zu betrachten oder Fotos zu schießen, ehe sie weitergingen.

Bitte beeilen Sie sich, flehte Langdon in Gedanken. Er wusste, dass die Polizei auf dem Weg war, und erwog, ob er und Sienna besser vorher verschwinden sollten. Andererseits *mussten* sie das Video sehen. Was immer es zeigte, es würde eine Reihe offener Fragen beantworten.

Das Playback ging weiter, schneller jetzt, und

die Schatten wanderten durch den Raum. Menschen huschten hinein und hinaus, und schließlich verebbte der Touristenstrom ganz. Der Zeitstempel raste an der 17:00 vorbei, die Lichter verloschen, und Stille kehrte ein.

Fünf Uhr nachmittags. Das Museum schließt.

»*Aumentì la velocità*«, ordnete Marta an. Sie beugte sich vor und starrte angestrengt auf den Schirm.

Das Video raste mit unverminderter Geschwindigkeit weiter, bis unvermittelt, gegen zehn Uhr abends, die Beleuchtung wieder eingeschaltet wurde.

Rasch verlangsamte der Wachmann die Wiedergabe auf normale Geschwindigkeit.

Einen Moment später tauchte die Gestalt von Marta Alvarez auf, dicht gefolgt von Langdon. Er trug seinen vertrauten Harris-Tweed, eine gebügelte beigefarbene Hose und seine Korduan-Halbschuhe. Sogar die Mickey-Mouse-Uhr

glitzerte beim Gehen an seinem linken Handgelenk.

Da bin ich ... bevor jemand mich niedergeschossen hat.

Er empfand es als zutiefst beunruhigend, sich selbst bei einem Museumsbesuch zu beobachten, an den er sich nicht erinnern konnte. *Ich war also gestern Abend hier ... und habe Dantes Totenmaske besichtigt?* Irgendwie hatte er es geschafft, zwischen diesem Zeitpunkt und dem heutigen Morgen nicht nur seine Kleidung und seine Mickey-Mouse-Uhr zu verlieren, sondern auch zwei Tage seiner Erinnerung.

Das Video lief weiter, und er und Sienna rückten dicht hinter Marta, um die Geschehnisse besser verfolgen zu können. Der Monitor zeigte nun Marta und Langdon, die vor der Vitrine standen und die Maske bewunderten. Hinter ihnen verdunkelte unvermittelt ein mächtiger Schatten den Durchgang, und ein unglaublich fettleibiger Mann kam ins Bild. Er trug einen braunen Anzug

und eine Aktentasche und passte kaum durch die Tür. Sein gewaltiger Bauch ließ selbst die hochschwangere Marta dünn erscheinen.

Langdon erkannte den Mann sofort. *Ignazio?*

»Das ist Ignazio Busoni«, flüsterte er Sienna zu.
»Der Direktor des *Museo dell'Opera del Duomo*. Ich kenne ihn schon seit einigen Jahren – allerdings weiß ich erst seit heute, dass er von allen *il Duomino* genannt wird.«

»Ein passender Spitzname«, erwiderte Sienna leise.

Langdon hatte in den vergangenen Jahren mehrfach mit Busoni in Kontakt gestanden bei Fragen zu Artefakten und zur Geschichte von *Il Duomo*, der Kathedrale von Florenz, für die der dicke Mann verantwortlich war. Der Palazzo Vecchio war bisher nicht sein Fachgebiet gewesen. Andererseits war Busoni eine einflussreiche Gestalt in der Kunstszene von Florenz und ein anerkannter Dante-Experte.

Eine naheliegende Informationsquelle, wenn es um Dantes Totenmaske geht.

Langdon konzentrierte sich wieder auf das Video. Jetzt war zu sehen, wie Marta geduldig an der Rückwand des *andito* wartete, während sich Langdon und Busoni über die Absperrung beugten, um die Maske aus größtmöglicher Nähe in Augenschein zu nehmen. Die Minuten vergingen, während die Männer ihre Betrachtungen und Diskussionen fortsetzten. Hinter ihrem Rücken war zu sehen, wie Marta mehrmals verstohlene Blicke auf ihre Armbanduhr warf.

Langdon wünschte, die Aufzeichnung hätte auch über Ton verfügt. *Worüber habe ich mich mit Ignazio unterhalten? Wonach haben wir gesucht?*

In diesem Augenblick stieg Langdon im Video über die Absperrung und kauerte sich vor die Vitrine, das Gesicht nur wenige Zentimeter vom Glas entfernt. Marta ermahnte ihn unverzüglich, und Langdon entschuldigte sich und trat wieder

zurück.

»Bitte verzeihen Sie, dass ich so streng war«, sagte sie jetzt und sah ihn über die Schulter hinweg an. »Aber wie ich schon gestern Abend sagte, die Vitrine ist antik und sehr zerbrechlich. Der Eigentümer der Maske besteht darauf, dass wir die Besucher hinter der Absperrung halten. Nicht einmal der Museumsdirektor darf die Vitrine öffnen, wenn der Besitzer nicht zugegen ist.«

Es dauerte einen Moment, bis Langdon dämmerte, was sie soeben gesagt hatte. *Der Besitzer der Maske?* Bis zu diesem Augenblick hatte er angenommen, die Maske wäre Eigentum des Museums.

Sienna sah ebenfalls überrascht auf. »Die Maske gehört gar nicht dem Museum?«

Marta schüttelte den Kopf, während sie den Blick wieder auf den Bildschirm richtete. »Ein reicher Mäzen hat angeboten, Dantes Totenmaske aus unserer Sammlung zu kaufen und als

Dauerleihgabe bei uns zu lassen. Er hat ein kleines Vermögen geboten, und wir haben das Angebot nur zu gerne angenommen.«

»Moment, verstehe ich das richtig?«, fragte Sienna. »Er hat die Maske gekauft ... und *trotzdem* hier gelassen?«

»Das ist ein verbreitetes Arrangement«, erklärte Langdon. »Philanthropische Akquisition – eine Möglichkeit für Mäzene, Museen große Summen zu spenden, ohne das Geschenk als Wohltätigkeit abschreiben zu müssen.«

»Der Mäzen ist ein ungewöhnlicher Mann«, sagte Marta. »Ein wahrer Dante-Experte und ein wenig, wie sagen Sie doch gleich ... *fanatico*?«

»Wer *ist* dieser Mäzen?«, fragte Sienna. Ihr beiläufiger Tonfall war plötzlich drängend geworden.

»Wer er ist?« Marta runzelte die Stirn, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. »Sie haben sicher kürzlich in den Nachrichten von ihm

gehört. Der Schweizer Milliardär Bertrand Zobrist.«

Der Name klang in Langdons Ohren vage vertraut; Sienna hingegen packte ihn am Arm und drückte so fest zu, als hätte sie einen Geist gesehen.

»Oh, richtig ...«, sagte sie stockend. Ihr Gesicht war blass. »Bertrand Zobrist. Der berühmte Biochemiker. Hat schon in jungen Jahren ein Vermögen mit seinen Patenten gemacht.« Sie verstummte und schluckte mühsam, dann beugte sie sich zu Langdon. »Zobrist hat das Fachgebiet der Keimbahn-Manipulation praktisch erfunden.«

Langdon hatte keine Ahnung, was Keimbahn-Manipulation bedeutete, doch der Begriff klang unheilvoll – insbesondere eingedenk der düsteren Visionen von Pest und Tod, die ihn neuerdings heimsuchten. Er fragte sich, ob Sienna Zobrist deswegen so gut kannte, weil sie auf dem Gebiet der Medizin belesen war ... oder weil sie beide

als Wunderkinder aufgewachsen waren. *Verfolgen Hochbegabte gegenseitig ihre Arbeiten?*

»Ich habe zum ersten Mal vor ein paar Jahren von Zobrist gehört«, erklärte sie. »Damals gab er in den Medien extrem provokative Äußerungen über das Bevölkerungswachstum von sich.« Sie hielt mit finsterer Miene inne. »Zobrist ist Verfechter der sogenannten Populationsapokalyptischen Gleichung.«

»Der was?«

»Die Populationsapokalyptische Gleichung oder PAG ist vereinfacht gesagt eine mathematische Abhandlung, derzufolge die Erdbevölkerung wächst, die Menschen länger leben und die natürlichen Ressourcen schwinden. Die Gleichung sagt voraus, dass der gegenwärtige Trend kein anderes Ergebnis nach sich ziehen *kann* als den totalen Zusammenbruch der Gesellschaft – die Apokalypse. Zobrist hat öffentlich behauptet, dass die menschliche Spezies kein weiteres

Jahrhundert überleben wird ... außer, es kommt vorher zu einem Massensterben.« Sienna stieß einen tiefen Seufzer aus und sah Langdon in die Augen. »Zobrist soll sogar einmal gesagt haben, »die Pest war das Beste, was Europa passieren konnte«.«

Langdon starrte sie schockiert an. Seine Nackenhaare richteten sich auf, als vor seinem geistigen Auge nicht zum ersten Mal das Bild der Pestmaske erschien. Den ganzen Morgen schon versuchte er zu ignorieren, dass seine gegenwärtige Situation mit einer tödlichen Epidemie in Verbindung stehen könnte ... es wurde immer schwieriger, diese Möglichkeit abzutun.

Bertrand Zobrists Bemerkung, der Schwarze Tod sei das Beste gewesen, was Europa hatte zustoßen können, klang ohne Zweifel abscheulich, doch kannte Langdon zahlreiche Analysen von Historikern über den langfristigen sozioökonomischen Nutzen des Massensterbens,

das Europa im dreizehnten Jahrhundert heimgesucht hatte. Vor der Pest hatten Überbevölkerung, Hungersnöte und Entbehrungen das Leben der Menschheit im Mittelalter geprägt. Das plötzliche Auftreten des Schwarzen Todes war zwar für die Betroffenen furchtbar und grausam gewesen, doch hatte die Krankheit die menschliche Herde effektiv ausgedünnt. Den Überlebenden blieb nicht nur ein Überfluss an Nahrung, sondern auch das Potenzial, sich in neue Richtungen zu entfalten – nach Meinung vieler Historiker ein wichtiger Katalysator für die Renaissance.

Langdon musste an das Biohazard-Symbol auf dem kleinen BioTube denken, in dem er das Rollsiegel mit dem Projektor und dem manipulierten Bild von Botticelli entdeckt hatte. Ihm kam ein erschreckender Gedanke. Wer auch immer den kleinen Projektor gebaut hatte: Bertrand Zobrist, der Biochemiker und Dante-Fanatiker,

schien mit einem Mal der wahrscheinlichste Kandidat zu sein.

Der Vater der Keimbahn-Manipulation. Langdon spürte, wie einige Puzzlesteine an ihren Platz rückten. Dummerweise waren die Bilder, die dadurch entstanden, alles andere als beruhigend.

»Spielen Sie diesen Teil im Schnellvorlauf ab«, befahl Marta. Anscheinend wollte sie die Echtzeit-Aufnahme von Langdon und Busoni beim Studium der Maske rasch hinter sich bringen, um herauszufinden, wer in das Museum eingebrochen war und die Totenmaske gestohlen hatte.

Der Wachmann drückte auf die Vorlauftaste, und der Zeitstempel begann zu rasen.

Drei Minuten ... sechs Minuten ... acht Minuten.

Auf dem Schirm war zu sehen, wie Marta hinter den beiden Männern immer häufiger auf ihre Uhr sah.

»Bitte entschuldigen Sie, dass wir Sie so lange

aufgehalten haben«, sagte Langdon. »Sie sehen aus, als hätten Sie sich unwohl gefühlt.«

»Meine eigene Schuld«, antwortete sie. »Sie haben mir beide mehrfach gesagt, ich solle ruhig nach Hause gehen, da die Wachen Sie hinausgeleiten könnten. Aber ich dachte, das wäre unhöflich.«

Plötzlich verschwand Marta auf dem Schirm. Der Wachmann verlangsamte das Video auf normale Geschwindigkeit.

»Keine Sorge«, sagte Marta. »Ich war auf der Toilette, weiter nichts.«

Der Wachmann nickte und streckte die Hand erneut nach der Vorlauftaste aus, doch bevor er sie drücken konnte, packte Marta seinen Arm.

»*Aspetti!*«

Sie neigte den Kopf zur Seite und sah bestürzt auf den Schirm.

Langdon hatte es ebenfalls gesehen. *Was um alles in der Welt ...?*

Auf dem Bildschirm zog Langdon soeben ein Paar Latexhandschuhe aus der Jackentasche und streifte sie über.

Gleichzeitig postierte sich *il Duomino* hinter Langdon und spähte in den Gang, durch den Marta Sekunden vorher zur Toilette gegangen war. Nach einem Moment nickte der fette Mann Langdon auf eine Weise zu, die auszudrücken schien, dass die Luft rein sei.

Was zum Teufel machen wir da?

Langdon beobachtete, wie er im Video die Hand nach der antiken Vitrintür ausstreckte ... ganz, ganz vorsichtig daran zog, bis sie aufschwang ... und die Totenmaske freigab.

Marta Alvarez stieß ein entsetztes Stöhnen aus und schlug die Hände vors Gesicht.

Langdon war ebenso entsetzt wie sie. Ungläubig beobachtete er, wie er die Maske behutsam mit beiden Händen ergriff und herausnahm.

»*Dio mi salvi!*«, explodierte Marta, erhob sich mit einem Ruck und fuhr zu Langdon herum.

»*Cos'ha fatto! Perché?*«

Bevor Langdon antworten konnte, zog einer der Wachmänner eine schwarze Beretta und zielte auf Langdons Brust.

Himmel!

Robert Langdon starrte auf den Lauf der Waffe. Ihm war, als zöge sich der winzige Raum um ihn herum zusammen. Marta Alvarez funkelte ihn ebenso ungläubig wie gekränkt an. Auf dem Monitor hinter ihr hielt Langdon die Maske mit beiden Händen ins Licht und studierte sie.

»Ich habe sie nur für einen Moment herausgenommen«, beharrte Langdon und betete, dass es stimmte. »Ignazio hat mir versichert, dass Sie keine Einwände hätten.«

Marta antwortete nicht. Sie sah Langdon an wie betäubt, während sie sich vorzustellen versuchte, warum er sie angelogen hatte ... und wie um alles

in der Welt er den Nerv haben konnte, seelenruhig neben ihr zu stehen, während das Video seine Tat enthüllte.

Ich kann mich an nichts erinnern. Nicht einmal daran, dass ich die Vitrine geöffnet habe!

»Robert!«, flüsterte Sienna. »Sehen Sie! Sie haben etwas entdeckt!« Siennas Blick war auf den Schirm fixiert. Sie war fest entschlossen, Antworten zu finden, trotz ihrer Zwangslage.

Auf dem Bildschirm drehte Langdon die Maske schräg ins Licht. Seine Aufmerksamkeit galt anscheinend der Rückseite.

Aus dem Blickwinkel der Überwachungskamera war für einen Sekundenbruchteil die erhobene Maske zu sehen. Sie verbarg Langdons Gesicht so, dass die Augen des toten Dante in einer Linie mit den seinen waren.

Langdon musste an die Worte auf der manipulierten Karte denken. *Die Wahrheit*

offenbart sich nur durch die Augen des Todes.
Ein eisiger Schauer durchrieselte ihn. Er hatte keine Ahnung, was er auf der Rückseite der Maske erblickt hatte, doch in diesem Augenblick war auf dem Video zu sehen, wie er Ignazio seine Entdeckung zeigte. Der fette Mann zuckte zurück, kramte nach seiner Brille, sah erneut hin ... und noch einmal. Er schüttelte heftig den Kopf und lief aufgeregt in dem kleinen *andito* hin und her.

Plötzlich sahen beide Männer auf – offensichtlich hatten sie im Korridor etwas gehört. Wahrscheinlich Marta, die von der Toilette zurückkehrte. Hastig zog Langdon einen großen Ziploc-Beutel aus der Tasche und legte die Totenmaske behutsam hinein. Dann reichte er Ignazio den Beutel, und der dicke Mann verstaute ihn zögernd in seiner Tasche. Rasch schloss Langdon die Tür der nun leeren antiken Vitrine, und mit schnellen Schritten verließen die beiden Männer den *andito*, um Marta abzufangen, bevor

sie den Diebstahl bemerken konnte.

Beide Wachen zielten nun mit ihren Waffen auf Langdon.

Marta fühlte sich so kraftlos, dass sie sich am Tisch abstützen musste. »Ich verstehe das nicht!«, stotterte sie. »Sie und *il Duomino* haben Dantes Totenmaske gestohlen?«

»Nein!«, beharrte Langdon. Er bluffte, so gut es ging. »Wir hatten die Genehmigung des Eigentümers, die Maske für eine Nacht mitzunehmen.«

»Die Genehmigung des Eigentümers? Sie meinen Bertrand Zobrist?«

»Ja! Mr. Zobrist hat uns gestattet, einige Markierungen auf der Rückseite zu untersuchen! Wir haben ihn gestern Nachmittag getroffen.«

Martas Augen blitzten. »Professor, ich bin ganz sicher, dass Sie sich gestern Nachmittag nicht mit Bertrand Zobrist getroffen haben!«

»Doch, wir ...«

Sienna legte Langdon die Hand auf den Arm.
»Robert ...« Sie stieß einen grimmigen Seufzer
aus. »Bertrand Zobrist hat sich vor sechs Tagen
vom Badia-Turm in den Tod gestürzt. Nicht sehr
weit von hier entfernt.«

Vayentha hatte ihr Motorrad nördlich vom Palazzo Vecchio abgestellt und näherte sich der Piazza della Signoria zu Fuß. Als sie die Loggia dei Lanzi durchquerte, nahm sie beiläufig wahr, dass sämtliche dort ausgestellten Statuen ein und demselben Thema gewidmet schienen: der Zurschaustellung männlicher Dominanz gegenüber Frauen.

Der Raub der Sabinerinnen.

Der Raub der Polyxena.

Perseus mit dem abgeschlagenen Kopf der Medusa.

Nett, dachte Vayentha und zog sich die Mütze

tief in die Stirn, bevor sie sich durch die morgendliche Touristenmenge in Richtung Palazzo Vecchio drängelte. Dort hatte soeben der Einlass begonnen, und alles sah aus wie immer.

Keine Polizei, zumindest noch nicht, dachte Vayentha.

Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu, sodass ihre Waffe nicht zu sehen war, und passierte den Eingang. Dann folgte sie der Beschilderung zum *Museo di Palazzo*, durchquerte zwei reich dekorierte Atrien und stieg die breite Treppe zur Galerie hinauf.

In Gedanken ging sie die Funkmeldung der Polizei noch einmal durch.

Il Museo di Palazzo Vecchio ... Dante Alighieri.

Langdon muss hier irgendwo sein.

Die Beschilderung führte Vayentha in eine riesige Halle, die mit spektakulären Wandgemälden ausgestaffiert war. Der Saal der

Fünfhundert. Viele Touristen bestaunten zu dieser frühen Stunde die kolossalen Fresken. Vayentha hatte keinen Blick für die Kunstwerke und suchte ungeduldig nach dem nächsten Wegweiser zum Museum. Sie fand ihn auf der gegenüberliegenden Seite des Saals, in der rechten Ecke, und er zeigte eine weitere Treppe hinauf.

Als sie die Halle durchquerte, bemerkte sie eine Gruppe junger Studenten, die sich lachend und scherzend um eine einzelne Skulptur versammelt hatten und eifrig Fotos schossen.

Auf dem Schild am Fuß der Statue stand:
Eracle e Diomede.

Vayentha betrachtete die Skulptur und stöhnte innerlich.

Das Kunstwerk zeigte zwei Helden der griechischen Mythologie, beide splitterfasernackt und im Ringkampf ineinander verschlungen. Herkules hielt Diomedes mit dem Kopf nach unten, als wolle er ihn werfen, und Diomedes hatte

Herkules am Penis gepackt, als wolle er sagen:
»Bist du sicher?«

*So viel zu der Redensart »Jemanden bei den
Eiern haben«.*

Sie riss sich vom Anblick der denkwürdigen
Skulptur los und stieg mit raschen Schritten die
Stufen zum Museum hinauf.

Oben erwartete sie eine Galerie, die sich zum
Saal hin öffnete. Vor dem Eingang zum Museum
stand bereits eine Gruppe wartender Touristen.
Einer von ihnen löste den Blick von seinem
Camcorder und sah Vayentha an. »Der Einlass
verzögert sich«, sagte er.

»Und warum?«, fragte sie.

»Keine Ahnung. Aber was für ein herrlicher
Anblick, um die Wartezeit zu genießen!« Er
deutete mit ausholender Geste hinaus in den Saal
der Fünfhundert.

Vayentha trat an die Brüstung und sah nach
unten. In diesem Moment tauchte am Eingang ein

einzelner uniformierter Polizeibeamter auf. Er bewegte sich ohne jede Eile durch den Saal in Richtung Treppe.

Er ist wahrscheinlich hergekommen, um die Anzeige aufzunehmen, dachte Vayentha. Die lustlose Art und Weise, in der er die Stufen hinauftrottete, deutete darauf hin, dass es sich um eine Routineangelegenheit handelte – ganz anders als die hektische Suche nach Langdon bei der Porta Romana.

Wenn Langdon hier ist, wieso durchkämmen sie dann nicht das Gebäude?

Entweder irrte sich Vayentha und Langdon war *nicht* zum Palazzo Vecchio gegangen ... oder die Behörden und Agent Brüder hatten bisher noch nicht zwei und zwei zusammengezählt.

Als der Beamte das Ende der Treppe erreichte und sich dem Eingang zum Museum näherte, wandte sich Vayentha lässig ab und tat, als sähe sie zum Fenster hinaus. Eingedenk des langen Arms

ihrer Organisation und ihrer Ablösung von der Mission wollte sie auf keinen Fall entdeckt werden.

»*Aspetta!*«, rief in diesem Moment eine Stimme.

Vayentha stockte vor Schreck das Herz, als der Beamte direkt hinter ihr stehenblieb. Dann erkannte sie, dass die Stimme aus seinem Walkie-Talkie kam.

»*Attendi i rinforzi!*«, wiederholte die Stimme.

Er soll auf Unterstützung warten? Vayentha spürte instinktiv, dass sich die Lage soeben geändert hatte.

In diesem Augenblick bemerkte sie draußen vor dem Fenster ein kleines schwarzes Objekt am Himmel, das rasch größer wurde. Es näherte sich dem Palazzo Vecchio aus der Richtung, in der der Boboli-Garten lag.

Die Aufklärungsdrohne, erkannte Vayentha. Also weiß Brüder jetzt Bescheid. Und er ist auf

dem Weg hierher.

Der Koordinator Laurence Knowlton hätte sich in den Hintern treten können. Wieso nur hatte er den Provost angerufen? Er hätte wissen müssen, wie der Provost auf den Vorschlag reagieren würde, das Video anzusehen, bevor es am nächsten Tag an die Medien verteilt würde.

Der Inhalt war irrelevant.

Das Protokoll steht an erster Stelle. Ohne Ausnahme.

Knowlton rief sich das Mantra ins Gedächtnis, das neue Mitarbeiter lernten, bevor sie die ersten Aufgaben für das Konsortium durchführen durften.

Frag nicht – erledige den Job.

Zögernd reihte er den kleinen roten Memorystick in die Aufgabenliste für den nächsten Morgen ein, während er sich erneut fragte, was die Medien zu der bizarren Botschaft sagen würden. Ob man sie überhaupt ausstrahlen würde?

Selbstverständlich wird das ausgestrahlt. Die Botschaft ist von Bertrand Zobrist.

Nicht nur, dass Zobrist eine unfassbar erfolgreiche Persönlichkeit auf dem Gebiet der Biochemie war – sein Selbstmord in der vergangenen Woche war zum Thema in den Nachrichten avanciert. Das Neun-Minuten-Video wäre wie eine Botschaft aus dem Grab, eine makabre, geradezu unheimliche Inszenierung, die es den Zuschauern unmöglich machte abzuschalten.

Dieses Video ist innerhalb weniger Minuten nach dem Hochladen viral, dachte Knowlton. Und dann kann nichts und niemand mehr seine Verbreitung verhindern.

Marta Alvarez schäumte vor Empörung, als sie aus dem beengten Videoraum kam. Sie hatte Langdon und seine schlecht erzogene kleine Schwester bei den Wachen zurückgelassen. Nun trat sie zum Fenster und blickte hinunter auf die Piazza della Signoria. Erleichtert entdeckte sie den Streifenwagen der Polizei vor dem Eingang.

Das wurde auch Zeit.

Marta vermochte sich nicht vorzustellen, warum ein Mann, der auf seinem Gebiet so viel Respekt genoss wie der amerikanische Professor, sie so dreist getäuscht hatte. Er hatte die ihm erwiesene professionelle Höflichkeit ausgenutzt,

um ein kostbares Artefakt zu stehlen.

Und Ignazio Busoni hat ihm auch noch dabei geholfen! Das ist ungeheuerlich!

Fest entschlossen, *il Duomino* ordentlich die Meinung zu sagen, zog sie ihr Mobiltelefon aus der Tasche und wählte die Nummer von Busonis Büro im Museo dell'Opera del Duomo.

Nach nur einem Klingelzeichen nahm jemand das Gespräch an.

»*Ufficio di Ignazio Busoni*«, meldete sich eine vertraute weibliche Stimme.

Marta war mit der Sekretärin von *il Duomino* befreundet, doch jetzt war nicht die Zeit für einen Plausch. »*Eugenia, sono Marta. Devo parlare con Ignazio.*«

Die Sekretärin stockte sekundenlang, dann brach sie in lautes Schluchzen aus.

»*Cos'è successo?*«, wollte Marta wissen. Was ist passiert?

Unter Tränen erzählte Eugenia ihrer Freundin,

dass sie eben zur Arbeit gekommen sei und erfahren habe, dass Ignazio Busoni in der vergangenen Nacht an einem Herzanfall gestorben sei. Er habe gegen Mitternacht in einer Seitengasse in der Nähe des Duomo noch einen Krankenwagen gerufen, doch der Notarzt sei nicht mehr rechtzeitig gekommen.

Il Duomino war tot.

Martas Knie drohten nachzugeben. Sie hatte am Morgen in den Nachrichten gehört, dass ein ungenannter Vertreter der Stadt in der Nacht auf der Straße gestorben war, doch sie hätte nie im Leben vermutet, dass von Ignazio die Rede gewesen war.

»*Eugenia, ascoltami*«, drängte Marta. Sie versuchte ruhig zu bleiben, während sie für ihre Freundin rasch zusammenfasste, was sie soeben auf dem Überwachungsvideo gesehen hatte – den Diebstahl der Totenmaske Dantes durch *il Duomino* und Robert Langdon, den nun die

Wachleute in Schach hielten.

Eugenias Reaktion verblüffte sie zutiefst.

»*Roberto Langdon? Sei con Langdon, ora?*«

Langdon ist bei dir?

Eugenia schien ihr überhaupt nicht zugehört zu haben. *Ja, aber die Maske ...*

»*Devo parlare con lui!*« Eugenia brüllte fast in den Hörer. Ich muss mit ihm reden!

Langdons Kopf schmerzte und pochte, während er im Videoraum stand und auf die gezückten Waffen der beiden Wachleute starrte. Abrupt wurde die Tür geöffnet, und Marta Alvarez trat ein.

Durch die offene Tür hindurch hörte Langdon das bissige Summen der Aufklärungsdrohne irgendwo draußen auf dem Platz. In das Geräusch mischte sich nun das Heulen von Polizeisirenen. *Sie haben herausgefunden, wo wir sind.*

»*È arrivata la polizia*«, sagte Marta zu den Wachleuten und schickte einen der beiden nach

draußen, um die Beamten in Empfang zu nehmen. Der andere hielt Langdon weiterhin mit der vorgehaltenen Waffe in Schach.

Zu Langdons Überraschung reichte Marta ihm ein Handy. »Jemand will Sie sprechen«, sagte sie sichtlich verwirrt. »Hier drinnen haben Sie keinen Empfang.«

Alle gemeinsam traten sie aus dem stickigen Kontrollraum in die Galerie, wo helles Sonnenlicht durch große Fenster fiel. Der Ausblick auf die Piazza della Signoria war spektakulär. Obwohl der Wachmann weiterhin die Waffe auf ihn gerichtet hielt, war Langdon erleichtert, der Enge des kleinen Raums entkommen zu sein.

Marta winkte ihn zum Fenster und reichte ihm das Telefon.

Langdon nahm es unsicher entgegen und hob es ans Ohr. »Ja? Langdon hier?«

»*Signor Langdon!*«, sagte eine Frauenstimme. »Ich bin Eugenia Antonucci, Sekretärin von Ignazio

Busoni. Sie und ich, wir uns sehen gestern Abend, als Sie gekommen in Büro«, sagte sie zaghaft in akzentbehaftetem Englisch.

Langdon konnte sich an nichts erinnern.

»Ja?«, fragte er.

»Es tun mir sehr leid, Signor, aber Ignazio ...

Er sterben an Herzanfall, gestern Nacht.«

Langdons hätte das Telefon beinahe fallen lassen. *Ignazio Busoni ist tot?*

Die Frau weinte jetzt ungehemmt, und ihre Stimme war voller Trauer. »Ignazio mich anrufen, bevor er gestorben. Er hinterlassen Nachricht für mich und sagen, ich dafür sorgen, Sie hören. Ich spielen jetzt ab Nachricht.«

Langdon vernahm ein Rascheln, und Augenblicke später drang die leise, atemlose Stimme von *il Duomino* an sein Ohr.

»Eugenia«, ächzte er, und es war nicht zu überhören, dass er Schmerzen hatte. »Bitte sorgen Sie unbedingt dafür, dass Robert Langdon diese

Nachricht hört. Ich habe Schwierigkeiten. Ich glaube nicht, dass ich es bis ins Büro schaffe.« Busoni stöhnte und schwieg sekundenlang. Als er wieder sprach, klang seine Stimme noch schwächer. »Robert, ich hoffe, Sie konnten entkommen. Sie sind noch hinter mir her ... und ich ... Mir geht es nicht gut. Ich versuche, einen Arzt zu erreichen, aber ...« Eine längere Pause schloss sich an, als raffe *il Duomino* all seine Kraft zusammen. Dann: »Robert, hören Sie genau zu: Was Sie suchen, ist sicher versteckt. Die Pforten stehen Ihnen offen, doch Sie müssen sich beeilen. Paradiso fünfundzwanzig.« Er schwieg für einen langen Moment, dann flüsterte er: »Viel Glück.«

Die Nachricht endete.

Langdons Herz pochte wild, als ihm klar wurde, dass er soeben die letzten Worte eines sterbenden Mannes gehört hatte. Dass diese Worte an ihn gerichtet waren, trug nicht dazu bei, seine

Beklemmung zu mindern.

Paradiso fünfundzwanzig? Die Pforten stehen mir offen? Langdon überlegte. Welche Pforten meint er? Das Einzige, was einen Sinn zu ergeben schien, war Ignazios Bemerkung, dass die Maske in Sicherheit war.

Eugenia war zurück in der Leitung. »Professor, Sie verstehen, was *il Duomino* gesagt?«

»Zum Teil, ja.«

»Kann ich helfen irgendwie?«

Langdon dachte sekundenlang über die Frage nach. »Sorgen Sie dafür, dass niemand sonst die Nachricht hört.«

»Auch nicht *la polizia*? Gleich ein Beamter kommt hierher, stellt Fragen.«

Langdon versteifte sich. Er sah den Wachmann an, der immer noch mit der Pistole auf ihn zielte. Langdon wandte sich zum Fenster und senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Eugenia, das mag Ihnen vielleicht eigenartig erscheinen ... aber um

Ignazios willen, Sie müssen diese Nachricht unbedingt löschen. Sie dürfen der Polizei auf keinen Fall erzählen, dass Sie mit mir gesprochen haben! Verstehen Sie? Die Situation ist sehr kompliziert, und ich ...«

Langdon spürte etwas Hartes in der Seite, und als er sich umdrehte, sah er, dass es die Pistole des Wachmanns war. Der Mann hatte die freie Hand ausgestreckt und verlangte Martas Handy zurück.

Am anderen Ende der Leitung herrschte verblüfftes Schweigen. »Mr. Langdon ... mein *direttore* Ihnen vertrauen ... also ich vertrauen auch.«

Dann war die Verbindung unterbrochen.

Langdon reichte dem Wachmann das Telefon. »Ignazio Busoni ist tot«, sagte er zu Sienna. »Er starb vergangene Nacht an einem Herzanfall, nachdem wir dieses Museum verlassen hatten.« Langdon zögerte. »Die Maske ist in Sicherheit. Ignazio hat sie vor seinem Tod versteckt. Ich

glaube, er hat mir einen Hinweis hinterlassen, wo ich sie finden kann.« *Paradiso fünfundzwanzig.*

Für einen Moment flackerte Hoffnung in Siennas Augen auf. Langdon wandte sich zu Marta um.

»Marta, ich kann Dantes Totenmaske für Sie zurückholen, aber Sie müssen uns gehen lassen. Sofort.«

Marta lachte auf. »Ganz bestimmt nicht! Sie sind derjenige, der die Maske *gestohlen* hat! Die Polizei kommt jeden ...«

»*Signora Alvarez*«, unterbrach Sienna sie laut. »*Mi dispiace, ma non le abbiamo detto la verità.*«

Langdon fuhr zusammen. *Was macht sie da?* Er hatte ihre Worte verstanden: Mrs. Alvarez, bitte entschuldigen Sie, aber wir waren nicht ganz ehrlich zu Ihnen.

Marta starrte sie verwundert an, auch wenn die Ursache eher darin zu liegen schien, dass Sienna

plötzlich flüssiges, akzentfreies Italienisch sprach.

»*Innanzitutto, non sono la sorella di Robert Langdon*«, erklärte Sienna in ernstem, entschuldigendem Ton. Erstens, ich bin nicht die Schwester von Robert Langdon.

Marta Alvarez wich unsicher einen Schritt zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, während sie die junge blonde Frau musterte.

»*Mi dispiace*«, fuhr Sienna fort, immer noch in flüssigem Italienisch. »*Le abbiamo mentito su molte cose.*« Wir haben Sie in vielerlei Hinsicht belogen.

Der Wachmann blickte genauso perplex drein wie Marta, hielt jedoch weiterhin die Waffe auf Langdon gerichtet.

Sienna erklärte, dass sie als Ärztin in einem Hospital in Florenz arbeitete, wo Robert Langdon in der vergangenen Nacht mit einem Streifschuss

am Kopf erschienen war. Sie berichtete von seinem Gedächtnisverlust, durch den er sich nicht mehr an die vergangenen zwei Tage erinnerte, und versicherte Marta, dass er genauso überrascht darüber sei wie sie wegen dem, was auf dem Sicherheitsvideo zu sehen war.

»Zeigen Sie ihr die Kopfwunde«, sagte Sienna zu Langdon.

Als Marta die Stiche unter Langdons Haar sah, setzte sie sich auf die Fensterbank und barg das Gesicht in den Händen, während sie verzweifelt überlegte, was sie von alledem halten sollte.

Im Verlauf der letzten zehn Minuten hatte Marta Alvarez nicht nur erfahren, dass die Totenmaske Dantes vor ihren Augen gestohlen worden war, sondern auch, dass es sich bei den beiden Dieben um einen angesehenen amerikanischen Professor und ihren vertrauten florentinischen Kollegen handelte, *il Duomino*, der inzwischen verstorben war. Außerdem war die junge Sienna Brooks, die

sich zunächst als die naive kleine Schwester des Professors ausgegeben hatte, in Wirklichkeit eine Ärztin, die fließend Italienisch sprach und ihr Täuschungsmanöver zugab.

»Marta«, sagte der Professor leise und verständnisvoll. »Ich weiß, es fällt Ihnen schwer, das zu glauben, aber ich erinnere mich wirklich nicht mehr an die vergangene Nacht. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum Ignazio und ich die Maske genommen haben.«

Marta sah ihm an, dass er die Wahrheit sagte.

»Ich bringe Ihnen die Maske zurück«, versicherte Langdon. »Sie haben mein Wort. Aber ich kann sie nicht suchen, wenn Sie uns nicht gehen lassen. Die Situation ist sehr kompliziert ... Sie *müssen* uns gehen lassen, Marta, jetzt sofort.«

Obwohl Marta die kostbare Maske dringend zurückwollte, hegte sie nicht die leiseste Absicht, irgendjemanden gehen zu lassen. *Wo bleibt nur die Polizei?* Sie sah aus dem Fenster auf den einsamen

Streifenwagen vor dem Palazzo Vecchio. Eigenartig, dass die Beamten noch nicht hier waren. In diesem Moment vernahm sie ein merkwürdiges Summen – wie von einer Motorsäge. Und es wurde lauter.

Was ist das?

Der Tonfall des Amerikaners war beschwörend. »Marta, Sie kannten Ignazio! Er hätte die Maske niemals ohne einen triftigen Grund weggenommen. Hier steht mehr auf dem Spiel. Der Besitzer der Maske, Bertrand Zobrist, war ein sehr verwirrter Mann. Wir denken, dass er möglicherweise in eine furchtbare Sache verwickelt ist. Ich habe nicht die Zeit, Ihnen alles zu erklären, aber ich flehe Sie an, uns zu vertrauen!«

Marta starrte den Professor nur wortlos an. Nichts von alledem ergab einen Sinn.

Sienna bedachte Marta mit einem kalten Blick. »Mrs. Alvarez, wenn Ihnen Ihre Zukunft und die

Ihres Babys auch nur das Geringste bedeuten, dann müssen Sie uns gehen lassen, sofort.«

Bei der unterschwelligen Drohung gegen das ungeborene Kind verschränkte Marta schützend die Hände vor dem Unterleib.

Das hohe wütende Summen draußen wurde noch lauter. Marta hob den Blick zum Fenster, doch die Ursache für das Geräusch war nicht zu sehen. Stattdessen bemerkte sie etwas anderes. Der Wachmann sah es auch, und seine Augen weiteten sich überrascht.

Unten auf der Piazza della Signoria hatte sich die Touristenmenge geteilt. Sie machten Platz für eine lange Kolonne von Einsatzfahrzeugen, die ohne Martinshörner heranrollten, angeführt von zwei schwarzen Vans mit verdunkelten Scheiben. Die Vans kamen vor dem Palazzo zum Stehen, und die Türen glitten auf. Soldaten in schwarzen Monturen sprangen mit automatischen Waffen heraus und rannten zum Eingang.

Angst wogte in Marta auf. *Wer um alles in der Welt ist das?*

Der Wachmann sah ebenso erschrocken aus wie sie.

Das giftige hohe Summen wurde mit einem Mal fast ohrenbetäubend. Marta wich bestürzt zurück, als draußen vor dem Fenster ein kleiner Helikopter auftauchte.

Die Flugmaschine schwebte keine zehn Meter von ihnen entfernt reglos in der Luft, als starre sie durch das Fenster auf die im Raum versammelten Personen. Es war ein kleiner Apparat, nicht mehr als einen Meter lang mit einem dicken schwarzen Zylinder am Bug. Der Zylinder zeigte genau auf Marta und die anderen.

»Er schießt auf uns!«, rief Sienna Brooks. »*Stas per sparare! Tutti a terra!* Alles in Deckung!« Sie ging hinter der Fensterbrüstung auf die Knie. Marta folgte instinktiv ihrem Beispiel. Der Wachmann ließ sich ebenfalls fallen und zielte im Reflex

bereits auf den Miniaturhubschrauber.

Marta kauerte unbeholfen hinter der Brüstung und bemerkte, dass Langdon noch immer auf den Beinen war. Er sah die blonde Ärztin mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck an – offenbar fest überzeugt, dass keine Gefahr drohte. Sienna Brooks war nur einen kurzen Moment am Boden, dann sprang sie auf, packte Langdon am Handgelenk und zerrte ihn mit sich in den Korridor. Eine halbe Sekunde später flohen beide in Richtung Ausgang.

Der Wachmann fuhr auf den Knien herum, hob die Waffe und zielte auf das fliehende Paar.

»*Non spari! Non possono scappare*«, befahl Marta. Nicht schießen! Sie können nicht entkommen.

Langdon und Sienna verschwanden um eine Ecke, und Marta wusste, es war nur eine Frage von Sekunden, bis die beiden den Beamten in die Arme rannten, die das Gebäude stürmten.

»Schneller!«, drängte Sienna, während sie mit Langdon denselben Weg zurückrannte, den sie gekommen waren. Sie hatte den Haupteingang erreichen wollen, bevor die Polizei sie stellen konnte. Doch nun wurde ihr bewusst, dass es dafür viel zu spät war.

Langdon hatte das offenbar auch erkannt. Ohne Vorwarnung blieb er stehen. »Wir schaffen es nicht!«

»Kommen Sie, weiter!«, drängte Sienna. »Wir müssen es zumindest versuchen!«

Langdon wirkte mit einem Mal abwesend, während er nach links starrte, einen schmalen Korridor hinunter, der in einem spärlich beleuchteten großen Raum endete. Die Wände des Raums waren von oben bis unten mit antiken Landkarten verhangen, und in der Mitte stand ein massiver Globus aus Metall. Langdon musterte den Globus und nickte, zögernd zuerst, dann entschlossen.

»Hier entlang!«, rief er und rannte los.

Robert!, dachte Sienna entgeistert und folgte ihm widerwillig. Der Korridor führte tiefer ins Museum, weg vom Ausgang.

»Was ist das hier?«, ächzte sie, als sie ihn endlich eingeholt hatte. »Wohin führen Sie uns?«

»Nach Armenien«, antwortete er.

»Wie bitte?«

»Armenien«, wiederholte Langdon, ohne Sienna anzusehen. »Vertrauen Sie mir.«

Auf der Galerie des Saals der Fünfhundert hielt sich Vayentha zwischen erschrockenen Touristen verborgen, als Brüders SRS-Team an ihr vorbeistürmte und auf den Eingang des Museums zuhielt. Von unten hallte der Lärm zuschlagender Türen hoch, als die Polizei den Palast abriegelte.

Falls Langdon hier war, saß er endgültig in der Falle.

Unglücklicherweise galt das auch für Vayentha.

Mit seiner warmen Täfelung und der Kassettendecke hebt sich *la Stanza della Guardaroba*, der Kartensaal, deutlich von dem ansonsten nüchternen Interieur des Palazzo Vecchio ab. Als dieser großartige Raum dem Herzog noch als Garderobe gedient hatte, waren dessen Kleider und sonstige Habseligkeiten in Dutzenden von Schränken und Regalen aufbewahrt worden. Heutzutage sind die Schränke verschwunden und die Wände mit Karten verhängen – dreiundfünfzig an der Zahl, handgezeichnet auf Leder, die die Welt darstellen, wie sie um das Jahr 1550 herum bekannt war.

Die beeindruckende Sammlung wird dominiert von einem zwei Meter durchmessenden Globus, der auf einem massiven Sockel im Zentrum des Raums ruht. Bekannt als *Mappa Mundi*, war er einst der größte rotierende Globus seiner Epoche, und es heißt, eine leichte Berührung mit dem Finger hätte genügt, ihn in Drehung zu versetzen. Heute stellt er die letzte Station für Touristen dar, die sich durch die lange Abfolge von Ausstellungsräumen bis in die Sackgasse des Kartensaals vorgearbeitet haben. Sie umrunden den Globus und kehren sodann auf demselben Weg zurück, den sie gekommen sind.

Langdon und Sienna trafen atemlos im Kartensaal ein. Vor ihnen erhob sich majestätisch die gewaltige Kugel von *Mappa Mundi*, doch Langdon würdigte sie keines Blickes. Stattdessen wanderte sein Blick über die Wände.

»Wir müssen Armenien finden!«, sagte er. »Die Karte von Armenien!«

Sienna eilte zur rechten Wand des KartensaaIs, um systematisch nach einer Karte von Armenien zu suchen, während Langdon sich nach links wandte.

Arabien ... Spanien ... Griechenland ...

Jedes Land war in bemerkenswertem Detail dargestellt eingedenk der Tatsache, dass die Zeichnungen vor mehr als fünfhundert Jahren angefertigt worden waren – zu einer Zeit, als ein großer Teil der Welt noch gar nicht entdeckt war, geschweige denn kartiert.

Wo ist Armenien?

Langdons eidetisches Gedächtnis nutzte ihm wenig, als er sich an die Führung vor einigen Jahren zu erinnern versuchte, in deren Verlauf er die geheimen Passagen und Gänge von Florenz besichtigt hatte. Er war damals leicht benebelt gewesen, nicht zuletzt wegen des zweiten Glases *Gaja Nebbiolo*, das er sich vor der Tour zum Mittagessen gegönnt hatte. Passenderweise bedeutete *nebbiolo* »kleiner Nebel«. Doch hatte

Langdon nicht vergessen, dass es in diesem Raum eine besondere Karte gab – die von Armenien –, hinter der sich etwas Einzigartiges verbarg.

Ich weiß, dass sie hier ist!, dachte er ärgerlich, während er die nicht enden wollende Reihe von Karten absuchte.

»Armenien«, rief in diesem Moment Sienna.
»Hier drüben!«

Langdon fuhr zu ihr herum. Sie stand in der rechten Ecke des Saals. Er eilte zu ihr, und sie zeigte mit einem Gesichtsausdruck auf die Karte von Armenien, als wolle sie sagen: *Das ist sie – und jetzt?*

Langdon hatte keine Zeit für Erklärungen. Stattdessen packte er mit beiden Händen den massiven Holzrahmen der Karte und zog kräftig daran. Die gesamte Karte schwenkte in den Raum – und mit ihr ein Teil der Wand samt Vertäfelung. Dahinter kam ein geheimer Durchgang zum Vorschein.

»Okay«, sagte Sienna beeindruckt. »Armenien also.«

Ohne zu zögern trat sie in den dunklen Gang. Langdon folgte ihr und schloss die getarnte Tür hinter sich.

Trotz seiner nebelhaften Erinnerungen an die damalige Führung war ihm dieser Geheimgang im Gedächtnis haften geblieben. Er und Sienna hatten soeben quasi einen Spiegel passiert und waren im *Palazzo Invisibile* angelangt, jener heimlichen Welt, die sich hinter den Wänden des Palazzo Vecchio verbarg. Nur der damals herrschende Herzog und seine engsten Angehörigen hatten Zutritt zu diesem Reich gehabt.

Langdon verharrte einen Moment, um sich zu orientieren, während er die neue Umgebung auf sich wirken ließ. Sie befanden sich in einem gemauerten Korridor aus hellem Stein. Durch eine Reihe staubiger Bleiglasfenster fiel schwaches Tageslicht. Der Korridor führte fünfzig Meter

hinab zu einer Tür aus Holz, an die sich Langdon ebenfalls erinnerte.

Er wandte sich nach links, wo eine schmale Treppe nach oben abzweigte. Der Weg war mit einer Kette versperrt, und ein Schild an der Wand verkündete: SENZA USCITA.

Langdon wandte sich der Treppe zu.

»Nein, Robert!«, warnte Sienna. »Da steht ›Kein Ausgang!‹«

»Danke«, antwortete Langdon und grinste schief. »So viel Italienisch kann ich auch.«

Er hakte die Kette aus und kehrte damit zur Geheimtür zurück, wo er das eine Ende der Kette um den Türgriff wickelte und das andere Ende um einen Lampenhalter an der Wand, sodass die Tür von außen nicht mehr geöffnet werden konnte.

»Oh«, sagte Sienna dümmlich. »Gute Idee.«

»Das wird sie nicht lange aufhalten«, sagte Langdon. »Aber wir brauchen auch nicht viel Zeit. Kommen Sie.«

Er rannte los, und Sienna folgte ihm dicht auf den Fersen.

Als die Karte von Armenien endlich krachend aufflog, stürmten Agent Brüder und seine Männer den schmalen Gang hinunter, gefolgt von der schwangeren Kuratorin, die schnaufend hinter ihnen zurückfiel. Brüder rannte zur Holztür am anderen Ende des Gangs, stieß sie auf, und ein Schwall kalter Luft wehte ihm entgegen. Grelles Sonnenlicht blendete ihn.

Brüder und sein Team hatten einen Laufsteg erreicht, der sich draußen am Dach des Palazzo entlangzog. Brüders Blick folgte dem Verlauf des Stegs. Er führte zu einer weiteren Tür, fünfzig Meter entfernt.

Brüder sah sich um. Zu seiner Linken erhob sich das Dach des Saals der Fünfhundert wie ein Gebirge. *Unmöglich, das zu überqueren.* Auf der rechten Seite wurde der Laufsteg von einem tiefen

Lichtsacht gesäumt. *Ein Sturz wäre tödlich.*

Er richtete den Blick wieder geradeaus. »Dort entlang!«

Brüder und seine Männer rannten über den Steg zur zweiten Tür, während die Aufklärungsdrohne wie ein hungriger Geier über ihnen schwebte.

Sie brachen durch die Tür und mussten so unvermittelt stehenbleiben, dass sie beinahe übereinander gestürzt wären.

Vor ihnen lag eine winzige Kammer mit nackten Wänden, die keinen anderen Ausgang besaß. Ein langer Holztisch stand an der Seite. Von der freskenverzierten Decke starrten groteske Gestalten höhnisch auf sie herab.

Eine Sackgasse.

Einer von Brüders Männern trat zu einer Informationsplakette an der Wand. »Moment«, sagte er. »Hier steht, es gibt eine *finestra* in diesem Raum – eine Art verborgenes Fenster?«

Brüder blickte sich um, konnte jedoch kein

Fenster entdecken. Er durchquerte die Kammer und las die Plakette selbst.

Offensichtlich handelte es sich um das ehemalige private *studio* der Herzogin Bianca Cappello, und es gab ein verborgenes Fenster – *una finestra segrata* –, durch welches Bianca ungesehen beobachten konnte, wie ihr Mann im Saal der Fünfhundert seine Reden hielt.

Brüder suchte den Raum erneut ab und entdeckte eine kleine, gut getarnte Öffnung in der Wand. Sie war mit einem Gitter gesichert. *Sind sie etwa durch dieses Loch gekrochen?*

Er untersuchte die Öffnung eingehender. Sie schien zu klein für jemanden von Langdons Statur. Brüder drückte das Gesicht an das Gitter und spähte hindurch. Er blickte von hoch oben in den Saal der Fünfhundert. *Hier sind sie definitiv nicht durchgekommen. Wohin zum Teufel sind sie verschwunden?*

Brüder erhob sich und drehte sich zu seinen

Männern um, und in diesem Moment gewann die Frustration die Überhand in ihm. In einem seltenen Anfall von unkontrollierter Emotion warf Agent Brüder den Kopf in den Nacken und stieß einen Wutschrei aus.

Es war ohrenbetäubend laut in der kleinen Kammer.

Unten im Saal der Fünfhundert fuhren Besucher und Polizisten herum und starrten erschrocken zu der kleinen vergitterten Öffnung hoch oben an der Wand. Dem Lärm nach zu urteilen, diente die ehemalige Geheimkammer der Herzogin neuerdings als Käfig für ein wildes Tier.

Sienna Brooks und Robert Langdon standen in völliger Dunkelheit.

Wenige Minuten zuvor hatte Sienna zugesehen, wie Langdon geschickt die Kette benutzt hatte, um die geheime Tür hinter der Karte von Armenien zu

sichern.

Zu ihrer Überraschung jedoch waren sie anschließend nicht den Korridor entlang geflüchtet, sondern die schmale, steile Treppe hinauf, an deren Wand das Schild SENZA USCITA hing.

»Robert!«, hatte sie verwirrt gerufen. »Ich dachte, wir wollen nach unten?«

»Wollen wir auch«, antwortete Langdon mit einem Blick über die Schulter. »Aber manchmal muss man zuerst nach oben, wenn man runter will.« Er zwinkerte ihr aufmunternd zu. »Erinnern Sie sich an Satans Nabel?«

Was zum Teufel redet er jetzt schon wieder? Sienna rannte hinter ihm her, während sie über den Sinn seiner Worte nachgrübelte.

»Haben Sie Dantes Inferno nicht gelesen?«, hakte er nach.

Doch ... aber damals war ich sieben. Einen Sekundenbruchteil später dämmerte es ihr. »Oh«, sagte sie. »Satans Nabel. Ich erinnere mich.«

Langdon spielte auf den Schluss von Dantes Inferno an. Um aus der Hölle zu entkommen, musste Dante über den behaarten Bauch des riesigen Satan klettern. Als er den Nabel erreichte – den vorgeblichen Mittelpunkt der Erde –, kehrte sich die Gravitation unvermittelt um, und Dante musste von da an *aufwärts* klettern, um *tiefer* nach unten ins Fegefeuer zu gelangen.

Sienna erinnerte sich an ihre Enttäuschung über Dantes laienhafte Vorstellung bezüglich der Gravitation im Erdmittelpunkt. Dante mochte ein Genie gewesen sein, aber definitiv nicht auf dem Gebiet der Mechanik vektorieller Kräfte.

Sie erreichten das Ende der Treppe und fanden eine einsame Tür mit der Aufschrift SALA DEI MODELLI DI ARCHITETTURA.

Langdon öffnete sie und bedeutete Sienna einzutreten. Dann folgte er ihr und zog die Tür hinter sich zu.

Der kahle Raum, in dem sie sich nun befanden,

war bis auf ein Gewirr von Vitrinen und Schaukästen leer. In den Kästen ruhten Modelle von Vasaris architektonischen Entwürfen, von denen Sienna allerdings kaum Notiz nahm. Was sie hingegen bemerkte, war die Tatsache, dass der Raum keine Fenster, keine Türen und, wie am Fuß der Treppe angekündigt, keinen Ausgang besaß.

»Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Nerio I., genannt Herzog von Athen, der Herrscher im Palast«, erklärte Langdon. »Er ließ diesen geheimen Fluchtweg bauen, für den Fall eines Angriffs. Der Geheimweg führt zu einer winzigen Tür in einer Seitengasse. Wenn wir es bis dorthin schaffen, können wir unbemerkt nach draußen. Hier, sehen Sie den Gang, an der Seite?« Er deutete auf eines der Modelle.

Er hat mich hergeführt, um mir Modelle zu zeigen?

Sienna warf einen nervösen Blick auf die Miniatur und bemerkte die geheime Treppe, die

verborgen zwischen der inneren und der äußeren Wand hinabführte, den ganzen Weg vom Dach bis nach unten auf die Straße.

»Ich sehe die Treppe, Robert«, antwortete sie gereizt. »Aber sie liegt auf der anderen Seite des Palazzo! Wir schaffen es nie bis dorthin!«

»Haben Sie ein wenig Vertrauen«, erwiderte Langdon grinsend.

Plötzlich krachte es unter ihnen. Offenbar war soeben der Eingang hinter der Karte von Armenien aufgebrochen worden. Sie standen reglos da und lauschten auf die eiligen Schritte der Soldaten. Keiner schien auf die Idee zu kommen, dass die Beute noch weiter nach oben gestiegen sein könnte – schon gar nicht eine schmale, steile Stiege hinauf, die mit SENZA USCITA markiert war.

Als der Lärm von unten verklungen war, schob sich Langdon zielstrebig zwischen den Vitrinen hindurch zu einem großen Hängeschränk auf der anderen Seite des Raums. Der Schränk maß

vielleicht einen Meter im Quadrat und hing einen Meter über dem Boden. Ohne zu zögern packte Langdon den Griff und öffnete die Tür.

Sienna runzelte überrascht die Stirn.

Das Schrankinnere sah aus wie ein riesiges Nichts ... als wäre das antike Möbelstück ein Portal in eine andere Welt, eine Welt voller Dunkelheit.

»Folgen Sie mir«, sagte Langdon.

Er nahm die Taschenlampe, die einsam an der Wand neben der Öffnung an einem Haken hing, und zog sich mit verblüffender Kraft und Wendigkeit nach oben in den Schrank. Einen Moment später war er in dem Loch verschwunden.

La Soffita, dachte Langdon. *Der aufregendste Dachboden der Welt.*

Die Luft im Innern des leeren Raums roch muffig und abgestanden, und der Jahrhunderte alte Staub war so fein und leicht, dass er schwerelos in der Atmosphäre zu hängen schien. Ringsum knackten und ächzten dicke Balken, und Langdon hatte das Gefühl, als wäre er in den Bauch eines alten Segelschiffs gestiegen.

Nachdem er sicheren Halt auf einem breiten Träger gefunden hatte, hob er die Taschenlampe und richtete den Strahl in die Dunkelheit.

Vor ihm erstreckte sich ein scheinbar endloser

Stollen, durchzogen von einem Gewirr aus Balken, Pfosten, Trägern und anderen Konstruktionselementen, die das von außen unsichtbare Gerippe des Daches über dem Saal der Fünfhundert bildeten.

Langdon hatte den riesigen Dachboden schon einmal gesehen: bei seiner alkoholbenebelten Tour durch die geheimen Passagen vor einigen Jahren. Das hängeschränkartige Fenster in der *Sala di modele* war nachträglich in die Wand gebrochen worden, damit Besucher mit einer Taschenlampe durch die Öffnung die echte Dachkonstruktion betrachten konnten, und nicht nur das Miniaturmodell.

Als Langdon den Dachboden betreten hatte, staunte er nicht schlecht, wie sehr die Konstruktion einem gewöhnlichen Scheunendach ähnelte – ein traditionelles Giebelfachwerk mit klassischen Zimmermannsverbindungen und Holznägeln, nur viel größer.

Sienna war unterdessen ebenfalls durch das Fenster geklettert und richtete sich nun neben ihm auf, während sie sich an einem Balken festhielt. Langdon schwenkte die Taschenlampe hin und her, um ihr die ungewöhnliche Umgebung zu zeigen.

Der Blick entlang der Längsachse des Dachstuhls erinnerte an eine endlose Abfolge gleichschenkliger Dreiecke, die irgendwo in der Ferne verschwanden. Unter ihren Füßen gab es keine Dielenbretter. Die quer verlaufenden Tragebalken waren völlig nackt und erinnerten an eine Abfolge massiver Eisenbahnschwellen.

Langdon deutete in die Dunkelheit hinaus. »Wir befinden uns direkt über dem Saal der Fünfhundert«, sagte er leise. »Wenn wir einen Weg auf die andere Seite finden, sind wir schon fast bei der Treppe des Herzogs.«

Sienna warf einen zweifelnden Blick auf das Labyrinth aus Balken und Streben vor ihnen. Der einzige Weg, die andere Seite zu erreichen,

bestand anscheinend darin, von einem Balken zum nächsten zu springen – doch der Zwischenraum war viel zu groß. Die Balken waren mächtig – jeder einzelne bestand aus einer Reihe dünnerer Balken, die von Eisenbändern zusammengehalten wurden. Ohne Frage breit genug, um darauf zu laufen.

»Ich kann nicht so weit springen, unmöglich!«, flüsterte Sienna.

Langdon bezweifelte ebenfalls, dass er es schaffen würde – und ein Sturz bedeutete den sicheren Tod. Er richtete den Lichtkegel auf den leeren Raum zwischen den Balken.

Zweieinhalb Meter tiefer verlief, gehalten von Eisenstangen, eine staubige horizontale Fläche – eine Art Boden. Trotz des massiven Anscheins bestand die Fläche hauptsächlich aus dünnen, verstaubten Stoffbahnen, die man zum Schutz dicht über den Leinwänden der berühmten Decke ausgespannt hatte. Unter den Stoffbahnen befanden

sich die neununddreißig Gemälde von Vasari, gehalten von hölzernen Rahmen, die die Kassetten bildeten.

Sienna deutete nach unten. »Können wir nicht runterklettern und über die Rahmen laufen?«

Eher nicht, es sei denn, wir wollen durch eine Leinwand fallen und uns das Genick brechen.

»Es gibt einen besseren Weg«, sagte Langdon betont gelassen, um sie nicht zu beunruhigen. Er bewegte sich über den Querbalken langsam zum Zentralträger des Dachstuhls, der in Längsrichtung verlief. Bei seinem vorangehenden Besuch hatte Langdon nicht nur durch das Fenster in der Wand der *Sala di modele* geblickt, sondern den Dachboden selbst zu Fuß erkundet. Allerdings waren sie damals durch eine Tür auf der anderen – der gegenüberliegenden – Seite gekommen. Falls seine Erinnerung ihn nicht im Stich ließ, befand sich längs des zentralen Tragbalkens ein stabiler Laufsteg. Dieser Steg führte zu einer großen

Aussichtsplattform in der Mitte des Raums.

Doch als Langdon die Mitte des Querbalkens erreichte, erblickte er vor sich lediglich einen improvisierten Brettersteig, der mit dem Laufsteg aus seiner Erinnerung nicht das Geringste gemeinsam hatte.

Wieviel Nebbiolo habe ich damals eigentlich getrunken?

Statt einer stabilen, für Touristen geeigneten Konstruktion erblickte er ein Sammelsurium verschiedener loser Planken und Dielen, die von einem Querträger zum nächsten führten – kaum breiter als zwanzig Zentimeter und auf jeden Fall eine wacklige Angelegenheit.

Anscheinend reichte der Touristenlaufsteg von der anderen Seite nur bis zur Aussichtsplattform in der Mitte des Dachbodens, und die Besucher mussten denselben Weg zurückgehen, den sie gekommen waren. Der Plankenweg, den Langdon und Sienna vor sich hatten, war offenbar nur für

Handwerker oder Techniker gedacht, die von Zeit zu Zeit Reparaturen und Wartungsarbeiten auf dieser Seite des Dachbodens vornehmen mussten.

»Sieht wacklig aus«, bemerkte Langdon mit einem unsicheren Blick nach vorn.

Sienna zuckte unbeeindruckt die Schultern.
»Auch nicht schlimmer als Venedig bei Hochwasser.«

Da hat sie nicht ganz Unrecht, dachte Langdon. Bei seinem letzten Abstecher in die alte Stadt am Ende der Adria hatte der Markusplatz dreißig Zentimeter tief unter Wasser gestanden. Langdon war vom Hotel Danieli bis zum Dom über Dielen gelaufen, die auf Steinblöcken und umgedrehten Eimern geruht hatten. Die Konsequenzen eines Fehltritts – nasse Füße – waren in Venedig ungleich kleiner gewesen als hier, wo nach dem Sturz durch ein Meisterwerk der Renaissance der sichere Tod lauerte.

Langdon verdrängte den Gedanken und

balancierte mit gespielter Lässigkeit auf das erste schmale Brett hinaus, in der Hoffnung, Sienna dadurch zu beruhigen. Sein Puls jagte in die Höhe, während er die Planke überquerte. Als er sich der Mitte näherte, bog sich das Holz unter seinem Gewicht und knarrte unheildrohend. Er balancierte weiter, etwas schneller als zuvor, und erreichte wenige Augenblicke später den zweiten Querträger.

Aufatmend drehte er sich um, um Sienna den Weg zu beleuchten und notfalls ermutigend auf sie einzureden. Es war nicht nötig. Sobald das Licht auf die Planke fiel, huschte sie mit bemerkenswertem Geschick darüber. Das Holz bog sich kaum unter ihrem Gewicht, und Sekunden später war sie bei Langdon auf der anderen Seite angekommen.

Ermutigt wandte Langdon sich um und überquerte die nächste Planke. Sienna wartete, bis er den nächsten Träger erreicht hatte und ihr

leuchtete, dann folgte sie ihm. Auf diese Weise bewegten sie sich in einem stetigen Rhythmus durch den antiken Dachstuhl – zwei Gestalten, die im Licht einer einzelnen Taschenlampe nacheinander von einem Querträger zum nächsten balancierten. Irgendwo unter ihnen erklang das Geräusch von Walkie-Talkies, deutlich zu hören durch die dünne Decke. Langdon ließ sich zu einem Grinsen hinreißen. *Wir sind über dem Saal der Fünfhundert, in luftiger Höhe und unsichtbar für alle.*

»Sie sagten, Ignazio hätte Ihnen verraten, wo er die Maske versteckt hat?«, flüsterte Sienna nach einer Weile.

»Das stimmt«, antwortete Langdon. »Allerdings in verschlüsselter Form.« In knappen Worten erklärte Langdon, dass *il Duomino* dem Anrufbeantworter das Versteck offensichtlich nicht im Klartext hatte anvertrauen wollen. »Er hat das Paradies erwähnt, und ich nehme an, er meint

damit das letzte Buch von Dantes *Divina Commedia*. Seine genauen Worte waren ›Paradiso fünfundzwanzig‹.«

Sienna sah Langdon an. »Er muss *Canto* fünfundzwanzig gemeint haben.«

»Das denke ich auch«, sagte Langdon. Ein *Canto* war das ungefähre Äquivalent eines Kapitels; das Wort ging zurück auf die Tradition der gesungenen Dichtung. Die *Divina Commedia* bestand aus genau einhundert *canti*, aufgeteilt in drei Bücher:

Inferno 1 – 34

Purgatorio 1 – 33

Paradiso 1 – 33

Paradiso fünfundzwanzig, dachte Langdon und wünschte, sein fotografisches Gedächtnis hätte den gesamten Text gespeichert. *Nicht mal annähernd – wir müssen eine Ausgabe des Buches finden.*

»Es geht noch weiter«, sagte er. »Die letzten Worte Ignazios waren: ›Die Pforten stehen Ihnen offen, doch Sie müssen sich beeilen.‹ Er hielt inne und blickte Sienna an. »Canto fünfundzwanzig bezieht sich offensichtlich auf einen ganz bestimmten Ort hier in Florenz. Einen Ort mit Toren, würde ich sagen.«

Sienna runzelte die Stirn. »Aber diese Stadt hat Dutzende Tore, wenn nicht Hunderte.«

»Deswegen brauchen wir auch den genauen Text des Canto fünfundzwanzig aus dem *Paradiso*.« Er lächelte hoffnungsvoll. »Sie kennen die Passage nicht zufällig auswendig?«

Sie starrte ihn perplex an. »Etliche tausend Zeilen archaisches Italienisch, die ich als Kind gelesen habe?« Sie schüttelte den Kopf. »Sie sind von uns beiden derjenige mit dem irren Gedächtnis, Professor. Ich bin nur eine einfache Ärztin.«

Irgendwie war Langdon enttäuscht, dass Sienna

trotz allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten, immer noch die Wahrheit über ihren unfassbaren Intellekt verschleierte. *Ich bin nur eine einfache Ärztin?* Er kicherte innerlich. *Bestimmt die bescheidenste einfache Ärztin auf der ganzen Welt.* Er rief sich die Zeitungsausschnitte ins Gedächtnis, in denen die Presse von ihren Fähigkeiten geschwärmt hatte. Fähigkeiten, die leider nicht ausreichten, um eine der längsten epischen Dichtungen der Menschheitsgeschichte zu rezitieren. *Bedauerlich, aber verständlich*, dachte Langdon.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort und überquerten mehrere Träger. Endlich entdeckte Langdon vor sich in der Dunkelheit einen breiten Umriss. *Die Besucherplattform!* Die wackligen Dielen und Planken unter ihren Füßen führten auf direktem Weg zu einer viel vertrauenerweckenderen Konstruktion, die von einem Geländer umgeben war. Wenn sie die

Plattform erst erreicht hätten, könnten sie von dort aus über den Steg bis zur anderen Seite laufen und den Dachboden durch eine Tür verlassen. Danach wäre es nicht mehr weit bis zur Treppe des Herzogs von Athen.

Als sie nur noch ein paar Meter von der Plattform entfernt waren, blickte Langdon nach unten zur hängenden Decke des Saals. Bisher waren sämtliche Kassetten der Decke gleich groß gewesen, doch nun folgte eine, die viel größer war als alle anderen.

Die Apotheose des Herzogs Cosimo, dachte er.

Die riesige, runde Lünette war Vasaris kostbarstes Gemälde und das zentrale Werk in der Decke des Saals der Fünfhundert. Langdon zeigte seinen Studenten oft Dias dieses Meisterstücks und wies dabei auf die Ähnlichkeiten zu *The Apotheosis of Washington* im Kapitol der Vereinigten Staaten hin – ein zarter Wink, dass das flügge werdende Amerika weit mehr von Italien

übernommen hatte als nur das Konzept der Republik.

An diesem Tag jedoch war Langdon mehr daran interessiert, die *Apotheose* so schnell wie möglich hinter sich zu lassen, als sie zu studieren. Er balancierte schneller voran und wandte den Kopf ein wenig, um Sienna zuzuflüstern, dass sie es fast geschafft hatten.

In diesem Moment geschah es. Sein Fuß verfehlte die Mitte der Planke. Der Schuh berührte gerade noch die Kante, und Langdon knickte ein. Halb stolpernd, halb rennend torkelte er vorwärts in dem Versuch, das Gleichgewicht zurückzugewinnen.

Es war zu spät.

Er krachte mit den Knien auf die Planke und streckte verzweifelt die Hände aus, um den Querträger zu packen. Die Taschenlampe fiel in die Dunkelheit, landete auf der dünnen Stoffbahn und wölbte sie mitsamt der Leinwand des

Gemäldes leicht nach unten. Langdon rappelte sich panisch auf, und mit einem letzten Satz gelang es ihm, sich auf dem Querträger in Sicherheit zu bringen. Die Planke, auf der er gerade noch gestanden hatte, löste sich federnd aus ihren Widerlagern und landete mit ohrenbetäubendem Poltern auf dem Holz der Kasette, die Vasaris *Apotheose* umrahmte.

Der Lärm hallte durch den Dachboden.

Entsetzt und mit zitternden Knien richtete sich Langdon auf und drehte sich zu Sienna um.

Im schwachen Lichtschein der heruntergefallenen Taschenlampe konnte er sehen, dass Sienna auf dem letzten Querträger stand. Sie saß fest – es gab keinen Weg mehr zu ihm.

Ihre Augen verrieten, was er längst wusste. Der Lärm der fallenden Planke hatte sie verraten.

Vayenthass Blick schoss nach oben zu der kunstvollen Decke.

»Gibt es da oben etwa Ratten?«, witzelte der Mann mit dem Camcorder nervös, als das scheppernde Gepolter durch den Saal hallte.

Müssen ziemlich große Ratten sein, dachte Vayentha und sah zu dem runden Gemälde in der Mitte der Decke. Eine kleine Staubwolke hatte sich gelöst und schwebte nach unten. Vayentha hätte schwören können, dass in der Leinwand eine leichte Wölbung zu sehen war, als drücke irgendetwas von der Rückseite dagegen.

»Vielleicht hat einer der Polizisten seine Pistole von der Plattform fallen lassen«, sagte der Mann mit dem Camcorder. Er hatte die Beule im Gemälde ebenfalls bemerkt. »Was meinen Sie, wonach sucht die Polizei? Ach, das ist alles so aufregend, wirklich sehr aufregend!«

»Eine Plattform?«, fragte Vayentha ungläubig.
»Man kann dort *hinauf*?«

»Sicher.« Er deutete auf den Eingang zum Museum. »Direkt hinter dem Eingang ist eine Tür,

die zu einem Laufsteg auf dem Dachboden führt. Von da aus kann man Vasaris Dachkonstruktion sehen. Sie ist fantastisch.«

In diesem Moment hallte Brüders grollende Stimme durch den Saal. »Wo zum Teufel sind sie hin?«

Seine Worte kamen – genau wie das Gebrüll wenige Sekunden zuvor – aus einem Gitterrost hoch oben in der Wand. Bruder befand sich offensichtlich in einem Raum dahinter ... jedoch noch immer ein gutes Stück unterhalb der kunstvollen Saaldecke.

Vayenthass Blick wanderte erneut zu der Ausbeulung in der Leinwand.

Ratten auf dem Dachboden, dachte sie. *Sie suchen einen Weg hinaus.*

Sie dankte dem Mann mit dem Camcorder und wand sich zwischen den wartenden Touristen hindurch zum Eingang des Museums. Es hatte noch immer geschlossen, doch da ständig Beamte hin

und her rannten, nahm sie an, dass die Tür nicht abgesperrt war.

Und tatsächlich – ihre Instinkte hatten sie nicht getäuscht.

Draußen auf der Piazza und im Chaos der eintreffenden Streifenwagen stand im Schatten der Loggia dei Lanzi ein Mann mittleren Alters und verfolgte die Aktivitäten mit großem Interesse. Der Mann trug eine Brille von Plume Paris, eine Paisley-Krawatte und einen winzigen goldenen Stecker im Ohr.

Während er den Tumult beobachtete, ertappte er sich dabei, wie er sich schon wieder am Hals kratzte. Er hatte über Nacht einen Ausschlag entwickelt, der immer schlimmer zu werden schien und sich in kleinen Pusteln entlang seiner Kieferpartie, am Hals, auf den Wangen und über

den Augen manifestierte.

Als er seine Fingernägel ansah, stellte er fest, dass sie blutig waren. Er nahm ein Taschentuch hervor und wischte sie ab, dann betupfte er die blutenden Pusteln in seinem Gesicht.

Schließlich richtete er den Blick wieder auf die beiden schwarzen Vans vor dem Palazzo. Im ersten der beiden Fahrzeuge saßen zwei Personen im Fond.

Eine davon war ein bewaffneter Soldat in einer schwarzen Montur.

Die andere eine ältere, auffallend schöne silberhaarige Frau mit einem blauen Amulett um den Hals.

Der Soldat schien eine Spritze aufzuziehen.

Dr. Elizabeth Sinskey starrte geistesabwesend durch die Scheibe des Vans nach draußen auf den Palazzo, während sie sich zum wiederholten Mal fragte, wie diese Krise derartige Ausmaße hatte

annehmen können.

»Madame?«, sagte eine tiefe Stimme neben ihr.

Sie drehte sich benommen zu dem jungen Soldaten um, der sie begleitete. Er nahm ihren Unterarm und hielt die Spritze hoch. »Bitte halten Sie still.«

Eine Nadel durchbohrte ihre Haut.

Der Soldat injizierte ihr eine klare Flüssigkeit.
»Und jetzt schlafen Sie weiter, Madame.«

Sie schloss die Augen ... und hätte schwören können, für den Bruchteil einer Sekunde einen Mann zu sehen, der sie aus dem Schatten heraus beobachtete. Er trug eine Designerbrille und eine schicke Krawatte, und sein gerötetes Gesicht war von einem Ausschlag verunstaltet. Im ersten Moment glaubte sie, ihn zu kennen. Doch als sie die Augen wieder öffnete, um ein zweites Mal hinzusehen, war er verschwunden.

In der Dunkelheit des Dachbodens waren Langdon und Sienna durch einen sechs Meter breiten Abgrund voneinander getrennt. Zweieinhalb Meter tiefer lag die heruntergefallene Planke quer über dem Holzrahmen mit Vasaris *Apotheose*. Die schwere Taschenlampe beulte die schützende Stoffbahn mitsamt der darunterliegenden Leinwand ein wenig ein wie ein Stein auf einem Trampolin.

»Die Planke hinter Ihnen!«, flüsterte Langdon.
»Können Sie sie zu sich ziehen und über den Zwischenraum legen?«

Sienna musterte die Planke. »Zu schwer. Das andere Ende würde herunterfallen.«

Langdon hatte es befürchtet; das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnten, war eine dicke Holzbohle, die durch eine kostbare Vasari-Leinwand krachte.

»Ich habe eine Idee!«, sagte Sienna in diesem Moment und bewegte sich seitwärts über den Querträger auf die Mauer zu. Langdon folgte ihr vorsichtig auf seinem Träger. Je weiter sie sich vom Licht der Lampe entfernten, desto zaghafter wurden ihre Schritte. Als sie die Mauer erreicht hatten, waren sie nahezu vollständig von Dunkelheit umgeben.

»Dort unten«, flüsterte Sienna und deutete in das Schwarz unter sich. »Der Rand der Decke. Er muss an der Wand befestigt sein. Er müsste mich tragen.«

Bevor Langdon protestieren konnte, war Sienna von ihrem Träger geklettert. Sie benutzte eine Reihe von Stützbalken als Leiter und ließ sich hinab auf den Rand der Holzkassette. Der Rahmen

knarrte einmal, doch er hielt. Dann tastete sich Sienna Zentimeter für Zentimeter an der Wand entlang in Langdons Richtung – wie über das Fenstersims eines Hochhauses. Der Rahmen knarrte erneut.

Dünnes Eis, dachte Langdon. *Bleib dicht am Ufer.*

Als Sienna die Mitte zwischen den beiden Trägern erreicht hatte, keimte neue Hoffnung in Langdon auf. Vielleicht konnten sie es doch noch rechtzeitig schaffen.

Dann knallte irgendwo in der Dunkelheit eine Tür, und er hörte, wie sich über den Laufsteg schnelle Schritte näherten. Der Lichtkegel einer Taschenlampe blitzte auf und schwenkte suchend über das Gebälk, während er von Sekunde zu Sekunde näher kam. Langdon spürte seine Hoffnung schwinden. Jemand kam über den Laufsteg in ihre Richtung und schnitt ihnen den Fluchtweg ab.

»Sienna, klettern Sie weiter!«, flüsterte er drängend. »Bleiben Sie an der Mauer, bis Sie die andere Seite erreicht haben. Dort gibt es einen Ausgang. Ich starte ein Ablenkungsmanöver.«

»Nein!«, widersprach Sienna drängend.
»Robert, kommen Sie zurück!«

Doch Langdon hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er balancierte über den Querträger zur Mitte des Gebälks, und Sienna blieb allein in der Dunkelheit zurück, zweieinhalb Meter tiefer als er. Zentimeterweise schob sie sich an der Wand entlang.

Als Langdon den Plankensteg in der Mitte des Dachs erreicht hatte, tauchte am Rand der Plattform eine Gestalt auf. Sie blieb vor dem Geländer stehen und richtete eine Taschenlampe auf Langdon.

Das Licht war schmerzhaft grell, und Langdon hob instinktiv die Arme, um sich zu ergeben. Er war völlig schutzlos, hoch über dem Saal der

Fünfhundert auf einem schmalen Balken, geblendet von hellem Licht.

Er wartete auf den Knall eines Schusses oder einen barschen Befehl, doch nichts geschah. Einen Moment später schwang der Lichtkegel weg von seinem Gesicht und erforschte die Dunkelheit hinter ihm, auf der Suche nach etwas anderem ... oder *jemand* anderem. Langdon konnte nun die Person erkennen, die ihren Fluchtweg blockierte: eine Frau, schlank und ganz in schwarzes Leder gekleidet. Er zweifelte keinen Moment daran, dass sich unter ihrer Baseballmütze eine Stachelfrisur verbarg.

Vor Langdons geistigem Auge erschien der sterbende Dr. Marconi im Krankenhaus.

Sie hat mich gefunden. Sie ist hier, um ihren Auftrag zu beenden.

Langdon fühlte sich wie ein griechischer Freitaucher in einer Korallenhöhle; er war weit über den Punkt hinaus, an dem es ein Zurück

gegeben hätte, und sah sich nun konfrontiert mit einer Wand aus massivem Fels.

Die Attentäterin richtete ihre Taschenlampe wieder auf Langdons Gesicht.

»Mr. Langdon«, flüsterte sie drohend. »Wo ist Ihre Freundin?«

Langdon erschauerte. *Sie hat es auf uns beide abgesehen!* Er ermahnte sich, keinesfalls in Siennas Richtung zu blicken. »Sie hat nichts mit der Sache zu tun. Ich bin derjenige, den Sie suchen.«

Langdon betete, dass Sienna in der Dunkelheit entlang der Mauer vorankam. Wenn es ihr gelang, die Plattform unbemerkt zu passieren, hatte sie vielleicht eine Chance. Dann könnte sie sich in gebührendem Abstand zu der Killerin bis zum Laufsteg schleichen, hochklettern und zum Ausgang gelangen.

Die Attentäterin hob ihre Lampe und leuchtete durch den leeren Dachboden hinter Langdon. In

diesem Moment erhaschte Langdon einen Blick auf eine schemenhafte Gestalt in der Dunkelheit.

O Gott, nein!

Wie Langdon sich ausgemalt hatte, schlich Sienna seitlich von ihm über einen Querträger auf den Laufsteg zu. Allerdings zu einer Stelle, die höchstens zehn Meter von der Frau entfernt war!

Nein, Sienna! Das ist zu nah! Sie wird Sie hören!

Der Lichtstrahl kehrte zu Langdons Gesicht zurück.

»Hören Sie genau zu, Professor«, flüsterte die Attentäterin. »Wenn Sie am Leben bleiben wollen, schlage ich vor, Sie tun, was ich sage. Meine Mission wurde abgebrochen. Ich habe keinen Grund mehr, Ihnen Schaden zuzufügen. Wir sind von jetzt an auf der gleichen Seite. Ich weiß vielleicht, wie ich Ihnen helfen kann.«

Langdon hörte kaum zu. Seine Gedanken galten Sienna, die jetzt undeutlich zu sehen war, als sie

geschickt hinter der Plattform über das Gelände stieg – viel zu nah bei der Attentäterin mit der Pistole.

Lauf!, dachte er inbrünstig. Mach, dass du von hier wekommst!

Doch Sienna dachte zu Langdons Entsetzen gar nicht daran. Sie duckte sich in den Schatten und beobachtete schweigend die fremde Frau.

Vayentha starrte suchend in die Dunkelheit hinter Langdon. *Wohin zum Teufel ist sie verschwunden? Haben sie sich getrennt?*

Sie musste verhindern, dass das flüchtige Paar Brüder in die Hände fiel. *Das ist meine einzige Hoffnung.*

»Sienna?«, rief Vayentha mit kehliger Flüsterstimme. »Wenn Sie mich hören können, dann passen Sie gut auf. Die Männer unten werden nicht so zimperlich sein wie ich. Sie wollen bestimmt nicht von denen geschnappt werden. Ich

kenne einen Fluchtweg. Ich kann Ihnen helfen.
Vertrauen Sie mir.«

»Ihnen vertrauen?«, rief Langdon sarkastisch.
Seine Stimme war so laut, dass jeder im Umkreis
ihn hören musste. »Sie sind eine Mörderin!«

Sienna ist in der Nähe!, erkannte Vayentha.
*Langdon redet so laut, damit sie ihn hören
kann ... Er versucht sie zu warnen.*

Sie unternahm einen letzten Versuch. »Sienna,
die Situation ist kompliziert, aber ich kann Sie von
hier wegbringen. Überlegen Sie, welche Optionen
Ihnen bleiben. Sie sitzen in der Falle. Sie haben
keine Wahl.«

»Doch, sie hat eine Wahl!«, rief Langdon laut.
»Und sie ist clever genug, sich nicht auf Ihr
Angebot einzulassen!«

»Alles hat sich geändert«, beharrte Vayentha.
»Ich habe keinen Grund, Ihnen beiden zu schaden.«

»Sie haben Dr. Marconi ermordet! Ich nehme
an, Sie haben auch mich niedergeschossen!«

In diesem Moment wurde Vayentha klar, dass Langdon ihr niemals glauben würde.

Die Zeit zum Reden ist vorbei. Mit Worten lässt er sich nicht überzeugen.

Ohne noch einen Augenblick zu verschwenden, griff sie in ihre Lederjacke und zog die schallgedämpfte Pistole.

Sienna hatte reglos im Schatten gekauert, keine zehn Meter von der Frau entfernt, die Langdon gestellt hatte. Selbst in der Dunkelheit war ihre Silhouette unverkennbar. Und zu Siennas Entsetzen schwang sie die gleiche Waffe, die sie auch bei Marconi benutzt hatte.

Sie will schießen!, dachte Sienna, als sie die Körpersprache der Frau deutete.

Und tatsächlich, die Frau trat zwei Schritte auf Langdon zu und blieb vor dem niedrigen Geländer stehen, das die Aussichtsplattform über Vasaris *Apotheose* sicherte. Sie war jetzt so nah an

Langdon, wie es ging. Sie hob die Pistole und zielte auf seine Brust.

»Es tut nur für einen Moment weh«, sagte sie.

»Aber ich habe keine andere Wahl.«

Sienna reagierte instinktiv.

Die plötzliche Vibration der Bretter unter Vayenthass Füßen lenkte sie für einen Sekundenbruchteil ab. Noch während sie abdrückte, wandte sie den Kopf ... und als sich der Schuss löste, wusste sie, dass sie Langdon verfehlt hatte.

Jemand kommt von hinten!

Schnell.

Vayentha fuhr herum und riss die Waffe hoch. Ein dunkler Schatten flog erschreckend schnell heran. Vayentha feuerte, doch der Angreifer duckte sich tief, stieß sich vom Boden ab und prallte mit voller Wucht gegen sie.

Vayentha wurde von den Beinen gerissen,

krachte mit dem Steißbein gegen das niedrige Geländer der Plattform und kippte rücklings hinüber. Verzweifelt ruderte sie mit den Armen, als sie versuchte, sich an irgendetwas festzuhalten. Es war zu spät.

Sie fiel durch die Dunkelheit und wappnete sich gegen den Aufprall auf der staubigen Decke zweieinhalb Meter tiefer. Eigenartigerweise war die Landung viel sanfter, als sie es für möglich gehalten hätte ... als wäre sie in einem Sprungtuch gelandet, das nun unter ihrem Gewicht langsam nachgab.

Für einen kurzen Moment lag sie desorientiert auf dem Rücken und starrte nach oben. Sienna Brooks stand am Geländer und sah zu ihr herunter. Benommen öffnete Vayentha den Mund, um etwas zu sagen, doch in diesem Moment hörte sie unter sich das Geräusch reißenden Stoffs.

Das Tuch und die Leinwand, die ihr Gewicht getragen hatten, rissen auseinander.

Vayentha fiel erneut.

Diesmal fiel sie drei lange Sekunden. Während des Sturzes starrte sie nach oben auf eine Decke voller wunderschöner Gemälde. Das Bild direkt über ihr – ein riesiges rundes Bildnis von Herzog Cosimo I., umringt von kleinen Engeln auf einer himmlischen Wolke – zeigte genau in der Mitte einen langen, dunklen Riss.

Und dann versank Vayenthas Welt mit einem plötzlichen lauten Krachen im Nichts.

Von seinem Querträger oben im Gebälk spähte Langdon ungläubig durch Vasaris zerrissene Apotheose in den Saal darunter. Auf dem Steinboden lag die stachelhaarige Attentäterin in einer rasch größer werdenden Blutlache. Ihre Hand umklammerte noch immer die schallgedämpfte Pistole, mit der sie auf Langdon gefeuert hatte.

Langdon sah zu Sienna, die ebenfalls wie gebannt nach unten starrte. Ihr Gesicht verriet

blankes Entsetzen. »Ich ... ich wollte nicht ...«

»Sie haben instinktiv reagiert«, flüsterte Langdon. »Diese Frau wollte mich *erschießen*.«

Von unten hallten die ersten alarmierten Rufe herauf.

Langdon kletterte auf den Steg, dann führte er Sienna behutsam vom Geländer weg. »Wir müssen von hier verschwinden.«

Im geheimen *Studio* der Herzogin Bianca Cappello vernahm Agent Brüder einen lauten dumpfen Schlag, gefolgt von aufgeregten Rufen unten im Saal der Fünfhundert. Er stürzte zu dem Gitter in der Wand und spähte hindurch. Er benötigte mehrere Sekunden, um die Szene auf dem eleganten Steinboden zu erfassen.

Die schwangere Kuratorin hatte ihn und sein Team inzwischen eingeholt. Sie spähte ebenfalls durch das Gitter und schlug vor Entsetzen die Hand vor den Mund – dort unten lag eine gekrümmte Gestalt in einer riesigen Blutlache, umgeben von panischen Touristen. Dann wanderte ihr Blick

langsam zur Decke des Saals, und sie stieß ein gequältes Wimmern aus. Brüder folgte ihrem Blick zu einem runden Deckengemälde – einer Leinwand mit einem großen Riss in der Mitte.

Er wandte sich der Frau zu. »Wie kommen wir da hinauf?«

Am anderen Ende des Gebäudes rannten Langdon und Sienna die Treppe vom Dachstuhl hinab und hasteten durch eine Tür in den Palazzo. Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis Langdon den kleinen Alkoven gefunden hatte, den er von seiner Führung durch die geheimen Passagen und Gänge von Florenz kannte. Der Eingang zur Treppe des Herzogs von Athen lag geschickt getarnt hinter einem roten Vorhang.

Der Lärm rennender Schritte und gebrüllter Befehle schien inzwischen aus allen Richtungen gleichzeitig zu kommen. Langdon wusste, dass sie keine Zeit mehr verlieren durften. Er zog den

Vorhang beiseite, und sie schlüpfen durch die dahinterliegende Öffnung. Sie standen auf einem schmalen Treppenabsatz.

Ohne weitere Worte stiegen sie die beängstigend enge und steile Treppe hinab, die im Zickzack nach unten führte. Nach jeder Biegung schienen die Wände enger zusammenzurücken. Panik stieg in Langdon auf, doch dann erreichten sie unvermittelt das Ende der Stufen.

Geschafft.

Sie befanden sich in einer winzigen gemauerten Kammer. Die Tür vor ihnen war ein willkommener Anblick ... und gewiss eine der kleinsten der Welt. Nicht viel höher als einen Meter, war sie aus massivem Holz mit eisernen Nieten gearbeitet und innen mit einem schweren Riegel gesichert, um Unbefugte am Betreten zu hindern.

»Ich kann draußen Straßenlärm hören«, flüsterte Sienna. Sie wirkte noch immer erschüttert. »Was liegt auf der anderen Seite?«

»Die Via della Ninna«, antwortete Langdon und stellte sich die überlaufene Fußgängerstraße vor. »Aber es kann sein, dass draußen die Polizei wartet.«

»Die Polizei wird uns nicht erkennen. Sie sucht nach einer blonden Frau und einem dunkelhaarigen Mann.«

Langdon runzelte die Stirn. »Aber genau das sind wir doch ...?«

Sienna schüttelte den Kopf, und ein Ausdruck melancholischer Entschlossenheit trat in ihr Gesicht. »Ich wollte eigentlich nicht, dass Sie mich so sehen, Robert ... aber so sehe ich im Moment leider nun mal aus.«

Abrupt hob sie die Hand, packte ihren blonden Haarschopf und zog mit einem festen Ruck daran.

Langdon fuhr zusammen, verblüfft von der Tatsache, dass Sienna eine Perücke trug. Ohne Haar sah sie völlig verändert aus. Sienna Brooks war in Wirklichkeit kahl, ihre nackte Kopfhaut

glatt und bleich wie bei einer Krebspatientin in Chemotherapie.

Was denn – sie ist auch noch krank?

»Ich weiß«, sagte sie. »Das ist eine längere Geschichte. Vorbeugen, bitte.« Sie hielt die Perücke hoch, eindeutig in der Absicht, sie Langdon überzustreifen.

Ist das ihr Ernst? Langdon beugte sich halbherzig vor, und Sienna zwängte ihm die blonden Haare auf den Kopf. Die Perücke war ein wenig zu klein, doch Sienna zupfte daran, bis sie richtig saß. Dann trat sie einen Schritt zurück und begutachtete prüfend ihr Werk. Noch nicht ganz zufrieden trat sie wieder vor, löste Langdons Krawatte und band sie ihm wie ein Stirnband um.

Anschließend machte sie sich an ihrer eigenen Kleidung zu schaffen. Sie krempelte sich die Hosenbeine hoch und rollte die Socken nach unten, und als sie den Blick hob, hatte sie ein spöttisches Grinsen aufgesetzt. Die schöne Sienna Brooks hatte

sich in einen Skinhead verwandelt. Die Verwandlung der ehemaligen Shakespeare-Darstellerin war verblüffend.

»Vergessen Sie nicht: Wenn jemand Sie wiedererkennt, liegt das zu neunzig Prozent an Ihrer Körpersprache«, sagte sie. »Bewegen Sie sich da draußen wie ein alternder Rocker.«

Alternd geht in Ordnung, dachte Langdon. Beim Rocker bin ich mir nicht so sicher.

Bevor er widersprechen konnte, hatte Sienna die winzige Tür entriegelt und aufgezogen. Sie duckte sich hindurch und trat auf das Kopfsteinpflaster einer belebten Gasse. Langdon folgte ihr auf allen Vieren ins helle Tageslicht.

Niemand schenkte ihnen Beachtung, abgesehen von ein paar Touristen, die das ungleiche Paar angafften, das aus der winzigen Tür im Unterbau des Palazzo Vecchio kam. Sekunden später waren Langdon und Sienna auf dem Weg nach Osten, untergetaucht in der Menge.

Der Mann mit der Plume-Paris-Brille kratzte an seinen blutenden Pusteln, während er sich in sicherem Abstand hinter Robert Langdon und Sienna Brooks durch die Menge wand. Trotz ihrer Verkleidung hatte er die beiden sofort erkannt, als sie aus der winzigen Tür an der Seite des Palazzo Vecchio in die Via della Ninna geschlüpft waren.

Er war ihnen noch nicht weit gefolgt, als sich seine Brust verkrampfte und er nur noch hechelnd atmen konnte. Es fühlte sich an, als hätte ihm jemand einen Schlag gegen das Brustbein versetzt.

Er biss die Zähne zusammen und konzentrierte sich mit aller Energie auf Langdon und Sienna Brooks. Dann folgte er ihnen weiter unbemerkt durch die Straßen von Florenz.

Die Morgensonne war inzwischen aufgegangen und warf lange Schatten in die schmalen Gassen der Altstadt von Florenz. Die ersten Ladeninhaber schoben die Metallgitter vor ihren Schaufenstern hoch, und die Luft war schwanger vom Aroma gemahlenen Kaffees und frischer *Cornetti*.

Trotz seines nagenden Hungergefühls eilte Langdon weiter. *Ich muss die Maske finden ... und sehen, was sich auf der Rückseite verbirgt.*

Es fiel ihm schwer, sich an den Anblick der kahlköpfigen Sienna zu gewöhnen, während er sie durch die schmale Via dei Leoni in Richtung Norden führte. Ihr radikal verändertes Aussehen

machte ihm bewusst, dass er sie kaum kannte. Sie bewegten sich auf die Piazza del Duomo zu – den Platz, auf dem Ignazio Busoni tot aufgefunden worden war, nachdem er seinen letzten Anruf getätigt hatte.

Robert, hören Sie genau zu, hatte Ignazio gesagt. Was Sie suchen, ist sicher versteckt. Die Pforten stehen Ihnen offen, doch Sie müssen sich beeilen. Paradiso fünfundzwanzig. Viel Glück.

Paradiso fünfundzwanzig, dachte Langdon tief beeindruckt; Busoni hatte den Text von Dantes Komödie so gut gekannt, dass er aus dem Kopf auf einen speziellen *Canto* verweisen konnte. Irgendetwas aus diesem *Canto* war ihm anscheinend bemerkenswert erschienen. Was immer es war, Langdon würde es bald herausfinden. Er musste nur eine Ausgabe von Dantes Dichtung in die Finger bekommen, was in Florenz mehr oder weniger in jedem Geschäft möglich war.

Die Perücke fing an zu jucken. Obwohl er sich in seiner Verkleidung ein wenig lächerlich vorkam, musste er einräumen, dass Siennas improvisierte Maskerade sich als äußerst effektiv erwiesen hatte. Niemand hatte die beiden eines zweiten Blickes gewürdigt, nicht einmal die eingetroffene Verstärkung der Polizei, die wenige Sekunden zuvor auf dem Weg zum Palazzo Vecchio an ihnen vorbeigestürmt war.

Sienna lief minutenlang schweigend neben ihm her. Langdon musterte sie immer wieder verstohlen, um zu ergründen, ob mit ihr alles in Ordnung war.

Sie schien in Gedanken kilometerweit entfernt. Wahrscheinlich versuchte sie sich damit abzufinden, dass sie eben einen Menschen getötet hatte – auch wenn es eine Mörderin gewesen war, die sie gejagt hatte.

»Einen Penny für Ihre Gedanken«, sagte Langdon schließlich in der Hoffnung, Sienna

abzulenken. Nur zu gern wollte er das Bild der toten Frau in der großen Blutlache aus ihrem Kopf vertreiben.

Langsam kehrte Sienna aus ihrer Versunkenheit zurück. »Ich habe über Zobrist nachgedacht«, sagte sie zögernd. »Ich habe versucht, mir alles ins Gedächtnis zu rufen, was ich über ihn weiß.«

»Und?«

Sie zuckte die Schultern. »Das meiste stammt aus einem kontroversen Essay, das er vor einigen Jahren geschrieben hat. Es ist mir in Erinnerung geblieben, weil es in der medizinischen Community sofort viral wurde.« Sie verzog das Gesicht. »Sorry. Schlechte Wortwahl, schätze ich.«

Langdon kicherte grimmig. »Erzählen Sie weiter.«

»Zobrist behauptet in diesem Essay, dass die Menschheit am Rand des Aussterbens steht und dass unsere Spezies keine hundert Jahre mehr

überleben wird – es sei denn, ein katastrophales Ereignis dämmt das Bevölkerungswachstum jäh ein.«

Langdon drehte sich um und starrte sie an.

»Keine hundert Jahre mehr?«

»Eine ziemlich krasse These. Der vorhergesagte zeitliche Rahmen ist substanziell kürzer als viele vorhergehende Schätzungen, aber Zobrist hat ihn durch stichhaltige wissenschaftliche Daten gestützt. Er hat sich eine Menge Feinde gemacht, indem er beispielsweise forderte, sämtliche Ärzte sollten aufhören zu praktizieren, weil das Bevölkerungsproblem durch die Verlängerung der menschlichen Lebensspanne nur noch verschlimmert würde.«

Langdon ahnte, warum sich das Essay mit derartiger Geschwindigkeit in der medizinischen Community verbreitet hatte.

»Wie nicht anders zu erwarten, wurde Zobrist sofort von allen Seiten unter Beschuss genommen«,

fuhr Sienna fort. »Politiker, Geistliche, die World Health Organization, alle verhöhnten ihn als einen armen Irren, der nichts weiter im Sinn habe, als Panik zu schüren. Ganz besonders übel nahmen sie ihm die Feststellung, dass die heutige Jugend – falls sie sich dazu entscheidet, Kinder zu bekommen – Nachkommen in die Welt setzt, die das Ende der menschlichen Rasse am eigenen Leib erfahren werden. Zobrist hat sein Szenario mit einer ›Weltuntergangsuhr‹ veranschaulicht. Wenn die gesamte Zeitspanne menschlichen Lebens auf der Erde auf eine Stunde komprimiert würde, sagte er, dann wären wir in den letzten Sekunden angekommen.«

»Ich habe diese Uhr im Internet gesehen«, räumte Langdon ein.

»Ja. Er hat sie erschaffen, und sie verursachte einen Aufschrei. Den größten Gegenwind jedoch fing er sich mit einer besonders provokativen Bemerkung ein: Seine Entdeckungen auf dem

Gebiet der Gentechnik und Genmanipulation wären der Menschheit viel dienlicher, wenn man sie nicht zur *Heilung* von Krankheiten nutzen würde, sondern dazu, neue zu *erschaffen*.«

»Was?«

»Genau. Er argumentierte, seine Technologie sollte dazu eingesetzt werden, hybride Stränge von Krankheiten zu erschaffen, gegen die unsere moderne Medizin machtlos ist.«

Angst keimte in Langdon auf, als er sich die Folgen neuartiger Designer-Viren vorstellte, die nach ihrer Freisetzung nicht mehr aufzuhalten waren.

»Im Verlauf weniger Jahre wurde aus dem einst gefeierten Star der medizinischen Welt ein verhasster Aussätziger. Ein Verfluchter«, fuhr Sienna fort. Sie zögerte, und in ihrer Miene spiegelte sich Mitgefühl. »Kein Wunder, dass er übergeschnappt ist und sich das Leben genommen hat. Das Traurigste daran ist, dass seine These

wahrscheinlich stimmt.«

Langdon blieb so unvermittelt stehen, dass er beinahe vornübergefallen wäre. »*Wie bitte?* Sie glauben, er hat *Recht*?«

Sienna sah Langdon ernst an und zuckte die Schultern. »Robert, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet – nackte Logik, keine Emotion – kann ich Ihnen bestätigen, dass das Ende der menschlichen Spezies zweifellos unmittelbar bevorsteht, falls es nicht vorher zu einer dramatischen Veränderung kommt. Und das Ende kommt schnell. Nicht durch Feuer und Schwefel, eine biblische Apokalypse oder einen Atomkrieg ... Nein, es wird einen totalen Zusammenbruch geben, allein aufgrund der Masse an Menschen auf diesem Planeten. Die Mathematik ist über jeden Zweifel erhaben.«

Langdon versteifte sich.

»Ich habe mich eingehend mit Biologie befasst«, fuhr sie fort. »Es ist völlig normal, dass

Spezies aussterben, weil sie ihre biologische Nische übervölkern. Stellen Sie sich eine Kolonie von Algen in einem kleinen Waldteich vor. Sie erfreuen sich an dem reichhaltigen Nahrungsangebot im Wasser und vermehren sich so ungehemmt, dass sie schon bald die gesamte Oberfläche des Teichs bedecken, das Sonnenlicht blockieren und die Entstehung neuer Nahrung im Teich verhindern. Nachdem sie alles an vorhandener Nahrung aufgenommen haben, sterben sie ganz schnell ab und verschwinden spurlos.« Sie seufzte schwer. »Die Menschheit könnte ein ähnliches Schicksal erwarten, und das viel früher, als sich das irgendeiner von uns vorstellen kann oder *will*.«

Langdon war aufgewühlt. »Aber ... das scheint völlig unmöglich ...?«

»Leider nicht unmöglich, Robert – nur *undenkbar*. Der menschliche Verstand verfügt über einen primitiven Verteidigungsmechanismus,

der uns vor Dingen abschirmt, die zuviel Stress für das Gehirn bedeuten. Man nennt diesen Mechanismus *Verleugnung*.«

»Ich habe schon mal davon gehört«, sagte Langdon unbekümmert. »Aber ich glaube nicht, dass es so etwas gibt.«

Sienna verdrehte die Augen. »Süß. Glauben Sie mir, es gibt sie. Verleugnung ist ein kritischer Bestandteil der menschlichen Psyche. Ohne diesen Abwehrmechanismus würden wir jeden Morgen zutiefst verängstigt aufwachen, weil es so viele verschiedene *Möglichkeiten* gibt, an diesem Tag ums Leben zu kommen. Unser Bewusstsein blockiert diese Ängste, indem es sich auf Dinge fokussiert, die wir bewältigen können – beispielsweise pünktlich zur Arbeit erscheinen oder Steuern bezahlen. Wenn weitergehende existenzielle Ängste durchbrechen, blenden wir diese meist schnell wieder aus, indem wir uns auf einfache Aufgaben und triviale Alltäglichkeiten

konzentrieren.«

Langdon erinnerte sich an eine Studie, die er kürzlich gelesen hatte. Man hatte das Surfverhalten von Studenten an mehreren Eliteuniversitäten analysiert und festgestellt, dass selbst intellektuell hochbegabte Internetnutzer eine instinktive Neigung zur Verleugnung zeigen. Der Studie zufolge wechselt die große Mehrzahl der Studenten, nachdem sie einen deprimierenden Nachrichtenbeitrag über das Abschmelzen der Polkappen oder das Aussterben einer Tierart gelesen hat, ganz schnell zu einer trivialen Seite, die die Angst aus ihren Köpfen vertreibt; am häufigsten werden im Anschluss Sportseiten, Katzenvideos und Prominentenklatsch aufgerufen.

»In der antiken Mythologie ist ein verleugnender Held die ultimative Manifestation von Stolz und Hybris«, erklärte Langdon.

»Niemand ist stolzer als der, der sich für immun hält gegenüber den Gefahren der Welt. Dante war

eindeutig derselben Meinung, als er den Stolz als eine der sieben Todsünden bezeichnete.«

»Zobrist beschuldigt in seinem Essay viele wichtige Führer der Welt der extremen Verleugnung«, fuhr Sienna fort. »Er sagt, sie stecken die Köpfe in den Sand, als ginge sie alles nichts an. Ganz besonders kritisch geht er mit der World Health Organization ins Gericht.«

»Jede Wette, dass das nicht gut angekommen ist.«

»Man verglich ihn mit einem religiösen Eiferer, der an der Straßenecke sitzt und ein Schild hochhält, ›Das Ende ist nah‹.«

»Auf dem Harvard Square gibt es einige davon.«

»Ja, und wir alle ignorieren sie, weil niemand von uns sich vorstellen will, dass sie Recht haben könnten. Aber glauben Sie mir, Robert, nur weil der menschliche Verstand sich nicht *vorstellen* kann, dass etwas geschieht, bedeutet das noch

lange nicht, dass es nicht *trotzdem* geschieht.«

»Sie klingen ja beinahe, als wären Sie ein Fan von Zobrist.«

»Ich bin ein Fan der *Wahrheit*«, erwiderte sie eindringlich. »Auch wenn sie manchmal schmerzt und schwer zu akzeptieren ist.«

Langdon verstummte. Er bemühte sich, Siennas bizarre Kombination aus Leidenschaft und Distanziertheit zu begreifen. Nicht zum ersten Mal wirkte sie auf ihn wie eine Fremde.

Sie sah ihn an, und ihre Gesichtszüge wurden weicher. »Robert, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich sage nicht, dass Zobrist Recht hat mit seiner These, eine Epidemie, die die halbe Menschheit auslöscht, könnte das Problem der Überbevölkerung lösen. Und ich sage auch nicht, dass wir aufhören sollten, unsere Kranken zu heilen. Ich sage, dass unser gegenwärtiger Weg direkt in die Selbstvernichtung führt. Bevölkerungswachstum ist eine exponentielle

Progression ... in einem geschlossenen System mit endlichem Raum und mit beschränkten Ressourcen. Das Ende kommt sehr abrupt. Es wird sich nicht so anfühlen, als ginge uns langsam der Sprit aus. Sondern vielmehr so, als würden wir mit Vollgas über eine Klippe rasen.«

Langdon seufzte tief, während er versuchte, alles zu verarbeiten, was er soeben gehört hatte.

»Wo wir gerade von Klippe reden«, fügte sie hinzu und deutete auf einen Turm zu ihrer Rechten. »Ich bin ziemlich sicher, dass Zobrist von da oben gesprungen ist.«

Langdon hob den Blick und sah, dass sie soeben die nüchterne Fassade des Museo del Bargello passierten. Gleich dahinter erhob sich der spitze Badia-Turm über die Gebäude. Langdon starrte zum Turm hinauf und fragte sich, warum Zobrist sich in den Tod gestürzt hatte. Er hoffte inbrünstig, dass der Mann nicht etwas Furchtbares getan und sich auf diese Weise den Konsequenzen

entzogen hatte.

»Die Kritiker von Zobrist weisen gerne darauf hin, wie paradox es ist, dass viele der von ihm entwickelten Technologien die Lebensspanne der Menschen dramatisch verlängern«, sagte Sienna.

»Was das Problem der Überbevölkerung noch verschlimmert.«

»Ganz genau. Zobrist hat einmal öffentlich gesagt, er wüsste, er könne den Geist zurück in die Flasche stecken und seine Beiträge zur Langlebigkeit der Menschen rückgängig machen. Ich schätze, ideologisch betrachtet ergibt das Sinn. Je länger wir leben, desto mehr Ressourcen benötigen wir, um unsere Alten und Kranken zu unterstützen.«

Langdon nickte. »Ich habe gelesen, dass in den USA mehr als sechzig Prozent aller Kosten im Gesundheitswesen für Patienten entstehen, die nur noch sechs Monate oder weniger zu leben haben.«

»Das ist richtig. Und obwohl unser Verstand

sagt, dass das Wahnsinn ist, will unser Herz, dass wir Oma so lange am Leben halten, wie wir können.«

Langdon nickte. »Es ist der alte Konflikt zwischen Apollo und Dionysos, ein berühmtes Dilemma in der Geschichte. Der uralte Kampf zwischen Kopf und Herz, die selten das gleiche wollen.«

»Wer braucht *Agathusie* ...?«, flüsterte Sienna unvermittelt.

»Verzeihung?«

Sienna sah ihn an. »Mir ist der Titel von Zobrists Essay wieder eingefallen. Er lautet: ›*Who needs Agathusia?*‹«

Langdon hatte das Wort noch nie gehört, doch er glaubte die griechischen Wurzeln zu erkennen – *agathos* und *thusia*. Wohlwollen und Opfer. »Ein wohlwollendes Opfer?«, fragte er.

»Fast. Die genaue Bedeutung ist ›Selbstopferung zum Wohl des Ganzen‹.« Sie

zögerte. »Auch ›benevolenter Selbstmord‹ genannt.«

Langdon hatte den Begriff schon gehört – einmal im Zusammenhang mit einem bankrotten Vater, der sich umgebracht hatte, damit seine Familie die Lebensversicherung kassieren konnte, und ein andermal im Zusammenhang mit einem Serienkiller, der sich das Leben genommen hatte aus Angst, er könnte seinen Drang zu morden nicht kontrollieren.

Das furchteinflößendste Beispiel jedoch hatte Langdon in einem Roman aus den Sechzigern gelesen, *Logan's Run*. In der dort geschilderten Zukunft beging jeder bereitwillig mit einundzwanzig Jahren Selbstmord, nachdem er seine Jugend in vollen Zügen genossen hatte. Die beschränkten Ressourcen der Welt wurden weder durch Überbevölkerung noch durch Alter übermäßig beansprucht. Wenn sich Langdon richtig erinnerte, hatte man in der Filmversion, *Flucht ins*

dreißigste Jahrhundert, das *Terminierungsalter* von einundzwanzig auf dreißig Jahre angehoben. Offenbar wollte man den Film so einer wichtigen Zielgruppe schmackhafter machen: den jungen Erwachsenen.

»Was Zobrists Essay angeht ...«, sagte Langdon. »Ich bin nicht sicher, ob ich den Titel richtig verstehe. *Who needs Agathusia – Wer braucht benevolenten Selbstmord?* Ist das sarkastisch gemeint? Meint er ... *wir alle* brauchen das?«

»Nein. Es ist ein Wortspiel.«

Langdon schüttelte den Kopf. Er begriff gar nichts mehr.

»WHO needs Agathusia ... wie in W-H-O. World Health Organization. Das Essay war in großen Teilen direkt gegen die Direktorin der WHO gerichtet, Dr. Elizabeth Sinskey. Sie ist seit einer Ewigkeit im Amt, und nach Zobrists Meinung nimmt sie das Problem der Überbevölkerung

einfach nicht ernst. Zobrist schrieb, die WHO wäre besser dran, wenn Sinskey sich das Leben nähme.«

»Mitfühlender Bursche.«

»Das ist die Gefahr, die mit der Genialität einhergeht. Manchmal fehlt es dem außergewöhnlichen Geist an emotionaler Reife.«

Langdon dachte an die Artikel, die er über die junge Sienna gelesen hatte – das Wunderkind mit dem IQ von 208 und den atemberaubenden intellektuellen Fähigkeiten. Langdon fragte sich, ob sie, während sie über Zobrist redete, in gewisser Hinsicht auch sich selbst meinte. Wie lange wollte sie ihr Geheimnis noch vor ihm verbergen?

Voraus erspähte er den Orientierungspunkt, nach dem er Ausschau gehalten hatte. Sie liefen über die Via dei Leoni bis zu einer Kreuzung mit einer ungewöhnlich schmalen Gasse. Auf dem Schild an der Hauswand stand VIA DANTE ALIGHIERI.

»Das alles klingt, als wüssten Sie eine Menge

über das menschliche Gehirn«, sagte Langdon.
»War das Ihr Spezialgebiet während des
Medizinstudiums?«

»Nein, aber als Kind habe ich eine Menge
darüber gelesen. Ich fing an, mich für
Medizinwissenschaften zu interessieren, weil
ich ... weil ich medizinische Fragen hatte.«

Langdon bedachte sie mit einem neugierigen
Blick, in der Hoffnung, sie würde weiterreden.

»Mein Gehirn ...«, sagte Sienna leise. »Es war
anders als bei ›normalen‹ Kindern, und das ... hat
Probleme verursacht. Ich habe eine Menge Zeit
damit verbracht herauszufinden, was nicht mit mir
stimmte. Und nebenbei habe ich eine ganze Menge
über Neurologie gelernt.« Sie bemerkte Langdons
Blick. »Und ja, meine Kahlheit hat auch damit zu
tun.«

Langdon schlug betreten den Blick nieder. Es
tat ihm leid, dass er gefragt hatte.

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«,

sagte sie. »Ich habe gelernt, damit zu leben.«

Sie betraten die kühle, schattige Seitengasse, und Langdon dachte über das nach, was er soeben über Zobrist und seine erschreckenden philosophischen Ansichten gehört hatte.

Eine Frage nagte an ihm. »Diese Soldaten«, begann Langdon. »Ich meine die Soldaten, die hinter uns her sind. Wer sind diese Leute? Das alles ergibt doch keinen Sinn! Wenn Zobrist einen Seuchenerreger entwickelt hat – müssten wir dann nicht alle auf derselben Seite sein und versuchen, die Freisetzung zu verhindern?«

»Nicht unbedingt. Zobrist mag in der medizinischen Community zum Paria geworden sein, aber seine Ideologie hat zweifellos eine riesige Schar hingebungsvoller Anhänger – Menschen, die darin übereinstimmen, dass die Ausdünnung der Bevölkerung ein notwendiges Übel ist, um den Planeten zu retten. Gut möglich, dass diese Soldaten versuchen, Zobrists Vision

Wirklichkeit werden zu lassen.«

Wie bitte? Zobrist hat eine Armee gläubiger Jünger? Langdon dachte über die Möglichkeit nach. Die Geschichte war zugegebenermaßen voll von Eiferern und Sektierern, die sich wegen aller möglichen verrückten Vorstellungen umgebracht hatten. Manche davon hatten gepredigt, sie seien der neue Messias, andere waren der Überzeugung gewesen, hinter dem Mond warte ein Raumschiff auf sie, und wieder andere hatten den unmittelbar bevorstehenden Jüngsten Tag verkündet. Die Ideologie der Bevölkerungskontrolle war zumindest wissenschaftlich begründet ... trotzdem hatte Langdon das Gefühl, dass diese Soldaten ein anderes Ziel verfolgten.

»Ich kann nicht glauben, dass eine Gruppe ausgebildeter Soldaten sich in vollem Bewusstsein dazu missbrauchen lässt, unschuldige Menschenmassen zu eliminieren. Schließlich könnten sie ja selbst zu den Opfern gehören.«

Sienna sah ihn verblüfft an. »Robert, was glauben Sie eigentlich, was Soldaten machen, wenn sie in den Krieg ziehen? Sie töten unschuldige Menschen und riskieren ihr eigenes Leben. Alles ist möglich, wenn Leute fest an eine Sache glauben.«

»Eine Sache? Die Freisetzung eines Pathogens ist eine *Sache*?«

Siennas sah ihn mit ihren braunen Augen forschend an. »Robert, diese ›Sache‹ ist nicht die Freisetzung einer Seuche, sondern die Errettung der Welt.« Sie zögerte. »Es gibt eine Passage in Bertrand Zobrists Essay, über die sich viele Leute aufgeregt haben – eine sehr pointierte hypothetische Frage. Ich möchte, dass Sie sie beantworten.«

»Wie lautet die Frage?«

»Zobrist fragte Folgendes: ›Wenn Sie einen Schalter umlegen könnten und damit willkürlich die Hälfte der Weltbevölkerung töten – würden Sie

es tun?««

»Selbstverständlich nicht!«

»Okay. Aber wenn man Ihnen sagen würde, dass die Menschheit in den nächsten hundert Jahren ausstirbt, falls Sie den Schalter nicht *sofort* umlegen – was dann? Würden Sie ihn dann umlegen? Selbst wenn es bedeuten würde, dass Sie Ihre Freunde, Familie, möglicherweise sogar sich selbst töten?«

»Sienna, ich kann unmöglich ...«

»Es ist eine hypothetische Frage«, sagte sie.
»Würden Sie *heute* die halbe Weltbevölkerung eliminieren, um unsere Spezies vor dem Aussterben zu bewahren?«

Langdon war zutiefst verstört wegen des makabren Themas, und so zeigte er dankbar auf ein vertrautes rotes Banner an einem Gebäude direkt vor ihnen.

»Sehen Sie!«, rief er. »Wir sind da!«

Sienna schüttelte den Kopf. »Wie ich schon

sagte. *Verleugnung.*«

Das *Museo Casa di Dante* liegt an der Via Santa Margherita und ist leicht zu erkennen an dem großen roten Banner, das auf halber Höhe an der Hauswand hängt.

Sienna betrachtete das Banner verwundert.

»Wir gehen in Dantes Haus?«

»Nein, genau genommen nicht. Dante lebte um die Ecke. Das hier ist mehr eine Art Museum.«
Langdon war einmal in der Casa gewesen, doch die Ausstellung hatte lediglich Reproduktionen berühmter Kunstwerke enthalten, die mit Dante in Zusammenhang standen. Trotzdem war es interessant gewesen, sie alle vereint unter einem

Dach zu sehen.

Sienna blickte hoffnungsvoll drein. »Und Sie glauben, dort gibt es eine alte Ausgabe der *Divina Commedia*?«

Langdon kicherte. »Nein, aber ich weiß, dass es dort drinnen einen Souvenirladen gibt. Zum Angebot gehören auch große Poster mit dem gesamten Text von Dantes *Divina Commedia* in mikroskopisch kleiner Schrift.«

Sie sah ihn verwundert an.

»Ich weiß. Aber es ist besser als gar nichts. Das einzige Problem ist, dass meine Augen nicht mehr die besten sind, deswegen müssen Sie sich durch das Kleingedruckte kämpfen.«

»*È chiusa!*«, rief ein alter Mann, als sie sich dem Eingang näherten. »*È il giorno di riposo!*«

Wegen Ruhetag geschlossen? Langdon fühlte sich plötzlich wieder desorientiert. Er sah Sienna an. »Haben wir heute nicht Montag?«

Sie nickte. »Die Florentiner ziehen den Montag

als freien Tag vor.«

Langdon stöhnte auf, als ihm der ungewöhnliche Wochenkalender der Stadt einfiel. Weil der Großteil der Touristengelder am Wochenende floss, hatten sich die Händler entschieden, den christlichen Ruhetag vom Sonntag auf den Montag zu verlegen, damit ihnen möglichst kein Profit entging.

Das schloss unglücklicherweise automatisch ein weiteres Ziel aus – die PAPERBACK EXCHANGE, Langdons Lieblingsbuchladen in Florenz, wo sie definitiv eine Ausgabe der Göttlichen Komödie hätten kaufen können.

»Haben Sie eine andere Idee?«, fragte Sienna.

Langdon überlegte einige Sekunden, bevor er nickte. »Es gibt einen Ort um die Ecke, wo sich Dante-Begeisterte treffen. Jede Wette, irgendeiner von ihnen hat eine Ausgabe dabei, die wir uns kurz leihen können.«

»Wahrscheinlich hat der Laden auch

geschlossen«, warnte Sienna. »Fast alle Händler in Florenz haben den Ruhetag auf Montag gelegt.«

»Das ist kein Laden. Und dort ist bestimmt nicht geschlossen«, sagte Langdon und grinste. »Es ist eine Kirche.«

Fünzig Meter hinter Langdon und Sienna, verborgen in der Menge, lehnte der Mann mit dem Ausschlag und dem goldenen Ohrstecker an einer Mauer und nutzte die Gelegenheit, sich zu erholen. Seine Atemnot machte ihm nach wie vor zu schaffen, und der Ausschlag juckte unerträglich, insbesondere die empfindlichen Hautpartien über den Augen. Er setzte die Plume Paris ab und rieb sich behutsam mit dem Ärmel über die Brauen, um die Haut nicht noch mehr zu reizen. Als er die Brille wieder aufsetzte, sah er, dass seine Beute sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Er drückte sich von der Wand ab und nahm die Verfolgung auf, während er so flach wie möglich atmete, um

den Schmerz erträglich zu machen.

Ein paar Straßen weiter, im Saal der Fünfhundert, kniete Agent Brüder über dem zerschmetterten Leichnam der allzu vertrauten stachelhaarigen Frau in der schwarzen Ledermontur. Er nahm die Pistole an sich und entfernte vorsichtig das Magazin, bevor er die Waffe einem seiner Männer übergab.

Die schwangere Kuratorin Marta Alvarez stand ein wenig abseits. Sie hatte Brüder mit knappen Worten geschildert, was sie über Langdon erfahren hatte – auch die Gründe für das seltsame Verhalten des Professors seit seinem Besuch am Vorabend.

Eine Information beschäftigte Brüder besonders.

Langdon behauptet, unter Amnesie zu leiden.

Brüder zog sein Handy hervor und wählte eine Nummer. Am anderen Ende läutete es dreimal, bevor sein Boss das Gespräch annahm.

»Ja, Agent Brüder? Was gibt's?«

Brüder sprach langsam, um sicher zu sein, dass sein Boss jedes Wort verstand. »Wir versuchen immer noch, Langdon und die Frau zu finden. Und ich habe neue Informationen.« Brüder zögerte. »Falls sie zutreffen, ändert das alles.«

Der Provost ging in seinem Büro auf und ab, während er gegen die Versuchung ankämpfte, sich einen weiteren Scotch einzuschenken. Er zwang sich, seine gesamte Konzentration auf die Lösung der Krise zu richten.

Noch nie im Verlauf seiner Karriere hatte er einen Klienten im Stich gelassen oder eine Vereinbarung verletzt. Und er hatte definitiv nicht die Absicht, jetzt damit anzufangen. Zugleich jedoch vermutete er, dass er in ein Szenario verwickelt worden war, das allmählich aus dem Ruder lief.

Vor einem Jahr war der berühmte Genforscher Bertrand Zobrist an Bord der *Mendacium*

gekommen und hatte darum gebeten, ihn an einen Ort zu bringen, an dem er sicher und ungestört arbeiten könnte. Damals hatte der Provost vermutet, Zobrist befasse sich mit geheimen medizinischen Forschungen, deren Patentierung sein ohnehin großes Vermögen weiter vermehren würde. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass paranoide Wissenschaftler oder Ingenieure die Dienste des Konsortiums in Anspruch nahmen, um zu verhindern, dass ihre kostbaren Ideen gestohlen wurden.

Daher hatte der Provost den Klienten akzeptiert. Er war nicht überrascht gewesen, als er erfahren hatte, dass die World Health Organization neuerdings nach dem Klienten suchte. Selbst als die Direktorin der WHO, Dr. Elizabeth Sinskey, es zu ihrer persönlichen Mission zu machen schien, den Klienten aufzuspüren, hatte der Provost keinen zweiten Gedanken daran verschwendet.

Das Konsortium hat schon immer mächtige

Gegenspieler gehabt.

Wie vereinbart versteckte der Provost den Klienten vor dessen Häschern, ohne Fragen zu stellen, und machte sämtliche Bemühungen Sinskeys zunichte, ihn vor Ablauf des Kontrakts aufzuspüren.

Bis *kurz* vor Ablauf des Kontrakts.

Weniger als eine Woche vor dem vereinbarten Datum hatte Sinskey den Klienten irgendwie in Florenz aufgespürt. Sinskeys Leute hatten ihn schikaniert und gejagt, bis er Selbstmord begangen hatte.

Zum ersten Mal im Lauf seiner Karriere hatte der Provost den versprochenen Schutz nicht aufrechterhalten können, und das zermürbte ihn ... wie auch die bizarren Umstände von Zobrists Tod.

Er hat lieber Selbstmord begangen, als sich fangen zu lassen? Was zum Teufel hat er beschützt?

In den Wirren nach Zobrists Tod hatte Sinskey

etwas aus Zobrists Schließfach konfisziert, und nun lieferte sich das Konsortium in Florenz ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit Sinskey – eine Schatzjagd, bei der es um ...

Um was eigentlich?

Der Provost blickte instinktiv zu seinem Bücherregal. Dort stand der schwere Foliant, den der völlig verwahrloste Zobrist ihm zwei Wochen zuvor geschenkt hatte.

Die Göttliche Komödie.

Der Provost nahm das Buch aus dem Regal und ging damit zu seinem Schreibtisch, wo er es mit dumpfem Schlag ablegte. Zaghaft schlug er die erste Seite auf und las erneut die Widmung.

*Mein lieber Freund,
ich danke Ihnen, dass Sie mir geholfen haben,
den Weg zu finden. Die Welt wird es Ihnen
ebenfalls danken.*

Erstens, dachte der Provost, wir beide waren nie Freunde.

Er las die Widmung noch dreimal. Dann richtete er den Blick auf den roten Kreis, den der Klient in seinen Kalender gekritzelt hatte. Das Datum des nächsten Tages.

Die Welt wird es Ihnen ebenfalls danken?

Er wandte sich zum Fenster um und starrte für einen langen Moment hinaus auf den Horizont.

In der Stille hörte er plötzlich wieder die Stimme seines Senior Koordinators Laurence Knowlton, der ihn vor Kurzem angerufen hatte.

Sir, ich dachte, Sie sollten sich das Video vielleicht zuerst ansehen, bevor wir es hochladen ... der Inhalt ist bestürzend.

Der Anruf ging dem Provost nicht aus dem Kopf. Knowlton war einer seiner erfahrensten Männer, und eine solche Bitte war untypisch für ihn. Er würde niemals leichtfertig anregen, das Kompartimentalisierungs-Protokoll außer Kraft zu

setzen.

Der Provost stellte die *Divina Commedia* zurück ins Regal und schenkte sich noch ein halbes Glas von seinem Scotch ein.

Er stand vor einer extrem schwierigen Entscheidung.

Die sogenannte »Kirche Dantes«, das Heiligtum von *La Chiesa di Santa Margherita dei Cerchi*, ist in Wahrheit eher eine Kapelle als eine Kirche. Der kleine Gebetssaal ist ein beliebtes Ziel von Anhängern Dantes, die das Haus als den heiligen Boden verehren, auf dem sich zwei Wendepunkte im Leben des großen Poeten ereigneten.

Nach der Überlieferung war es diese Kirche, in der Dante im zarten Alter von neun Jahren zum ersten Mal Beatrice Portinari sah – jene Frau, in die er sich augenblicklich unsterblich verliebte und nach der er sich sein Leben lang sehnte. Zu Dantes großem Kummer heiratete Beatrice einen anderen

Mann und starb bereits im jungen Alter von vierundzwanzig Jahren.

Einige Jahre später heiratete Dante in derselben Kirche Gemma Donati, eine Frau, die nach den Worten des großen Schriftstellers und Poeten Boccaccio eine denkbar schlechte Wahl war. Obwohl sie Kinder bekamen, zeigten beide keinerlei Zuneigung zueinander, und nach Dantes Exil schien keiner von ihnen darauf bedacht, den anderen je wiederzusehen.

Dantes große und einzige Liebe war die verstorbene Beatrice Portinari, und so sollte es auch immer bleiben – obwohl er sie kaum gekannt hatte. Die Erinnerung an sie war so überwältigend, dass ihr Geist zu jener Muse wurde, die seine größten Werke inspirierte.

Dantes gefeierter Gedichtband *La Vita Nuova* fließt geradezu über von schmeichelnden Versen über die »gesegnete Beatrice«. Mehr noch, in der *Divina Commedia* ist niemand anderes als

Beatrice diejenige, die Dante durch das Paradies führt. In beiden Werken verzehrt sich Dante voll Sehnsucht nach der unerreichbaren Dame.

Heutzutage ist die Kirche ein Schrein der gebrochenen Herzen, die an unerwiderter Liebe leiden. Das Grab der jungen Beatrice befindet sich in der Kirche, und ihr einfacher Sarkophag ist das Wallfahrtsziel für Dante-Verehrer und todunglückliche Liebende gleichermaßen.

Langdon und Sienna liefen durch immer schmalere Gassen in Richtung der Kirche. Gelegentlich zwängte sich ein einheimisches Fahrzeug durch das Labyrinth und nötigte die Fußgänger, sich an die Hauswände zu drücken, als es vorbeifuhr.

»Die Kirche ist gleich um die Ecke«, hatte Langdon zu Sienna gesagt. Er hoffte, dass ihnen die Touristen dort weiterhelfen konnten. Ihre Chancen, einen guten Samariter zu finden, waren beträchtlich gestiegen: Sienna hatte sich wieder ihre Perücke

aufgesetzt, und Langdon war erleichtert, nicht mehr als Rocker durch die Welt laufen zu müssen.

Sie durchschritten eine enge Gasse – die Via del Presto –, und Langdon musterte sämtliche Haustüren, an denen sie vorbeikamen.

Der Eingang zur Kirche *La Chiesa di Santa Margherita dei Cerchi* ist schwierig zu finden, weil das Haus selbst klein und unauffällig ist und so wirkt, als sei es zwischen den Nachbargebäuden eingeklemmt. Viele Touristen laufen daran vorbei, ohne es zu bemerken. Gott sei Dank ist es meist trotzdem einfach, die Kirche zu finden – wenn man nicht auf seine Augen vertraut, sondern auf die *Ohren*.

Eine der Besonderheiten der Chiesa di Santa Margherita dei Cerchi besteht darin, dass hier häufig Konzerte stattfinden. Wenn kein Konzert geplant ist, werden Aufzeichnungen der vergangenen Aufführungen abgespielt, sodass die Besucher praktisch zu jeder Zeit Musik genießen

können.

Wie erwartet erklang auch diesmal leise Musik, als sie sich durch die Gasse der Stelle näherten, wo Langdon die Kirche vermutete. Sie folgten den Melodien, bis sie schließlich vor dem unauffälligen Eingang standen. Der einzige Hinweis darauf, dass sie tatsächlich richtig waren, bestand aus einem winzigen Schild neben der Tür – eine Art Gegenstück zum riesigen roten Banner an der Wand der Casa di Dante. Das mickrige Schild verkündete, dass dies die Kirche von Dante und Beatrice war.

Die Musik wurde noch lauter, als Langdon und Sienna in den halbdunklen, kühlen Innenraum traten. Die Kirche war schmucklos und einfach – und kleiner, als Langdon sie von seinem letzten Besuch in Erinnerung behalten hatte. Um diese Stunde war erst eine Handvoll Touristen anwesend. Sie studierten die eigenartige Sammlung von Kunstwerken, schrieben in Tagebücher oder

saßen still auf den Bänken und genossen die Musik.

Mit Ausnahme des Madonnen-Altars von Neri di Bicci aus dem fünfzehnten Jahrhundert waren nahezu alle ursprünglichen Kunstwerke durch zeitgenössische Arbeiten ersetzt worden, und ausnahmslos stellten sie Dante und Beatrice dar – den Grund, aus dem die Besucher in diese Kirche kamen. Die meisten Gemälde zeigten den sehnsüchtigen Dante bei seiner ersten Begegnung mit Beatrice, in die sich der Dichter seinen eigenen Worten zufolge augenblicklich verliebt hatte. Die Gemälde waren von unterschiedlicher Qualität – die meisten kamen Langdon kitschig und unangebracht vor. Auf einem dieser »Werke« sah Dantes berühmte rote Haube mit den Ohrenklappen aus wie etwas, das der große Dichter dem Weihnachtsmann gestohlen hatte.

Trotz allem ließ das sich ständig wiederholende Thema des schmachtenden Dichters und seiner Muse keinen Zweifel daran, dass dies

eine Kirche der schmerzenden Liebe war – unerfüllt, unerwidert, unbeachtet.

Langdon wandte sich nach links und blickte zu dem bescheidenen Grabmal von Beatrice Portinari. Dort stand eine besondere Sehenswürdigkeit, die viele Leute in diese Kirche lockte. Sie kamen nicht um des Grabes selbst willen, als vielmehr wegen des berühmten Objekts daneben.

Der Flechtkorb.

Der Korb stand an der gleichen Stelle wie immer, und wie stets quoll er bereits um diese frühe Stunde über vor kleinen gefalteten Briefchen, ein jedes davon handgeschrieben und an Beatrice gerichtet.

Beatrice Portinari war zu so etwas wie einer Schutzheiligen der unglücklich Verliebten geworden. Einer weit zurückreichenden Tradition zufolge legten Besucher ihre schriftlichen Gebete in den Korb. Sie alle hegten verschiedene Hoffnungen: Vielleicht würde Beatrice dabei

helfen, die große Liebe zu finden, einen verstorbenen Geliebten zu vergessen oder eine unerwiderte Liebe in eine erwiderte zu verwandeln.

Auch Langdon hatte vor vielen Jahren bei seinen Recherchen für ein Buch einen Abstecher in diese Kapelle gemacht und einen Zettel im Korb hinterlassen. Allerdings hatte er Dantes Muse nicht um die große Liebe angefleht, sondern darum gebeten, ihm stattdessen ein wenig von der Inspiration zu vermitteln, die Dante zu seinem gewaltigen Werk verholfen hatte.

*Sing in mir, o Muse,
Und erzähle durch mich die Geschichte ...*

Die einleitenden Zeilen von Homers Odyssee waren eine ehrenwerte Bitte, wie Langdon fand. Insgeheim war er überzeugt, dass seine Bitte tatsächlich Beatrices göttliche Intervention bewirkt

hatte, denn nach seiner Rückkehr war ihm das Buch mit ungewöhnlicher Leichtigkeit von der Hand gegangen.

»*Scusate!*«, riss Siennas laute Stimme ihn aus seinen Gedanken. »*Potete ascoltarmi tutti?*«

Langdon fuhr herum und stellte fest, dass Sienna sich an alle versammelten Besucher gewandt hatte, die sich nun zu ihr umdrehten und sie verblüfft angafften.

Sienna lächelte zuckersüß und fragte auf Italienisch, ob irgendjemand rein zufällig eine Ausgabe von Dantes *Divina Commedia* bei sich hätte. Als sie zur Antwort nur merkwürdige Blicke und Kopfschütteln erntete, stellte sie die gleiche Frage auf Englisch – ohne Erfolg.

Eine ältere Frau, die den Altarraum fegte, zischte Sienna an und legte einen Finger auf die Lippen.

Sienna drehte sich zu Langdon um und sah ihn an, als wollte sie fragen: »Und jetzt?«

Obwohl Langdon ein wenig unaufdringlicher vorgegangen wäre, musste er zugeben, dass Siennas Misserfolg ihn überraschte. Bei seinen früheren Besuchen hatte er stets viele Touristen gesehen, die in diesem heiligen Raum Dantes Göttliche Komödie gelesen und das völlige Eintauchen in seine Welt genossen hatten.

Heute also nicht.

Langdons Blick ging zu einem älteren Paar, das auf einer Bank nahe beim Altar saß. Der kahle Schädel des Mannes war nach vorn geneigt. Sein Kinn ruhte auf der Brust, und er hielt eindeutig ein Nickerchen, während die Frau neben ihm hellwach zu sein schien. Unter ihrem grauen Haar lugten die Kabel von Kopfhörern hervor.

Ein Hoffnungsschimmer, dachte Langdon und schritt langsam in Richtung Altar, bis er auf gleicher Höhe mit der Frau war. Wie Langdon gehofft hatte, führten die Kopfhörerkabel zu einem iPhone in ihrem Schoß. Sie schien zu spüren, dass

sie beobachtet wurde, denn in diesem Moment blickte sie auf und zog sich die Kopfhörer aus den Ohren.

Langdon hatte keine Ahnung, welche Sprache die Frau verstand, doch die globale Verbreitung von iPhones, iPads und iPods hatte zu einem Vokabular geführt, das ebenso universal zu sein schien wie die Mann-Frau-Piktogramme auf den Toilettentüren der ganzen Welt.

»iPhone?«, fragte Langdon mit einem bewundernden Blick auf das Gerät.

Die Miene der alten Frau hellte sich augenblicklich auf, und sie nickte stolz. »Was für ein schlaues kleines Spielzeug«, flüsterte sie mit britischem Akzent. »Ein Geschenk von meinem Sohn. Ich höre mir meine E-Mails an. Soll man das für möglich halten? Ich *höre* sie mir an! Dieser kleine Schatz hier liest sie mir vor! Eine Riesenhilfe bei meinen schlechten Augen.«

»Ich habe auch so eins«, sagte Langdon mit

einem Lächeln, als er sich neben sie setzte, darauf bedacht, ihren schlafenden Ehemann nicht zu wecken. »Irgendwie muss ich es gestern Abend verloren haben.«

»Oh, das ist ja furchtbar! Haben Sie schon die ›Find-the-iPhone‹-App ausprobiert? Mein Sohn sagt ...«

»Dummerweise habe ich diese App nie aktiviert«, gestand Langdon zerknirscht. Er sah die Frau verlegen an. »Es ist mir furchtbar peinlich, aber würde es Ihnen etwas ausmachen, mir vielleicht für einen kurzen Moment Ihr iPhone auszuleihen? Ich müsste kurz online etwas nachsehen. Es wäre mir eine große Hilfe.«

»Aber selbstverständlich!« Sie zog den Stecker ihrer Kopfhörer aus der Buchse und drückte ihm das Gerät in die Hand. »Überhaupt kein Problem. Sie Ärmster!«

Langdon dankte ihr und nahm das Telefon. Während sie neben ihm munter weiterplapperte,

wie furchtbar verloren sie sich fühlen würde ohne ihr iPhone, startete Langdon die Google-Suche und aktivierte die Diktierfunktion. Das iPhone piepste, und Langdon formulierte seine Frage.

»Dante, *Divina Commedia*, Paradiso, Canto fünfundzwanzig.«

Die Frau blickte überrascht auf – anscheinend kannte sie dieses Feature nicht. Während die Suchergebnisse auf dem kleinen Display erschienen, warf Langdon einen Blick zu Sienna, die neben dem Weidenkorb mit den Briefen an Beatrice stand und in einer Broschüre blätterte.

Nicht weit von ihr entfernt kniete ein Mann in den Schatten, den Kopf tief geneigt, und betete andächtig. Langdon konnte sein Gesicht nicht sehen, doch er spürte einen stechenden Anflug von Mitgefühl für den Burschen, der in seiner Einsamkeit hergekommen war, um Trost zu finden.

Langdon konzentrierte sich wieder auf das iPhone, und Sekunden später hatte er eine digitale

Ausgabe der Göttlichen Komödie auf dem Display – kostenlos und Public Domain. Als dann auch noch *Canto 25* auf der Seite erschien, staunte Langdon nicht schlecht über dieses kleine Wunder der Technik. *Ich sollte allmählich aufhören, die Nase über alles zu rümpfen, was nicht in Leder gebunden ist*, dachte er. *E-Books haben definitiv ihre Vorteile.*

Die ältere Frau beobachtete ihn, und in ihrem Gesicht regte sich allmählich Besorgnis, während sie etwas über die hohen Gebühren für Datenverkehr im Ausland murmelte. Langdon spürte, dass er sich beeilen musste. Er konzentrierte sich auf die Webseite vor seinen Augen.

Der Text war sehr klein dargestellt. Glücklicherweise erleichterte die schwache Beleuchtung in der Kirche das Ablesen des Displays. Erfreut stellte Langdon fest, dass er auf eine moderne Übersetzung gestoßen war. Sie klang

vielleicht weniger poetisch als die älteren Versionen, dafür war sie verständlicher.

Langdon überflog den Text in der Hoffnung, möglichst schnell einen Verweis auf einen spezifischen Ort in Florenz zu finden – jenen Ort, wo *il Duomino* Dantes Totenmaske versteckt hatte.

Auf dem winzigen Display des iPhones wurden nur sechs Zeilen Text gleichzeitig dargestellt, und als Langdon die ersten Worte las, erinnerte er sich wieder an die Passage. In der Einleitung von Canto 25 bezog sich Dante auf die Göttliche Komödie selbst, die körperliche Anstrengung, die ihm die Niederschrift abverlangt hatte, und auf die sehnsuchtsvolle Hoffnung, seine himmlische Dichtung möge die wölfische Brutalität des Exils beenden, das ihn von seinem geliebten Florenz fernhielt.

Canto XXV

*Zwäng einst dies heilige Lied, zu dem die Erde,
Zu dem der Himmel mir den Stoff gereicht,
Durch das auf lang ich blass und mager
werde,
Die Grausamkeit, die mich von dort
verscheucht,
Wo ich, ein Lamm, geruht in schöner Herde,
Jedweden Wolfe feind, der sie umschleicht ...*

Die Passage erinnerte daran, dass sich Dante während der Niederschrift seiner *Divina Commedia* nach seiner Heimat Florenz verzehrt hatte, doch Langdon vermochte keinen Hinweis auf einen speziellen Ort zu erkennen.

»Wissen Sie, wie hoch die Kosten für Datenverkehr sind?«, riss ihn die Besitzerin des iPhones unvermittelt aus seinen Gedanken und musterte ihr Smartphone besorgt. »Mein Sohn hat mich gewarnt, dass das Surfen im Ausland sehr teuer werden kann.«

Langdon versicherte ihr, dass er sich beeilen würde und bot ihr Geld an, doch er wusste, dass sie ihn auf keinen Fall alle hundert Zeilen von Canto 25 lesen lassen würde.

Rasch scrollte er eine Seite weiter, und die nächsten sechs Zeilen erschienen auf dem Display. Langdon las weiter.

*Mit anderm Ton und Haar, als Dichter, würde
Ich kehren und am Taufquell dort empfang'
Im Lorbeerkranz des Dichters höchste Würde.
Denn dort betrat ich jenes Glaubens Bahn,
Durch welchen Gott bekannt die Seelen
werden,
Für den mit Petri Licht die Stirn umfahn ...*

Langdon erinnerte sich dunkel an diese Stelle – eine verhüllte Anspielung auf einen Handel, den Dantes politische Feinde ihm angeboten hatten. Nach der Überlieferung hatten die »Wölfe«, die

ihn verbannt hatten, ihm in Aussicht gestellt, nach Florenz zurückzukehren. Unter einer Bedingung. Er sollte in Sackleinen gehüllt neben seinem Taufbecken vor die versammelte Gemeinde treten, als Eingeständnis seiner Schuld.

In der Passage, die Langdon soeben gelesen hatte, lehnte Dante den Handel ab und verkündete, dass er, sollte er jemals an sein Taufbecken zurückkehren, dies sicherlich nicht im Sackleinen eines reuigen Sünders täte, sondern unter dem Lorbeerkranz eines Dichterfürsten.

Langdon hob den Zeigefinger, um zur nächsten Seite zu scrollen, doch in diesem Moment protestierte die Frau und streckte die Hand nach ihrem iPhone aus. Offensichtlich war die Leihfrist abgelaufen.

Langdon hörte ihre Worte kaum. Kurz bevor sein Finger das Display berührte, fiel sein Blick erneut auf eine Textstelle ... und er las sie noch einmal.

*... und am Taufquell dort empfang’
Im Lorbeerkranz des Dichters höchste Würde.*

Langdon starrte auf die Worte. In seinem Eifer, eine spezifische Ortsbeschreibung zu finden, hätte er um ein Haar den Wink mit dem Zaunpfahl in den ersten Zeilen des Canto 25 übersehen.

... und am Taufquell dort ...

In Florenz stand eines der berühmtesten Taufbecken der Welt. Es wurde seit mehr als siebenhundert Jahren dazu benutzt, junge Florentiner zu taufen und von ihren Sünden reinzuwaschen – unter ihnen auch Dante Alighieri.

Vor Langdons geistigem Auge erschien ein Bild des Bauwerks, in dem sich das Taufbecken befand. Es war ein spektakuläres oktogonales Gebilde, in vielerlei Hinsicht himmlischer als der Dom selbst.

Langdon fragte sich, ob er vielleicht schon alles

gelesen hatte, was er wissen musste.

Kann es sein, dass Ignazio sich auf dieses Gebäude bezogen hat?

In Langdons Kopf nahm ein atemberaubendes Bild Gestalt an – eine gewaltige bronzebeschlagene Doppeltür, die im Licht der Morgensonne golden glänzte.

Ich weiß, was Ignazio mir sagen wollte!

Jeglicher Zweifel verschwand, als Langdon sich einer Tatsache bewusst wurde: Ignazio Busoni zählte wahrscheinlich zu den wenigen Menschen in Florenz, die diese Türen aufsperrten konnten.

Robert, die Pforten stehen Ihnen offen, doch Sie müssen sich beeilen.

Langdon gab der alten Frau das iPhone zurück und bedankte sich überschwänglich.

Er eilte zu Sienna. »Ich weiß, was Ignazio gemeint hat!«, flüsterte er aufgeregt. »Die Pforten zum Paradies!«

Sienna sah ihn zweifelnd an. »Die Pforten zum

Paradies? Sind die denn nicht im Himmel?«

»Nun ja ...«, sagte Langdon und grinste schief, während sie zur Tür gingen. »Wenn man weiß, wohin man sehen muss, dann *ist* Florenz der Himmel.«

*Und am Taufquell dort empfang' ... Im
Lorbeerkranz des Dichters höchste Würde.*

Dantes Worte hallten in Langdons Geist wider, während er Sienna nordwärts durch die schmale Gasse der Via dello Studio führte. Ihr Ziel lag vor ihnen, und mit jedem Schritt wuchs Langdons Zuversicht, dass sie auf dem richtigen Weg waren und ihre Verfolger hinter sich gelassen hatten.

*Robert, die Pforten stehen Ihnen offen, doch
Sie müssen sich beeilen.*

Als sie sich dem Ende der Gasse näherten, hörte Langdon bereits das leise Rumoren vieler Menschen. Dann endete die Gasse abrupt, und sie

standen auf einem weiten Platz.

Die Piazza del Duomo.

Der riesige Platz mit seinem Ensemble von Bauwerken war das alte christliche Zentrum von Florenz und ein wahrer Touristenmagnet. Trotz der frühen Stunde parkten hier bereits zahlreiche Reisebusse. Besucherscharen bevölkerten den Platz um die berühmte Kathedrale der Stadt.

Langdon und Sienna waren am Südende der Piazza herausgekommen und blickten direkt auf die atemberaubende Fassade des Doms aus grünem, rosafarbenem und weißem Marmor. Die Kathedrale war gleichermaßen atemberaubend durch ihre Größe wie durch die Kunstfertigkeit ihrer Konstruktion.

Der Dom war ein gotisches Bauwerk, obwohl man beim Bau das traditionell einfarbige Filigran der Fassade zugunsten einer prachtvollen Mischung verschiedener Farben aufgegeben hatte. Bei seinem ersten Aufenthalt in Florenz war

Langdon die Fassade als zu grell erschienen. Später jedoch hatte er den Dom eingehend studiert, und die ungewöhnliche Ästhetik hatte ihn mehr und mehr fasziniert. Irgendwann hatte er die spektakuläre Schönheit des Gebäudes verstanden.

Il Duomo – oder offiziell: La Cattedrale di Santa Maria del Fiore – hatte nicht nur Ignazio Busoni seinen Spitznamen beschert. Der Dom war das spirituelle Herz von Florenz, über Jahrhunderte voller Dramen und Intrigen hinweg. Seine lebhafte Vergangenheit reichte von langen und wütenden Debatten über Vasaris verachtetes Fresko des Jüngsten Gerichts bis hin zu heißen Disputen darüber, welcher Architekt den Bau vollenden sollte.

Schließlich hatte sich Filippo Brunelleschi den lukrativen Kontrakt gesichert und den Dom vollendet – damals der größte seiner Art. Bis zum heutigen Tag kann man vor dem Palazzo dei Canonici die sitzende Statue Brunelleschis

bewundern, der zufrieden auf sein Meisterwerk blickt.

Als Langdon an diesem Morgen den Blick zu der berühmten roten Kuppel hob, jenem architektonischen Meisterwerk seiner Epoche, erinnerte er sich daran, wie er einmal unter Höllenqualen dort hinaufgestiegen war. Die engen, von Touristen verstopften Treppen waren kaum zu ertragen, wenn man wie Langdon unter Klaustrophobie litt. Später war er froh gewesen, dass er die Qualen trotzdem auf sich genommen und »Brunelleschis Kuppel« bestiegen hatte, denn das hatte ihn inspiriert, Ross Kings unterhaltsames *Wunder von Florenz* zu lesen.

»Robert?«, riss Sienna ihn aus seinen Gedanken. »Kommen Sie?«

Langdon bemerkte erst jetzt, dass er stehengeblieben war, um die Architektur zu bewundern. »Verzeihung.«

Sie eilten weiter und hielten sich dabei am

Rand des Platzes. Der Dom lag rechts von ihnen. Langdon bemerkte, dass die ersten Touristen bereits wieder aus dem Seiteneingang strömten, um die nächsten Sehenswürdigkeiten auf ihren Listen abzuhaken.

Vor ihnen erhob sich der Campanile, das zweite von insgesamt drei Bauwerken des Ensembles. Gemeinhin als »Giotto's Glockenturm« bekannt, bestand kein Zweifel daran, dass der Campanile zur Kathedrale gehörte. Errichtet aus dem gleichen rosafarbenen, grünen und weißen Marmor, ragte der quadratische Turm schwindelerregende fünfundachtzig Meter in den Himmel. Langdon fand es immer wieder erstaunlich, dass die schlanke Konstruktion sämtlichen Erdbeben, Hochwassern und anderen Katastrophen getrotzt hatte, erst recht, wenn man die Kopflastigkeit des beinahe zehn Tonnen schweren Geläuts bedachte.

Sienna ging neben Langdon her und suchte

nervös den Himmel ab. Offenbar hielt sie Ausschau nach der Drohne, doch das kleine Fluggerät war nirgends zu sehen. Trotz der frühen Stunde waren bereits Scharen von Menschen unterwegs. Langdon achtete darauf, dass sie immer im dichten Gedränge blieben.

Als sie sich dem Campanile näherten, passierten sie eine Reihe von Karikaturisten, die ihr Geld mit Zeichnungen von Touristen verdienten – ein Junge auf einem Skateboard, ein Mädchen mit Riesenähnen, ein sich küssendes Pärchen auf einem Einhorn. Langdon fand es amüsant, dass derlei Kunstwerke auf demselben heiligen Pflaster entstehen durften, auf dem schon Michelangelo als Knabe seine Staffelei aufgestellt hatte.

Langdon und Sienna umrundeten Giotto's Glockenturm und wandten sich nach rechts, um den Platz vor der Kathedrale zu überqueren. Hier war das Gedränge am dichtesten. Touristen aus aller

Welt richteten ihre Kameras, Fotoapparate und Mobiltelefone auf die farbenfrohe Fassade.

Langdon beachtete den Dom kaum. Er hatte bereits ein wesentlich kleineres Bauwerk entdeckt, das soeben in Sicht gekommen war. Unmittelbar gegenüber dem Hauptportal des Doms stand das dritte und letzte Gebäude des Ensembles.

Langdons Lieblingsgebäude.

Il Battistero di San Giovanni.

Verziert mit den gleichen bunten Fassadensteinen und den gleichen gestreiften Pilastern, hob sich das Baptisterium vor allem durch seine Form von dem größeren Dom ab. Es war ein geometrisch vollkommenes Achteck, das mit seinen drei deutlich abgesetzten Stockwerken unter dem flachen weißen Dach an einen Schichtkuchen erinnerte.

Der achteckige Grundriss hatte keine ästhetischen Gründe, sondern sollte an die sechs Tage der Schöpfung erinnern, den Sabbat sowie

den achten Tag, an dem die Christen durch die Taufe wiedergeboren wurden. Das Achteck war zu einer weit verbreiteten Form geworden für Taufkapellen in der ganzen Welt.

Das Baptisterium war eines der bemerkenswertesten Gebäude von Florenz – allerdings fand Langdon die Stelle, an der es errichtet worden war, nicht besonders glücklich ausgewählt. Überall sonst auf der Welt hätte eine Taufkapelle wie diese im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestanden; hier jedoch verkümmerte sie im Schatten ihrer beiden noch prachtvolleren Geschwister.

Bis man eintritt, erinnerte sich Langdon und dachte an die atemberaubenden Mosaiken im Innenraum. Sie waren so spektakulär, dass frühe Bewunderer erklärt hatten, die Decke wäre geradezu himmlisch in ihrer Schönheit. *Wenn man weiß, wohin man sehen muss, dann ist Florenz der Himmel*, hatte Langdon zu Sienna gesagt.

Im Verlauf der Jahrhunderte waren im Battistero di San Giovanni zahllose berühmte Persönlichkeiten getauft worden – unter ihnen auch Dante Alighieri.

... als Dichter würd' ich kehren ... und am Taufquell dort empfang' ... im Lorbeerkranz des Dichters höchste Würde.

Wegen seiner Verbannung hatte Dante nie mehr an diesen Ort zurückkehren dürfen – den Ort seiner Taufe. Langdon hoffte indes sehr, dass an Dantes statt zumindest seine Totenmaske in der vergangenen Nacht hierher zurückgekehrt war.

Die Taufkapelle, dachte Langdon. Hier muss Ignazio vor seinem Tod die Maske versteckt haben. Er rief sich die verzweifelte Nachricht ins Gedächtnis, die *il Duomino* auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte. Für einen Moment stellte Langdon sich vor, wie der fette Mann sich plötzlich an die Brust gegriffen hatte, als er über die Piazza in eine Gasse gewankt war,

und wie er sein letztes Telefonat geführt hatte, nachdem die Maske sicher im Baptisterium versteckt lag.

Robert, die Pforten stehen Ihnen offen ...

Langdons Blick war starr auf das Baptisterium gerichtet, während er und Sienna sich durch die Touristenmassen drängten. Sienna bewegte sich so geschickt, dass Langdon beinahe joggen musste, um nicht zurückzufallen. Schon aus der Ferne sah er die massiven Türen des Baptisteriums in der Sonne glänzen. Sie waren beschlagen mit vergoldeter Bronze und beinahe fünf Meter hoch. Lorenzo Ghiberti hatte für ihre Vollendung mehr als zwanzig Jahre gebraucht. Die Reliefs auf der Außenseite zeigten biblische Gestalten und waren so meisterhaft gearbeitet, dass Giorgio Vasari die Türen als »in jeder Hinsicht vollkommen« bezeichnet hatte, als »das größte Kunstwerk, das je erschaffen wurde«.

Doch es war Michelangelo gewesen, dessen

überschwängliches Urteil den Türen zu dem Beinamen verholten hatte, der bis heute geblieben war.

Sie seien so wunderschön, dass sie auch als Pforten zum Paradies dienen könnten.

Die Bibel in vergoldeter Bronze, dachte Langdon, als er die prachtvollen Türen bewunderte.

Ghibertis schimmernde Pforten zum Paradies bestanden aus zehn quadratischen Paneelen. Jedes davon zeigte in einem Relief eine wichtige Szene aus dem Alten Testament. Vom Garten Eden über Moses bis hin zu König Salomons Tempel entfaltete sich Ghibertis Erzählung in zwei vertikalen Reihen zu je fünf Tafeln.

Die atemberaubende Ansammlung von Reliefs hatte zu einem Jahrhunderte dauernden »Expertenstreit« geführt. Angefangen bei Botticelli bis hin zu modernen Kunstkritikern diskutierten

Fachleute darüber, welches der Paneele das größte Meisterwerk war. Der allgemeine Konsens hatte »Jakob und Esau« zum Gewinner erklärt, das mittlere Paneel der linken Reihe, nicht zuletzt wegen der vielen unterschiedlichen Techniken, die bei der Entstehung des Reliefs zum Einsatz gekommen waren. Für Langdon war entscheidend, dass Ghiberti auf diesem Relief seine Signatur angebracht hatte – was darauf schließen ließ, dass »Jakob und Esau« auch sein Lieblingsbild gewesen war.

Ein paar Jahre zuvor hatte Ignazio Langdon die Türen gezeigt und ein wenig betreten zugegeben, dass man die vergoldeten Originale nach Jahrhunderten der Überschwemmungen, des Vandalismus und der Luftverschmutzung heimlich gegen Kopien ausgetauscht hatte. Die Originale wurden seit ihrer Restauration im Museo dell'Opera del Duomo aufbewahrt, und zwar in einem riesigen, mit Stickstoff gefüllten

Schaukasten, um weitere Oxidation zu verhindern. Aus Höflichkeit hatte Langdon Busoni gegenüber verschwiegen, dass er längst über die Kopien Bescheid wusste ... und dass er sogar noch einen weiteren Satz Kopien kannte. Er hatte ihn mehr oder weniger zufällig entdeckt, als er die Katakomben unter der Grace Cathedral in San Francisco untersucht hatte: Das Hauptportal der Kirche war eine Nachahmung von Ghibertis Paradiespforten, eingebaut um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Als Langdon vor Ghibertis Meisterwerk stand, wanderte sein Blick zu der kleinen Informationstafel an der Wand. Eine simple italienische Phrase weckte seine Aufmerksamkeit.

La Peste Nera.

Der Schwarze Tod. Mein Gott, dachte Langdon. *Es ist einfach überall – wohin ich mich auch wende.* Der Tafel zufolge waren die Paradiespforten eine Votivgabe, ein Zeichen der

Dankbarkeit dafür, dass Florenz die Pest überstanden hatte.

Langdon richtete den Blick auf die Paradiespforten, während ihm Busonis letzte Worte durch den Kopf gingen: *Die Pforten stehen Ihnen offen, doch Sie müssen sich beeilen.*

Trotz *il Duominos* Versprechen waren die Pforten definitiv geschlossen – wie eigentlich immer, außer an wichtigen kirchlichen Feiertagen. Der Touristeneingang befand sich auf der anderen Seite, im Norden.

Sienna stand auf Zehenspitzen neben Langdon und versuchte, über die Köpfe der Menge hinweg etwas zu erkennen. »Keine Türklinke«, bemerkte sie. »Kein Schlüsselloch. Nichts.«

Stimmt, dachte Langdon. *Ghiberti hätte sein Meisterwerk niemals mit etwas so Profanem wie einer Türklinke entweiht.* »Die Türen schwingen nach innen auf, und sie werden von innen verriegelt.«

Sienna überlegte kurz und schürzte die Lippen. »Dann kann man von hier aus gar nicht sehen, ob die Türen verschlossen sind oder nicht?«

Langdon nickte. »Ich hoffe, genau das hat sich Ignazio auch gedacht.«

Er ging ein paar Schritte nach rechts und warf einen raschen Blick zur Nordseite des Baptisteriums, zu einer weniger kunstvoll gearbeiteten Tür – dem Touristeneingang. Dort rauchte ein gelangweilt dreinblickender Führer eine Zigarette und verwies neugierige Besucher missmutig auf ein Schild: APERTURA 13:00 – 17:00.

Das Baptisterium öffnet erst in ein paar Stunden, dachte Langdon erfreut. Bisher war noch niemand drin.

Instinktiv wollte er einen Blick auf seine Armbanduhr werfen – was ihn erneut daran erinnerte, dass Mickey Mouse nicht mehr da war.

Als er zu Sienna zurückkehrte, hatten sich

einige Touristen zu ihr gesellt, die durch die Stäbe eines schmiedeeisernen Gitters hindurch Fotos von den Paradiespforten schossen. Das Gitter war in knapp einem halben Meter Abstand zu den Pforten angebracht worden, um die Menschenmassen in gebührender Distanz zu Ghibertis Meisterwerk zu halten. Das schwarze Gitter hatte vergoldete Spitzen und erinnerte an die Umzäunung von älteren Stadtvillen und Wohngebäuden.

Ungeschickterweise hing die Informationstafel, auf der die Paradiespforten beschrieben waren, nicht gleich neben den spektakulären Pforten an der Außenwand des Bauwerks, sondern an dem schmucklosen Gitter, das auf der Rückseite mit einem Schließmechanismus gesichert war.

Langdon hatte gehört, dass die Platzierung der Tafel gelegentlich zu Verwirrung führte. Und tatsächlich drängte sich in diesem Augenblick eine stämmige Frau in einem Sweatsuit von Juicy Couture zwischen den anderen Besuchern hindurch

und warf einen Blick auf die Tafel. Sie musterte kurz das schmiedeeiserne Gitter, runzelte die Stirn und schimpfte: »*Paradiespforte?* Bei uns daheim nennt man das Gartenzaun!« Mit diesen Worten wandte sie sich ab und stapfte davon, bevor ihr irgendjemand erklären konnte, dass sie sich irrte.

Sienna beäugte den Schließmechanismus des Gitters.

»Robert, sehen Sie!«, flüsterte sie und drehte sich überrascht zu Langdon um. »Jemand hat es aufgeschlossen!«

Sienna hatte Recht.

Die Pforten stehen Ihnen offen, aber Sie müssen sich beeilen.

Langdon betrachtete die Paradiespforten. Wenn Ignazio auch die gewaltigen Türen des Baptisteriums unversperrt gelassen hatte, könnte man sie einfach aufdrücken. Doch wie sollten sie hineinkommen, ohne die Aufmerksamkeit der übrigen Touristen zu erregen ... oder die der

Polizei und der Domwachen?

»Da!«, rief plötzlich eine Frauenstimme. »Er springt gleich!« Die Stimme zitterte vor Schreck. »Da oben auf dem Glockenturm!«

Langdon fuhr herum und sah, dass die rufende Frau niemand anderes als Sienna war. Sie stand fünf Meter von ihm entfernt, zeigte aufgeregt zum Glockenturm hinauf und rief immer wieder: »Da oben! Er springt!«

Alle Blicke richteten sich suchend auf die Fassade des Campanile. Dann zeigten auch andere nach oben, kniffen die Augen zusammen und riefen durcheinander.

»Da will jemand springen?«

»Wo?«

»Ich sehe nichts!«

»Da drüben! Links!«

Es dauerte nur Sekunden, bis die Aufregung die restliche Menschenmenge auf dem Platz erfasst hatte. Die Nachricht verbreitete sich wie ein

Lauffeuer, und kurz darauf gab es niemanden mehr, der nicht den Kopf in den Nacken gelegt hatte, nach oben zeigte und zum Glockenturm starrte.

Perfektes virales Marketing, dachte Langdon. Er wusste, dass ihm nur Sekunden zum Handeln blieben. Er zog das Gitter einen Spalt weit auf und schlüpfte zusammen mit Sienna hindurch, die in der Zwischenzeit wieder an seiner Seite aufgetaucht war. Dann schloss er das Gitter und drehte sich zu der fünf Meter hohen Bronzetür um. In der inbrünstigen Hoffnung, Ignazio richtig verstanden zu haben, stemmte er sich mit der Schulter gegen einen der Türflügel und drückte mit aller Kraft.

Im ersten Moment geschah nichts ... doch dann bewegte sich das massive Tor langsam.

Die Pforten stehen Ihnen offen.

Die Türflügel schwangen einen guten halben Meter weit nach innen. Sienna verschwendete keine Zeit und schlüpfte hindurch. Langdon schob sich seitlich durch den Spalt und folgte ihr in die

relative Dunkelheit des Innenraums.

Sie drehten sich um und drückten die schweren Pforten gemeinsam wieder zu. Der Lärm von draußen verstummte, und Stille kehrte ein.

Sienna deutete auf einen langen Balken am Boden, der offensichtlich als Riegel für die Bronzetüren gedacht war. »Ignazio muss ihn heruntergenommen haben«, sagte sie.

Langdon hob den Balken hoch und legte ihn zusammen mit Sienna in die dafür vorgesehenen Halterungen. Die Paradiespforten waren verschlossen ... und sie waren sicher im Baptisterium angelangt.

Für einen Moment standen Langdon und Sienna schweigend da und warteten darauf, dass sich ihre klopfenden Herzen beruhigten. Verglichen mit dem Lärm auf der Piazza, war es in der berühmten Taufkapelle so still und friedlich wie im Himmel.

Draußen vor dem Battistero di San Giovanni wand

sich der Mann mit der Brille von Plume Paris und der Paisley-Krawatte durch die Menge, ohne sich um die beunruhigten Blicke jener zu scheren, die seinen blutigen Ausschlag bemerkten.

Er erreichte den Gitterzaun vor den Bronzetüren, durch die Langdon und seine blonde Begleiterin verschwunden waren – selbst über den Lärm der Touristen hinweg hatte er den dumpfen Schlag gehört, als sie die Türen von innen verbarrikadiert hatten.

Hier geht es nicht mehr rein.

Allmählich legte sich die Aufregung auf dem Platz. Die Touristen, die eben noch erwartungsvoll zum Campanile hinaufgestarrt hatten, verloren das Interesse. *Kein Selbstmörder.* Alle machten weiter, als wäre nichts gewesen.

Das Jucken wurde immer unerträglicher, der Ausschlag schlimmer. Inzwischen waren auch seine Fingerspitzen angeschwollen und die Haut gerissen. Der Mann schob die Hände in die

Taschen, um sich am Kratzen zu hindern. Seine Brust schmerzte pochend, während er sich anschickte, das achteckige Bauwerk zu umrunden und einen anderen Eingang zu suchen.

Er war kaum um die erste Ecke gebogen, als er einen sengenden Schmerz am Hals spürte und feststellte, dass er sich schon wieder gekratzt hatte.

Der Legende nach ist es unmöglich, beim Betreten des Battistero di San Giovanni *nicht* nach oben zu sehen. Und obwohl Langdon schon viele Male hier gewesen war, wanderte sein Blick auch diesmal wieder unwillkürlich zur Decke.

Die hohe Gewölbedecke überspannte einen oktogonalen Raum von sechsundzwanzig Metern Durchmesser. Die polierte goldgelbe Oberfläche bestand aus mehr als einer Million kleiner *Smalti*: winzigen Mosaiksteinchen, die aus glasierten Fliesen geschnitten waren und das Licht in prachtvoller Weise reflektierten. Die Mosaikere waren in sechs konzentrischen Ringen angeordnet

und zeigten Szenen aus der Bibel.

Die Atmosphäre der prunkvollen Decke wurde auf dramatische Weise verstärkt durch das Tageslicht, das durch einen zentralen Oculus ins Innere drang – ähnlich dem römischen Pantheon. Zudem wurde der Raum durch eine Reihe kleinerer Fenster erhellt, die tief in der Wand lagen. Durch sie fiel das Licht in so dicht gebündelten Strahlen ein, dass diese fast wie massive Balken wirkten, die in sich ständig verändernden Winkeln die Wände stützten.

Während Langdon mit Sienna tiefer in den Raum vordrang, ließ er das legendäre Deckenmosaik auf sich wirken, eine vielschichtige Darstellung von Himmel und Hölle, die an Dantes Göttliche Komödie erinnerte.

Schon Dante Alighieri hat diese Decke gesehen, als er noch ein Kind war, sinnierte Langdon. Inspiration von oben.

Er betrachtete das zentrale Bild des Mosaiks.

Über dem Hauptaltar erhob sich ein neun Meter hoher Jesus Christus, der über die Menschen zu Gericht saß. Zu seiner Rechten wurden die Gottesfürchtigen mit dem ewigen Leben belohnt. Zu seiner Linken wurden Sünder gesteinigt, an Spießen geröstet oder von abscheulichen Kreaturen verschlungen.

Beaufsichtigt wurden die Misshandlungen von einem kolossalen Satan, dargestellt als menschenfressende Bestie. Langdon verzog jedes Mal das Gesicht, wenn er die Gestalt betrachtete, die schon vor mehr als siebenhundert Jahren auf den jungen Dante Alighieri heruntergestarrt hatte. Vermutlich hatte sie auch ihn in Angst versetzt und zu der lebhaften Darstellung dessen inspiriert, was im letzten Höllenkreis lauerte.

Das furchterregende Mosaik zeigte einen gehörnten Teufel, der einen Menschen mit dem Kopf voran fraß. Die Beine des Opfers baumelten auf eine Weise aus Satans Maul, die an die halb

begrabenen Sünder in Dantes Malebolge erinnerte.

Lo 'mperador del doloroso regno, rief sich Langdon Dantes Schilderung ins Gedächtnis. *Der Herrscher des Reichs der Schmerzen*.

Aus den Ohren des Teufels wanden sich zwei mächtige Schlangen, und in ihren Schlünden steckten ebenfalls Sünder, was insgesamt den Eindruck eines dreiköpfigen Teufels erweckte – genau wie Dante ihn im letzten Canto von Inferno beschrieb. Langdon kramte in seinem Gedächtnis nach Fragmenten von Dantes Bildersprache.

*Mit drei Gesichtern sah ich ihn erscheinen' ...
die auf drei Kinn' in blut'gem Geifer flossen ...
und arme Sünder malmt entzwei ...
Flachsbrechen gleich, der scharfen Zähne drei.*

Das dreifaltige Böse Satans besaß tiefe symbolische Bedeutung – es war das perfekt ausbalancierte Gegenstück zur Glorie der Heiligen Dreifaltigkeit.

Langdon versuchte sich auszumalen, welche

Wirkung die angsteinflößende Darstellung auf den jungen Dante gehabt haben mochte, der einmal im Jahr am Tag seiner Taufe hergekommen und von Satan beim Beten beobachtet worden war.

An diesem Morgen beschlich Langdon das entnervende Gefühl, dass er selbst es war, auf den der Teufel diesmal starrte.

Rasch senkte er den Blick zur Galerie – dem einzigen Ort in der Kapelle, den Frauen früher betreten durften, um einer Taufe beizuwohnen. Dann sah er zum prominenten Baldachingrab des Gegenpapstes Johannes XXIII., dessen Leichnam hoch oben an der Wand in einem prunkvollen Sarkophag ruhte. Der Deckel war eine detaillierte Darstellung des auf dem Totenbett liegenden Verstorbenen.

Schließlich bestaunte Langdon den kunstvollen Fliesenboden, in dem viele Betrachter Referenzen auf die mittelalterliche Astronomie vermuteten. Er ließ den Blick über die komplizierten schwarz-

weißen Muster wandern, bis er in der Mitte des Raums angekommen war.

Dort ist es, dachte er. Genau an dieser Stelle war Dante Alighieri vor siebenhundert Jahren getauft worden. »*Zurück ich kehren werde und ... am Taufquell dort empfang'* ... *im Lorbeerkrantz des Dichters höchste Würde*«, deklarierte Langdon, und seine Stimme hallte durch den leeren Raum. »Hier ist es.«

Sienna schien verwirrt. »Aber ... da ist nichts.«

»Nicht mehr«, erwiderte Langdon.

Außer einem großen rotbraunen Achteck aus einfachen Fliesen war an der Stelle nichts zu sehen. Die eigenartig schmucklose Fläche stach aus dem kunstvollen Muster ringsum hervor wie ein großes, behelfsmäßig verschlossenes Loch ... und nichts anderes war es auch.

Langdon erklärte Sienna, dass das ursprüngliche Taufbecken ein großes achteckiges Bassin gewesen war, das man genau im Zentrum

der Kapelle in den Boden eingelassen hatte. Heutzutage standen die viel kleineren Becken meist auf Säulen. Damals hatte man tiefe Wannen vorgezogen und den Täufling vollständig untergetaucht. Langdon stellte sich kleine Kinder vor, die in das eiskalte Wasser getaucht wurden, und malte sich ihre durch den Raum hallenden panischen Schreie aus.

»Die Taufzeremonien damals waren eine kalte und beängstigende Angelegenheit«, erklärte Langdon. »Echte Übergangsriten, manchmal nicht ungefährlich. Angeblich ist Dante einmal in das Becken gesprungen, um ein Kind vor dem Ertrinken zu retten. Wie auch immer ... irgendwann im sechzehnten Jahrhundert wurde das alte Taufbassin überdeckt.«

Sienna blickte sich ratlos um. »Aber wenn das alte Taufbecken nicht mehr da ist ... Wo hat Ignazio dann die Maske versteckt?«

Langdon verstand ihre Ratlosigkeit. In der

weiten Halle herrschte kein Mangel an Versteckmöglichkeiten: hinter Säulen, Statuen, Gräbern, in Nischen, beim Altar, sogar oben auf der Galerie.

Dennoch war Langdon bemerkenswert zuversichtlich, als er sich zum Eingang umwandte. »Wir sollten da drüben anfangen«, sagte er und deutete auf eine Stelle rechts neben der Paradiespforte.

Dort stand auf einem kleinen Podium hinter einem Ziergitter eine sechseckige Plinthe aus Marmor, vielleicht einen Meter dick und ebenso hoch. Sie sah aus wie ein kleiner Altar. Der Stein war so kunstvoll geschliffen, dass er glänzte wie Perlmutter. Den Abschluss bildete eine passende dicke Platte aus poliertem Holz.

Sienna blickte unsicher drein, als sie Langdon zu dem Podium folgte. Sie stiegen die Stufen hinauf, und Sienna ahnte plötzlich, was sie da vor sich sah. Es verschlug ihr die Sprache.

Langdon lächelte. *Genau. Das ist weder ein Altar noch ein Tisch.* Die polierte Holzplatte war ein Deckel – eine Abdeckung für den Hohlraum darunter.

»Ist das etwa ein Taufbecken?«, fragte Sienna.

Langdon nickte. »Würde Dante heute getauft, dann in diesem Becken hier.« Er verschwendete keine weitere Zeit, atmete tief durch und legte die Hände auf die Abdeckung. Aufregung überkam ihn, als er sich innerlich auf das vorbereitete, was ihn unter der Abdeckung erwartete.

Mit einem entschlossenen Ruck schob er die Platte seitlich von der Plinthe und setzte sie behutsam daneben ab. Ein vielleicht sechzig Zentimeter durchmessender Hohlraum kam zum Vorschein. Langdon kniff die Augen zusammen.

In dem dunklen Taufbecken ruhte ein schauriges Gebilde. Langdon schluckte.

Aus den Schatten starrte ihn das tote Gesicht von Dante Alighieri an.

Suche, und du wirst finden.

Langdon stand vor dem Taufbecken und betrachtete die vergilbte Maske, deren runzliges Antlitz leeren Blickes nach oben sah. Die Adlernase und das vorstehende Kinn waren unverwechselbar.

Dante Alighieri.

Das Gesicht des Toten allein war bestürzend, doch etwas an der Art und Weise, wie es im Becken ruhte, schien geradezu übernatürlich. Einen Moment lang war Langdon völlig verwirrt.

Kann es sein, dass sie ... schwebt?

Langdon ging in die Hocke und beäugte die

Maske eingehender. Das Becken war unerwartet tief – mehr ein kleiner Brunnen – und zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Die Maske schien wie durch Magie auf halber Höhe zu verharren ... dicht über der Wasseroberfläche.

Es dauerte einen Moment, bis Langdon begriff, was die Illusion verursachte. Genau in der Mitte des Beckens befand sich ein Rohr, das sich unmittelbar über der Wasserfläche zu einem flachen Metallteller weitete – vielleicht ein dekorativer Sprühkopf oder eine Art Sitz für einen Baby-Popo. Gegenwärtig diente er dazu, Dantes Totenmaske in sicherem Abstand zum Wasser zu lagern.

Weder Langdon noch Sienna sagten etwas, als sie hinuntersahen auf das runzlige Gesicht von Dante Alighieri, sicher verpackt im transparenten Ziploc-Beutel, als hätte jemand ihn erstickt. Die Totenmaske, die ihm aus dem wassergefüllten Becken entgegenblickte, erinnerte Langdon für

einen Moment an das traumatische Erlebnis in seiner Kindheit – als er am Boden eines Brunnens festgesessen und verzweifelt nach oben gestarrt hatte.

Er verdrängte den Gedanken und ergriff die Maske behutsam an den Seiten, etwa auf der Höhe, wo Dantes Ohren gewesen wären. Obwohl das Gesicht des Poeten eher klein war, war die antike Maske erstaunlich schwer. Langsam nahm Langdon sie aus dem Becken und hielt sie hoch, sodass er und Sienna sie genauer in Augenschein nehmen konnten.

Sogar durch das Plastik des Beutels hindurch wirkte sie bemerkenswert lebensecht. Jede Falte, jede Unreinheit im Gesicht des verstorbenen Dichters waren im nassen Gips verewigt worden. Abgesehen von einem Sprung in der Mitte war die Maske perfekt erhalten.

»Drehen Sie sie um, Robert«, flüsterte Sienna.
»Werfen wir einen Blick auf die Rücksei...«

Langdon drehte die Maske bereits, ehe Sienna den Satz vollenden konnte. Auf dem Sicherheitsvideo des Palazzo Vecchio war deutlich zu sehen gewesen, wie Langdon und *il Duomino* auf der Rückseite etwas entdeckt hatten – etwas, das von solch verblüffendem Interesse für die beiden Männer gewesen war, dass sie das kostbare Artefakt mitgenommen hatten.

Darauf bedacht, den empfindlichen Gips nicht zu beschädigen, verlagerte Langdon die umgedrehte Maske sanft in die rechte Hand und nahm die Rückseite in Augenschein. Im Gegensatz zur verwitterten Textur von Dantes Gesicht war die Innenseite der Maske glatt. Und weil sie nie zum Tragen gedacht gewesen war, hatte man die Innenseite mit Gips aufgefüllt, um das empfindliche Stück ein wenig zu stabilisieren. Die entstandene konkave Fläche erinnerte an eine flache Suppenschüssel.

Langdon wusste nicht, was er auf der Rückseite

zu finden hoffte – jedenfalls bestimmt nicht das, was er nun sah.

Nichts.

Absolut nichts.

Nichts außer einer leeren, glatten Oberfläche.

Sienna schien genauso verblüfft wie Langdon. »Nackter Gips«, flüsterte sie. »Aber wenn nichts zu sehen ist – was haben Sie und Ignazio Busoni dann gefunden?«

Wenn ich das wüsste, dachte er und zog das Plastik des Beutels straff, um besser sehen zu können. *Da ist nichts!* Mit zunehmender Verzweiflung hielt Langdon die Maske in einen hellen Lichtstrahl, der aus einem der kleinen Fenster an der Wand fiel, und musterte das Artefakt erneut. Als er die Maske ein wenig drehte, glaubte er für einen Augenblick, eine schwache Verfärbung am oberen Rand zu erkennen – eine Art Markierung, die sich horizontal über die Innenseite von Dantes Stirn zog.

Eine Schwachstelle im Gips? Oder vielleicht ... etwas anderes? Langdon fuhr herum und deutete auf eine Marmorklappe an der Wand hinter ihnen. »Sind Sie so nett und sehen nach, ob es dort Handtücher gibt?«, sagte er zu Sienna.

Sienna musterte Langdon skeptisch, doch sie kam seiner Bitte nach und öffnete die Klappe. Zum Vorschein kam ein diskret verborgenes Fach, in dem sich drei Dinge befanden: ein Hahn, mit dem sich der Wasserstand im Taufbecken regulieren ließ, ein Lichtschalter für den Scheinwerfer genau über dem Becken ... und ein Stapel Handtücher.

Sienna bedachte Langdon mit einem überraschten Blick. Langdon hatte genügend Kirchen auf der ganzen Welt besucht und wusste, dass es in der Nähe von Taufbecken fast immer Tücher oder Windeln für den Notfall gab – die Unkontrollierbarkeit von Säuglingsblasen war ein universales Risiko bei jeder Taufe.

»Gut«, sagte er mit einem Blick auf die Tücher.

»Halten Sie die Maske kurz?« Behutsam übergab er Sienna das wertvolle Stück, dann machte er sich an die Arbeit.

Zuerst nahm er den sechseckigen Deckel vom Boden und deckte damit das Becken wieder zu. Dann breitete er mehrere Leinentücher darauf aus. Schließlich betätigte er den verborgenen Schalter. Hoch über dem Becken flammte der Scheinwerfer auf und tauchte alles in gleißendes Licht.

Sanft legte Sienna die Maske auf die Tücher.

Langdon öffnete den Beutel. Sorgsam darauf bedacht, die Maske nicht mit bloßen Händen zu berühren, benutzte er zwei Tücher, um sie aus ihrer Plastikhülle zu ziehen. Einige Augenblicke später lag die Maske ungeschützt mit dem Gesicht nach oben im grellen Licht wie ein narkotisierter Patient auf dem Operationstisch.

Die Textur der Maske wirkte im grellen Licht noch dramatischer. Sie wirkte uralte, allein durch die zahllosen Falten und Runzeln, und der vergilbte

Gips verstärkte diesen Eindruck noch. Langdon verschwendete keine Zeit und drehte die Maske um.

Die Rückseite sah deutlich weniger alt aus als die Vorderseite – weiß und sauber anstatt vergilbt und schmutzig.

Sienna neigte den Kopf und sah Langdon verblüfft an. »Sieht diese Seite tatsächlich *neuer* aus, oder irre ich mich?«

Der Farbunterschied war deutlicher, als Langdon erwartet hatte, doch zweifellos war die Innenseite ebenso alt wie die Vorderseite. »Ungleichmäßige Alterung«, mutmaßte er. »Die Rückseite der Maske war immer geschützt und nie dem schädlichen Einfluss von Tageslicht ausgesetzt – oder gar direkter Sonneneinstrahlung.«

Langdon nahm sich vor, zukünftig eine Sonnencreme mit stärkerem Schutzfaktor zu benutzen.

»Warten Sie!«, rief Sienna aufgeregt und beugte

sich vor. »Sehen Sie nur! Auf der Stirn! Das muss es sein, was Sie und Ignazio gesehen haben!«

Langdons Blick wanderte zu der Stelle, an der er bereits zuvor durch das Plastik hindurch die Verfärbung entdeckt hatte – eine kaum erkennbare Abfolge von Zeichen, die sich horizontal über den oberen Rand der Totenmaske zog. Im grellen Scheinwerferlicht sah er, dass es keine natürliche Verfärbung war ... sondern eine künstliche, von Menschenhand verursachte.

»Das sind ... das sind Schriftzeichen«, flüsterte Sienna. »Aber ...«

Langdon studierte die Inschrift im Gips. Es war eine einzelne Zeile handgeschriebener Buchstaben. Die bräunlich gelbe Schrift war schwungvoll und nahezu transparent.

»Was denn ... das ist *alles*?«, fragte Sienna ärgerlich.

Langdon hörte sie kaum. *Wer hat das hier geschrieben?*, überlegte er. *Stammt es aus der*

Zeit Dantes? Unwahrscheinlich. In diesem Fall wären die Zeichen längst von einem Kunsthistoriker bei einer Reinigung oder Restauration entdeckt worden. Nicht nur das, die Schriftzeichen wären in die Überlieferung eingegangen. Langdon hatte nie von etwas Derartigem gehört.

Eine weit wahrscheinlichere Ursache kam ihm in den Sinn.

Bertrand Zobrist.

Zobrist war der Eigentümer der Maske und hatte jederzeit Zugriff darauf gehabt. Er hätte durchaus unbemerkt den Text auf die Rückseite schreiben und die Maske zurücklegen können.

Nicht einmal der Museumsdirektor darf die Vitrine öffnen, wenn der Besitzer nicht zugegen ist, hatte Marta Alvarez erzählt.

Schnell erklärte Langdon seine Theorie.

Sienna schien sie für wenig realistisch zu halten, obwohl sich ihr noch nicht alle

Zusammenhänge erschlossen. »Das ergibt keinen Sinn!«, sagte sie unruhig. »Nehmen wir an, Zobrist hat tatsächlich heimlich etwas auf die Rückseite der Totenmaske geschrieben. Und dann hat er sich die Mühe gemacht, den kleinen Projektor zu bauen, um damit auf die Maske hinzuweisen ... warum hat er dann nicht eine deutlichere Botschaft hinterlassen? Das Gekritzel da ergibt überhaupt keinen Sinn! Sie und ich, wir suchen den ganzen Tag nach der Maske, und das ist alles, was wir finden?«

Langdon richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die handgeschriebene Botschaft. Sie war überraschend kurz – lediglich sieben Buchstaben lang – und schien tatsächlich keinen Sinn zu ergeben.

Siennas Frustration ist verständlich.

Langdon hingegen spürte den vertrauten Nervenkitzel der bevorstehenden Offenbarung – er hatte erkannt, dass die sieben Buchstaben ihm alles

verraten würden, was er wissen musste, um den nächsten Schritt zu unternehmen.

Mehr noch – er hatte den schwachen Geruch bemerkt, der der Maske anhaftete. Und dieser Geruch offenbarte ihm, warum der Gips auf der Rückseite so viel weißer war als vorn ... es hatte nichts mit Alterung oder Sonnenlicht zu tun.

»Ich verstehe das einfach nicht«, sagte Sienna.
»Lauter gleiche Buchstaben!«

Langdon nickte gelassen, während er die Textzeile studierte. Sieben identische Buchstaben, behutsam in kalligrafischer Schrift über die Rückseite von Dantes Stirn geschrieben.

PPPPPPP

»Siebenmal der Buchstabe P«, sagte Sienna. »Was sollen wir damit anfangen?«

Langdon lächelte geduldig und sah ihr in die Augen. »Ich schlage vor, wir machen genau das,

was uns diese Botschaft sagt.«

Sienna starte ihn fassungslos an. »Sieben P sind eine *Botschaft*?

»In der Tat«, antwortete Langdon mit breitem Grinsen. »Wenn man Dante studiert hat, sogar eine ziemlich deutliche.«

Draußen vor dem Battistero di San Giovanni wischte sich der Mann mit dem Ausschlag die Fingernägel an einem Taschentuch ab und betupfte die Pusteln an seinem Hals. Er versuchte, das Brennen in den Augen zu ignorieren, während er blinzeln sein Ziel musterte.

Den Touristeneingang.

Draußen vor der großen Doppeltür stand ein müder Führer in einem Blazer. Er rauchte und schickte die Touristen fort, die offensichtlich nicht imstande waren, das Schild an der Tür zu lesen. Das Schild mit der Öffnungszeit.

APERTURA 13:00 – 17:00.

Der Mann mit dem Ausschlag warf einen Blick auf seine Uhr. 10:02. Das Battistero war noch fast drei Stunden lang geschlossen. Er beobachtete den Führer eine Weile und traf dann eine Entscheidung. Er zog den goldenen Ohrstecker ab und verstaute ihn in der Hosentasche. Dann nahm er seine Geldbörse hervor und kontrollierte den Inhalt. Zusätzlich zu einer Auswahl verschiedener Kreditkarten und einem Bündel Euro-Banknoten trug er mehr als dreitausend US-Dollar in bar bei sich.

Glücklicherweise war Habsucht eine internationale Sünde.

Peccatum ... Peccatum ... Peccatum ...

Die sieben P auf der Rückseite von Dantes Totenmaske hatten Langdon augenblicklich an die *Divina Commedia* erinnert. Für einen Moment war er wieder in Wien hinter dem Rednerpult bei seinem Vortrag: *Göttlicher Dante – Symbole der Hölle*.

»... Wir sind nun durch die neun Höllenkreise hinabgestiegen bis zum Mittelpunkt der Erde und stehen Satan persönlich gegenüber«, hallte seine Stimme durch die Lautsprecher.

Langdon zeigte eine Serie von Dias – dreiköpfige Teufel in verschiedenen Kunstwerken:

Botticellis *Mappa*, das Mosaik im Battistero di San Giovanni und Andrea di Ciones furchterregenden schwarzen Dämon, dessen Pelz verklebt war vom tiefroten Blut seiner Opfer.

»Gemeinsam sind wir die zottige Brust Satans hinuntergeklettert und haben die Richtung gewechselt, als die Schwerkraft sich umgekehrt hat«, fuhr Langdon fort. »Und wir haben die düstere Unterwelt verlassen, um die Sterne wiederzusehen.«

Langdon schaltete durch seine Dias, bis er zu einem Bild kam, das er schon einmal gezeigt hatte – das ikonische Gemälde von Domenico di Michelino aus dem Duomo di Firenze, auf dem Dante im roten Gewand vor den Mauern von Florenz stand. »Wenn Sie genau hinsehen ... dann erkennen Sie hier die Sterne.«

Langdon deutete auf den Himmel über Dantes Kopf. »Wie Sie außerdem sehen, besteht der Himmel aus neun konzentrischen Sphären um die

Erde herum. Die neunteilige Struktur des Paradieses soll die neun Höllenkreise reflektieren und ein Gegengewicht zu ihnen bilden. Wie Ihnen vermutlich aufgefallen ist, spielt die Zahl Neun bei Dante eine große Rolle.«

Langdon hielt inne, trank einen Schluck Wasser und ließ seine Zuhörer kurz verschnaufen. Immerhin hatten sie gerade den peinigenden Abstieg in die Hölle und den anschließenden Aufstieg daraus hinter sich gebracht.

»Nachdem Sie die Schrecken des Infernos ertragen haben, freuen Sie sich sicher schon alle darauf, ins Paradies aufzusteigen. Unglücklicherweise ist das, wie alles in Dantes Welt, nicht einfach«, fuhr er fort und seufzte dramatisch. »Um ins Paradies zu gelangen, müssen wir alle – sowohl metaphorisch als auch im wörtlichen Sinne – einen Berg erklimmen.«

Langdon deutete auf das Gemälde Michelinos. Am Horizont hinter Dante war ein einzelner

kegelförmiger Berg zu sehen, der bis in den Himmel reichte. Ein Pfad führte spiralförmig in neun immer engeren Terrassen bis zum Gipfel, und über diesen Pfad trotteten nackte, elende Gestalten gen Himmel und ertrugen unterwegs ihre Strafen.

»Dies ist der Berg des Fegefeuers«, verkündete Langdon. »Leider ist dieser grausame, neunfach gewundene Pfad der einzige Weg aus den Tiefen des Infernos hinauf in die Herrlichkeit des Paradieses. Auf diesem Pfad sehen Sie die reuigen Sünder. Jeder von ihnen zahlt den angemessenen Preis für seine Sünden. Die Neidvollen müssen mit zugenähten Augen hinauf, sodass sie nicht begehren können; die Hochmütigen tragen schwere Steine auf dem Rücken, damit sie in demütig gebeugter Haltung gehen; die Unersättlichen müssen ohne Nahrung und Wasser auskommen; und die Wollüstigen durchschreiten heiße Flammen, die sie vom Feuer der Lust befreien.« Erneut hielt er inne. »Doch bevor Ihnen das große Privileg zuteil wird,

diesen Berg zu erklimmen und sich von Ihren Sünden reinzuwaschen, müssen Sie mit diesem Individuum reden.«

Langdon wechselte das Dia, und eine Nahaufnahme von Michelinos Gemälde zeigte einen geflügelten Engel, der am Fuß des Fegefeuer-Berges auf einem Thron saß. Zu Füßen des Engels wartete eine lange Schlange von Sündern auf die Erlaubnis, den emporführenden Pfad zu erklimmen. Seltsamerweise hielt der Engel ein langes Schwert, und es schien, als stieße er dem ersten Sünder in der Schlange die Spitze ins Gesicht.

»Wer weiß, was dieser Engel macht?«, rief Langdon in den Saal.

»Er sticht jemandem in den Kopf?«, meldete sich eine Stimme.

»Nein.«

»Er sticht jemandem ins Auge?«

Langdon schüttelte den Kopf. »Sonst noch

jemand?«

Aus dem hinteren Teil des Saals erklärte jemand selbstsicher: »Er schreibt ihm auf die Stirn.«

Langdon lächelte. »Offenbar kennt da jemand seinen Dante.« Er deutete wieder auf das Bild. »Ich weiß, es sieht so aus, als würde der Engel dem armen Kerl in die Stirn stechen, aber dem ist nicht so. Laut Dante schreibt der Engel, der den Berg des Fegefeuers bewacht, den Sündern etwas mit der Schwertspitze auf die Stirn, bevor sie den Pfad betreten. ›Und was schreibt er?‹, werden Sie sich jetzt sicher fragen.«

Wieder legte Langdon eine Pause ein, um den nächsten Worten zusätzliche Dramatik zu verleihen. »Seltsamerweise nur einen einzigen Buchstaben ... den er jedoch siebenmal wiederholt. Weiß jemand, was der Engel da siebenmal schreibt?«

»Ein P!«, rief jemand.

Langdon lächelte. »In der Tat. Er schreibt den Buchstaben P. P steht für *peccatum*, das lateinische Wort für Sünde. Und dass es siebenmal geschrieben wird, ist ein Symbol für die *Septem Peccata Mortalia*, auch bekannt als ...«

»Die Sieben Todsünden!«, rief ein anderer.

»Genau. Und nur, indem Sie wirklich alle Ebenen des Fegefeuers durchschreiten, können Sie Buße tun für Ihre Sünden. Nach jeder Ebene fegt ein Engel ein P von Ihrer Stirn, bis Sie den Gipfel mit reiner Stirn erreichen, freigefegt von allen Sünden.« Er zwinkerte. »Es heißt nicht umsonst *Fegefeuer*.«

»Die sieben P?«, fragte Sienna in diesem Augenblick und riss Langdon aus seinen Gedanken. Er sah, wie sie ihn über das Taufbecken hinweg anstarrte und auf Dantes Totenmaske deutete. »Das soll eine Botschaft sein, die uns sagt, was wir tun müssen?«

Rasch erklärte Langdon ihr, wie Dante sich den

Berg des Fegefeuers vorgestellt hatte und dass die sieben P die Sieben Todsünden repräsentierten, zu deren Tilgung man Buße tun musste.

»Offensichtlich wusste Zobrist als Dante-Fanatiker von der Bedeutung der sieben P, und er wusste auch, dass man nur ins Paradies gelangen konnte, wenn man sich vorher von ihnen gereinigt hatte«, schloss Langdon.

Sienna blickte zweifelnd drein. »Sie glauben, Bertrand Zobrist hat die sieben P auf die Totenmaske geschrieben, weil er will, dass wir sie *wegwischen*? Wollen Sie darauf hinaus?«

»Mir ist durchaus klar ...«

»Robert, selbst wenn wir die Buchstaben wegwischen – was soll uns das helfen? Dann haben wir eine Maske mit gar nichts mehr darauf!«

»Vielleicht.« Langdon grinste. »Vielleicht aber auch nicht. Ich glaube, es steckt mehr dahinter, als der erste Anschein verrät.« Er deutete auf die Maske. »Erinnern Sie sich? Ich habe vorhin gesagt,

die Rückseite ist heller, weil sie langsamer gealtert ist?«

»Natürlich.«

»Ich habe mich vielleicht geirrt«, sagte er. »Der Farbunterschied ist zu groß, als dass er allein durch Alterung hätte entstehen können. Außerdem ist die Textur auf der Rückseite gezahnt.«

»Gezahnt?«

Langdon zeigte ihr, dass die Rückseite wesentlich rauer war als die Vorderseite ... ähnlich sandig wie Schmirgelpapier. »Unter Kunstexperten nennt man diese Art von Textur *gezahnt*. Maler ziehen diese Textur vor, weil die Farbe besser haften bleibt.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

Langdon lächelte. »Wissen Sie, was *Gesso* ist?«

»Sicher. Maler benutzen es, um Leinwände ...«
Sienna verstummte, als ihr klar wurde, worauf Langdon hinauswollte.

»Genau«, sagte Langdon. »Maler benutzen es, um damit eine saubere, weiße, *gezahnte* Oberfläche zu erzeugen ... und manchmal auch, um ein altes, nicht mehr erwünschtes Gemälde zu übertünchen, wenn sie die Leinwand noch einmal verwenden wollen.«

Sienna blickte aufgeregt drein. »Und Sie denken, Zobrist hat die Rückseite der Maske mit Gesso überstrichen?«

»Es würde zumindest die Textur und die hellere Farbe erklären. Und vielleicht auch, warum er wollte, dass wir die sieben P wegwischen.«

Sienna runzelte fragend die Stirn.

»Hier, riechen Sie«, sagte Langdon und hielt ihr die Maske hin wie ein Priester die Hostie bei der Kommunion.

Sienna rümpfte die Nase. »Gesso stinkt nach nassem Hund?«

»Nicht jeder Gesso. Klassischer Gesso riecht wie Kreide. Nasser Hund ist Akryl-Gesso.«

»Aha ...?«

»Akryl-Gesso ist wasserlöslich.«

Sienna neigte den Kopf zur Seite, und Langdon sah, wie es in ihr arbeitete. Dann weiteten sich ihre Augen. Sie starrte Langdon an. »Sie glauben, dass unter dem Gesso noch etwas ist?«

»Das würde einiges erklären.«

Sienna trat zur Abdeckung des Taufbeckens und schob sie ein Stück zur Seite. Dann nahm sie ein frisches Leinentuch, tauchte es in das Weihwasser und hielt Langdon den triefenden Lappen hin. »Das machen besser Sie.«

Langdon nahm die Maske in die linke Hand, griff sich das nasse Tuch und drückte das überschüssige Wasser aus. Dann betupfte er vorsichtig die Innenseite von Dantes Stirn. Nach kurzer Zeit fingen die Buchstaben an zu verwischen.

»Der Gesso löst sich auf«, sagte er aufgeregt.
»Sehen Sie.«

Während Langdon behutsam weiterarbeitete, murmelte er mit leiser, ernster Stimme: »Durch die Taufe hat Jesus der Herr dich von der Sünde befreit und dich durch Wasser und den Heiligen Geist zu neuem Leben erweckt.« Seine Worte hallten durch die Kapelle.

Sienna starrte ihn an, als hätte er den Verstand verloren.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, es wäre passend.«

Sie verdrehte die Augen und konzentrierte sich wieder auf die Maske. Langdon wischte weiter. Nach und nach kam der ursprüngliche Gips unter dem Gesso zum Vorschein – erkennbar an dem vergilbten Farbschleier, der eher dem entsprach, was Langdon bei einem so alten Artefakt erwartete. Als er fertig war, trocknete er die Innenseite mit einem sauberen Tuch ab und hielt die Maske hoch.

Sienna stöhnte überrascht auf.

Genau wie Langdon vermutet hatte, war unter dem Gesso in der Tat etwas verborgen: eine zweite Reihe kalligrafischer Zeichen.

Direkt auf der vergilbten antiken Oberfläche.

Und diesmal bildeten die Buchstaben ein Wort.

»»Besessen«?»«, rief Sienna aus. »Das verstehe ich nicht.«

Geht mir ähnlich. Langdon musterte den Text, der unter den sieben P zum Vorschein gekommen war. Auf Dantes Stirn prangte ein einzelnes Wort:

besessen

»Wie in ... vom Teufel besessen?«, fragte Sienna.

Möglich. Langdon hob den Blick zu dem Mosaik, auf dem Satan elende Seelen verschlang, die sich nicht von ihren Sünden hatten reinwaschen können. *Dante ... besessen?* Das schien keinen

Sinn zu ergeben.

»Da muss noch mehr Text sein«, ereiferte sich Sienna. Sie nahm Langdon die Maske aus den Händen und betrachtete sie eingehend. Schließlich nickte sie. »Ja, sehen Sie sich den Anfang und das Ende des Wortes an ... Da steht noch mehr!«

Langdon sah erneut hin, und dann bemerkte auch er den Schemen von weiterem Text im feuchten Gesso rechts und links.

Gespannt packte Sienna das nasse Tuch und rieb um das Wort *besessen* herum. Eine geschwungene Zeile wurde sichtbar:

Ihr, die von gesundem Geist besessen

Langdon stieß einen leisen Pfiff aus. »»*Ihr, die von gesundem Geist besessen, bemerkt die Lehre, die vom Schlei'r umzogen, in sich verbirgt dies seltsame Gedicht.*««

Sienna starrte ihn an. »Wie bitte?«

»Das stammt aus einer der berühmtesten Strophen von Inferno«, erklärte Langdon aufgeregt. »Dante fordert seine klügsten Leser auf, die Weisheit zu suchen, die sich hinter seinen kryptischen Versen verbirgt.«

In seinen Vorlesungen über Symbolismus in der Literatur zitierte Langdon häufig genau diese Zeile. Sie war eines der besten Beispiele für einen mit dem Zaunpfahl winkenden Autor: »Hallo, Leser! Das hier hat eine doppelte Bedeutung!«

Sienna betupfte wieder die Rückseite der Maske, diesmal kräftiger.

»Seien Sie vorsichtig!«, ermahnte Langdon.

»Sie haben Recht!«, rief Sienna aufgeregt. Eifrig entfernte sie den Gesso. »Der Rest steht auch noch hier – genauso, wie Sie ihn in Erinnerung haben!« Sie unterbrach ihre Arbeit, um das Tuch im Taufbecken auszuspülen.

Bestürzt sah Langdon zu, wie sich das Weihwasser langsam trübte. *Bitte entschuldige,*

San Giovanni, dass wir das heilige Becken als Spüle missbrauchen, dachte er nervös.

Als Sienna das Tuch aus dem Wasser nahm, war es triefnass. Sie wrang es nur grob aus und bearbeitete sodann das Innere der Maske damit, als würde sie eine Suppenschüssel spülen.

»Sienna!«, warnte Langdon sie. »Das ist ein antiker ...«

»*Die ganze Rückseite* ist voll mit Text!«, rief Sienna und schrubhte weiter. »Und geschrieben ist er in ...« Sie verstummte, neigte den Kopf nach links und drehte die Maske ein wenig, als könne sie den Text nicht mehr richtig erkennen.

»In was?«, fragte Langdon ungeduldig, weil er nichts sehen konnte.

Sienna trocknete die gereinigte Maske mit einem frischen Tuch ab und legte sie vor Langdon hin, damit sie beide das Ergebnis betrachten konnten.

Als Langdon die Innenseite der Maske sah,

stutzte er. Die gesamte konkave Fläche war vollgeschrieben. Das mussten nahezu hundert Worte sein. Angefangen mit der Zeile *Ihr, die von gesundem Geist besessen* setzte sich der Text in einer einzigen, durchgehenden Zeile fort. Er verlief in einer immer enger werdenden Spirale, ausgehend vom Rand bis in die Mitte der Maske.

Der Verlauf ähnelte dem Weg der Sünder den Berg des Fegefeuers hinauf zum Paradies. Der Symbolologe in Langdon erkannte die Form der Spirale sofort. *Symmetrisch-archimedisch, im Uhrzeigersinn*. Außerdem hatte er bemerkt, dass die Anzahl der Windungen einer vertrauten Zahl entsprach.

Neun.

Er wagte kaum zu atmen, als er die Maske langsam im Kreis drehte und den Text las.

Ihr, die von gesundem Geist besessen, bemerkt die Lehre, die vom Schlei'r umzogen in sich verbirgt dies seltsame Gedicht. Suchet den verräterischen Dogen von Venedig, der Rössern den Kopf abschlug und die Knochen der Blinden raubte. Kniert nieder im vergoldeten Mauseion der Heiligen und die Knochenden Wassers, dann leget das Ohr auf den Boden und folgt den Mauseion dem Klang tropfenden Wassers, folgt ihm tief in den Versunk'nen chthonische Monster, in den blutroten Wassern der Lagune, die Sterne spiegeln, in der sich nie spiegeln, die Sterne.

»Die erste Stanze ist Dante, beinahe wörtlich«, sagte Langdon. »»Ihr, die von gesundem Geist besessen, bemerkt die Lehre, die vom Schlei'r umzogen, in sich verbirgt dies seltsame

Gedicht.««

»Und der Rest?«, drängte Sienna.

Langdon schüttelte den Kopf. »Das ist nicht von ihm, glaube ich. Es ist in einem ähnlichen Versmaß verfasst, aber ich erkenne den Text nicht. Es sieht aus, als hätte jemand versucht, seinen Stil zu imitieren.«

»Zobrist«, flüsterte Sienna. »Sonst kommt niemand infrage.«

Langdon nickte. Zobrist hatte mit Botticellis manipulierter *Mappa dell'Inferno* bereits bewiesen, dass er die Werke der Alten Meister gerne veränderte, bis sie seinen Bedürfnissen genügten.

»Der Rest des Textes ist sehr eigenartig«, sagte Langdon, während er die Maske weiterdrehte und von außen nach innen las. »Hier ist die Rede von abgeschlagenen Pferdeköpfen ... gestohlenen Knochen von Blinden ...« Er las bis zur letzten engen Spirale im Zentrum des Textes und sog

verblüfft die Luft ein. »Hier steht auch etwas von
»blutroten Wassern«.«

Sienna hob die Augenbrauen. »Wie in Ihren
Visionen von der silberhaarigen Frau?«

Langdon nickte, während er über die Bedeutung
der Worte grübelte. *In den blutroten Wassern der
Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne.*

»Sehen Sie!«, flüsterte Sienna. Sie hatte ihm
über die Schulter geblickt und deutete nun auf ein
einzelnes Wort in der Textspirale. »Ein bestimmter
Ort.«

Langdon fand die Stelle, die er beim ersten Mal
überlesen hatte. Es war der Name einer der
spektakulärsten und einzigartigsten Städte der
Welt. Langdon lief ein Schauer über den Rücken,
als ihm bewusst wurde, dass es auch die Stadt
war, in der Dante sich mit der tödlichen Krankheit
infiziert hatte.

Venedig.

Kann es sein, dass die Maske auf Venedig

hinweist?

Schweigend studierten sie minutenlang die kryptischen Verse. Das Gedicht war verstörend und makaber, und es war schwer zu entschlüsseln. Die Verwendung der Worte *Doge* und *Lagune* schien über jeden Zweifel hinaus zu bestätigen, dass die Stanze sich auf Venedig bezog – jene einzigartige Stadt im Wasser einer Lagune, jahrhundertlang regiert von venezianischen Herrschern, den *Dogen*.

Langdon verstand noch nicht, auf welchen Ort in Venedig die Stanze deutete, doch sie schien den Leser unmissverständlich aufzufordern, den Hinweisen zu folgen.

... dann leget das Ohr auf den Boden und folgt dem Klang des tropfenden Wassers ...

»Alles deutet auf einen Ort unter der Erde hin«, sagte Sienna.

Langdon nickte unruhig und las die nächste Zeile.

*... folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast ...
denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster.*

»Was?«, fragte Sienna nervös. »Was für ein
Monster?«

»Ein *chthonisches*«, antwortete Langdon. »Das
h ist stumm. Es bedeutet so viel wie ›unter der
Erde lebend‹.«

Bevor Langdon fortfahren konnte, halte das
Donnern eines hastig zurückgeschobenen Riegels
durch die Kapelle. Offenbar hatte soeben jemand
von außen den Touristeneingang geöffnet.

»*Grazie Mille*«, sagte der Mann mit dem
Ausschlag. *Tausend Dank.*

Der Fremdenführer nickte nervös, während er
die fünfhundert Dollar in Bargeld einsteckte und
sich nervös vergewisserte, dass ihn auch niemand
beobachtete.

»*Cinque minuti*«, wiederholte er noch einmal

und zog die entriegelte Tür einen Spalt weit auf. Der Mann mit dem Ausschlag schlüpfte hindurch. Dann schloss der Fremdenführer die Tür wieder. *Fünf Minuten.*

Anfangs hatte er kein Mitleid mit dem Mann gezeigt. Der Fremde hatte behauptet, den ganzen Weg von Amerika nach Florenz gekommen zu sein, um im Battistero di San Giovanni zu beten – in der Hoffnung, von seiner schlimmen Hautkrankheit geheilt zu werden. Fünfhundert Dollar hatten in dem Fremdenführer am Ende doch noch Erbarmen geweckt – fünfhundert Dollar und die wachsende Sorge, der furchtbar ansteckend aussehende Kerl könne die nächsten drei Stunden vor ihm stehen und warten, bis das Baptisterium regulär öffnete.

Als der Mann mit dem Ausschlag tiefer in den oktogonalen Innenraum der großen Kapelle schlich, schaute er unwillkürlich nach oben. *Gütiger Gott.* Eine so unglaubliche Decke hatte er

noch nie gesehen. Ein dreiköpfiger Dämon starrte auf ihn herab, und der Mann senkte hastig den Blick.

Der Raum lag scheinbar verlassen da.

Wo zum Teufel sind sie?

Als der Mann sich umsah, blieb sein Blick am Hauptaltar hängen: ein massiver, rechteckiger Marmorblock in einem Alkoven, abgesperrt mit Seilen, die die Besucher fernhalten sollten.

Der Altar schien die beste Versteckmöglichkeit im ganzen Raum zu bieten. Außerdem bewegte sich eines der Seile leicht ... als hätte jemand es erst wenige Augenblicke zuvor berührt.

Langdon und Sienna kauerten reglos hinter dem Altar. Sie hatten kaum Zeit gehabt, die schmutzigen Handtücher einzusammeln und die Abdeckung des Taufbeckens zu schließen, bevor sie mitsamt der Totenmaske hinter dem Altar in Deckung gegangen waren. Ihr Plan war, im Versteck zu bleiben, bis

der Raum voller Touristen war, und dann in der Masse zu verschwinden.

Die Nordtür der Kapelle war definitiv soeben geöffnet worden – zumindest für einen Moment, denn Langdon hatte Lärm von der Piazza draußen gehört, der abrupt verstummt war. Jetzt herrschte wieder Stille.

Dann hörte Langdon Schritte auf dem Steinfußboden.

Ein Fremdenführer? Will er den Raum kontrollieren, bevor die Touristen kommen?

Langdon hatte keine Zeit mehr gehabt, den Scheinwerfer über dem Taufbecken auszuschalten, und nun fragte er sich, ob dieser Fehler sie verraten würde. Bis jetzt *noch nicht*. Die Schritte näherten sich ... und verhallten. Wer auch immer die Person war, sie stand nun am Absperrseil, über das Langdon und Sienna einen Augenblick zuvor gesprungen waren.

Für einen langen Moment geschah nichts.

»Robert, ich bin es!«, sagte unvermittelt eine ärgerliche Stimme. »Ich weiß, dass Sie sich da hinten verstecken. Kommen Sie endlich raus und verraten Sie mir, was das soll!«

Es ist sinnlos, so zu tun, als wäre ich nicht hier.

Langdon bedeutete Sienna, in Deckung zu bleiben – mit der Maske, die wieder sicher im Ziploc-Beutel verstaut war.

Dann erhob er sich langsam und stand da wie ein Priester hinter dem Altar des Baptisteriums. Die Herde davor war winzig – nur ein einzelner Mann. Der Fremde hatte hellbraunes Haar, trug eine auffällige Brille und litt unter einem schlimmen Ausschlag im Gesicht und am Hals und hatte verquollene Augen. Nervös kratzte er sich die juckenden Stellen, während er Langdon irritiert und verärgert zugleich anstarrte.

»Würden Sie mir bitte sagen, was zum Teufel das alles zu bedeuten hat, Robert?«, forderte er, stieg über das Absperrseil und ging auf Langdon zu. Er sprach mit amerikanischem Akzent.

»Sicher«, antwortete Langdon höflich. »Aber verraten Sie mir doch bitte zuerst, wer Sie sind.«

Der Mann blieb stehen und hob ungläubig die Augenbrauen. »*Was?*«

Die Augen des Mannes kamen Langdon vage vertraut vor ... genau wie die Stimme ... *Ich habe ihn schon mal gesehen ... irgendwo, irgendwann.* Ruhig wiederholte Langdon: »Bitte sagen Sie mir, wer Sie sind und woher ich Sie kenne.«

Der Mann warf ungläubig die Hände hoch. »Dr. Jonathan Ferris? World Health Organization? Ich bin derjenige, der nach Cambridge geflogen ist und Sie abgeholt hat?«

Langdon versuchte, sich zu erinnern.

»Warum zum Teufel haben Sie sich nicht mehr gemeldet?«, verlangte der Mann zu wissen. Er

kratzt sich noch immer im Gesicht. »Wer ist diese Frau, mit der ich Sie hier habe reingehen sehen? Arbeiten Sie jetzt für die andere Seite?«

Sienna erhob sich neben Langdon und ergriff sofort die Initiative. »Dr. Ferris? Ich bin Dr. Sienna Brooks. Ich arbeite hier in Florenz. Professor Langdon wurde letzte Nacht durch einen Streifschuss am Kopf verletzt. Er leidet seitdem unter Amnesie. Er weiß weder, wer Sie sind, noch was in den letzten zwei Tagen passiert ist. Ich bin hier, weil ich ihm helfen möchte.«

Während Siennas Worte in dem leeren Baptisterium widerhallten, neigte der Mann verwirrt den Kopf zur Seite, als hätte er die Bedeutung ihrer Worte nicht verstanden. Dann riss er die Augen auf, wich einen Schritt zurück und stützte sich auf einem der Absperrpfosten ab.

»Oh ... o mein Gott!«, stammelte er. »Das erklärt alles.«

Langdon sah, wie der Ärger aus dem Gesicht

des Mannes wich.

»Robert«, sagte der Neuankömmling mit heiserer Stimme. »Wir dachten für einen Moment, Sie ...« Er schüttelte den Kopf, als hätte er noch immer Mühe, das Gehörte zu verarbeiten. »Wir dachten, Sie hätten die Seite gewechselt ... dass Sie vielleicht bestochen wurden ... oder unter Druck gesetzt ... Wir hatten ja keine Ahnung!«

»Ich bin die einzige Person, mit der er seither gesprochen hat«, erklärte Sienna. »Er weiß nur, dass er letzte Nacht in meinem Krankenhaus aufgewacht ist und dass jemand versucht hat, ihn umzubringen. Er hatte schlimme Halluzinationen: Leichen, Pestopfer und eine Frau mit silbernem Haar und Schlangenumulett, die ihm gesagt hat ...«

»Elizabeth!«, platzte der Mann heraus. »Das ist Elizabeth Sinskey! Robert, Dr. Sinskey ist diejenige, die Sie gebeten hat, uns zu helfen!«

»Na, wenn das so ist, dann wissen Sie hoffentlich auch, dass sie in Schwierigkeiten

steckt«, sagte Sienna. »Wir haben sie auf dem Rücksitz eines Vans mit Soldaten gesehen. Sie sah aus wie eine Gefangene, die man unter Drogen gesetzt hat.«

Der Mann nickte langsam und schloss die Augen. Seine Lider waren rot und geschwollen.

»Was ist mit Ihrem Gesicht?«, erkundigte sich Sienna unhöflich.

Er öffnete die Augen wieder. »Wie bitte?«

»Ihre Haut. Sie sieht entzündet aus. Sind Sie krank?«

Der Mann blickte sie erschrocken an. Sienna mochte vielleicht zu direkt gewesen sein, doch Langdon hatte sich diese Frage ebenfalls gestellt. Eingedenk der Andeutungen über Pest und Tod, mit denen er heute zu tun gehabt hatte, machte ihn der Anblick des blutigen Ausschlags nervös.

»Es geht mir gut«, antwortete der Mann. »Das war die verdamnte Hotelseife. Ich bin allergisch gegen Soja, und die meisten parfümierten Seifen in

Italien basieren darauf.«

Sienna seufzte erleichtert und entspannte sich ein wenig. »Zum Glück haben Sie die Seife nicht gegessen. Eine Hautreizung ist besser als ein anaphylaktischer Schock.«

Beide lachten verkrampft.

»Sagt Ihnen der Name Bertrand Zobrist etwas?«, wagte Sienna sich vor.

Der Mann erstarrte. Er sah aus, als habe er gerade den leibhaftigen dreiköpfigen Teufel gesehen.

»Wir glauben, dass wir eine Botschaft von ihm gefunden haben«, sagte Sienna. »Sie weist auf einen Ort in Venedig hin. Ergibt das einen Sinn für Sie?«

Jetzt funkelten die Augen des Mannes wild. »Himmel, ja! Absolut! Und worauf genau weist diese Botschaft hin?«

Sienna atmete tief durch. Sie war offenbar bereit, dem Fremden alles über das Spiralgedicht

zu erzählen, das Langdon und sie eben erst gefunden hatten. Langdon legte ihr instinktiv die Hand auf den Arm. Der Mann schien zwar ein Verbündeter zu sein, doch nach den Ereignissen des heutigen Tages würde Langdon niemandem mehr so schnell trauen. Außerdem kam ihm die Krawatte dieses Dr. Ferris seltsam bekannt vor. Langdon glaubte, den Mann schon in der Dante-Kirche beim Gebet gesehen zu haben. *Hat er uns verfolgt?*

»Wie haben Sie uns hier gefunden?«, fragte Langdon.

Es schien den Mann noch immer zu verwirren, dass Langdon sich an nichts erinnern konnte. »Robert, Sie haben mich gestern Abend angerufen und mir erzählt, Sie hätten ein Treffen mit einem Museumsdirektor namens Ignazio Busoni arrangiert. Dann sind Sie verschwunden. Sie haben sich nicht mehr gemeldet. Als ich erfuhr, dass Busoni tot aufgefunden worden war, begann ich

mir Sorgen zu machen. Ich suche schon den ganzen Morgen nach Ihnen. Ich sah die Polizei vor dem Palazzo Vecchio. Während ich herauszufinden versuchte, was dort los war, kamen Sie mit ...« Er blickte zu Sienna. Offenbar hatte er sich ihren Namen nicht gemerkt.

»Sienna«, half sie ihm. »Sienna Brooks.«

»Tut mir leid ... Jedenfalls kamen Sie in diesem Moment mit Sienna Brooks durch eine winzige Tür. Ich folgte Ihnen, um herauszufinden, was Sie dort zu suchen hatten.«

»Ich habe Sie in der Cerchi-Kirche gesehen. Sie haben gebetet, nicht wahr?«

»Ja! Ich konnte mir keinen Reim auf Ihr Verhalten machen. Als Sie die Kirche verlassen haben, sahen Sie aus, als hätten Sie einen Plan. Also bin ich Ihnen gefolgt. Und als ich gesehen habe, wie Sie ins Baptisterium geschlichen sind, habe ich beschlossen, Sie zur Rede zu stellen. Ich habe einen Wächter bestochen, um ein paar

Minuten allein hineinzudürfen.«

»Sehr mutig von Ihnen«, bemerkte Langdon.
»Vor allem, wenn Sie wirklich davon ausgegangen sind, ich hätte die Seite gewechselt.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Eine innere Stimme sagte mir, dass Sie so etwas nie tun würden. Professor Robert Langdon ein Verräter? Nein. Ich wusste, dass etwas anderes dahinterstecken musste. Aber Amnesie? Unglaublich. Darauf wäre ich nie gekommen.«

Der Mann kratzte sich nervös. »Hören Sie, ich habe nur fünf Minuten. Wir müssen hier raus. Jetzt sofort. Wenn *ich* Sie gefunden habe, dann schaffen das auch die Leute, die Sie töten wollen. Hier geht Vieles vor, das Sie nicht verstehen. Wir müssen nach Venedig. *Sofort*. Die Frage ist, wie wir Sie ungesehen aus Florenz bringen. Die Leute, die Dr. Sinskey in ihrer Gewalt haben ... die, die auch hinter Ihnen her sind ... diese Leute haben ihre Augen und Ohren überall.« Er deutete zur Tür.

Langdon rührte sich nicht. Er wollte endlich Antworten. »Wer sind die Soldaten in den schwarzen Monturen? Und warum versuchen sie, mich zu töten?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete der Mann. »Ich erzähle Ihnen alles unterwegs.«

Langdon runzelte die Stirn. Die Antwort gefiel ihm nicht. Er nahm Sienna beiseite und flüsterte: »Vertrauen Sie ihm? Was denken Sie?«

Sienna sah Langdon an, als hätte er den Verstand verloren. »Was *ich* denke? Ich denke, dass er für die World Health Organization arbeitet! Ich denke, dass er unsere beste Chance ist, endlich ein paar Antworten zu bekommen!«

»Was ist mit seinem Ausschlag?«

Sienna zuckte mit den Schultern. »Was er gesagt hat, stimmt: eine allergische Hautreaktion.«

»Und wenn es keine Allergie ist?«, flüsterte Langdon. »Was, wenn es etwas ... *anderes* ist?«

»Etwas anderes?« Sienna sah ihn ungläubig an.

»Robert, das sind keine Pestbeulen. Er ist Arzt, um Himmels willen. Wenn er eine hochansteckende Krankheit hätte und das wüsste, würde er sicher nicht leichtsinnig in einem Touristenzentrum herumlaufen, wo er Leute aus aller Welt anstecken könnte.«

»Und was, wenn er nicht weiß, dass er infiziert ist?«

Sienna schürzte die Lippen und dachte kurz nach. »Dann ist es für Sie und mich ohnehin zu spät ... und auch für jeden anderen in der Gegend hier.«

»Wissen Sie, den Umgang mit Patienten sollten Sie lieber noch ein wenig üben.«

»Ich bin nur ehrlich.« Sienna reichte Langdon den Plastikbeutel mit der Totenmaske. »Sie können Ihren kleinen Freund ruhig selbst tragen.«

Als die beiden zu dem Mann zurückkehrten, beendete der soeben ein Telefongespräch. »Ich habe meinen Fahrer angerufen. Er wird uns vor

dem ...« Der Mann verstummte. Er starrte auf Langdons Hand und sah zum ersten Mal das tote Gesicht von Dante Alighieri.

»Himmel!«, keuchte er und wich unwillkürlich zurück. »Was zum Teufel ist das?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Langdon. »Ich erzähle Ihnen alles unterwegs.«

Der New Yorker Verleger Jonas Faulkman wachte auf, als das Telefon in seinem heimischen Arbeitszimmer klingelte. Er rollte sich herum und sah auf seinen Wecker: 4.28h.

In der Verlagswelt waren frühmorgendliche Notfälle ebenso selten wie ein Erfolg über Nacht. Entnervt stieg Faulkman aus dem Bett und lief den Flur hinunter in sein Büro.

»Hallo?«

Eine vertraute Baritonstimme antwortete ihm.
»Jonas, Gott sei Dank, Sie sind daheim. Ich bin es. Robert. Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.«

»Natürlich haben Sie mich geweckt! Es ist vier

Uhr morgens!«

»Tut mir leid, ich bin in Europa.«

Und in Harvard lehrt man keine Zeitzonen?

»Ich stecke in Schwierigkeiten, Jonas. Sie müssen mir einen Gefallen tun.« Langdon klang angespannt. »Es geht um die Firmenkarte für NetJets.«

»NetJets?« Faulkman stieß ein ungläubiges Lachen aus. »Robert, wir sind ein *Verlag*. Wir nutzen keine Privatflugzeuge.«

»Wir wissen beide, dass das nicht stimmt, mein Freund.«

Faulkman seufzte. »Okay, lassen Sie mich das anders formulieren. Wir haben keine Privatflugzeuge für Autoren, die dicke Bücher über Religionsgeschichte schreiben. Wenn Sie *Fifty Shades of Iconography* schreiben wollen, können wir darüber reden.«

»Jonas, egal was der Flug kostet, ich werde es zurückzahlen. Sie haben mein Wort darauf. Habe

ich je ein Versprechen gebrochen?«

Abgesehen davon, dass du deinen letzten Abgabetermin um drei Jahre überzogen hast?

Faukman war die Dringlichkeit in Langdons Stimme nicht entgangen. »Sagen Sie mir, was los ist. Dann werde ich versuchen, Ihnen zu helfen.«

»Ich habe keine Zeit, Ihnen alles zu erklären, aber ich brauche den Flieger wirklich dringend. Es geht um Leben und Tod.«

Faukman arbeitete schon lange mit Langdon zusammen. Er kannte dessen trockenen Sinn für Humor, doch das hier war kein Scherz. *Der Mann meint das todernst.* Faukman seufzte und traf eine Entscheidung. *Mein Geschäftsführer wird mich kreuzigen.* Dreißig Sekunden später hatte Faukman sich die Nummer von Langdons Reisepass aufgeschrieben sowie alle Details des gewünschten Flugs.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Langdon. Sein Verleger hatte merklich gezögert, als er Startpunkt

und Ziel des Flugs erfahren hatte.

»Jaja«, antwortete Faukman. »Ich wusste nur nicht, dass Sie in *Italien* sind.«

»Das hat mich auch überrascht«, erwiderte Langdon. »Nochmal danke, Jonas. Ich fahre jetzt zum Flughafen.«

Die US-Zentrale von NetJets liegt in Columbus, Ohio. Rund um die Uhr steht dort ein Serviceteam bereit.

Deb Kier hatte soeben einen Anruf von einer der kleineren Anteilseignerfirmen von NetJets in New York erhalten. »Einen Augenblick, Sir«, sagte sie, rückte ihr Headset zurecht und gab einen Befehl in den Computer ein. »Im Grunde genommen ist das ein Flug unserer Außenstelle in Europa, aber ich kann das von hier aus für Sie arrangieren.« Rasch loggte sie sich in das System von NetJets Europe in Paço de Arcos, Portugal, ein und überprüfte die aktuellen Positionen ihrer

Jets in Italien und den Nachbarländern.

»Okay, Sir«, sagte sie. »Wie es aussieht, haben wir gerade eine Citation Excel in Monaco, die wir in weniger als einer Stunde nach Florenz dirigieren könnten. Wäre das noch passend für Mr. Langdon?«

»Das wollen wir doch hoffen«, erwiderte der Verlagsmann. Er klang erschöpft und auch ein wenig verärgert. »Wir wissen Ihre Mühe sehr zu schätzen.«

»Es ist uns ein Vergnügen, Sir«, sagte Deb. »Und Mr. Langdon würde gerne nach Genf fliegen?«

»Offensichtlich.«

Deb schrieb weiter. »So«, verkündete sie schließlich. »Alles geregelt. Mr. Langdon wird vom Flughafen Tassignano in Lucca aus starten; das liegt etwa achtzig Kilometer von Florenz entfernt. Der Flug geht um 11.20 Uhr italienischer Zeit. Mr. Langdon sollte zehn Minuten vorher dort

sein. Sie wünschen keinen Transfer zum Flughafen, kein Catering, und Sie haben mir seine Daten gegeben ... Damit wäre also alles geregelt. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«

»Einen neuen Job vielleicht?«, antwortete er und lachte. »Danke. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Es war uns ein Vergnügen. Ich wünsche Ihnen noch eine gute Nacht.« Deb legte auf und schickte sich an, die Reservierung abzuschließen. Sie gab Robert Langdons Passnummer ein. Unvermittelt erschien ein rotes Warnfenster auf ihrem Bildschirm. Deb las die Nachricht, und ihre Augen wurden immer größer.

Das muss ein Fehler sein.

Sie versuchte erneut, Langdons Daten einzugeben, und wieder erschien die blinkende Warntafel. Die gleiche Warnung würde weltweit auf jedem Computer jeder Fluggesellschaft auftauchen, sobald Langdon versuchte, einen Flug zu buchen.

Deb Kier starrte ungläubig auf den Monitor. NetJets nahm die Privatsphäre seiner Kunden sehr ernst, doch dieses Warnfenster übertrumpfte alle Firmenvorschriften.

Deb Kier verständigte sofort die Behörden.

Agent Brüder klappte sein Mobiltelefon zu und scheuchte seine Männer in die Vans zurück.

»Langdon ist unterwegs«, verkündete er. »Er nimmt einen Privatjet nach Genf. Die Maschine startet in weniger als einer Stunde in Lucca, achtzig Kilometer westlich von hier. Wenn wir uns beeilen, sind wir noch vor ihm da.«

Im selben Augenblick raste ein gemieteter Fiat über die Via dei Panzani in Richtung Norden zum Hauptbahnhof von Florenz.

Auf dem Rücksitz duckten sich Langdon und Sienna so tief wie möglich, während Dr. Ferris vorne neben dem Fahrer saß. Die Reservierung bei

NetJets war Siennas Idee gewesen. Mit etwas Glück würde das ihre Verfolger eine Zeit lang ablenken, sodass sie unbemerkt den Bahnhof betreten konnten, auf dem es ansonsten von Polizei nur so gewimmelt hätte. Glücklicherweise war Venedig mit dem Zug nur zwei Stunden entfernt, und für Inlandsfahrten brauchte man keinen Pass.

Langdon bemerkte, dass Sienna Dr. Ferris besorgt musterte. Der Mann litt offenbar unter Schmerzen. Jeder Atemzug schien ihm Höllenqualen zu bereiten.

Hoffentlich irrt sie sich nicht, was seine Krankheit betrifft, dachte Langdon. Er betrachtete den Ausschlag des Mannes und stellte sich vor, wie die Keime durch den Innenraum des Wagens flogen. Selbst Ferris' Fingerspitzen waren blutig rot. Langdon verdrängte die Gedanken und sah zum Fenster hinaus.

Als sie sich dem Bahnhof näherten, kamen sie am Grand Hotel Baglioni vorbei. In dem Gebäude

fanden häufig Events im Rahmen einer Konferenz für Kunstgeschichte statt, an der Langdon jedes Jahr teilnahm. Beim Anblick des Hotels wurde ihm unvermittelt bewusst, dass er gerade etwas tat, was er noch nie in seinem Leben getan hatte.

Ich verlasse Florenz, ohne auch nur einmal den David besucht zu haben.

Stumm entschuldigte er sich bei Michelangelo, richtete den Blick auf den vor ihm liegenden Bahnhof ... und seine Gedanken auf Venedig.

Langdon fliegt nach Genf?

Dr. Elizabeth Sinskey kämpfte gegen die zunehmende Übelkeit an, während sie auf dem Rücksitz des Vans durchgeschaukelt wurde. Sie verließen soeben Florenz und rasten in Richtung des Privatflughafens draußen vor der Stadt.

Genf ergibt einfach keinen Sinn, dachte Sinskey immer wieder.

In Genf befand sich das Hauptquartier der WHO – aber was wollte Langdon dort? *Sucht er etwa nach mir?* Das war unsinnig, zumal Langdon wusste, wo Sinskey sich befand, nämlich in Florenz.

Dann kam ihr ein neuer Gedanke.

Mein Gott ... Hat Zobrist sich etwa Genf als Ziel ausgesucht?

Zobrist hatte einen starken Hang zu Symbolen gehabt. Ausgerechnet das Hauptquartier der WHO zu einem Ground Zero zu machen zeugte von einer makabren Eleganz, vor allem eingedenk seines jahrelangen Kriegs mit Sinskey. Andererseits war Genf eine ausgesprochen schlechte Wahl, wenn Zobrist darauf aus war, sein Pathogen möglichst schnell zu verbreiten. Verglichen mit anderen Metropolen war Genf geografisch isoliert und um diese Jahreszeit auch recht kalt. Die günstigsten Bedingungen für Epidemien waren eine hohe Bevölkerungsdichte und ein warmes, feuchtes Klima. Genf lag jedoch dreihundertfünfundsiebzig Meter über dem Meeresspiegel und war umgeben von Bergen. Nicht gerade der ideale Ort, um ein wie auch immer geartetes Pathogen auf die Welt loszulassen. *Egal, wie sehr Zobrist mich*

verachtet.

Also blieb die Frage bestehen: Warum wollte Langdon dorthin? Das bizarre Reiseziel war ein weiteres Symptom des erratischen Verhaltens, in das der amerikanische Professor seit letzter Nacht zunehmend verfallen war. Sosehr Sinskey sich auch bemühte, ihr wollte einfach keine Erklärung dafür einfallen.

Auf wessen Seite steht er eigentlich?

Sinskey kannte Langdon zwar erst seit wenigen Tagen, doch verfügte sie über eine gesunde Menschenkenntnis und weigerte sich daher zu glauben, dass man einen Mann wie ihn mit Geld verführen konnte. *Und doch hat er gestern Abend den Kontakt zu uns abgebrochen. Jetzt sah es so aus, als würde er mit dem Gegner gemeinsame Sache machen. Haben Zobrists Anhänger ihn von dem irrsinnigen Vorhaben überzeugt?*

Bei dem Gedanken lief Sinskey ein Schauer über den Rücken.

Nein, versicherte sie sich. Ich kenne seinen Ruf. Auf so etwas würde er sich nie einlassen.

Vor vier Nächten hatte Sinskey Robert Langdon zum ersten Mal im Laderaum einer C-130 getroffen, die der WHO als mobile Einsatzzentrale diente.

Um kurz nach sieben war das Flugzeug in Hanscom Field gelandet, keine vierundzwanzig Kilometer von Cambridge, Massachusetts, entfernt. Sinskey war nicht sicher gewesen, wie das Treffen mit dem gefeierten Wissenschaftler verlaufen würde, den sie telefonisch kontaktiert hatte. Doch sie war angenehm überrascht gewesen, als er selbstbewusst in das Flugzeug gestiegen war und sie mit einem freundlichen Lächeln begrüßt hatte.

»Dr. Sinskey, nehme ich an?« Langdon schüttelte ihr fest die Hand.

»Professor, es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.«

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite.«

Langdon war ein großer, gut aussehender Mann, und seine Stimme klang angenehm tief. Seine Kleidung schien dieselbe zu sein, die er einige Stunden zuvor im Vorlesungssaal getragen hatte: Tweedjacke, Khakihose und Korduan-Schuhe – wenig verwunderlich, wenn man bedachte, dass man den Mann ohne Vorwarnung vom Campus geholt hatte. Langdon sah wesentlich jünger und durchtrainierter aus, als Sinskey ihn sich vorgestellt hatte ... was sie wiederum an ihr eigenes Alter erinnerte. *Ich könnte fast seine Mutter sein.*

Sie lächelte ihn müde an. »Danke, dass Sie gekommen sind, Professor.«

Langdon deutete auf den humorlosen Angestellten, der ihn zum Flugzeug gebracht hatte. »Ihr Freund hier hat mir nicht viel Zeit zum Nachdenken gelassen.«

»Gut. Dafür bezahle ich ihn.«

»Nettes Amulett«, bemerkte Langdon und

betrachtete ihre Halskette. »Lapislazuli?«

Sinskey nickte und sah auf den blauen Stein, der die Form einer Schlange hatte, die sich um einen Stab wand. »Das alte Symbol der Medizin. Sie wissen sicherlich, dass man es ›Caudecus‹ nennt.«

Langdon hob den Kopf, als wollte er widersprechen.

Sinskey wartete. *Ja?*

Offensichtlich hatte er es sich anders überlegt, denn er lächelte höflich und wechselte das Thema. »Und? Warum bin ich hier?«

Elizabeth deutete auf einen Konferenzbereich mit einem Tisch aus rostfreiem Stahl. »Bitte setzen Sie sich. Ich möchte, dass Sie sich etwas ansehen.«

Langdon schritt zu dem Tisch. Elizabeth konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dieses Geheimtreffen den Professor keineswegs beunruhigte, sondern faszinierte.

*Dieser Mann fühlt sich wohl in seiner Haut.
Das nenne ich Selbstvertrauen.*

Sinskey fragte sich, ob er noch genauso entspannt aussehen würde, wenn er den Grund für das Treffen erfuhr.

Sinskey wartete, bis Langdon Platz genommen hatte; dann zeigte sie ihm ohne weitere Vorrede das Objekt, das sie und ihr Team vor kaum zwölf Stunden aus einem Bankschließfach in Florenz geborgen hatten.

Langdon musterte den kleinen geschnitzten Zylinder und erklärte Sinskey, was sie bereits wusste: Es handelte sich um ein antikes Rollsiegel, ein kleines Gerät, mit dem man Bilder oder Schriftzeichen auf Lehmgefäße aufbringen konnte, bevor sie gebrannt wurden. Dieses spezielle Rollsiegel war verziert mit dem Bild eines grausigen dreiköpfigen Teufels sowie dem Wort *saligia*.

»Saligia«, erklärte Langdon. »Der Vatikan hat dieses Wort erfunden. Es steht für die ...«

»Ich weiß. Die Sieben Todsünden«, unterbrach

Sinskey ihn. »Das haben wir bereits nachgeschlagen.«

»Gut.« Langdon klang verblüfft. »Gibt es einen besonderen Grund, warum ich mir das ansehen soll?«

»Ja, den gibt es.« Sinskey nahm den Zylinder wieder an sich und schüttelte ihn kräftig, sodass die Erregerkugel auf und ab flog.

Das schien Langdon noch mehr zu verwirren. Ehe er etwas sagen konnte, glühte das eine Ende des Zylinders rot auf, und Sinskey richtete ihn auf eine glatte Metallfläche an der Kabinenwand.

Langdon stieß einen leisen Pfiff aus und trat näher an das projizierte Bild heran.

»Das ist Botticellis *Mappa dell'Inferno*«, erklärte er. »Die Karte der Hölle. Das Gemälde beruht auf Dantes Inferno. Aber ich nehme an, auch das wissen Sie bereits.«

Elizabeth nickte. Sie und ihr Team hatten das Gemälde durch eine Internet-Recherche rasch

identifiziert. Dass es von Botticelli stammte, hatte Sinskey überrascht. Schließlich war dieser Maler vor allem für seine hellen, idealisierenden Meisterwerke *Geburt der Venus* und *Frühling* bekannt. Sinskey liebte diese beiden Werke, obwohl sie die Fruchtbarkeit und die Schöpfung des Lebens zelebrierten – ein Thema, das für sie aufgrund ihrer eigenen Unfruchtbarkeit stets einen schalen Beigeschmack hatte. Dass sie keine Kinder gebären konnte, war der einzige signifikante Makel in ihrem ansonsten sehr produktiven Leben.

»Ich habe gehofft«, sagte Sinskey, »Sie könnten mir vielleicht die Symbolik in diesem Gemälde erklären.«

Zum ersten Mal an diesem Abend sah Langdon verärgert aus. »*Deshalb* haben Sie mich herbestellt? Ich dachte, das hier sei ein Notfall.«

»Bitte tun Sie mir einfach den Gefallen.«

Langdon seufzte geduldig. »Dr. Sinskey, wenn Sie etwas über ein bestimmtes Gemälde erfahren

wollen, dann sollten Sie immer als Erstes das Museum kontaktieren, in dem es hängt. In diesem Fall wäre das die *Biblioteca Apostolica* im Vatikan. Im Vatikan gibt es einige ganz hervorragende Kunsthistoriker, die ...«

»Der Vatikan hasst mich.«

Langdon sah sie überrascht an. »Sie auch? Ich dachte, ich wäre der Einzige.«

Sinskey lächelte traurig. »Die WHO vertritt einen klaren Standpunkt. Für die Weltgesundheit ist es zwingend erforderlich, Verhütungsmittel großflächig zu verbreiten – sowohl um sexuell übertragbare Krankheiten wie AIDS zurückzudrängen, als auch zur Bevölkerungskontrolle.«

»Und das sieht der Vatikan anders.«

»Allerdings. Er hat viel Kraft und Geld aufgewandt, um den Ländern der Dritten Welt einzupflanzen, dass Verhütung etwas Böses ist.«

»Ah, richtig.« Langdon lächelte wissend. »Wer

wäre besser geeignet, der Welt vorzuschreiben, wie sie Sex haben soll, als ein Haufen zölibatärer alter Männer.«

Der Professor gefiel Sinskey mit jeder Sekunde mehr.

Sie schüttelte den Zylinder, um ihn wieder aufzuladen, und projizierte dann noch einmal das Bild an die Wand. »Professor, schauen Sie sich das mal genauer an.«

Langdon ging zu dem Bild und betrachtete es aufmerksam. Plötzlich erstarrte er. »Das ist ja seltsam. Es wurde manipuliert.«

Das hat nicht lange gedauert. »Ja, das stimmt. Und ich möchte, dass Sie mir sagen, was diese Änderungen zu bedeuten haben.«

Langdon schwieg. Er suchte das gesamte Bild ab, betrachtete eingehend die zehn Buchstaben, die das Wort Catrovacer bildeten ... die Pestmaske ... und die seltsame Signatur am Rand mit den ›Augen des Todes‹.

»Wer hat das gemacht?«, wollte er wissen.

»Woher haben Sie das?«

»Je weniger Sie wissen, desto besser«, antwortete Sinskey. »Ich hoffe, dass Sie diese Änderungen analysieren und uns sagen können, was sie bedeuten.« Sie deutete auf einen Schreibtisch in der Ecke.

»Hier? Jetzt?«

Sinskey nickte. »Ich weiß, dass ich Sie damit überfalle, aber ich kann nicht genug betonen, wie wichtig das für uns ist.« Sie hielt kurz inne. »Es könnte um Leben und Tod gehen.«

Langdon blickte sie besorgt an. »Es kann eine Weile dauern, das hier zu enträtseln. Aber wenn es so wichtig für Sie ist ...«

»Danke«, sagte Sinskey schnell, bevor er seine Meinung ändern konnte. »Müssen Sie jemanden informieren, dass Sie weg sind?«

Langdon schüttelte den Kopf und erklärte, dass er das Wochenende ohnehin allein und in Ruhe

hatte verbringen wollen.

Perfekt. Sinskey gab ihm den kleinen Projektor, einen Stift und Papier sowie einen Laptop mit einer sicheren Satellitenverbindung. Langdon schien erstaunt über das eigenartige Interesse der WHO an einem modifizierten Gemälde von Botticelli, doch er machte sich pflichtergeben an die Arbeit.

Sinskey schätzte, dass es Stunden dauern würde, bis Langdon zu einem Ergebnis käme, und wandte sich anderen Dingen zu. Von Zeit zu Zeit hörte sie, wie Langdon den Projektor schüttelte und dann jedes Mal etwas auf seinen Notizblock kritzelte. Es waren noch keine zehn Minuten vergangen, als er plötzlich den Stift beiseitelegte. »*Cerca trova!*«, verkündete er.

Sinskey sah zu ihm hinüber. »Wie bitte?«

»*Cerca trova.* Suche, und du wirst finden.«

Sinskey sprang auf, setzte sich neben ihn und hörte fasziniert zu, während Langdon ihr erklärte,

dass die verschiedenen Kreise von Dantes Hölle durcheinandergebracht worden seien und dass man die italienische Phrase *cerca trova* herausbekam, wenn man sie wieder richtig anordnete.

Suche, und du wirst finden?, wunderte sich Sinskey. *Das hat mir dieser Irre geschickt?* Es klang wie eine Herausforderung. Erneut hörte sie die Worte dieses Verrückten, mit denen er sich bei ihrem Treffen im New Yorker Council on Foreign Relations von ihr verabschiedet hatte. *Mir scheint, unser Tanz hat begonnen.*

»Sie sind kreidebleich.« Langdon musterte Sinskey nachdenklich. »Ich nehme an, Sie hatten sich eine andere Botschaft erhofft.«

Sinskey riss sich zusammen. »Eigentlich nicht, nein. Verraten Sie mir, Professor ... soll mich dieses Bild womöglich dazu auffordern, nach etwas zu suchen?« Sie spielte unbewusst mit ihrem Amulett, während sie Langdon ansah.

»Ja. *Cerca trova.*«

»Und verrät es auch, *wo* ich mit der Suche beginnen soll?«

Langdon strich sich über das Kinn, während die anderen WHO-Mitarbeiter ihn neugierig ansahen.

»Direkt nicht, nein ... Allerdings habe ich eine ziemlich gute Vorstellung, wo Sie anfangen sollten.«

»Dann sagen Sie es mir«, forderte Sinskey energischer, als Langdon erwartet hätte.

»Was halten Sie von Florenz?«

Sinskey biss die Zähne zusammen, bemüht, sich keine Regung anmerken zu lassen. Ihre Mitarbeiter waren bei Weitem nicht so beherrscht und wechselten überraschte Blicke. Einer nahm ein Telefon zur Hand und wählte eine Nummer; ein anderer lief nach vorn und verschwand im Cockpit.

Langdon war verwirrt. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Oh ja, dachte Sinskey. »Wie kommen Sie auf Florenz?«

»*Cerca trova*«, antwortete Langdon und erzählte ihr von einer rätselhaften Entdeckung, die einige Jahre zuvor auf einem Fresko von Vasari im Palazzo Vecchio gemacht worden war.

Florenz also, dachte Sinskey. Sie hatte genug gehört. Offensichtlich war es kein Zufall gewesen, dass ihre Nemesis keine drei Straßen vom Palazzo Vecchio entfernt in den Tod gesprungen war.

»Professor«, sagte sie, »als ich Ihnen vorhin mein Amulett gezeigt und es einen *Caudecus* genannt habe, da haben Sie kurz innegehalten, als wollten Sie etwas sagen. Doch dann schienen Sie Ihre Meinung geändert zu haben. Was wollten Sie sagen?«

Langdon schüttelte den Kopf. »Nichts. Verzeihen Sie, es war dumm von mir. Manchmal übertreibt der Professor in mir ein wenig.«

Sinskey sah ihm in die Augen. »Ich frage Sie, weil ich wissen muss, ob ich Ihnen vertrauen kann. Was wollten Sie sagen?«

Langdon schluckte und räusperte sich. »Nicht, dass es von Bedeutung wäre, aber Sie haben gesagt, das Amulett sei ein Symbol für die Medizin. Das stimmt soweit auch. Aber es ist kein Caudecus, auch wenn das viele glauben. Ein Caudecus hat *zwei* Schlangen am Stab und Flügel an der Spitze. Ihr Amulett hat aber nur eine Schlange und keine Flügel, deswegen handelt es sich um einen ...«

»Einen Äskulapstab.«

Langdon neigte überrascht den Kopf zur Seite.

»Ja. Genau.«

»Ich weiß. Ich wollte mich vergewissern, dass Sie ehrlich zu mir sind.«

»Wie bitte?«

»Ich war neugierig, ob Sie mir die Wahrheit sagen würden, egal wie peinlich sie ist.«

»Klingt, als hätte ich versagt.«

»Sagen Sie ab jetzt bitte immer gleich, was Sie denken. Nur wenn wir völlig ehrlich zueinander

sind, können wir in dieser Sache erfolgreich zusammenarbeiten.«

»Zusammenarbeiten? Bin ich denn nicht fertig hier?«

»Nein, Professor, Sie sind *nicht* fertig hier. Ich möchte, dass Sie mich nach Florenz begleiten, um mir bei der Suche nach etwas zu helfen.«

Langdon starrte sie ungläubig an. »Heute Nacht?«

»Ich fürchte ja. Ich muss Ihnen allerdings noch erklären, wie kritisch die Situation wirklich ist.«

Langdon schüttelte den Kopf. »Es ist egal, was Sie mir erklären. Ich will nicht nach Florenz fliegen.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Sinskey grimmig.
»Aber leider läuft uns die Zeit davon.«

Die Mittagssonne spiegelte sich auf dem glänzenden Dach des italienischen Hochgeschwindigkeitszugs, der durch die Toskana nach Norden raste. Trotz einer Reisegeschwindigkeit von dreihundert Stundenkilometern war es im Innern des *Frecciargento* – des ›Silberpfeils‹ – angenehm leise, und das sanfte Schaukeln der Waggons hatte eine beruhigende Wirkung auf die Passagiere.

An Bord des Hochgeschwindigkeitszuges saßen Langdon, Sienna und Dr. Ferris in einem privaten *salottino*, einem exklusiven Abteil mit vier Ledersitzen und einem ausklappbaren Tisch. Ferris

hatte mit seiner Kreditkarte das gesamte Abteil gebucht und einen kleinen Imbiss bestellt, über den sich Langdon und Sienna hungrig hergemacht hatten.

Nun machten die drei es sich für die zweistündige Fahrt nach Venedig bequem, und Ferris richtete den Blick auf Dantes Totenmaske, die in dem Plastikbeutel auf dem Tisch ruhte. »Wir müssen herausfinden, wohin genau die Maske uns in Venedig führen soll.«

»Und zwar schnell«, fügte Sienna hinzu. »Vermutlich ist das unsere einzige Chance, Zobrists Plan noch zu verhindern.«

»Moment«, sagte Landon und legte schützend die Hand auf die Maske. »Dr. Ferris, Sie haben versprochen, mir ein paar Fragen zu beantworten, sobald wir im Zug sitzen. Bis jetzt weiß ich lediglich, dass die WHO mich in Cambridge konsultiert hat, damit ich helfe, Zobrists Version von *La Mappa* zu entziffern.«

Ferris rutschte unbehaglich hin und her und kratzte sich an seinem Ausschlag. »Ich verstehe, wie frustriert Sie sein müssen«, sagte er. »Es ist sicher schlimm, sich an nichts erinnern zu können, aber aus medizinischer Sicht ...« Auf der Suche nach Bestätigung blickte er zu Sienna, ehe er fortfuhr. »Aus medizinischer Sicht empfehle ich Ihnen dringend, keine Energie mehr darauf zu vergeuden, sich an Einzelheiten zu erinnern, die nicht mehr da sind. Bei einer Amnesie ist es am besten, das Vergessene einfach ... zu vergessen.«

»Ich soll es einfach vergessen?« Zorn wallte in Langdon auf. »Zur Hölle damit! Ich brauche Antworten! Ihre Organisation hat mich nach Italien gebracht, wo man auf mich geschossen hat und wo ich die Erinnerung an mehrere Tage meines Lebens verloren habe! Ich will wissen, wie es dazu kam!«

»Robert«, mischte sich Sienna ein. »Dr. Ferris hat Recht. Es wäre definitiv nicht gesund für Sie, wenn plötzlich eine Flut von Informationen auf Sie

einstürmen würde. Denken Sie nur an die Fetzen, an *die* Sie sich erinnert haben: die silberhaarige Frau, »Suche und Finde«, die sich windenden Menschen auf der Höllenkarte. Diese Bilder sind wie Flashbacks auf Sie eingestürmt und hätten Sie fast außer Gefecht gesetzt. Wenn Dr. Ferris Ihnen die Ereignisse der letzten Tage erzählt, setzt er mit Sicherheit weitere Erinnerungen frei – mit dem Ergebnis, dass Sie möglicherweise wieder unter Halluzinationen leiden. Retrograde Amnesie ist eine ernste Angelegenheit. Verloren gegangene Erinnerungen wieder heraufzubeschwören kann äußerst schädlich für die Psyche sein.«

An diese Möglichkeit hatte Langdon noch gar nicht gedacht.

»Sie fühlen sich vermutlich desorientiert«, fuhr Ferris fort. »Im Augenblick brauchen wir Ihre Psyche jedoch intakt, damit wir weitermachen können. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, dass wir herausfinden, wohin uns diese Maske

führen soll.«

Sienna nickte zustimmend.

Die Ärzte scheinen einer Meinung zu sein,
dachte Langdon.

Er saß ganz ruhig da und kämpfte gegen seine eigene Unsicherheit an. Es war ein seltsames Gefühl, eine fremde Person zu treffen und zu erfahren, dass man sie eigentlich schon seit Tagen kannte. *Aber seine Augen habe ich trotzdem wiedererkannt.*

»Professor«, sagte Ferris mitfühlend.

»Offensichtlich wissen Sie nicht so recht, ob Sie mir vertrauen können oder nicht. Das ist durchaus verständlich eingedenk Ihrer Erlebnisse in den vergangenen Tagen. Eine leichte Paranoia ist eine typische Nebenwirkung von Amnesie.«

Das ergibt Sinn, dachte Langdon. *Ich kann nicht einmal meinem eigenen Verstand trauen.*

»Wo wir von Paranoia reden«, scherzte Sienna, die sich vorgenommen hatte, die Stimmung

aufzulockern. »Robert wundert sich über Ihren Ausschlag. Er glaubt, Sie hätten sich infiziert. Vielleicht mit der Pest ...?«

Ferris riss die verquollenen Augen auf und lachte. »Der Ausschlag? Glauben Sie mir, Professor, wenn ich die Pest hätte, würde ich sie nicht mit einem rezeptfreien Antihistaminikum bekämpfen.« Er nahm eine kleine Tube aus der Tasche und warf sie Langdon zu. Es war eine juckreizstillende Salbe gegen allergische Hautreaktionen.

»Tut mir leid«, sagte Langdon verlegen. »Ich hatte einen langen Tag.«

»Kein Problem«, erwiderte Ferris.

Langdon blickte zum Fenster hinaus, wo die gedämpften Farben der italienischen Landschaft miteinander verschmolzen. Weingüter und Bauernhöfe wurden seltener, als das Flachland den Ausläufern des Apennin wich. Nicht mehr lange, und der Zug würde einen Bergpass überqueren und

nach Osten zur Adria weiterrasen.

Ich bin auf dem Weg nach Venedig, um dort nach dem Auslöser für eine Epidemie zu suchen, dachte Langdon. *Kann der Tag noch seltsamer werden?* Er hatte das Gefühl, als bewege er sich durch eine Landschaft voll vager Schatten und ohne jegliches Detail. Es war wie in einem Alptraum. Normalerweise weckten Alpträume die Menschen und rissen sie zurück in die Realität. Langdon hingegen hatte das Gefühl, als wäre er *in* einem solchen Traum aufgewacht.

»Woran denken Sie gerade?«, flüsterte Sienna neben ihm.

Langdon hob den Blick und lächelte müde. »Ich denke, ich werde gleich zu Hause aufwachen, und alles war nur ein böser Traum.«

Sienna neigte den Kopf und sah ihn unschuldig an. »Würden Sie mich vermissen, wenn Sie aufwachen und feststellen müssten, dass es mich nicht gibt?«

Langdon konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Ja, ich würde Sie tatsächlich vermissen ... ein wenig jedenfalls.«

Sie tätschelte ihm das Knie. »Hören Sie mit den Tagträumen auf, Professor, und machen Sie sich an die Arbeit.«

Widerwillig richtete Langdon seine Aufmerksamkeit wieder auf das faltige Gesicht von Dante Alighieri, das ihn mit bleichen Augen vom Tisch anstarrte. Vorsichtig nahm Langdon die Gipsmaske und drehte sie um, sodass er die konkave Rückseite sehen konnte. Er las die erste Zeile des spiralförmigen Texts:

Ihr, die von gesundem Geist besessen

Langdon bezweifelte, dass er damit gemeint war. Trotzdem machte er sich an die Arbeit.

Gut dreihundert Kilometer von dem rasenden Zug

entfernt ankerte die *Mendacium* in der Adria. Unter Deck vernahm der Senior Koordinator Laurence Knowlton ein leises Klopfen am Glas seiner hermetisch verriegelten Kabine. Er betätigte einen Knopf unter seinem Tisch, und das trübe Glas wurde durchsichtig. Draußen stand ein kleiner sonnenverbrannter Mann.

Der Provost.

Er sah erregt aus. Wortlos trat er ein, schloss die Kabinentür und betätigte den Knopf, der das Glas wieder trübte. Er roch nach Alkohol. »Das Video, das Zobrist uns anvertraut hat ...«

»Ja, Sir?«

»Ich will es sehen. Sofort!«

Robert Langdon hatte den Spiraltext von der Maske zur genaueren Analyse auf ein Blatt Papier übertragen. Sienna und Dr. Ferris setzten sich zu ihm, und Langdon tat sein Bestes, um Ferris' ständiges Kratzen und dessen Atemnot zu ignorieren.

Es geht ihm gut, redete sich Langdon ein und richtete die Aufmerksamkeit auf die Verse.

**Ihr, die von gesundem Geist besessen,
Bemerkt die Lehre, die vom Schlei'r
umzogen,
In sich verbirgt dies seltsame Gedicht.**

»Wie ich vorhin schon gesagt habe«, begann Langdon, »die ersten Zeilen von Zobrists Gedicht stammen fast wörtlich aus Dantes Inferno. Sie sollen dem Leser vermitteln, dass die Worte eine tiefere Bedeutung besitzen.«

Dantes allegorisches Werk enthielt so viele verschleierte Kommentare zu Religion, Politik und Philosophie der damaligen Zeit, dass Langdon seinen Studenten oft geraten hatte, den italienischen Dichter genauso zu studieren, wie sie es mit der Bibel taten. Sie mussten zwischen den Zeilen lesen, um die wahre Bedeutung der Verse zu entschlüsseln.

»Wissenschaftler, die sich mit mittelalterlichen Allegorien beschäftigen«, fuhr Langdon fort, »teilen ihre Analysen grob in zwei Kategorien auf: ›Text‹ und ›Bild‹. ›Text‹ bezieht sich dabei auf den wörtlichen Inhalt des Werks und ›Bild‹ auf die symbolische Botschaft.«

»Okay«, sagte Ferris aufgeregt. »Dann bedeutet

also die Tatsache, dass das Gedicht mit diesen Zeilen beginnt ...«

»Es lässt darauf schließen«, unterbrach Sienna ihn, »dass wir nur einen Teil des Ganzen verstehen, wenn wir es wörtlich nehmen. Die wahre Bedeutung ist versteckt.«

»Etwa in der Art, ja.« Langdon richtete den Blick wieder auf den Text und las laut vor:

**Suchet den verräterischen Dogen von
Venedig
Der Rössern den Kopf abschlug
Und die Knochen der Blinden raubte**

»Nun«, sagte Langdon. »Ich bin mir zwar nicht sicher, was die kopflosen Pferde und die Knochen der Blinden betrifft, aber es klingt, als sollten wir einen bestimmten Dogen suchen.«

»Ich nehme an, das heißt ... das Grab eines Dogen?«, überlegte Sienna laut.

»Oder eine Statue oder ein Porträt«, erwiderte Langdon. »In jedem Fall gibt es seit Jahrhunderten keine Dogen mehr.«

Die Dogen von Venedig waren mit den Herzögen der anderen italienischen Stadtstaaten vergleichbar, und insgesamt einhundertzwanzig von ihnen hatten Venedig über tausend Jahre lang regiert, angefangen im Jahre 697 n. Chr. Ihre Herrschaft hatte erst geendet, als Napoleon die Stadt erobert hatte. Ihr Ruhm und ihre Macht hatten die Historiker schon immer fasziniert.

Langdon fuhr fort: »Wie Sie vielleicht wissen, sind die beiden beliebtesten Touristenattraktionen der Stadt – der Palast und der Markusdom – von den Dogen erbaut. Viele von ihnen sind dort bestattet. Der Palast und der Dom sind auch miteinander verbunden.«

Sienna studierte die kryptischen Zeilen des Gedichts. »Und wissen Sie auch, ob es mal einen Dogen gegeben hat, der als besonders gefährlich

galt?«

Langdon las noch einmal die betreffende Zeile:
Suchet den verräterischen Dogen von Venedig.

»Falls ja, dann kenne ich ihn zumindest nicht, aber in dem Gedicht steht ja auch nicht ›gefährlich‹, sondern ›verräterisch‹. Das ist ein Unterschied, zumindest in der Welt von Dante. Verrat gehört zwar nicht zu den klassischen Todsünden, zählt aber zu den schwersten moralischen Vergehen, die im Neunten Kreis der Hölle bestraft werden.«

Nach Dantes Definition war Verrat der Betrug an einem geliebten Menschen. Zu den bekanntesten Beispielen für diese Sünde gehörte Judas' Verrat an Jesus. Dante hatte diese Tat als so abscheulich eingestuft, dass er Judas ins Herz der Hölle verbannt und diese Region gleich nach ihm benannt hatte: Judecca.

»Okay«, sagte Ferris, »wir suchen also nach einem Dogen, der Verrat begangen hat.«

Sienna nickte zustimmend. »Das schränkt die Möglichkeiten natürlich ein.« Sie hielt inne und studierte den Text. »Aber die nächste Zeile ... ein Doge, ›*der Rössern den Kopf abschlug*‹?« Sie sah Langdon an. »Gab es einen Dogen, der Pferdeköpfe abschlug?«

Bei Siennas Frage musste Langdon an die grausige Szene aus *Der Pate* denken. »Da klingelt zumindest nichts bei mir. Aber laut diesem Text hat er auch ›*die Knochen der Blinden*‹ geraubt.« Er wandte sich Ferris zu. »Ihr Handy hat doch Internet?«

Ferris zog sein Mobiltelefon hervor, dann zeigte er Langdon die rissigen, leicht geschwollenen Finger. »Ja, hat es, aber im Augenblick habe ich Probleme mit den Tasten.«

»Ich mache das«, erbot sich Sienna und nahm das Gerät. »Ich suche nach venezianischen Dogen, kopflosen Pferden und Knochen der Blinden.« Ihre Finger flogen über die winzige Tastatur.

Langdon überflog das Gedicht noch einmal und las die nächsten Zeilen vor:

**Kniet nieder im vergoldeten Mouseion der
Heiligen Weisheit
Dann leget das Ohr auf den Boden
Und folgt dem Klang des tropfenden
Wassers.**

»Ich habe noch nie von einem *Mouseion* gehört«, sagte Ferris.

»Das ist ein antikes Wort. Es bezeichnet einen den Musen geweihten Tempel«, erklärte Langdon.
»Im alten Griechenland war das Mouseion ein Ort, an dem sich die Gebildeten versammelten, um Ideen auszutauschen oder über Literatur, Musik und Kunst zu diskutieren. Das erste Mouseion ließ Ptolemäus II. im zweiten Jahrhundert v. Chr. in der Großen Bibliothek von Alexandria erbauen, und in der Folge entstanden überall auf der Welt

weitere.«

»Dr. Brooks«, sagte Ferris mit einem hoffnungsvollen Blick zu Sienna. »Könnten Sie nachsehen, ob es so ein Mouseion auch in Venedig gibt?«

»Sogar Dutzende«, erklärte Langdon und lächelte schelmisch. »Heutzutage spricht man sie nur anders aus. Man nennt sie Museen.«

Ferris hob die Brauen. »Dann werden wir wohl ein größeres Netz auswerfen müssen.«

Sienna setzte die Suche mit dem Handy fort. Es bereitete ihr keine Mühe, sich auf mehrere Dinge gleichzeitig zu konzentrieren. »Okay, wir suchen also nach einem Museum mit einem Dogen, der Rössern den Kopf abschlug und die Knochen der Blinden raubte. Robert, fällt Ihnen auf Anhieb ein Museum ein, wo wir mit unserer Suche beginnen sollten?«

In Gedanken ging Langdon bereits die bekanntesten Museen von Venedig durch: die

Galleria dell'Accademia, das *Ca'Rezzonico*, der *Palazzo Grassi*, die *Peggy Guggenheim Collection* und das *Museo Correr*. Doch auf keines davon schien die Beschreibung zu passen.

Langdon blickte wieder auf den Text.

Im vergoldeten Mouseion der Heiligen Weisheit

Langdon lächelte. »Venedig hat tatsächlich *ein* Museum, auf das die Beschreibung ›vergoldetes Mouseion der Heiligen Weisheit‹ passt.«

Sowohl Ferris als auch Sienna sahen ihn erwartungsvoll an.

»Den Markusdom«, erklärte er. »Die größte Kirche von Venedig.«

Ferris schien nicht überzeugt. »Die Kirche ist ein Museum?«

Langdon nickte. »Ähnlich den Vatikanischen Museen. Mehr noch: Der Innenraum des

Markusdoms ist berühmt für seine umfassende Vergoldung.«

»Ein vergoldetes Mouseion«, sagte Sienna aufgeregt.

Langdon nickte. Er hegte keinerlei Zweifel, dass es sich bei dem Markusdom um den vergoldeten Tempel handelte, von dem im Gedicht die Rede war. Jahrhundertlang hatten die Venezianer den Markusdom *La Chiesa d'Oro* genannt, die Kirche aus Gold. Für Langdon war der Dom eines der atemberaubendsten Gotteshäuser der Welt.

»In dem Gedicht heißt es ›kniet nieder‹«, fügte Ferris hinzu. »Und in einer Kirche ist es völlig normal, sich hinzuknien.«

Sienna tippte emsig auf der kleinen Tastatur. »Ich füge den Markusdom hinzu. Das *muss* der Ort sein, wo wir nach dem Dogen suchen sollen.«

Langdon wusste, im Markusdom herrschte kein Mangel an Dogen. Schließlich war er für sie eine

Art Privatkannele gewesen. Ermutigt richtete er den Blick wieder auf den Text.

Kniet nieder im vergoldeten Mouseion der Heiligen Weisheit

Dann leget das Ohr auf den Boden

Und folgt dem Klang des tropfenden Wassers

Tropfendes Wasser?, überlegte Langdon. *Fließt Wasser unter dem Markusdom hindurch?* Die Frage war albern. Unter der gesamten Stadt befand sich Wasser. Jedes Gebäude in Venedig sank langsam immer tiefer in den weichen Untergrund, und Wasser drang ein. Langdon rief sich den Dom ins Gedächtnis und versuchte sich vorzustellen, an welcher Stelle man tropfendes Wasser hören könnte. *Und wenn wir es hören, was sollen wir dann tun?*

Langdon las die letzten Zeilen vor:

**Folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast
Denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster
In den blutroten Wassern
Der Lagune, in der sich nie spiegeln die
Sterne.**

Das Bild beunruhigte ihn. »Also gut. Offensichtlich sollen wir dem Wasser folgen und ... und so zu irgendeiner Art Versunkenem Palast gelangen.«

Nervös kratzte Ferris sich das Gesicht. »Was ist denn ein chthonisches Monster?«

»Ein unterirdisches«, antwortete Sienna. Ihre Finger huschten noch immer über das Handy.

»»Chthonisch« heißt »unter der Erde«.«

»Das ist korrekt – zumindest teilweise«, erklärte Langdon. »Das Wort hat auch eine historische Bedeutung, die mit Mythen und Ungeheuern in Verbindung steht. Die chthonischen Monster bilden eine eigene Kategorie: die Erinyen,

Hecate und Medusa zum Beispiel. Man nennt sie »chthonisch«, weil sie in der Unterwelt leben und mit der Hölle assoziiert werden.« Langdon hielt kurz inne. »In den Sagen heißt es, wenn sie aus der Erde kommen, bringen sie Tod und Chaos in die Welt der Menschen.«

Darauf folgte ein langes Schweigen, und Langdon konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie alle das Gleiche dachten. *Dieses chthonische Monster ... das kann nur Zobrists Pathogen sein ...*

**Denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster**

In den blutroten Wassern

**Der Lagune, in der sich nie spiegeln die
Sterne.**

»Wie auch immer«, sagte Langdon schließlich,
»wir suchen offensichtlich nach einem

unterirdischen Ort, was zumindest die letzte Zeile des Gedichtes erklären würde, die ›Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne‹.»

»Das klingt einleuchtend«, bemerkte Sienna und hob den Kopf. »Wenn eine Lagune unter der Erde liegt, dann können sich auch keine Sterne darin spiegeln. Aber gibt es in Venedig unterirdische Lagunen?«

»Nicht, dass ich wüsste«, antwortete Langdon. »Aber in einer Stadt, die auf Pfählen über Wasser steht, sind die Möglichkeiten endlos.«

»Was ist, wenn diese Lagune irgendwo *drinnen* liegt?«, fragte Sienna plötzlich und ließ den Blick von Langdon zu Ferris wandern. »In dem Gedicht ist von dem ›Dunkel‹ im ›Versunk'nen Palast‹ die Rede. Robert, vorhin haben Sie gesagt, es gibt eine Verbindung zwischen dem Dogenpalast und dem Markusdom, stimmt das? Wenn man beide Bauwerke als *ein Gebäude* betrachtet, finden wir vieles wieder, wovon im Gedicht die Rede ist: ein

Mouseion der Heiligen Weisheit, ein Palast, die Dogen ... und alles liegt *in beziehungsweise auf* der Lagune von Venedig.«

Langdon dachte über ihre Worte nach. »Sie glauben, der ›Versunkene Palast‹ bezieht sich auf den Dogenpalast?«

»Warum nicht? Das Gedicht fordert uns auf, im Markusdom niederzuknien und dann dem Geräusch von ›tropfendem Wasser‹ zu folgen. Vielleicht führt dieses Geräusch zum Dogenpalast nebenan, und womöglich gibt es dort ein überflutetes Kellergeschoss.«

Langdon war schon viele Male im Dogenpalast gewesen und kannte dessen Größe genau. Im Grunde war der Palast ein weitläufiger Komplex aus mehreren Gebäuden, in dem sich ein großes Museum befand, ein wahres Labyrinth ehemaliger Verwaltungsbüros, Privatgemächer und Höfe sowie ein gewaltiger Kerker, der sich gleich auf mehrere Gebäude verteilte. »Da könnten Sie Recht

haben«, stimmte er zu. »Aber wenn wir den Palast ohne Strategie durchsuchen, könnte das Tage dauern. Ich schlage vor, wir befolgen genau das, was im Gedicht steht. Zuerst gehen wir in den Markusdom, finden das Grab oder die Statue des verräterischen Dogen und knien nieder.«

»Und dann?«, fragte Sienna.

»Dann«, seufzte Langdon, »beten wir wie der Teufel, dass wir ›tropfendes Wasser‹ hören ... und dass es uns irgendwo hinführt.«

In der darauffolgenden Stille erschien vor Langdons geistigem Auge das Gesicht von Elizabeth Sinskey. Es wirkte so besorgt wie in seiner Vision, in der sie ihm über das Wasser hinweg zugerufen hatte: *Die Zeit drängt. Suche und finde!* Er fragte sich, wo Sinskey jetzt wohl war ... und ob es ihr gutging. Die Soldaten in Schwarz wussten inzwischen mit Sicherheit, dass Langdon und Sienna die Flucht gelungen war. *Wie lange dauert es wohl, bis sie uns wieder*

aufspüren?

Als Langdon den Blick erneut auf das Gedicht richtete, drohte ihn die Müdigkeit zu übermannen. Dann las er noch einmal die letzte Zeile ... und plötzlich kam ihm ein Geistesblitz.

Die Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne.

Vermutlich war es nicht von Bedeutung, dennoch beschloss er, seine Begleiter einzuweihen. »Mir ist gerade noch etwas eingefallen.«

Sienna hob den Blick.

»Die drei Teile von Dantes Göttlicher Komödie«, fuhr Langdon fort. »*Inferno, Fegefeuer, Paradies*. Sie enden *alle* mit exakt dem gleichen Wort.«

Sienna sah ihn überrascht an.

»Und was für ein Wort ist das?«, fragte Ferris.

Langdon deutete auf das Ende des Textes. »Mit dem gleichen Wort, mit dem auch Zobrists Text

endet: »Sterne«.« Er ergriff Dantes Totenmaske und deutete auf die Mitte des Spiraltextes.

Die Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne.

»Mehr noch«, fuhr Langdon fort, »im Finale von Inferno haben wir Dante, der dem Geräusch tropfenden Wassers in einer Kluft lauscht und ihm zu einer Öffnung folgt ... die aus der Hölle führt.«

Ferris wurde bleich. »Himmel!«

Just in diesem Augenblick fuhr der Frecciargento in einen Bergtunnel, und ein ohrenbetäubendes Rauschen erfüllte das Abteil.

Langdon schloss die Augen in der Dunkelheit und versuchte, sich ein wenig zu entspannen. *Zobrist mag ein Irrer gewesen sein*, dachte er, *aber er kannte seinen Dante.*

Laurence Knowlton fühlte sich erleichtert.

Der Provost hat seine Meinung geändert.

Knowlton stürzte sich förmlich auf den roten Memorystick und steckte ihn in die Schnittstelle seines Computers, um seinem Boss den Inhalt vorzuspielen. Die Bedeutung von Zobrists neunminütiger Botschaft hatte dem Koordinator Alpträume beschert. Er brannte darauf, das Video endlich jemand anderem zu zeigen.

Dann muss ich die Last nicht allein tragen.

Knowlton hielt den Atem an und klickte auf den Wiedergabe-Button.

Der Bildschirm verdunkelte sich, und das

Geräusch sanft plätschernden Wassers erfüllte die Kabine. Die Kamera bewegte sich durch den rötlichen Dunst einer Kaverne.

Obwohl der Provost keine Reaktion zeigte, kannte Knowlton ihn gut genug, um zu wissen, dass er erstaunt und besorgt war.

Die Kamera hielt in ihrer Bewegung inne, dann sank sie der Wasseroberfläche entgegen und tauchte ein, bis sie vor einer Tafel aus poliertem Titan verharrte, die von Nieten am Boden gehalten wurde.

AN DIESEM ORT, UND AN DIESEM TAG,
WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Der Provost fuhr zusammen. »Morgen«, flüsterte er. »Wissen wir auch, *wo* dieser Ort ist?«

Knowlton schüttelte den Kopf.

Nun schwenkte die Kamera nach links und

zeigte einen im Wasser schwebenden Plastikbeutel mit einer zähflüssigen, gelbbraunen Flüssigkeit. Der Beutel war mit einer dünnen Schnur am Boden befestigt.

»Was in Gottes Namen ...?« Der Provost zog sich einen Stuhl heran, nahm Platz und starrte auf den wabernden Beutel.

Eine unangenehme Stille senkte sich über den kleinen Raum, als das Video weiterlief. Kurz darauf verdunkelte sich der Bildschirm erneut und zeigte eine nasse Höhlenwand. Ein seltsamer Schatten mit langem, krummem Schnabel erschien und begann in merkwürdigem Tonfall zu reden.

Ich bin der Schatten. Unter die Erde getrieben, verbannt in die Tiefe, richte ich mich an die Welt aus dieser düsteren Kaverne. Hier, in der Lagune, sammelt sich das blutrote Wasser, in dem sich nie spiegeln die Sterne.

Doch hier ist auch mein Paradies der perfekte

Mutterleib für mein zartes Kind.

Inferno.

Der Provost hob den Blick. »Inferno?«

Knowlton zuckte mit den Schultern. »Wie gesagt, das ist alles sehr beunruhigend.«

Der Provost sah wieder auf den Bildschirm und hörte aufmerksam zu.

Der Schatten sprach noch mehrere Minuten. Er redete von Seuchen, von der Läuterung der Menschheit, von seiner eigenen glorreichen Rolle in der Zukunft, von seinem Kampf gegen die unwissenden Seelen, die versucht hatten, ihn aufzuhalten, und von den wenigen Gläubigen, die erkannt hatten, dass man diesen Planeten nur mit drastischen Maßnahmen retten konnte.

Worum auch immer es bei diesem Krieg ging, Knowlton hatte sich schon den ganzen Morgen über gefragt, ob das Konsortium vielleicht auf der falschen Seite kämpfte.

Die Stimme sprach weiter.

Ich habe ein Meisterwerk der Erlösung geschaffen, und doch sind meine Mühen nicht mit Fanfaren und Lorbeer belohnt worden sondern mit Todesdrohungen.

Ich fürchte den Tod nicht, denn der Tod verwandelt Visionäre in Märtyrer und noble Ideen in machtvolle Bewegungen.

Jesus. Sokrates. Martin Luther King.

Eines Tages werde ich mich zu ihnen gesellen.

Das Meisterwerk, das ich erschuf, ist das Werk Gottes eine Gabe des Einen, der mich mit dem nötigen Geist, den Mitteln und dem Mut für eine solch große Schöpfung gesegnet hat.

Nun naht der Tag.

Inferno schläft unter mir und bereitet sich darauf vor, dem wässrigen Mutterleib zu entrinnen unter dem wachsamen Blick des chthonischen Monsters und all seinen Furien.

Doch trotz der Tugendhaftigkeit meiner Taten bin

ich wie ihr nicht frei von Sünde. Selbst ich habe mich der schlimmsten der Sieben schuldig gemacht, der einzigen Versuchung, der nur ganz wenige widerstehen können.

Stolz.

Indem ich diese Botschaft für die Nachwelt verewige, habe ich den Verlockungen des Stolzes nachgegeben, und das nur, um sicherzustellen, dass die Welt von meinem Werk erfährt.

Warum auch nicht?

Die Menschheit soll wissen, wem sie ihre Erlösung zu verdanken hat. Sie soll den Namen dessen kennen, der die Höllentore für immer verschlossen hat!

Jede vergehende Stunde führt das Resultat immer sicherer herbei. Die Mathematik ist unerbittlich, ihre Ergebnisse nicht verhandelbar. Die gleiche exponentielle Blüte des Lebens, die die Menschheit fast getötet hätte, wird auch ihre Erlösung sein. Die Schönheit eines lebenden Organismus' egal ob gut oder böse liegt darin, dass er dem Gesetz Gottes mit einzigartiger Treue

folgt.

Seid fruchtbar und mehret euch.

Und so bekämpfe ich Feuer mit Feuer.

»Das reicht«, sagte der Provost so leise, dass Knowlton ihn kaum hörte.

»Sir?«

»Halten Sie das Video an.«

Knowlton klickte auf Pause. »Sir, der richtig furchterregende Teil kommt erst noch.«

»Ich habe genug gesehen.« Der Provost wirkte, als sei ihm schlecht. Er ging mehrmals in der kleinen Kabine auf und ab, dann fuhr er unvermittelt herum. »Wir müssen Kontakt zu FS-2080 aufnehmen.«

Knowlton dachte darüber nach.

FS-2080 war der Codename für eine der vertrauenswürdigsten Kontaktpersonen des Provosts – dieselbe Kontaktperson, die dem Konsortium Zobrist als Klienten zugeführt hatte.

Ohne Zweifel bereute der Provost in diesem Moment, sich auf FS-2080 verlassen zu haben. Bertrand Zobrist hatte nichts als Chaos in die akribisch strukturierte Welt des Konsortiums gebracht.

FS-2080 ist der Grund für diese Krise.

Die Probleme wegen Zobrist schienen immer dramatischer zu werden, nicht nur für das Konsortium ... die ganze Welt war betroffen.

»Wir müssen seine wahren Absichten herausfinden«, erklärte der Provost. »Ich will wissen, was er erschaffen hat und ob diese Bedrohung echt ist.«

Knowlton wusste, dass nur eine Person diese Fragen beantworten konnte: FS-2080. Niemand kannte Bertrand Zobrist besser. Es war an der Zeit, das Protokoll zu brechen und nachzusehen, welchen Irrsinn das Konsortium im Verlauf des letzten Jahres gedeckt hatte.

Knowlton überlegte, welche Folgen eine

direkte Konfrontation von FS-2080 nach sich zögen.

»Sir«, sagte er. »Die Kontaktaufnahme zu FS-2080 birgt gewisse Risiken. Sie sollten vorsichtig sein.«

Ärger flackerte in den Augen des Provosts auf, als er sein Mobiltelefon zückte. »Für Vorsicht ist es ein wenig spät.«

Der Mann mit der Plume-Paris-Brille und der Paisley-Krawatte saß mit seinen beiden Reisegefährten im Privatabteil des Frecciargento und versuchte, den Ausschlag zu ignorieren. Der Juckreiz hatte – wie auch der Schmerz in seiner Brust – deutlich zugenommen.

Als der Zug den Tunnel verließ, blickte der Mann zu Langdon, der langsam die Augen öffnete. Offenbar war der Professor in Gedanken gewesen. Neben ihm schickte Sienna sich an, das Handy zu ergreifen; sie hatte es auf den Tisch gelegt, als der

Zug in den Tunnel eingefahren war. Anscheinend wollte sie ihre Internetrecherche fortsetzen. Bevor sie es greifen konnte, vibrierte und klingelte das kleine Gerät.

Der Mann mit dem Ausschlag erkannte den Klingelton sofort. Er nahm das Telefon, warf einen kurzen Blick auf das Display und bemühte sich, seine Überraschung zu verbergen.

»Tut mir leid«, sagte er und erhob sich. »Meine Mutter ist erkrankt. Bitte entschuldigen Sie mich kurz.«

Sienna und Langdon nickten verständnisvoll. Der Mann verließ die Kabine und eilte durch den Gang zur nächsten Toilette.

Er schloss die Toilettentür hinter sich ab, bevor er den Anruf entgegennahm. »Hallo?«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang ernst. »Provost hier.«

Die Toilette des Frecciargento war winzig – nicht größer als in einem Passagierflugzeug. Man hatte kaum Platz, sich umzudrehen. Der Mann mit dem Ausschlag beendete sein Gespräch mit dem Provost und steckte das Telefon wieder ein.

Plötzlich ist alles anders, wurde ihm bewusst. Er brauchte einen Moment, um sich über die Konsequenzen klar zu werden.

Meine alten Freunde sind jetzt meine Feinde.

Der Mann lockerte seine Paisley-Krawatte und starrte in das pustelübersäte Gesicht im Spiegel. Er sah schlimm aus. Doch das bereitete ihm weniger Sorge als der Schmerz in seiner Brust.

Zögernd öffnete er mehrere Knöpfe seines Hemds.

Er zwang sich, in den Spiegel zu sehen ... und seinen nackten Oberkörper zu betrachten.

Himmel!

Der dunkle Fleck wurde immer größer.

Die Haut in der Mitte der Brust war blauschwarz. Vergangene Nacht war der Fleck noch so groß wie ein Golfball gewesen – inzwischen hatte er die Größe einer Orange. Vorsichtig betastete der Mann das empfindliche Fleisch und zuckte zusammen.

Rasch knöpfte er das Hemd wieder zu. Er hoffte, dass er noch die Kraft aufbrächte, um zu tun, was getan werden musste.

Die nächste Stunde wird kritisch. Eine komplizierte Abfolge von Schachzügen.

Er schloss die Augen, riss sich zusammen und ging in Gedanken noch einmal durch, was jetzt geschehen musste. *Meine alten Freunde sind jetzt*

meine Feinde.

Trotz der Schmerzen atmete er mehrmals durch, um sich zu beruhigen. Er wusste, dass er äußerlich gelassen wirken musste.

Innere Ruhe ist wichtig für eine überzeugende schauspielerische Leistung.

Täuschungsmanöver waren für den Mann nichts Neues; trotzdem schlug ihm das Herz bis zum Hals. Er atmete noch einmal tief durch. *Du führst seit Jahren Leute hinters Licht*, ermahnte er sich. *Das ist dein Beruf.*

Der Mann straffte die Schultern und bereitete sich darauf vor, zu Langdon und Sienna zurückzukehren.

Mein letzter Auftritt.

Bevor er die Zugtoilette verließ, nahm der Mann den Akku aus dem Telefon, um das Gerät funktionsunfähig zu machen.

Er sieht blass aus, dachte Sienna, als der Mann

mit dem Ausschlag in das Abteil zurückkehrte und sich mit einem gequälten Seufzer auf den Sitz fallen ließ.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie teilnahmsvoll.

Er nickte. »Danke, ja. Alles in Ordnung.«

Offensichtlich war das alles, was der Mann dazu sagen wollte. Sienna wechselte das Thema.

»Ich brauche noch mal Ihr Handy«, sagte sie.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich gerne noch ein paar Dinge zu unserem Dogen recherchieren. Vielleicht bekommen wir ja noch ein paar Antworten, bevor wir im Markusdom eintreffen.«

»Kein Problem«, sagte der Mann, nahm das Gerät hervor und sah auf das Display. »Oh, zu dumm – anscheinend ist der Akku leer. Es lässt sich nicht mehr einschalten.« Er sah auf seine Uhr. »Aber wir sind ja bald in Venedig. Es dauert nicht mehr lang.«

Fünf Seemeilen vor der italienischen Küste, an Bord der *Mendacium*, verfolgte der Koordinator Laurence Knowlton stumm, wie der Provost in seiner Glaskabine ruhelos auf und ab lief. Offenbar kreisten seine Gedanken noch um den Anruf, und Knowlton wusste, es war klüger, den Mund zu halten, wenn der Boss nachdachte.

Schließlich sprach der sonnenverbrannte Mann wieder, und seine Stimme klang so angespannt, wie Knowlton es noch nie gehört hatte. »Uns bleibt keine Wahl. Wir müssen dieses Video Elizabeth Sinskey zeigen.«

Knowlton saß da wie erstarrt. Er wollte sich seine Überraschung nicht anmerken lassen. *Dem silberhaarigen Teufel, vor dem wir Zobrist ein Jahr lang versteckt haben?* »Jawohl, Sir. Soll ich ihr das Video per E-Mail zukommen lassen?«

»Um Himmels willen, nein! Wir dürfen unter keinen Umständen riskieren, dass das Video an die Öffentlichkeit gelangt. Eine Massenpanik wäre die

Folge. Ich will Dr. Sinskey so schnell wie möglich an Bord dieses Schiffes haben.«

Knowlton starrte ihn ungläubig an. *Er will, dass ich die Direktorin der WHO an Bord der Mendacium bringe?* »Sir, durch diesen Bruch des Protokolls riskieren wir ...«

»Tun Sie, was ich Ihnen sage, Mr. Knowlton. SOFORT!«

FS-2080 blickte aus dem Fenster des dahinrasenden Zuges und beobachtete Langdons Spiegelbild in der Scheibe. Der Professor ging noch immer die unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten für Bertrand Zobrists Rätsel durch.

Bertrand, dachte FS-2080. *Wie ich ihn vermisste.*

Die Wunde, die sein Tod gerissen hatte, war frisch – die Nacht, in der sie sich kennengelernt hatten, wie ein Traum.

Chicago. Der Blizzard.

Januar vor sechs Jahren ... aber es fühlt sich

wie gestern an. Ich stapfe durch die Schneewehen der windgepeitschten Magnificent Mile. Ich habe den Kragen hochgeklappt. Aber auch die Kälte wird mich nicht von meinem Ziel fernhalten.

Heute habe ich die Chance, den großen Bertrand Zobrist zu hören ... persönlich.

Ich habe alles gelesen, was Zobrist je geschrieben hat, und ich weiß, was für ein Glück ich gehabt habe, eine der fünfhundert Eintrittskarten zu bekommen, die für die Veranstaltung gedruckt worden sind.

Als ich halb erfroren beim Saal eintreffe, überkommt mich Panik, denn der Raum ist halbleer. Ist der Vortrag abgesagt? Das Wetter hat in der Stadt fast alles zusammenbrechen lassen ... Ist Zobrist deshalb nicht erschienen?

Doch dann ist er da.

Ein riesige elegante Gestalt betritt die Bühne.

Er ist groß ... so groß ... und hat leuchtend grüne Augen, in denen alle Mysterien der Welt

versunken scheinen. Er lässt den Blick durch den leeren Saal schweifen. Nur ein Dutzend hartgesottene Anhänger haben sich eingefunden. Ich schäme mich, dass der Saal beinahe leer ist.

Das ist Bertrand Zobrist!

Es folgt ein beklemmender Moment der Stille, als er uns mit strengem Gesicht ansieht.

Dann, ohne jede Vorwarnung, bricht er in lautes Lachen aus, und seine Augen funkeln. »Zur Hölle mit dem leeren Auditorium. Gehen wir in die Bar.«

Jubel brandet auf, und die kleine Gruppe wandert nach nebenan in die Hotelbar, wo wir uns in eine große Nische zwängen und Getränke bestellen. Zobrist unterhält uns mit Anekdoten über seine Arbeit, seinen Aufstieg zum berühmten Forscher und mit seinen Gedanken zur Zukunft der Gentechnik. Alkohol fließt, und das Gespräch wendet sich Zobrists neuer Leidenschaft zu: dem Transhumanismus.

»Ich glaube, der Transhumanismus ist die einzige Hoffnung für das langfristige Überleben der Menschheit«, predigt Zobrist, zieht sein Hemd halb aus und zeigt allen die Tätowierung auf seiner Schulter: H+. »Wie Sie sehen, habe ich mich dieser Sache vollkommen verschrieben.«

Ich habe das Gefühl, eine Privataudienz bei einem Rockstar zu haben. Ich hätte nie gedacht, dass das gefeierte »Genie der Genetik« so charismatisch, so bezaubernd ist.

Jedes Mal, wenn Zobrist zu mir herübersieht, lösen seine grünen Augen ein gänzlich unerwartetes Gefühl in mir aus: sexuelle Anziehung.

Je länger der Abend dauert, desto mehr Gäste verabschieden sich, um in die Realität zurückzukehren, und gegen Mitternacht bin ich mit Bertrand Zobrist allein.

»Danke für diesen Abend«, sage ich zu ihm. Ich bin ein wenig beschwipst. »Sie sind ein

fantastischer Lehrer.«

»Schmeichelei?« Zobrist lächelt, beugt sich näher zu mir, und unsere Beine berühren sich.

»Mit Schmeichelei erreichen Sie alles.«

Dieser Flirt ist unangemessen, aber es ist eine verschneite Nacht in einem einsamen Hotel in Chicago, und es fühlt sich an, als hätte die Welt aufgehört, sich zu drehen.

»Und? Was denken Sie?«, fragt Zobrist.

»Nehmen wir noch einen Schlummertrunk auf meinem Zimmer?«

Ich bin wie erstarrt, und ich weiß, dass ich aussehe wie ein Reh im Scheinwerferlicht.

Zobrist zwinkert freundlich. »Lassen Sie mich raten«, flüstert er. »Sie waren noch nie mit einem berühmten Mann zusammen.«

Ich spüre, wie ich erröte, und ich kämpfe gegen eine Woge von Gefühlen an: Verlegenheit, Aufregung, Angst. »Um ehrlich zu sein«, sage ich zu ihm, »war ich noch nie mit einem Mann

zusammen.«

Zobrist lächelt und rückt näher. »Ich bin zwar nicht sicher, worauf Sie ... worauf du gewartet hast, aber bitte, lass mich der Erste sein.«

In diesem Augenblick verschwinden all die sexuellen Ängste und Frustrationen meiner Jugend ... sie lösen sich auf in der verschneiten Nacht.

Zum ersten Mal in meinem Leben empfinde ich Verlangen ohne Scham.

Ich will ihn.

Zehn Minuten später sind wir in Zobrists Hotelzimmer und liegen uns nackt in den Armen. Zobrist lässt sich Zeit. Seine erfahrenen Hände rufen Gefühle in mir hervor, die völlig neu sind für meinen unerfahrenen Körper.

Das ist meine Entscheidung.

Er hat mich nicht gezwungen.

Im Kokon von Zobrists Umarmung habe ich das Gefühl, dass alles in Ordnung ist auf dieser

Welt. Ich liege da und schaue hinaus in die verschneite Nacht, und ich weiß, dass ich diesem Mann überallhin folgen werde.

Der Frecciargento wurde plötzlich langsamer, und FS-2080 löste sich von der seligen Erinnerung und kehrte in die deprimierende Gegenwart zurück.

Bertrand ... du bist nicht mehr da.

Diese erste gemeinsame Nacht mit ihm war nur der erste Schritt auf einer unglaublichen Reise gewesen.

Er war nach dieser Nacht für mich mehr als ein Geliebter. Er war mein Lehrmeister, dem ich folgen wollte.

»Der Ponte della Libertà«, sagte Langdon in diesem Moment. »Wir sind fast da.«

FS-2080 nickte voll Trauer, starrte hinaus auf die Lagune von Venedig. *Hier bin ich einmal mit Bertrand über das Wasser gesegelt.* Ein friedliches Bild, das unter der schrecklichen Erinnerung an das Drama vor einer Woche

verblasste.

Ich war da, als er gesprungen ist.

Meine Augen waren das Letzte, was er gesehen hat.

Auf dem Flughafen Tassignano donnerte die Citation Excel des privaten Flugunternehmens NetJets durch schwere Turbulenzen in den Himmel und bog in Richtung Venedig ein. An Bord bemerkte Dr. Elizabeth Sinskey den unruhigen Start kaum; sie strich nur geistesabwesend über ihr Amulett und blickte aus dem Fenster.

Endlich gaben sie ihr keine Spritzen mehr, und Sinskey war schon wieder ein wenig klarer im Kopf. Auf dem Sitz neben ihr schwieg Agent Brüder; vermutlich sann er über die bizarre Wendung nach, die sich vor wenigen Minuten ereignet hatte.

Alles ist auf den Kopf gestellt, dachte Sinskey.

Vor dreißig Minuten hatten sie den winzigen Flugplatz gestürmt, um Langdon abzufangen, bevor er sich an Bord der Privatmaschine begeben konnte. Doch anstelle des Professors hatten sie nur eine wartende Citation Excel und zwei NetJets-Piloten gefunden, die auf dem Asphalt auf und ab liefen und ständig auf ihre Uhren schauten.

Robert Langdon war nicht aufgetaucht.

Und dann war der Anruf gekommen.

Als das Mobiltelefon klingelte, war Sinskey dort gewesen, wo sie schon den ganzen Tag gewesen war: auf dem Rücksitz des schwarzen Vans. Agent Brüder wirkte wie vor den Kopf gestoßen, als er ihr das Handy reichte.

»Ein dringender Anruf für Sie, Madame.«

»Wer ist es?«, fragte sie.

»Ich soll Ihnen nur sagen, dass er Ihnen eine wichtige Information über Bertrand Zobrist zukommen lassen muss.«

Sinskey nahm das Telefon entgegen.

»Dr. Elizabeth Sinskey hier.«

»Dr. Sinskey, wir kennen uns nicht, aber meine Organisation hat Bertrand Zobrist das letzte Jahr über vor Ihnen versteckt.«

Sinskey richtete sich im Sitz auf. »Wer zum Teufel auch immer Sie sind, Sie gewähren einem Kriminellen Unterschlupf!«

»Wir haben nichts Illegales getan, aber das ist jetzt nicht ...«

»Und ob Sie das haben, verdammt!«

Der Mann am anderen Ende der Leitung atmete tief und geduldig durch, und seine Stimme nahm einen sanften Tonfall an. »Sie und ich, wir werden noch viel Zeit haben, die Moralität meines Handelns zu diskutieren. Sie kennen mich nicht, aber ich weiß einiges über Sie. Mr. Zobrist hat mich großzügig dafür bezahlt, dass ich seine Gegner das letzte Jahr über von ihm ferngehalten habe. Indem ich Sie nun kontaktiere, breche ich

mein eigenes strenges Protokoll. Aber ich glaube, uns bleibt keine andere Wahl. Wir müssen unsere Ressourcen bündeln. Ich fürchte, Bertrand Zobrist hat etwas Furchtbares getan.«

Sinskey hatte nicht die geringste Ahnung, wer der Mann war. »Und das ist Ihnen erst jetzt aufgefallen?«

»Das ist korrekt. Erst jetzt.« Die Stimme klang ernst.

Sinskey schüttelte den Kopf, um wieder einen klaren Gedanken zu fassen. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Jemand, der Ihnen helfen will, bevor es zu spät ist. Ich bin im Besitz einer Videobotschaft von Bertrand Zobrist. Er hat mich gebeten, sie zu veröffentlichen ... morgen. Allerdings glaube ich, Sie sollten sich das Video schon jetzt ansehen.«

»Was ist das für ein Video?«

»Nicht am Telefon. Wir müssen uns treffen.«

»Warum sollte ich Ihnen vertrauen?«

»Weil ich Ihnen verraten werde, wo Robert Langdon ist ... und warum er sich in letzter Zeit so seltsam verhält.«

Bei der Erwähnung von Langdons Namen zuckte Sinskey unwillkürlich zusammen. Erstaunt lauschte sie der merkwürdigen Erklärung. Der Mann am anderen Ende der Leitung war ein Jahr lang der Komplize ihres Feindes gewesen; doch je mehr Einzelheiten sie nun erfuhr, desto dringender riet ihr ihr Instinkt, dem Mann zu glauben.

Mir bleibt keine andere Wahl als mitzuspielen.

Zwar war es schon zu spät, die Behörden vor Ort zu alarmieren, doch der Mann am Handy behauptete zu wissen, wo Langdon hinwollte.

Zum Markusplatz? Sinskey lief ein Schauer über den Rücken, als sie an die Menschenmassen auf Venedigs populärstem Platz dachte. »Woher wissen Sie das?«

»Nicht am Telefon«, wiederholte der Mann.

»Nur eines noch: Robert Langdon reist unwissentlich mit einem sehr gefährlichen Individuum.«

»Mit wem?«, verlangte Sinskey zu wissen.

»Mit einem von Zobrists engsten Vertrauten.«
Der Mann stieß einen Seufzer aus. »Mit einer Person, der ich einmal vertraut habe, was sehr dumm von mir gewesen ist. Wie auch immer ... Inzwischen halte ich diese Person für eine ernste Bedrohung.«

Nachdem Sinskey das Telefonat beendet hatte, war es Brüder nicht schwergefallen, die ›sitzen gelassene‹ NetJets-Maschine zu requirieren. Dann hatten Sinskey und die Soldaten die Verfolgung aufgenommen. Sie rasten in Richtung Venedig. Wenn der Anrufer die Wahrheit sagte, würden Langdon und seine beiden Reisegefährten in diesem Augenblick dort mit dem Zug eintreffen. Während der Privatjet mit Sinskey und den sechs Soldaten Kurs auf den Flughafen Marco Polo

nahm, kehrten Sinskeys Gedanken immer wieder zu Robert Langdon zurück. *Er hat sein Gedächtnis verloren? Er erinnert sich wirklich an rein gar nichts?* Die seltsamen Neuigkeiten erklärten zwar so Einiges, doch sie vergrößerten auch Sinskeys Schuldgefühle, die sie ohnehin schon hegte, weil sie den distinguierten Wissenschaftler in diese Krise hineingezogen hatte.

Ich habe ihm keine Wahl gelassen.

Sinskey hatte Langdon vor nunmehr zwei Tagen rekrutiert. Da alles hatte schnell gehen müssen, hatte sie dem Professor nicht einmal gestattet, sich zu Hause den eigenen Reisepass zu holen. Stattdessen hatte sie ihn einfach durch die Flughafenkontrolle in Florenz geschleust, als »Sondergesandten der WHO«.

Als sich die C-130 schwerfällig in die Luft erhoben hatte, um ihre Reise über den Atlantik anzutreten, war Sinskey aufgefallen, dass dem Professor unwohl gewesen war. Er hatte nur auf

die Seitenwand des fensterlosen Rumpfes gestarrt.

»Professor, Ihnen ist doch klar, dass dieses Flugzeug keine Fenster hat, oder? Bis vor Kurzem war das noch ein Militärtransporter.«

Langdon wandte sich ihr zu. Er war kreidebleich. »Ja, das ist mir schon aufgefallen, als ich an Bord kam. Ich habe ein Problem mit engen, geschlossenen Räumen.«

»Und deshalb tun Sie so, als würden Sie aus einem imaginären Fenster sehen?«

Langdon lächelte sie verlegen an. »Ja, so in etwa.«

»Schauen Sie sich lieber das hier an.« Sinskey holte ein Foto ihrer hageren grünäugigen Nemesis hervor und zeigte es ihm. »Das ist Bertrand Zobrist.«

Sinskey hatte Langdon bereits von ihrer Konfrontation mit Zobrist im Council on Foreign Relations erzählt, von seiner Leidenschaft für die Populationsapokalyptische Gleichung, von seinen

Kommentaren über die globalen Vorteile des Schwarzen Tods und – am unheimlichsten – von seinem Untertauchen während des vergangenen Jahres.

»Wie kann jemand, der so bekannt ist, nur so lange von der Bildfläche verschwinden?«

»Er hatte Hilfe. Professionelle Hilfe. Vielleicht sogar eine ausländische Regierung.«

»Was für eine Regierung würde dulden, dass jemand Forschungen betreibt, um ein Pathogen zu entwickeln?«

»Die gleiche Art von Regierung, die auch versucht, sich Nuklearsprengköpfe auf dem Schwarzmarkt zu beschaffen. Vergessen Sie nicht, dass eine effektive Seuche die ultimative Biowaffe ist. So etwas wäre ein Vermögen wert. Zobrist hat seine Partner vielleicht belogen und ihnen versichert, seine Schöpfung habe nur eine begrenzte Wirkung. Zobrist war vermutlich der Einzige, der wusste, wozu sein Pathogen in der

Lage ist.«

Langdon schwieg.

»Wie auch immer«, fuhr Sinskey fort, »ob es nun um Macht oder Geld geht: Diejenigen, die Zobrist geholfen haben, teilen in jedem Fall seine *Ideologie*. Es gibt genug Zobrist-Jünger, die alles für ihn tun würden. Er war berühmt. Er hat sogar vor Kurzem an Ihrer Universität einen Vortrag gehalten.«

»In Harvard?«

Sinskey holte einen Stift aus der Tasche und schrieb den Buchstaben H an den Rand von Zobrists Foto, gefolgt von einem Pluszeichen. »Sie kennen sich doch mit Symbolen aus«, sagte sie. »Und? Erkennen Sie das?«

H+

»H-Plus«, flüsterte Langdon und nickte vage.

»Sicher ... vor ein paar Sommern war das überall auf dem Campus zu sehen. Ich dachte, es wäre um eine Chemiekonferenz gegangen.«

Sinskey lachte leise. »Nein, das war das Symbol für den ›Humanity Plus‹ Gipfel 2010 – das ist eines der größten transhumanistischen Treffen überhaupt. H+ ist das Symbol der transhumanistischen Bewegung.«

Langdon neigte den Kopf zur Seite. *Habe ich von denen schon mal gehört?*

»Der Transhumanismus«, erklärte Sinskey, »ist eine intellektuelle Bewegung, eine Art Philosophie, und sie breitet sich rasch in Wissenschaftskreisen aus. Im Kern geht es darum, dass die Menschen mithilfe von Technologie alle Schwächen überwinden sollen, die unsere Körper von Natur aus mit sich bringen. Mit anderen Worten: Die nächste Stufe der menschlichen Evolution sollen *wir selbst* durch Biotechnologie bestimmen.«

»Klingt unheimlich«, bemerkte Langdon.

»Wie jede Veränderung, ist auch das eine Frage des richtigen Maßes. Genau genommen basteln wir

ohnehin schon seit Jahren an uns herum. Wir entwickeln Impfstoffe, um Kinder gegen bestimmte Krankheiten zu immunisieren: Polio, Masern, Typhus. Aber jetzt, dank Zobrists Durchbruch in der Keimbahn-Genmanipulation, wissen wir, wie wir diese Immunitäten an alle nachfolgenden Generationen *vererben* können.«

Langdon wirkte erstaunt. »Also würde die Menschheit sich dahingehend entwickeln, dass sie beispielsweise gegen Typhus immun wird?«

»»Weiterentwickeln« ist nicht ganz das richtige Wort. Hier wird der Evolution auf die Sprünge geholfen«, korrigierte Sinskey ihn.

»Normalerweise dauert ein evolutionärer Prozess Jahrtausende, egal ob ein Lungenfisch nun Füße entwickelt oder ein Affe Daumen. Jetzt können wir solche radikalen genetischen Veränderungen binnen einer Generation bewirken. Die Fürsprecher der Technologie betrachten das als ultimativen Ausdruck von Darwins ›Überleben des

Stärkeren«. Mithilfe dieser Technologie werden die Menschen zu einer Spezies, die ihren evolutionären Prozess selbst bestimmt.«

»Das klingt mehr danach, als wolle hier jemand Gott spielen«, erwiderte Langdon.

»Dem stimme ich von ganzem Herzen zu«, sagte Sinskey. »Zobrist und viele andere Transhumanisten erklären jedoch vehement, es sei sogar die evolutionäre *Pflicht* der Menschheit, alle Mittel auszunutzen – wie zum Beispiel die Keimbahn-Genmanipulation –, um sich als Spezies stetig zu verbessern. Das Problem ist nur, dass unser Erbgut mehr einem Kartenhaus gleicht: Alles ist miteinander verbunden und wird von unzähligen anderen Teilen gestützt – manchmal auf eine Art, die wir nicht verstehen. Wenn wir versuchen, auch nur eine einzige menschliche Eigenschaft zu entfernen, könnten wir unabsichtlich noch tausend andere verändern, möglicherweise mit katastrophaler Wirkung.«

Langdon nickte. »Es gibt schon einen Grund, warum die Evolution ein gradueller Prozess ist.«

»Genau!«, rief Sinskey. Mit jedem Augenblick wuchs ihre Bewunderung für den Professor. »Wir spielen mit einem Prozess, der sich über Äonen entwickelt hat. Dies sind gefährliche Zeiten. Wir haben jetzt im wörtlichen Sinne die Kapazität, bestimmte Gensequenzen zu aktivieren, die unseren Nachfahren eine höhere Geschicklichkeit, Ausdauer, Stärke und sogar Intelligenz bescheren werden. Also im Grunde genommen die Erschaffung einer Superrasse. Diese hypothetischen, ›verbesserten‹ Individuen sind das, was die Transhumanisten den *Übermenschen* nennen – die Zukunft unserer Spezies. Zumindest glauben das einige.«

»Für mich klingt das nach Eugenik«, erwiderte Langdon.

Das Wort jagte Sinskey einen Schauer über den Rücken.

In den 40er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts hatten die Nazis sich in einer Technologie versucht, die sie Eugenik nannten. Es war der Versuch, die Geburtenrate von Menschen mit ›erwünschten‹ genetischen Eigenschaften zu erhöhen, während man gleichzeitig die Geburtenrate jener senkte, die ›weniger erwünschte‹ Merkmale besaßen.

Ethnische Säuberungen auf genetischer Ebene.

»Es gibt in der Tat gewisse Ähnlichkeiten«, gab Sinskey zu. »Es ist nur schwer vorstellbar, wie jemand eine neue Menschheit erschafft. Dennoch gibt es viele kluge Leute, die fest davon überzeugt sind, dass wir nur überleben können, wenn wir genau damit beginnen. Einer der wichtigsten Schreiber der transhumanistischen Zeitschrift *H+* hat einmal die Keimbahn-Genmanipulation als den ›offensichtlichen nächsten Schritt‹ bezeichnet. Sie sei Ausdruck des wahren Potenzials unserer Spezies.« Sinskey zögerte. »Zur Verteidigung der

Zeitschrift muss man sagen, dass sie auch einen Artikel von *Discover* mit dem Titel ›Die gefährlichste Idee der Welt‹ nachgedruckt haben.«

»Ich denke, ich schließe mich eher der zweiten Meinung an«, sagte Langdon. »Zumindest aus soziokultureller Sicht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, ich nehme an, dass genetische Verbesserungen ähnlich wie die kosmetische Chirurgie eine Menge Geld kosten, korrekt?«

»Natürlich. Nicht jeder würde es sich leisten können, sich oder seine Kinder zu verbessern.«

»Das heißt, die Legalisierung dieser Technologie würde eine Zweiklassengesellschaft schaffen. Dabei haben wir schon eine tiefe Kluft zwischen Reich und Arm. Die Einführung einer solchen Genmanipulation würde zu einem Wettrennen zwischen Supermenschen und jenen führen, die man folglich für Untermenschen hält. Unter normalen Umständen interessiert es die

Leute wenig, dass die Welt von einem verschwindend geringen Bruchteil der Menschheit regiert wird: den Superreichen. Aber stellen Sie sich einmal vor, dieses eine Prozent wäre auch im wahrsten Sinne des Wortes eine Superrasse – klüger, stärker, gesünder. Das ist genau die Art von Situation, die förmlich nach Dingen wie Sklaverei und ethnischen Säuberungen schreit.«

Sinskey lächelte den gut aussehenden Akademiker an. »Professor, Sie haben schnell erfasst, was ich für den größten Fallstrick der Gentechnologie halte.«

»Na ja, das mag ich vielleicht erfasst haben, aber was Zobrist betrifft, bin ich immer noch verwirrt. Dieses ganze transhumanistische Denken dreht sich um die Verbesserung der Menschheit. Es geht darum, uns gesünder zu machen, tödliche Krankheiten zu besiegen und unser Leben zu verlängern. Und doch scheint Zobrist mit seinen Ansichten zur Überbevölkerung Mord zu

tolerieren. Seine Ideen zum Transhumanismus und zur Überbevölkerung beißen sich irgendwie, finden Sie nicht?«

Sinskey seufzte ernst. Das war eine gute Frage. Unglücklicherweise war die Antwort genauso klar wie besorgniserregend. »Zobrist hat zutiefst an den Transhumanismus geglaubt, an die Verbesserung der Menschheit durch Technologie. Allerdings hat er auch schon immer daran geglaubt, dass unsere Spezies ausstirbt, bevor sie die nötige Technologie dazu entwickeln kann. Wenn niemand etwas dagegen unternimmt, so denkt er, dann wird uns die Überbevölkerung umbringen, bevor die Gentechnik ihr Versprechen einlösen kann.«

Langdon riss die Augen auf. »Dann wollte Zobrist also ein wenig ausdünnen ... um uns mehr Zeit zu erkaufen?«

Sinskey nickte. »Er hat einmal beschrieben, wie ihm das Ganze vorkommt: ›Ich fahre auf einem Schiff, auf dem die Zahl der Passagiere sich

stündlich verdoppelt, und ich versuche verzweifelt, ein Rettungsboot zu bauen, bevor das Schiff unter dem Gewicht der Passagiere sinkt.«
Wieder zögerte sie. »Er vertritt die Meinung, dass man besser die Hälfte der Leute über Bord werfen sollte.«

Langdon sah sie bestürzt an. »Ein furchterregender Gedanke.«

»Ziemlich. Wir dürfen uns in diesem Punkt nichts vormachen«, erklärte sie. »Zobrist ist felsenfest davon überzeugt, dass man die drastische Reduzierung der Menschheit dereinst als ultimative Heldentat bezeichnen wird. Als den Augenblick, in dem die Menschheit beschlossen hat zu überleben.«

»Wie gesagt ... furchterregend.«

»Und das umso mehr, da Zobrist mit diesem Denken nicht allein ist. Durch seinen Tod ist er für viele Menschen zu einem Märtyrer geworden. Ich habe keine Ahnung, auf wen wir in Florenz treffen

werden, aber wir müssen sehr vorsichtig sein. Wir sind nicht die Einzigen, die nach diesem Pathogen suchen. Sie dürfen zu Ihrer eigenen Sicherheit keine Menschenseele wissen lassen, dass auch Sie hier in Italien danach Ausschau halten.«

Langdon erzählte ihr von seinem Freund Ignazio Busoni, einem Dante-Spezialisten. Busoni könnte ihn auch außerhalb der Öffnungszeiten für Touristen in den Palazzo Vecchio bringen. Dann könnte er sich in aller Ruhe das Gemälde ansehen, auf dem die Worte *cerca trova* standen, jene Worte, die Zobrist in seinem Bildrätsel versteckt hatte. Vielleicht würde Busoni Langdon sogar dabei helfen, den seltsamen Satz über ›die Augen des Todes‹ zu entschlüsseln.

Sinskey band sich das lange silberne Haar zurück und sah Langdon an. »Suchen und finden Sie, Professor. Uns läuft die Zeit davon.«

Sinskey ging in einen Lagerraum an Bord und holte einen der sichersten Zylinder der WHO zum

Transport gefährlicher Materialien: ein Modell mit biometrischem Siegel. Dann nahm sie das knöcherne Rollsiegel und verstaute es darin. »Ich brauche mal Ihren Daumen«, forderte sie Langdon auf und legte den Behälter auf den kleinen Tisch vor ihm.

Langdon sah sie verwirrt an, streckte ihr aber die Hand entgegen.

Sinskey programmierte den Behälter auf Langdons Daumenabdruck. Ab jetzt konnte nur er allein ihn öffnen.

»Betrachten Sie das als tragbaren Safe«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Mit einem Biohazardsymbol?« Langdon wirkte nervös.

»Das ist alles, was wir haben. Aber sehen Sie's positiv: Das bricht bestimmt niemand freiwillig auf.«

Langdon entschuldigte sich, um sich ein wenig die Beine zu vertreten und auf die Toilette zu

gehen. Während er fort war, versuchte Sinskey, ihm den versiegelten Zylinder in die Jackentasche zu stecken. Unglücklicherweise passte er nicht.

Er kann den Projektor nicht einfach offen mit sich herumtragen. Sinskey dachte kurz nach und ging dann wieder in den Lagerraum, um ein Skalpell und ein Nähset zu holen. Geschickt trennte sie die Naht von Langdons Jacke auf und wandte all ihre Kunst auf, um eine versteckte Tasche in das Innenfutter einzunähen. Sie war genauso groß wie der Zylinder.

Als Langdon wieder zurückkam, brachte sie soeben die letzten Stiche an.

Der Professor blieb stehen und starrte sie an, als hätte sie die *Mona Lisa* entweiht. »Sie haben die Naht meines Harris Tweeds aufgetrennt?«

»Entspannen Sie sich, Professor«, sagte sie. »Ich bin ausgebildete Chirurgin. Die Stiche sind absolut professionell.«

Der Bahnhof Santa Lucia von Venedig ist ein elegantes, niedriges Gebäude aus grauem Stein und Beton. Er ist in einem modernen, minimalistischen Stil gehalten, mit einer Fassade, die dankenswerterweise keine Symbole aufweist, nur zwei verschnörkelte Buchstaben: *FS*, die Abkürzung für die staatliche Eisenbahn, die *Ferrovie dello Stato*.

Weil der Bahnhof am westlichen Ende des Canal Grande liegt, müssen die Passagiere nach ihrer Ankunft in Venedig nur aus der Ausgangstür treten, und sie stehen inmitten all der weltbekannten Sehenswürdigkeiten und riechen

und hören die Stadt.

Langdon fiel stets als Erstes die salzhaltige Luft auf, eine frische Meeresbrise vermischt mit dem Aroma der Pizzen, die einige Straßenhändler vor dem Bahnhof verkauften. Heute kam der Wind von Osten und trug auch noch den beißenden Dieselgeruch der Wassertaxis herbei, die im trüben Wasser des Canal Grande auf Fahrgäste warteten. Dutzende von Bootsführern winkten mit den Armen und schrien den Touristen zu, in der Hoffnung, jemanden in ihre Taxis, Gondeln, Vaporetti und privaten Speedboote zu locken.

Chaos auf dem Wasser, sinnierte Langdon und betrachtete den schwimmenden Verkehrsstau. Irgendwie hatte ein Stau, der in Boston so manchen in den Wahnsinn treiben konnte, in Venedig etwas Amüsantes.

Einen Steinwurf entfernt, jenseits des Kanals, ragte die graugrüne Kuppel von San Simeone Piccolo in den Nachmittags Himmel. Die Kirche

war ein Sammelsurium diverser architektonischer Stilrichtungen. Ihre ungewöhnlich steile Kuppel und der kreisrunde Chor waren in byzantinischem Stil gehalten, während die von Säulen gesäumte, marmorne Vorhalle offensichtlich dem klassisch-griechischen Eingangsbereich des römischen Pantheons nachempfunden war. Und der Haupteingang wurde von einem spektakulären Giebel gekrönt, den ein Marmorrelief mit einer Heerschar Märtyrer zierte.

Venedig ist das reinste Freilichtmuseum, dachte Langdon. Sein Blick wanderte zum Kanal, wo kleine Wellen an den Fuß der Kirchentreppe schwappten. *Ein langsam versinkendes Freilichtmuseum.* Im Vergleich zu der Bedrohung, die womöglich unter der Stadt lauerte, schien die Gefahr der Überflutung geradezu unbedeutend.

Und niemand ahnt etwas ...

Das Gedicht auf der Rückseite von Dantes Totenmaske ging Langdon nicht aus dem Kopf. Er

fragte sich, wo die Verse ihn wohl hinführen würden. Er hatte die Abschrift des Gedichtes in der Tasche. Die Gipsmaske selbst hatte er – auf Siennas Vorschlag hin – in Zeitungspapier eingewickelt und diskret in einem Bahnhofsschließfach verstaut: ein unangemessener Aufbewahrungsort für ein solch wertvolles Artefakt, doch war es dort in jedem Fall sicherer als in einer Stadt voller Wasser.

»Robert?« Sienna war mit Ferris vorausgegangen und winkte einem der Wassertaxis. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Langdon lief zu ihnen. Für jemanden, der sich so für Architektur begeisterte wie er, war es geradezu unvorstellbar, durch den Canal Grande zu *rasen*. Nur wenige Erfahrungen in Venedig waren schöner, als in einen Vaporetto zu steigen, einen der offenen Wasserbusse der Stadt, und das vorzugsweise nachts. Man konnte sich vorne in den Bug setzen und den Anblick der angestrahlten

Kathedralen und Palazzi genießen, während das Boot langsam vorüberglitt.

Heute wird das wohl nichts, dachte Langdon. Die Vaporetti waren berüchtigt für ihre Langsamkeit – jedes Wassertaxi fuhr weit schneller. Unglücklicherweise schien die Schlange der Wartenden am Taxistand vor dem Bahnhof endlos zu sein.

Ferris, offenbar nicht in der Stimmung zu warten, nahm die Sache in die Hand. Mit einem großzügigen Stapel Banknoten winkte er ein Cabriolet herbei, ein blankpoliertes, venezianisches Gefährt aus sogenanntem Afrikanischem Mahagoni. Ein derart elegantes Fahrzeug zu nutzen war zwar übertrieben, doch würde die Fahrt zumindest schnell und privat sein. Bis zum Markusplatz waren es nur fünfzehn Minuten.

Der Fahrer war ein gutaussehender Mann in einem maßgeschneiderten Armani-Anzug. Ein

Bootsführer, der eher wie ein Filmstar aussah, doch das hier war immerhin auch Venedig, der Inbegriff italienischer Eleganz.

»Maurizio Pimponi«, stellte sich der Mann vor und zwinkerte Sienna zu, als er sie an Bord willkommen hieß. »Prosecco? Limoncello? Asti?«

»No, grazie«, antwortete Sienna knapp und bat ihn stattdessen, sie so schnell wie möglich zum Markusplatz zu bringen.

»Ma certo!« Maurizio zwinkerte erneut. »Meine Boot ist schnellste in ganz Venedig ...«

Während Langdon und die anderen es sich auf den weichen Sitzen im offenen Heck bequem machten, legte Maurizio den Rückwärtsgang ein und lenkte das große Boot geschickt vom Ufer weg. Dann drehte er das Steuerrad nach rechts, gab Gas und manövrierte das Gefährt zwischen den dichtgedrängten Gondeln hindurch. Ein paar *Gondolieri* in ihren Streifenhemden schüttelten wütend die Faust, als ihre Boote in Maurizios

Kielwasser auf und ab hüpfen.

»*Scusate!*«, rief Maurizio entschuldigend.

»*VIPs!*«

Binnen weniger Sekunden hatte er das Gedränge am Bahnhof Santa Lucia hinter sich gelassen, und sie rasten nach Osten über den Canal Grande. Als sie unter dem elegant geschwungenen Ponte degli Scalzi hindurch beschleunigten, roch Langdon den typisch aromatischen Duft einer venezianischen Delikatesse – *Seppie al nero*, Tintenfisch in eigener Tinte –, der von den Terrassen der Restaurants am Ufer zu ihnen hinüberwehte. Dann fuhren sie um eine Biegung, und die massive Kuppelkirche von San Geremia kam in Sicht.

Langdon entdeckte eine Inschrift auf der Kirchenwand. Es war der Name einer Heiligen. »Santa Lucia«, flüsterte er.

»Wie bitte?« Sienna sah ihn hoffnungsvoll an. Hatte er wieder etwas über das mysteriöse

Gedicht herausgefunden?

»Nichts, nichts«, antwortete Langdon. »Nur so ein Gedanke.« Er deutete zu der Kirche. »Siehst du die Inschrift? Dort liegt die heilige Lucia begraben. Dann und wann halte ich Vorlesungen über hagiografische Kunst, christliche Heiligendarstellungen. Mir ist gerade eingefallen, dass die heilige Lucia die Schutzheilige der Blinden ist.«

»*Si, Santa Lucia!*«, stimmte Maurizio eifrig zu. »Sie ist Heilige der Blinden! Kennen Sie Geschichte, oder?« Ihr Fahrer drehte sich zu ihnen um und schrie über den Motorlärm hinweg. »Lucia war so schöne Frau, dass alle Männer hatten Lust auf sie. Also stach Lucia sich selbst Augen aus, um zu bleiben Jungfrau und rein vor unsere Gott im Himmel.«

Sienna stöhnte. »Das nenne ich mal engagiert.«

»Und als Belohnung für Opfer«, fuhr Maurizio fort, »Gott geben Lucia sogar noch schönere

Augen!«

Sienna drehte sich zu Langdon um. »Er weiß schon, dass das keinen Sinn ergibt, oder?«

»Die Wege des Herrn sind unergründlich«, bemerkte Langdon und rief sich die gut zwanzig berühmten Gemälde der Alten Meister in Erinnerung: allesamt Darstellungen der heiligen Lucia, die ihre Augen auf einem Tablett trug.

Zwar gab es zahlreiche unterschiedliche Versionen von der Legende der heiligen Lucia, doch beschrieben alle, wie sie sich eigenhändig die Augen austach, die solche Begierde bei den Männern weckten. Sämtliche Legenden schilderten auch, dass sie die Augen ihrem glühendsten Verehrer auf einem Tablett mit den Worten präsentierte: »Hier hast du, was du so sehr begehrt. Und was den Rest betrifft, so flehe ich dich an, lass mich in Frieden!« In gewisser Weise war es unheimlich, dass ausgerechnet die Bibel Lucia zu dieser Selbstverstümmelung inspiriert

hatte, oder genauer Jesu berühmte Mahnung: »Und wenn dein Auge dir Anlass zur Sünde gibt, so reiße es aus und wirf es von dir.«

So wurde sie zur Heiligen der Blinden, dachte Langdon und erkannte, dass das gleiche Wort auch in dem Gedicht vorkam. *Suchet den verräterischen Dogen von Venedig, der ... die Knochen der Blinden raubte.*

Verblüfft fragte er sich, ob mit der blinden Person in dem kryptischen Gedicht vielleicht Lucia gemeint war.

»Maurizio!«, rief Langdon und deutete zur Kirche von San Geremia. »Die Knochen der heiligen Lucia sind in dieser Kirche, nicht wahr?«

»Ein paar, ja«, antwortete Maurizio. Er steuerte das Boot geschickt mit einer Hand, blickte zu seinen Passagieren zurück und ignorierte den Verkehr vor sich. »Nicht alle. Santa Lucia sehr beliebt, und ihre Körper ist in Kirchen von ganze Welt. Wir aus Venezia lieben unsere Santa Lucia

am meisten, deshalb wir feiern auch ...«

»Maurizio!«, rief Ferris. »Die heilige Lucia ist blind, nicht Sie. Augen nach vorne!«

Maurizio lachte gut gelaunt und sah gerade rechtzeitig wieder nach vorn, um den Zusammenstoß mit einem anderen Boot zu vermeiden.

Sienna musterte Langdon. »Worauf wollen Sie hinaus? Der verräterische Doge, der die Knochen der Blinden raubte?«

Langdon schürzte die Lippen. »Ich bin mir nicht sicher.«

Rasch erzählte er Sienna und Ferris die Geschichte von den Reliquien der heiligen Lucia. Die Legende um ihre Knochen gehörte zu den seltsamsten in der ganzen Hagiografie. Angeblich hatte sich Folgendes zuggetragen: Als die heilige Lucia sich den Annäherungsversuchen eines einflussreichen Verehrers widersetzte, denunzierte der Mann sie und brachte sie auf den

Scheiterhaufen. Doch der Legende zufolge weigerte sich ihr Körper, Feuer zu fangen. Und da ihr Fleisch dem Feuer widerstanden hatte, schrieb man ihren Reliquien besondere Kräfte zu. Es hieß, wer auch immer sie besitze, könne sich eines ungewöhnlich langen Lebens erfreuen.

»Magische Knochen?«, wunderte sich Sienna.

»Zumindest glauben das viele. Deshalb sind ihre Knochen auch in der ganzen Welt verteilt. Über zwei Jahrtausende haben die Mächtigen versucht, die Knochen der heiligen Lucia in ihren Besitz zu bringen, um Alter und Tod ein Schnippchen zu schlagen. Ihr Skelett ist im Laufe der Zeit öfter gestohlen, umgebettet und aufgeteilt worden als das jedes anderen Heiligen. Ihre Knochen befanden sich im Besitz von mindestens einem Dutzend der mächtigsten Männer, die je gelebt haben.«

»Einschließlich«, hakte Sienna nach, »eines verräterischen Dogen?«

Suchet den verräterischen Dogen von Venedig, der Rössern den Kopf abschlug und die Knochen der Blinden raubte.

»Durchaus möglich«, antwortete Langdon. Er erinnerte sich, dass die heilige Lucia auch in Dantes Inferno an prominenter Stelle erwähnt wurde. Sie war eine der drei gesegneten Frauen – *le tre donne benedette* –, die dabei halfen, Vergil heraufzubeschwören, der Dante aus der Unterwelt führen sollte. Da es sich bei den anderen beiden Frauen um niemand Geringeren als die Jungfrau Maria und Dantes innig geliebte Beatrice handelte, war offenkundig, wie sehr Dante Lucia schätzte.

»Wenn Sie damit Recht haben«, sagte Sienna aufgeregt, »hat der verräterische Doge, der Rössern die Köpfe abgeschlagen hat ...«

»... auch die Knochen der heiligen Lucia gestohlen«, beendete Langdon den Satz.

Sienna nickte. »Und damit dürfte unsere Liste schon deutlich kleiner sein.« Sie sah zu Ferris.

»Funktioniert Ihr Handy ganz sicher nicht? Wir könnten vielleicht im Netz nach ...«

»Vollkommen tot«, antwortete Ferris. »Ich habe es gerade selbst versucht. Tut mir leid.«

»Wir sind ja bald da«, sagte Langdon. »Ich bin sicher, dass wir im Markusdom einige Antworten finden werden.«

Der Markusdom war der einzige Teil des Rätsels, der Langdon vollkommen klar war. *Das Mouseion der Heiligen Weisheit*. Der Professor zählte darauf, dass sich im Dom die Identität des verräterischen Dogen klären würde. Danach würden sie mit ein wenig Glück auch den Palast finden, den Zobrist ausgesucht hatte, um sein Pathogen auf die Menschheit loszulassen. *Tief im Versunk'nen Palast ... lauert das chthonische Monster*.

Langdon versuchte, alle Bilder der Pest aus seinen Gedanken zu verdrängen, doch ohne Erfolg. Er hatte sich schon oft gefragt, wie Venedig, diese

unglaubliche Stadt, wohl zu ihrer Blütezeit ausgesehen haben mochte ... bevor die Pest sie so sehr geschwächt hatte, dass sie im Anschluss immer mehr von ihrer Macht und ihren Territorien verlor. Damals war Venedig das wirtschaftliche Herz Europas gewesen. Allen Berichten zufolge gab es keine schönere Stadt auf der Welt, und Reichtum und Kultur ihrer Einwohner hatten ihresgleichen gesucht.

Ironischerweise hatte ausgerechnet die Vorliebe der Einwohner für fremdländische Luxusgüter ihren Untergang besiegelt: Ratten in den Laderäumen der Handelsschiffe hatten die Pest von China bis nach Venedig gebracht. Die Pest, die schon unglaubliche *zwei Drittel* der chinesischen Bevölkerung dahingerafft hatte, erreichte Europa und tötete auch hier rasch jeden dritten, egal ob Jung oder Alt, Reich oder Arm.

Langdon kannte Berichte darüber, wie das Leben zur Zeit der Pest in Venedig gewesen war.

Da es in der Stadt so gut wie keine Möglichkeit gab, die Toten in festem Erdreich zu bestatten, trieben die aufgequollenen Leichen in den Kanälen, und in einigen Gebieten waren die Kanäle so von Toten verstopft, dass die Bestatter sie wie Flöße aufs Meer hinausbringen mussten. Kein Gebet schien die Pest in ihrer Wut aufhalten zu können. Als den Mächtigen der Stadt schließlich klar wurde, dass Ratten die Krankheit verbreiteten, war es zu spät. Trotzdem erließ Venedig ein Dekret, demzufolge alle einlaufenden Schiffe vierzig Tage lang weit vor der Stadt ankern mussten, bevor sie ihre Ladung löschen durften. Bis zum heutigen Tag erinnert die Zahl Vierzig – *quaranta* auf Italienisch – an diese düstere Zeit, denn auf sie geht der Begriff *Quarantäne* zurück.

Maurizios Boot raste um die nächste Kurve im Kanal. Ein rotes Sonnensegel flatterte im Wind und lenkte Langdon von den finsternen Gedanken an den Tod ab. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf das

elegante dreiteilige Gebäude zu seiner Linken.

CASINÒ DI VENEZIA: AN INFINITE EMOTION.

Langdon hatte den Sinn der Worte auf dem Banner des Casinos zwar nie so recht verstanden, doch der spektakuläre Renaissancepalast gehörte seit dem sechzehnten Jahrhundert zum Stadtbild von Venedig. Einst ein Privathaus, war er nun eine elegante Spielhalle, die berühmt wurde, als Richard Wagner hier 1883 kurz nach der Uraufführung des *Parsifal* seinen tödlichen Herzschlag erlitten hatte.

Hinter dem Casino, rechts, hing ein noch größeres Banner an einer reich verzierten Barockfassade und verkündete: CA' PESARO: GALLERIA INTERNAZIONALE D'ARTE MODERNA. Vor einigen Jahren war Langdon einmal in diesem Museum gewesen und hatte sich Gustav Klimts Meisterwerk *Der Kuss* angesehen, zu dieser Zeit eine Leihgabe aus Wien. Klimts

schwindelerregende Blattgolddarstellung zweier ineinander verschlungener Liebender hatte in Langdon eine große Leidenschaft für das Gesamtwerk des Künstlers geweckt. Bis heute führte er seine Liebe zur modernen Kunst auf jenen Besuch im Ca' Pesaro von Venedig zurück.

Der Kanal wurde breiter, und Maurizio gab Gas.

Vor ihnen ragte die weltberühmte Rialto-Brücke auf – die Hälfte des Wegs zum Markusplatz hatten sie nun hinter sich. Kurz bevor sie unter der Brücke durchfuhren, hob Langdon den Blick. Eine einsame Gestalt stand regungslos an der Brüstung. Sie starrte ernst zu ihnen herab.

Sie wirkte vertraut ... und furchterregend zugleich. Langdon duckte sich instinktiv.

Das Gesicht war gräulich, lang und schmal, mit kalten, toten Augen und einer langen Hakennase.

Als das Boot unter der unheimlichen Gestalt hindurchfuhr, begriff Langdon, dass es nur ein

Tourist war, der einen Neuerwerb zur Schau trug: eine der vielen Masken, die jeden Tag auf dem Markt von Rialto verkauft wurden.

Heute jedoch wirkte das Kostüm auf ihn alles andere als charmant.

Der Markusplatz liegt an der Südspitze des Canal Grande, wo die geschlossene Wasserstraße sich mit dem offenen Meer vereint. Unmittelbar an dieser gefährlichen Schnittstelle erhebt sich die strenge, dreieckige Festung Dogana di Mare, das alte Zollamt, dessen Wachturm Venedig einst vor feindlichen Eindringlingen beschützte. Heutzutage steht an der Stelle des einstigen Turms ein massiver goldener Globus und darauf eine Wetterfahne in Gestalt der Göttin Fortuna, deren ständiges Drehen die Seeleute an die Unberechenbarkeit des Schicksals erinnert.

Als Maurizios Boot den Kanal verließ, breitete

sich das böige Meer bedrohlich vor ihnen aus. Robert Langdon war diese Strecke schon viele Male gefahren, aber immer in einem größeren Vaporetto. Er wurde ein wenig nervös, als ihr deutlich schmaleres Boot über die stetig größer werdenden Wellen hüpfte.

Um die Anlegestelle am Markusplatz zu erreichen, musste das Boot ein Stück über die offene Lagune, wo sich Hunderte andere Schiffe drängten, von der Luxusyacht bis hin zu Tankern, kleinen Segelbooten und riesigen Kreuzfahrtschiffen. Langdon hatte das Gefühl, als würden sie von einer Landstraße auf eine achtspurige Autobahn einbiegen.

Sienna schien ebenfalls unwohl zumute zu sein. Nervös beäugte sie ein zehnstöckiges Kreuzfahrtschiff, das knapp dreihundert Meter entfernt vor ihnen kreuzte. Auf den Decks wimmelte es von Passagieren, und alle drängten sie sich an die Reling und machten Fotos vom

Markusplatz. Im Kielwasser des Schiffes folgten drei weitere und warteten auf ihre Chance, ebenfalls an Venedigs berühmtester Sehenswürdigkeit vorbeizufahren. Langdon hatte gehört, dass die Zahl der Kreuzfahrtschiffe in den letzten Jahren so sehr zugenommen hatte, dass sie inzwischen ständig hier vorbeifuhren, Tag und Nacht.

Maurizio betrachtete die einlaufenden Kreuzfahrtschiffe und blickte dann nach links zu einem nicht weit entfernten überdachten Steg. »Ich kann anlegen an Harry's Bar.« Er deutete auf das Restaurant, das für die Erfindung des *Bellini* berühmt war. »Die Piazza San Marco ist nur kurze Fußmarsch weit.«

»Nein, bringen Sie uns bis dorthin«, wies Ferris ihn an und deutete zu den Anlegestellen am Markusplatz.

Maurizio zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Wie Sie wolle. Halten fest!«

Der Motor brüllte auf, und das Boot brach durch die Dünung und fuhr in einen mit Bojen markierten Verkehrsweg. Die vorbeifahrenden Kreuzfahrtschiffe sahen wie schwimmende Apartmentgebäude aus, und kleinere Boote hüpfen in ihrem Kielwasser wie Korken.

Zu Langdons Überraschung kreuzten auch Dutzende von Gondeln den Weg der riesigen Schiffe. Ihre schmalen Rümpfe – zwölf Meter lang und gut eine halbe Tonne schwer – lagen erstaunlich stabil in dem rauen Gewässer. Jede Gondel wurde von einem Gondoliere gelenkt, der in seinem traditionellen schwarz-weiß gestreiften Hemd unerschütterlich auf der linken Seite des Hecks stand und ruderte. Selbst in der rauen See war deutlich zu erkennen, dass die Gondeln sich auf mysteriöse Weise nach links neigten, ein Umstand, so hatte Langdon gelernt, der in der asymmetrischen Konstruktion der Boote begründet lag. Der Rumpf jeder Gondel war leicht nach

rechts gebogen, weg vom Gondoliere; das sollte verhindern, dass das Boot, das nur rechts gerudert wurde, ständig nach links abtrieb.

Stolz deutete Maurizio auf eine der Gondeln, als sie daran vorbeirasteten. »Sehen Sie metallene Ding da?«, rief er über die Schulter hinweg und deutete auf den Kopf am Bug einer Gondel. »Das ist einzige Stück Metall an jede Gondel«, erzählte er. »Wir nennen es *ferro di prua*, Bugeisen. Ist eine Bild von Venezia.«

Maurizio erklärte weiter, dass der sensenförmige Bugbeschlag in Venedig eine symbolische Bedeutung besaß. Die geschwungene Form des Ferro repräsentierte den Canal Grande, die sechs Zähne die *sestieri*, die sechs Bezirke von Venedig, und das rechteckige Blatt war ein stilisiertes Abbild der Dogenkrone.

Der Doge, dachte Langdon und kehrte in Gedanken wieder zu ihrer Suche zurück. *Suchet den verräterischen Dogen von Venedig, der*

Rössern den Kopf abschlug und die Knochen der Blinden raubte. Langdon schaute zum Ufer, wo ein kleiner Park mit Bäumen bis ans Wasser reichte. Über den Wipfeln erhob sich der rote Glockenturm des Markusdoms, und darauf thronte die goldene Statue des Erzengels Gabriel, der aus schwindelerregenden fünfzig Metern Höhe auf Venedig hinunterblickte.

In der vom Untergang bedrohten Stadt ohne jede Geländeerhebung diente der riesige Campanile di San Marco als Orientierungspunkt für alle, die sich in das Labyrinth der Kanäle und Wasserstraßen begaben. Wenn ein Reisender sich verirrte, musste er nur nach oben schauen und wusste sofort, in welcher Richtung der Markusplatz lag. Langdon fiel es noch immer schwer zu glauben, dass der massive Turm im Jahre 1902 zusammengebrochen war. Nur noch ein gigantischer Trümmerhaufen auf dem Markusplatz war übriggeblieben. Bemerkenswerterweise hatte die Katastrophe

damals nur ein einziges Opfer gefordert: eine Katze.

Besucher konnten die unnachahmliche Atmosphäre der Stadt an vielen atemberaubenden Stellen erleben, doch Langdons Lieblingsort war schon immer die Riva degli Schiavoni gewesen. Die breite Promenade direkt am Ufer war im neunten Jahrhundert aus Schlammziegeln angelegt worden und führte vom alten Arsenal bis zum Markusplatz.

Sie wurde von feinen Cafés und eleganten Hotels gesäumt, und dort lag auch das Geburtshaus von Antonio Vivaldi. Die Promenade nahm ihren Anfang an den alten Werften der Stadt, wo die Luft einst vom Duft kochenden Pinienharzes erfüllt gewesen war, gemischt mit dem Gestank des Pechs in den Kesseln. Angeblich hatte ein Besuch auf diesen Werften Dante Alighieri dazu inspiriert, Flüsse aus kochendem Pech als Folterinstrument in sein Inferno aufzunehmen.

Langdons Blick wanderte nach rechts, die Riva entlang bis zum dramatischen Ende der Promenade. Hier am südlichen Rand des Markusplatzes traf der breite gepflasterte Weg auf das offene Meer. In Venedigs goldenem Zeitalter hatte man diese Grenze stolz den ›Rand der Zivilisation‹ genannt.

An dem knapp zweihundertachtzig Meter langen Uferstreifen, wo die Piazza San Marco auf das Meer traf, lagen mehr als hundert schwarze Gondeln und hüpfen vor den weißen Marmorgebäuden auf und ab.

Langdon fiel es noch immer schwer, sich vorzustellen, dass diese winzige Stadt, kaum größer als der Central Park in New York, sich irgendwie aus dem Meer erhoben hatte, um zum mächtigsten und reichsten Imperium des Okzidents zu werden.

Als Maurizio das Boot näher an den Steg lenkte, sah Langdon, dass der Platz vor Menschen überquoll. Napoleon hatte den Markusplatz einmal

als den ›Salon Europas‹ bezeichnet. Wie es aussah, fand in diesem Salon soeben eine Party für viel zu viele Gäste statt. Die Piazza sah aus, als würde sie im nächsten Moment unter dem Gewicht ihrer Bewunderer versinken.

»Mein Gott«, flüsterte Sienna und starrte zu den Menschenmassen.

Langdon war sich nicht sicher, ob sie befürchtete, dass Zobrist sein Pathogen an einem derart dicht bevölkerten Ort freigesetzt haben könnte ... *oder* ob ihr allmählich klar wurde, dass Zobrist vielleicht doch nicht so Unrecht hatte, was die Überbevölkerung betraf.

Venedig beherbergte jedes Jahr eine geradezu atemberaubende Zahl an Touristen: geschätzt 0,3 Prozent der Weltbevölkerung, was im Jahre 2000 zwanzig Millionen Besuchern entsprach. Da seitdem gut eine Milliarde Erdenbewohner hinzugekommen waren, stöhnte die Stadt nun unter dem Gewicht von drei Millionen weiteren

Touristen pro Jahr. Wie auf der Erde selbst, gab es auch in Venedig nur begrenzten Raum, und irgendwann würde die Stadt nicht mehr genug Nahrung einführen, Müll verarbeiten oder Betten für alle finden können, die sie besuchen wollten.

Ferris stand neben Langdon, doch sein Blick war nicht auf den Platz, sondern aufs Meer gerichtet. Er beobachtete die einlaufenden Schiffe.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sienna und musterte ihn neugierig.

Ferris drehte sich abrupt zu ihr um. »Jaja, alles in Ordnung ... Ich denke nur ein wenig nach.« Er rief zu Maurizio: »Bringen Sie uns so nahe zum Markusdom, wie Sie können!«

Der Bootsführer winkte zum Zeichen, dass er verstanden hatte. »Keine Problem! Zwei Minuten!«

Das Wassertaxi war nun auf Höhe des Markusplatzes, und rechts erhob sich majestätisch der Dogenpalast.

Der Palast war ein perfektes Beispiel für die

von schlichter Eleganz geprägte venezianische Gotik. Hier gab es nicht die Türme und Spitzen, wie man sie an den Palästen in England und Frankreich fand. Es war ein großer, rechteckiger Bau, der möglichst viel Grundfläche für den Dogen, seine Regierung und seine Beamten bieten sollte.

Vom Meer aus betrachtet hätte der riesige weiße Kalksteinpalast erdrückend gewirkt, wäre die Fassade nicht von Säulengängen, Loggien und Durchbrüchen aufgelockert worden. Geometrische Muster aus rosafarbenem Sandstein liefen die gesamte Außenseite entlang, und Langdon fühlte sich an die Alhambra in Spanien erinnert.

Als das Boot sich der Anlegestelle näherte, schien Ferris sich wegen der Menschenmenge vor dem Palast Sorgen zu machen. Besonders auf einer Brücke drängten sich die Leute und deuteten in einen schmalen Kanal, der zwischen zwei großen Teilen des Dogenpalastes hindurchführte.

»Was sehen die sich da an?«, verlangte Ferris zu wissen. Er sah nicht nur nervös aus, er klang auch so.

»*Il Ponte dei Sospiri*«, antwortete Sienna.

»Eine berühmte venezianische Brücke.«

Langdon spähte die Wasserstraße hinunter und sah einen wunderschön verzierten Tunnel mit gewölbter Decke, der zwischen zwei Gebäuden hindurchführte. *Die Seufzerbrücke*. Er erinnerte sich an den Film *Ich Liebe Dich*, einen Film aus seiner Kindheit, der auf einer Art Legende beruhte: Wenn zwei junge Liebende sich bei Sonnenuntergang unter dieser Brücke küssen, während die Glocken des Markusdoms läuten, dann wird ihre Liebe ewig halten. Diese zutiefst romantische Vorstellung hatte Langdon sein ganzes Leben hindurch begleitet. Was unter anderem auch daran lag, dass der Star des Films eine entzückende vierzehnjährige Newcomerin mit Namen Diane Lane gewesen war, in die der junge

Langdon sich sofort verliebt hatte ... ein Gefühl, das er, wie er zugeben musste, nie wirklich losgeworden war.

Jahre später war Langdon regelrecht entsetzt gewesen, als er erfahren hatte, dass die Seufzerbrücke ihren Namen keineswegs innigen Küssen verdankte, sondern Elend und Leid. Die überdachte Brücke verband den Dogenpalast mit dem Kerker, wo die Gefangenen litten und starben, und ihr gequältes Stöhnen war durch den schmalen Gang über dem Kanal gehalten.

Langdon hatte das Gefängnis einmal besucht und erfahren, dass die schlimmsten Zellen keineswegs auf Höhe der Wasserlinie lagen, wo sie häufig überflutet wurden, sondern im obersten Stockwerk, auf einer Höhe mit dem Dogenpalast. In den berüchtigten *Bleikammern*, wie sie wegen ihrer Decken aus Blei genannt wurden, hatte im Sommer furchtbare Hitze und im Winter schreckliche Kälte geherrscht. Casanova, der

große Verführer, war einst hier gefangen gewesen. Von der Inquisition des Ehebruchs und der Spionage bezichtigt, war ihm erst nach fünfzehn Monaten Kerkerhaft die Flucht gelungen, nachdem er seinen Kerkermeister betört hatte.

Maurizio steuerte auf einen Liegeplatz zu, aus dem ihm soeben eine Gondel entgegenkam. »*Sto attento!*«, rief er dem Gondoliere zu. Er hatte einen freien Anlegeplatz direkt vor dem Hotel Danieli gefunden, neunzig Meter von Markusplatz und Dogenpalast entfernt.

Maurizio warf ein Tau um einen Dalben und sprang an Land, als würde er für einen alten Piratenfilm gecastet. Nachdem er das Boot gesichert hatte, drehte er sich um und streckte die Hand aus, um den Passagieren hinauszuhelfen.

»Danke«, sagte Langdon, als der muskulöse Italiener ihn an Land zog.

Sienna stieg als Letzte aus. Als der gutaussehende Maurizio sie an Land hievte, sah er

ihr so tief in die Augen, als wollte er sagen:
*Lassen Freunde hier. Mit mir du haben schönere
Zeit.* Sienna schien es jedoch nicht einmal zu
bemerken.

»*Grazie, Maurizio*«, sagte sie
gedankenverloren. Ihr Blick war unverwandt auf
den nahen Dogenpalast gerichtet.

Dann, ohne auch nur einen Schritt innezuhalten,
führte sie Langdon und Ferris in die Menge hinein.

Der Marco Polo International Airport, passenderweise nach einem der berühmtesten Reisenden der Geschichte benannt, liegt vier Meilen nördlich des Markusplatzes an den Ufern der Laguna Veneta.

Elizabeth Sinskey war zwar erst zehn Minuten zuvor von Bord gegangen, doch brachten private Flugreisen eine Reihe von Privilegien mit sich, und so raste sie nun schon in einem futuristischen schwarzen Motorboot über die Lagune, einem Dubois SR52 Blackbird. Die Transportgelegenheit hatte der Fremde organisiert, mit dem sie telefonierte hatte.

Der Provost.

Nachdem Sinskey den ganzen Tag bewegungsunfähig auf der Rückbank eines Vans gesessen hatte, weckte die frische Meeresluft ihre Lebensgeister. Sie genoss den salzigen Wind, der ihr silbernes Haar zerzauste. Fast zwei Stunden waren seit ihrer letzten Spritze vergangen, und endlich fühlte sie sich wieder richtig wach. Zum ersten Mal seit letzter Nacht war Elizabeth Sinskey wieder sie selbst.

Agent Brüder saß mit seinem Team neben ihr. Keiner sagte ein Wort. Falls die Männer Bedenken hatten, was das anstehende Rendezvous betraf, so ließen sie sich davon nichts anmerken. Sie konnten es ohnehin nicht ändern. Befehl war Befehl.

Das Boot raste weiter. Rechts von ihnen ragte eine große Insel auf. Hinter dem Strand drängten sich Ziegelhäuser mit hohen Schornsteinen.

Murano, dachte Elizabeth. *Die Insel der Glasbläser.*

Ich kann nicht glauben, dass ich wieder zurück bin. Der Kreis schließt sich.

Während ihres Medizinstudiums war sie mit ihrem Verlobten nach Venedig gekommen und hatte das Glasmuseum besucht. Dort hatte ihr Verlobter ein wunderschönes mundgeblasenes Mobile entdeckt und unschuldig geäußert, dass er so etwas irgendwann gerne einmal ins Kinderzimmer ihres gemeinsamen Babys hängen würde. Sogleich hatten Schuldgefühle Elizabeth übermannt; sie hatte ihr schmerzhaftes Geheimnis viel zu lange für sich behalten. Sie hatte sich ein Herz gefasst und ihm endlich von dem schweren Asthma in ihrer Kindheit erzählt und von der tragischen Glucocorticoid-Therapie, die sie unfruchtbar gemacht hatte.

Ob es nun ihre Unehrlichkeit gewesen war, die das Herz des jungen Mannes in Stein verwandelt hatte, oder ihre Unfruchtbarkeit, würde Elizabeth nie erfahren; eine Woche später hatte sie Venedig

ohne Verlobungsring verlassen.

Ihr einziges Erinnerungsstück an die herzerreißende Reise war ein Amulett aus Lapislazuli. Der Äskulapstab war ein passendes Symbol für die Medizin – für die bittere Medizin in diesem Fall. Und sie trug es seit damals ständig. *Mein geliebtes Amulett*, dachte sie. *Das Abschiedsgeschenk eines Mannes, der wollte, dass ich seine Kinder zur Welt bringe.*

Diesmal weckten die venezianischen Inseln in Elizabeth keine romantischen Gefühle. Beim Anblick der isolierten Dörfer musste sie vielmehr an die Quarantänekolonien denken, die man einst dort eingerichtet hatte, um des Schwarzen Todes Herr zu werden.

Als das Boot an der Isola San Pietro vorbeiraste, erkannte Elizabeth, dass sie auf eine gewaltige graue Yacht zuhielten, die in einem tiefen Kanal ankerte und auf ihre Ankunft zu warten schien.

Das mattgraue Schiff sah aus, als stamme es aus dem Stealthprogramm der US Navy. Der Name auf dem Heck gab keinerlei Hinweis darauf, um was für eine Art von Schiff es sich handelte.

Die Mendacium?

Die Yacht wurde größer und größer. Es dauerte nicht lange, und Elizabeth erblickte eine einsame Gestalt auf dem Achterdeck, einen kleinen sonnengebräunten Mann, der sie durch ein Fernglas beobachtete. Als das Speedboot an der großen Heckplattform der *Mendacium* anlegte, stieg der Mann die Stufen hinunter, um sie zu begrüßen.

»Dr. Sinskey. Willkommen an Bord.« Er schüttelte ihr höflich die Hand. Anders als bei einem Seemann fühlte sich die Haut seiner Hand weich und glatt an. »Ich weiß es zu schätzen, dass Sie gekommen sind. Bitte folgen Sie mir.«

Während alle gemeinsam mehrere Decks hinaufstiegen, erhaschte Sinskey immer wieder einen Blick auf Innenräume, die aussahen wie

geschäftige Einsatzzentralen. Das seltsame Schiff war voll mit Menschen, doch die entspannten sich hier nicht, sondern arbeiteten.

Aber an was?

Sie stiegen weiter hinauf. Sinskey hörte, wie die Maschinen angeworfen wurden. Die Yacht setzte sich in Bewegung.

Wo fahren wir hin?, fragte sie sich nervös.

»Ich würde gerne allein mit Dr. Sinskey sprechen«, wandte der Mann sich an die Soldaten, hielt inne und blickte zu Sinskey. »Natürlich nur, wenn Ihnen das recht ist.«

Elizabeth nickte.

»Sir«, meldete Brüder sich mit Nachdruck zu Wort, »ich empfehle, Dr. Sinskey von Ihrem Schiffsarzt untersuchen zu lassen. Sie hatte ein paar medizinische ...«

»Es geht mir gut«, unterbrach Sinskey ihn.
»Wirklich. Trotzdem danke.«

Der Provost musterte Brüder für einen langen

Augenblick und deutete dann auf ein Büfett mit Speisen und Getränken. »Erholen Sie sich ein wenig. Sie werden die Pause brauchen. Bald geht es wieder zurück an Land.«

Ohne weitere Umstände wandte der Provost dem Agenten den Rücken zu und führte Sinskey in eine elegante Kabine, die zugleich als Arbeitszimmer eingerichtet war.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, fragte er und deutete auf die Bar.

Elizabeth schüttelte den Kopf. Sie versuchte noch immer, die bizarre Umgebung in all ihren Einzelheiten zu erfassen. *Wer ist dieser Mann? Und was macht er hier?*

Ihr Gastgeber musterte sie und stützte das Kinn auf die Hände. »Ist Ihnen bewusst, dass Bertrand Zobrist, mein Klient, Sie als ›die silberhaarige Teufelin‹ bezeichnet hat?«

»Ich habe auch den ein oder anderen Namen für ihn.«

Der Mann zeigte keine Gefühlsregung, als er zu seinem Schreibtisch ging und auf ein großes ledergebundenes Buch deutete. »Ich hätte gerne, dass Sie sich das einmal ansehen.«

Sinskey trat vor und beäugte den Wälzer. *Dantes Commedia*? Sie erinnerte sich an die grausigen Bilder von Tod und Verderben, die Zobrist ihr bei ihrem ersten Aufeinandertreffen im Council on Foreign Relations gezeigt hatte.

»Das hier hat Zobrist mir vor zwei Wochen geschenkt. Auf der ersten Seite steht eine Widmung.«

Sinskey las den handgeschriebenen Text auf dem Deckblatt. Er war von Zobrist unterschrieben.

*Mein lieber Freund,
ich danke Ihnen, dass Sie mir geholfen haben,
den Weg zu finden. Die Welt wird es Ihnen
ebenfalls danken.*

Sinskey erschauerte. »Was meint er damit genau? Wobei haben Sie ihm geholfen?«

»Ich habe keine Ahnung. Oder genauer gesagt: Bis vor ein paar Stunden hatte ich keine Ahnung.«

»Und jetzt?«

»Jetzt bin ich vom Protokoll abgewichen ... und habe Sie angerufen.«

Sinskey war weit gereist und nicht in der Stimmung für Rätselspiele. »Sir, ich weiß nicht, wer Sie sind oder was zum Teufel Sie auf diesem Schiff machen, aber Sie schulden mir eine Erklärung. Sagen Sie mir, warum Sie einem Mann Zuflucht gewährt haben, der von der WHO gesucht wurde.«

Trotz Sinskeys erregtem Tonfall antwortete der Mann leise und gemessen: »Mir ist schon klar, dass wir entgegengesetzte Ziele verfolgt haben. Ich schlage vor, dass wir die Vergangenheit vergessen. Was vorbei ist, ist vorbei. Wir müssen jetzt all unsere Aufmerksamkeit auf die Zukunft richten.«

Und mit diesen Worten holte der Mann einen winzigen roten Memorystick hervor, steckte ihn in einen Computer und bedeutete Elizabeth, Platz zu nehmen. »Bertrand Zobrist hat dieses Video gemacht. Er wollte, dass ich es morgen für ihn veröffentliche.«

Bevor Sinskey etwas erwidern konnte, begann das Video, und sie hörte das Geräusch von plätscherndem Wasser. Eine Szene schälte sich aus der Dunkelheit ... das Innere einer mit Wasser gefüllten Kaverne ... wie ein unterirdischer Teich. Seltsamerweise schien das Wasser von innen zu leuchten. Es glühte in einem merkwürdigen Blutrot.

Die Kamera neigte sich nach unten, tauchte ins Wasser und fokussierte auf den schlickbedeckten Grund. Dort war eine glänzende, rechteckige Tafel am Boden verankert. Auf ihr standen eine Inschrift, ein Name und ein Datum.

AN DIESEM ORT UND AN DIESEM TAG

WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Das Datum war: morgen. Der Name: Bertrand
Zobrist.

Elizabeth Sinskey schauderte. »Was ist das für
ein Ort?«, verlangte sie zu wissen. »*Wo* ist das?«

Der Provost zeigte zum ersten Mal so etwas
wie eine Regung. »Dr. Sinskey. Ich hatte gehofft,
dass *Sie* mir das beantworten könnten.«

Eine Seemeile entfernt, auf der Riva degli
Schiavoni, hatte sich die Aussicht aufs Meer ein
klein wenig verändert. Wer genau hinsah, bemerkte
eine riesige graue Yacht, die im Osten um die
Landzunge gebogen war und jetzt auf den
Markusplatz zuhielt.

Die Mendacium, erkannte FS-2080 voller
Furcht.

Der graue Rumpf war unverkennbar.

*Der Provost kommt ... uns läuft die Zeit
davon.*

Langdon, Sienna und Ferris blieben dicht am Wasser, während sie sich durch das Gedränge an der Riva degli Schiavoni mühten. Sie erreichten schließlich den Markusplatz an seinem südlichsten Ende, wo die Piazza das Meer berührte.

Hier war die Touristenmenge nahezu undurchdringlich und erzeugte eine klaustrophobische Atmosphäre. Viele Menschen drängten mit ihren Fotoapparaten auf die beiden Säulen zu, die den Platz flankierten. *Das Zeremonientor zur Stadt*, dachte Langdon. *Hier konnte man einst prächtige Prozessionen bestaunen.* Es entbehrte nicht einer gewissen

Ironie, dass hier bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein auch öffentliche Hinrichtungen durchgeführt worden waren.

Auf einer der Torsäulen sah Langdon die bizarre Statue des heiligen Theodore, der stolz mit dem erschlagenen Drachen aus seiner Legende posierte; das Tier erinnerte Langdon eher an ein Krokodil.

Auf der zweiten Säule thronte das allgegenwärtige Symbol Venedigs: ein geflügelter Löwe, dessen Pfote stolz auf einem offenen Buch mit der lateinischen Inschrift *Pax tibi Marce evangelista meus* ruhte: Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist. Der Legende zufolge hatte ein Engel diese Worte bei der Ankunft des Evangelisten in Venedig gesprochen, zusammen mit der Weissagung, dass sein Leib eines Tages hier ruhen würde. Mit dieser apokryphen Legende hatten die Venezianer später den Raub der Knochen des heiligen Markus gerechtfertigt, die

sie aus Alexandria herbeigeschafft hatten, um sie im Markusdom beizusetzen. Bis zum heutigen Tag ist der geflügelte Löwe das Symbol der Stadt und an jeder Straßenecke zu sehen.

Langdon schritt vorbei an den Säulen in Richtung Markusdom. »Wenn wir getrennt werden, treffen wir uns am Hauptportal.«

Sienna und Ferris stimmten zu. Sie eilten durch die Menschenmenge und folgten der Westmauer des Dogenpalastes. Obwohl es gesetzlich verboten war, die berühmten Tauben von Venedig zu füttern, wirkten die Tiere gesund und munter. Einige pickten zwischen den Füßen der Menschen herum, während andere zu den Cafés flatterten, um unbewachte Brotkörbe zu plündern und die Kellner zu quälen.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Plätzen in Europa war der Markusplatz nicht viereckig, sondern L-förmig. Der kürzere Teil, die *piazzetta*, verband das Meer mit dem Markusdom. Weiter

vorne machte der Platz dann eine Biegung um neunzig Grad, und der größere Teil führte am Dom vorbei bis zum Museo Correr. Seltsamerweise war dieser Teil nicht rechteckig, sondern trapezförmig und an einem Ende wesentlich schmaler. Dank dieses optischen Tricks wirkte er länger, als er in Wirklichkeit war, ein Effekt, der durch das Muster der Pflastersteine zusätzlich betont wurde: helle Linien zeichneten über die gesamte Länge des Platzes die Umrisse der Marktstände aus dem fünfzehnten Jahrhundert nach.

Während Langdon weiter auf die Biegung des Platzes zuhielt, sah er weit vor sich das blaue Glaszifferblatt des Uhrenturms. Genau durch diese Uhr hatte James Bond im Film *Moonraker* einen Bösewicht geworfen.

Erst in dem Moment, als Langdon den abgeschirmten Platz betrat, konnte er die Einmaligkeit dieser Stadt genießen.

Den Klang.

Da es in Venedig so gut wie keine Autos oder sonstige Motorfahrzeuge gab, fehlte auch der andernorts typische Verkehrslärm, und damit war Raum für all die nichtmechanischen Geräusche: menschliche Stimmen, gurrende Tauben und weinende Geigen, die die Gäste auf den Terrassen der Cafés unterhielten. Venedig hatte einen Klang wie keine andere Stadt der Welt.

Als die Spätnachmittagssonne von Westen auf den Dom fiel und lange Schatten über den bunt gepflasterten Platz warf, blickte Langdon zum Campanile hinauf, der sich hoch über den Platz erhob und die antike venezianische Kulisse dominierte. In der oberen Loggia des Turms drängten sich Hunderte von Menschen. Bei der Vorstellung, dort oben zu sein, lief Langdon ein Schauer über den Rücken, und er setzte seinen Weg durch das Meer aus Menschen fort.

Sienna hätte mühelos mit Langdon mithalten

können, doch Ferris war zurückgefallen, und sie hatte beschlossen, sich so zu positionieren, dass sie beide Männer in Sichtweite behielt. Doch nun wurde die Distanz zwischen den beiden immer größer, und sie sah ungeduldig zu Ferris zurück. Ferris deutete auf seine Brust. Das Atmen fiel ihm schwer, und er bedeutete ihr, einfach weiterzugehen.

Sienna eilte Langdon hinterher und verlor Ferris rasch aus dem Blick. Doch während sie sich einen Weg durch die Menge bahnte, kam ihr ein Verdacht. *Lässt Ferris sich absichtlich zurückfallen?*

Sienna hatte vor langer Zeit gelernt, ihren Instinkten zu vertrauen, und so duckte sie sich nun in eine Nische, ließ den Blick über die Menge schweifen und hielt Ausschau nach Ferris.

Wo ist er hin?

Es war, als würde er nicht länger versuchen, ihnen zu folgen. Sienna musterte jedes Gesicht in

der Menge, und schließlich entdeckte sie ihn. Zu ihrer Überraschung war Ferris in die Hocke gegangen und tippte auf seinem Handy.

Das Handy, dessen Akku angeblich leer ist.

Furcht ergriff sie. *Er hat mich im Zug angelogen.*

Was trieb Ferris da? Schrieb er jemandem eine SMS? Recherchierte er etwas hinter ihrem Rücken? Versuchte er, das Rätsel von Zobrists Gedicht zu lösen, bevor Langdon und Sienna dazu kommen würden?

Was auch immer er da tat, er hatte sie definitiv belogen.

Ich kann ihm nicht vertrauen.

Sienna überlegte, ob sie ihn zur Rede stellen sollte, doch sie beschloss, rasch wieder in der Menge zu verschwinden, ehe er sie entdecken würde. Sie hielt auf den Dom zu und suchte nach Langdon. *Ich muss ihn warnen. Er darf Ferris nichts mehr anvertrauen.*

Sienna war keine fünfzig Schritte mehr vom Dom entfernt, als jemand sie von hinten packte und zu sich herumriss.

Sie stand Ferris gegenüber.

Der Mann mit dem Ausschlag atmete schwer. Offensichtlich war er gerannt, um sie einzuholen. Er wirkte so nervös, wie Sienna es noch nie bei ihm gesehen hatte.

»Tut mir leid«, sagte er hechelnd. »Ich habe mich in der Menge verirrt.«

Als Sienna ihm in die Augen schaute, wusste sie es ganz sicher. *Er verbirgt etwas.*

Als Langdon vor dem Markusdom ankam, stellte er überrascht fest, dass seine beiden Gefährten nicht mehr hinter ihm waren ... und dass es vor dem Hauptportal keine Touristenschlange gab. *Na ja, es ist später Nachmittag*, dachte er sich. Die meisten Touristen waren vermutlich nach einem üppigen Mittagsmahl aus Pasta und Wein zu träge für eine

weitere Dosis Geschichte und schlenderten stattdessen lieber ein wenig über die Piazza oder tranken Kaffee.

In der Hoffnung, dass Sienna und Ferris jeden Augenblick eintreffen würden, richtete Langdon den Blick auf das Portal des Domes. So mancher Kunsthistoriker vertrat die Ansicht, er habe zu viele Eingänge – der untere Teil der Fassade wurde von einer Phalanx aus fünf Türen beherrscht –, dennoch wirkten die schweren Bronzetüren in erster Linie einladend.

Als eines der schönsten Beispiele für byzantinische Architektur in Europa wirkte der Markusdom ungewöhnlich ›weich‹ und geradezu fragil. Im Gegensatz zu den strengen grauen Türmen von Notre-Dame oder Chartres war der Dom zwar imposant, aber irgendwie auch ... bodenständiger. Er wurde von fünf weißgetünchten Kuppeln gekrönt, die ihm ein lebhaftes, beinahe verspieltes Aussehen verliehen; deshalb

vergleichen eine ganze Reihe von Reiseführern den Markusdom auch mit einer Hochzeitstorte, die mit Baiser verziert war.

Hoch oben auf der Zentralkuppel des Domes blickte die schlanke Statue des heiligen Markus auf den nach ihm benannten Platz hinab. Er stand auf einem Bogen, der mitternachtsblau bemalt und mit goldenen Sternen verziert war und in dessen Mitte das Maskottchen der Stadt prangte, der goldene, geflügelte Löwe von Venedig.

Genau unter dem goldenen Löwen präsentierte der Markusdom einen seiner berühmtesten Schätze: vier gewaltige Kupferhengste, die im Licht der Nachmittagssonne schimmerten.

Die Rosse von San Marco.

Die Hengste sahen aus, als würden sie jeden Augenblick auf den Platz springen. Es war faszinierend anzusehen, wie es dem Künstler gelungen war, diese Dynamik in Kupfer zu bannen.

Diese vier kostbaren Hengste waren – wie

viele andere Schätze in Venedig – während des 4. Kreuzzugs aus Konstantinopel geraubt worden. Unter den Hengsten befand sich ein weiteres gestohlenen Kunstwerk, eine purpurne Skulptur aus Porphyrt: vier römische Herrscher, die als *Tetrarchen* bekannt waren. Die Skulptur war wegen eines besonderen Merkmals berühmt: Einem der Herrscher fehlte ein Fuß, der bei der Plünderung Konstantinopels im dreizehnten Jahrhundert abgebrochen war. In den 1960er Jahren hatte man den Fuß dann wie durch ein Wunder bei einer Ausgrabung in Istanbul entdeckt. Die Stadtregierung Venedigs hatte daraufhin gebeten, ihr den fehlenden Fuß zu übereignen, doch die türkischen Behörden hatten schlicht darauf geantwortet: *Ihr habt die Skulptur gestohlen. Wir behalten unseren Fuß.*

»Mister, Sie kaufen?«, fragte eine Frau, und Langdon blickte sie an. Eine stämmige Zigeunerin streckte ihm einen langen Stab entgegen, an dem

eine Kollektion venezianischer Masken hing. Die meisten waren im beliebten *Volto*-Stil gehalten, dem stilisierten weißen Gesicht, das vor allem Frauen gerne im Karneval trugen. Aber die Sammlung enthielt auch einige verspielte *Colombina*-Masken, die nur das halbe Gesicht bedecken, ein paar dreieckige *Bautas* und eine *Moretta*. Dieses bunte Angebot erregte Langdons Aufmerksamkeit jedoch nicht so sehr wie die schwarzgraue Maske ganz oben am Stab. Die Form der ausgesparten Augen wirkte ebenso bedrohlich wie die lange Hakennase.

Der Pestdokter. Langdon wandte den Blick ab. Er durfte nicht vergessen, weshalb er hier war.

»Sie kaufen?«, wiederholte die Zigeunerin.

Langdon lächelte matt und schüttelte den Kopf.
»*Sono molto belle, ma no, grazie.*«

Als die Frau ging, sah Langdon der ominösen Pestmaske hinterher, die auf dem langen Stab noch lange über den Köpfen der Touristen zu sehen war.

Dann seufzte er und blickte wieder zu den vier Kupferhengsten auf ihrem Balkon hinauf.

Plötzlich hatte er einen Geistesblitz.

Ihm war, als würden alle Puzzleteile zugleich auf ihn einprasseln. *Die Rosse von San Marco*, venezianische Masken und geplünderte Schätze aus Konstantinopel.

»Mein Gott«, flüsterte er. »Das ist es!«

Robert Langdon war wie versteinert.

Die Rosse von San Marco!

Diese vier prachtvollen Pferde mit ihren königlichen Hälsen und den kühnen Brustriemen hatten wie aus heiterem Himmel eine Erinnerung in Langdon geweckt, die ein wichtiges Element des Gedichts auf Dantes Totenmaske erklärte.

Langdon war einmal als Gast auf einer Prominentenhochzeit in New Hampshire gewesen, auf der historischen *Runnymede Farm*, dem Heim des Kentucky-Derby-Gewinners *Dancer's Image*. Im Rahmen des verschwenderischen Unterhaltungsprogramms hatte es auch eine

Vorführung der Pferdeshowtruppe *Behind the Mask* gegeben, ein fantastisches Spektakel, bei dem die Reiter venezianische Volto-Masken getragen hatten. Die pechschwarzen Friesenpferde der Truppe waren die größten Pferde, die Langdon je gesehen hatte. Die kolossalen Tiere waren mit wehenden Mähnen und flatterndem Hufbehang über das Feld gedonnert.

Die Schönheit dieser Kreaturen hatte ihn so sehr beeindruckt, dass er nach seiner Rückkehr im Internet recherchiert hatte. Mit interessantem Ergebnis: Die Rasse war einst der Favorit mittelalterlicher Könige gewesen, die die Tiere bevorzugt als Schlachtrösser eingesetzt hatten. Erst vor wenigen Jahren hatte man sie vor dem Aussterben bewahrt. Ursprünglich *Equus robustus* genannt, war der moderne Name der Tiere »Frieese«, ein Tribut an ihre Heimat, die niederländische Provinz Friesland, die auch der Geburtsort vieler alter niederländischer Meister

war sowie des brillanten Künstlers M. C. Escher.

Langdon hatte gelesen, dass die kraftvollen Vorfahren der heutigen Friesenpferde in Gestalt und Form der Inspirationsquell für die *Rosse von San Marco* gewesen waren. Laut einer Website waren die kupfernen Pferdestatuen so schön, dass sie zum meistgestohlenen Kunstwerk der Geschichte geworden waren.

Bis dahin hatte Langdon geglaubt, diese zweifelhafte Ehre gebühre dem *Heiliggeistaltar*, und so hatte er auf der ARCA-Website nachgesehen, um seine Theorie zu bestätigen. Die »Association for Research into Crimes Against Art« bot zwar keine definitive Rangliste, aber eine vollständige Geschichte aller Skulpturen, die wiederholt Opfer von Raub und Plünderungen geworden waren.

Die vier Kupferpferde waren im vierten Jahrhundert von einem unbekannten griechischen Künstler auf der Insel Chios gegossen worden und

dort auch verblieben, bis Kaiser Theodosius II. sie nach Konstantinopel geholt und im Hippodrom hatte ausstellen lassen. Dann, während des 4. Kreuzzugs, als venezianische Truppen plündernd durch Konstantinopel zogen, hatte der Doge angeordnet, die wertvollen Statuen per Schiff nach Venedig zu transportieren, ein Unterfangen, das aufgrund ihrer Größe und ihres Gewichts zu jener Zeit fast unmöglich gewesen war. 1254 waren die Pferde in Venedig angekommen und in die Fassade des Markusdoms eingefügt worden.

Mehr als ein halbes Jahrtausend später, im Jahre 1797, hatte Napoleon Venedig erobert und die Pferde für sich beansprucht. Sie waren nach Paris gebracht worden und hatten dort den *arc de triomphe du Carroussel* gekrönt. Schließlich, im Jahre 1815, nach Napoleons Niederlage bei Waterloo, waren die Statuen wieder vom *arc* heruntergeholt, nach Venedig gebracht und an ihren alten Platz über dem Hauptportal des Markusdoms

gestellt worden.

Die Geschichte der Pferde war Langdon zwar weitgehend bekannt, doch enthielt der ARCA-Artikel eine erstaunliche Passage:

Die schmückenden Brustriemen wurden 1204 von den Venezianern angebracht. Sie sollten verschleiern, dass man den Pferden die Köpfe abgetrennt hatte, um sie besser von Konstantinopel nach Venedig transportieren zu können.

Der Doge hat befohlen, den Rossen von San Marco die Köpfe abzutrennen? Eine unerhörte Vorstellung.

»Robert?«, riss Sienna ihn aus seinen Gedanken.

Er drehte sich um und sah, wie sie sich einen Weg durch die Menge bahnte, Ferris neben sich.

»Die Pferde sind das Gedicht!«, rief Langdon aufgeregt. »Ich hab's!«

»Was?« Sienna wirkte verwirrt.

»Wir suchen nach dem verräterischen Dogen, der irgendwelchen Pferden den Kopf abgetrennt hat, richtig?«

»Ja?«

»Das Gedicht bezieht sich nicht auf *echte* Pferde.« Langdon deutete zur Fassade des Markusdoms, wo ein Sonnenstrahl direkt auf die vier Kupferstatuen fiel. »Sondern auf *die da!*«

An Bord der *Mendacium* zitterten Dr. Elizabeth Sinskey die Hände. Gebannt verfolgte sie das Video im Arbeitszimmer des Provosts, und obwohl sie schon viele schreckliche Dinge in ihrem Leben gesehen hatte, jagte Bertrand Zobrists unerklärlicher Film ihr einen eisigen Schauer nach dem anderen über den Rücken.

Auf dem Bildschirm vor ihr waberte der Schatten eines hakennasigen Gesichts auf der triefenden Wand einer unterirdischen Kaverne. Der Schatten redete weiter und beschrieb stolz sein Meisterwerk mit Namen »Inferno«, das die globale Bevölkerung dezimieren und so die Welt retten

sollte.

Gott schütze uns, dachte Sinskey. »Wir müssen ...«, setzte sie mit bebender Stimme an, »... wir *müssen* diesen unterirdischen Ort finden. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.«

»Schauen Sie weiter«, erwiderte der Provost. »Es wird noch seltsamer.«

Plötzlich wurde der Schatten der Maske immer größer auf der nassen Wand, dann trat eine Gestalt ins Bild.

Herr im Himmel!

Sinskey starrte auf einen mittelalterlichen Pestdoktor mit schwarzem Mantel und furchteinflößender Schnabelmaske. Die Gestalt trat auf die Kamera zu, bis die Maske das gesamte Bild ausfüllte.

»»Die heißesten Orte der Hölle sind reserviert für jene, die in Zeiten moralischer Krisen nicht Partei ergreifen.««, sagte sie.

Sinskey bekam eine Gänsehaut. Es war das

gleiche Zitat wie das, das Zobrist für sie am Ticketschalter der Fluggesellschaft hinterlassen hatte, als sie ihm vor einem Jahr in New York ausgewichen war.

»Ich weiß«, fuhr der Pestdoktor fort, »dass mich manche ein Monster nennen.« Er hielt kurz inne, und Sinskey begriff, dass er diese Worte direkt an sie richtete. »Ich weiß, dass manche mich eine herzlose Bestie nennen, die sich hinter einer Maske versteckt.« Wieder legte er eine kurze Pause ein und trat noch näher an die Kamera heran. »Aber ich bin weder gesichts- noch herzlos.«

Mit diesen Worten nahm Zobrist die Maske ab und schlug die Kapuze des Mantels zurück. Sein Gesicht war deutlich zu sehen. Sinskey saß wie versteinert da und starrte in die vertrauten grünen Augen, die sie zuletzt im Halbdunkel eines kleinen Konferenzraums im CFR gesehen hatte. Im Video versprühten seine Augen das gleiche Feuer und die gleiche Leidenschaft, doch jetzt wohnte ihnen noch

etwas anderes inne ... der fanatische Eifer des Wahnsinns.

»Mein Name ist Bertrand Zobrist«, sagte er direkt in die Kamera. »Dies ist mein Gesicht, unverschleiert und nackt, sodass alle Welt es zu sehen vermag. Was meine Seele betrifft ... Wenn ich mein flammendes Herz in die Höhe halten könnte, wie Dante es für seine geliebte Beatrice getan hat, dann würden Sie sehen, dass es vor Liebe überquillt. Und es ist die tiefste Art von Liebe. Liebe zu euch allen ... und vor allem zu einem ganz besonderen Menschen unter euch.«

Zobrist trat noch einmal näher an die Kamera heran. Als er fortfuhr, klang seine Stimme sanft und leise. »Meine Liebe, meine wunderbare Liebe. Du bist meine Seligkeit, mein Verzicht auf alle Laster, mein Ursprung aller Tugenden, meine Erlösung. Du hast nackt an meiner Seite gelegen und mir unwissentlich über den Abgrund geholfen. Du hast mir die Kraft gegeben zu tun, was ich jetzt getan

habe.«

Sinskey hörte angewidert zu.

»Meine wunderbare Liebe«, fuhr Zobrist in traurigem Ton fort, »du warst meine Inspiration, du hast mich geführt. Du warst mein Vergil und meine Beatrice in einem, und dieses Meisterwerk ist ebenso das deine, wie es meines ist. Wenn du und ich als Liebende am Firmament stehen und uns nie mehr berühren können, dann werde ich Frieden in dem Wissen finden, dass ich die Zukunft in deine sanften Hände gelegt habe. Mein Werk ist getan, und jetzt ist die Stunde gekommen, da ich hervortreten muss aus enger Mundung zum Wiedersehn der Sterne.«

Seine Worte hallten in der Taverne wider. Dann streckte Zobrist die Hand aus, und das Bild wurde schwarz.

»Dieser unterirdische Ort«, sagte der Provost und schaltete den Monitor aus. »Wir kennen ihn nicht. Sie?«

Sinskey schüttelte den Kopf. *Ich habe so etwas noch nie gesehen.* Sie dachte an Robert Langdon und fragte sich, ob er schon Fortschritte bei der Entschlüsselung von Zobrists Hinweisen gemacht hatte.

Der Provost runzelte die Stirn. »Falls es Ihnen irgendwie hilft: Ich glaube, ich kenne die Person, die Zobrist als seine ›wunderbare Liebe‹ bezeichnet.« Er hielt kurz inne. »Eine Person mit dem Codenamen FS-2080.«

Sinskey sprang auf. »FS-2080?« Sie starrte den Provost verblüfft an.

Der Provost wirkte nicht minder überrascht. »Das sagt Ihnen etwas?«

Sinskey nickte ungläubig. »Oh ja.«

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. *FS-2080.* Sie kannte zwar nicht die Identität der Person, aber wie wusste, wofür der Code stand. Die WHO beobachtete ähnliche Codenamen seit Jahren.

»Die transhumanistische Bewegung«, sagte

Sinskey. »Sind Sie damit vertraut?«

Der Provost schüttelte den Kopf.

»Einfach ausgedrückt handelt es sich bei dem Transhumanismus um eine Philosophie«, erklärte Sinskey. »Sie vertritt die Auffassung, dass die Menschheit alle verfügbaren Mittel ausnutzen soll, um die eigene Spezies zu verbessern. Das Überleben der Stärkeren.«

Der Provost zuckte mit den Schultern, als wäre ihm das egal.

»Die meisten Mitglieder der transhumanistischen Bewegung sind anerkannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – ethisch verantwortliche Wissenschaftler, Futuristen und Visionäre. Aber wie bei vielen anderen Bewegungen gibt es auch hier eine kleine militante Fraktion, die den Prozess beschleunigen will. Apokalyptische Denker, die glauben, das Ende stehe unmittelbar bevor, und irgendjemand müsse dringend etwas unternehmen, etwas Drastisches,

um die Zukunft unserer Spezies zu sichern.«

»Ich nehme an«, sagte der Provost, »dass Bertrand Zobrist einer dieser Leute war, korrekt?«

»Absolut«, bestätigte Sinskey. »Zobrist war einer der wichtigsten Vordenker der Bewegung. Er war nicht nur ausgesprochen intelligent, sondern auch enorm charismatisch, und er schrieb Weltuntergangsartikel, die einen Kult von Eiferern innerhalb des Transhumanismus begründet haben. Heute verwenden viele seiner fanatischen Anhänger Codenamen, die stets aus zwei Buchstaben und vier Zahlen bestehen, wie zum Beispiel DG-2064, BA-2103 oder eben der, den Sie gerade erwähnt haben.«

»FS-2080.«

Sinskey nickte. »Das *kann* nur ein transhumanistischer Codename sein.«

»Haben diese Zahlen und Buchstaben irgendeine Bedeutung?«

Sinskey zeigte auf den Computer. »Öffnen Sie

Ihren Browser. Ich zeige es Ihnen.«

Der Provost blickte sie nervös an, ging aber zu seinem Rechner und tat wie geheißen.

»Suchen Sie nach FM-2030«, sagte Sinskey und trat hinter ihn.

Der Provost gab ›FM-2030‹ ein, und die Suchmaschine spuckte Tausende von Webseiten aus.

»Klicken Sie auf eine. Egal welche.«

Der Provost rief den ersten Treffer auf, einen Wikipedia-Eintrag mit dem Bild eines gutaussehenden Persers: *Fereidoun M. Esfandiary*. Der Artikel beschrieb ihn als Autoren, Philosophen, Futuristen und Vorreiter der transhumanistischen Bewegung. Esfandiary war 1930 geboren. Er war es, der den Transhumanismus einer breiteren Öffentlichkeit vorstellte. Außerdem hatte er schon früh Dinge wie künstliche Befruchtung, Gentechnik und die Globalisierung vorausgesagt.

Laut Wikipedia war Esfandiarys berühmteste Behauptung, neue Technologien würden es ihm erlauben, hundert Jahre alt zu werden, für Menschen seiner Generation extrem ungewöhnlich. Um seinem Vertrauen in die zukünftige Technologie Ausdruck zu verleihen, änderte F. M. Esfandiary seinen Namen in FM-2030. Dieser Code bestand aus seinen ersten beiden Initialen und dem Jahr, in dem er sein hundertstes Lebensjahr erreichen würde. Unglücklicherweise erlag er im Alter von siebzig Jahren einem Pankreastumor, sodass er sein Ziel nie erreichte. Doch zu seinen Ehren zollen fanatische Transhumanisten ihm bis heute Tribut, indem sie seine Namensbildung kopieren.

Nachdem der Provost den Artikel gelesen hatte, stand er auf, ging zum Fenster und starrte lange Zeit auf das Meer hinaus.

»So«, sagte er schließlich, als denke er laut nach, »Bertrand Zobrists große Liebe, FS-2080,

gehört also offenbar zu diesen ... diesen
Transhumanisten?«

»Ohne Zweifel«, antwortete Sinskey. »Tut mir
leid, dass ich nicht genau weiß, wer FS-2080 ist,
aber ...«

»Genau darauf will ich hinaus«, unterbrach der
Provost sie und blickte aufs Meer. »Ich weiß es.
Ich weiß ganz genau, wer das ist.«

Die Luft selbst scheint aus Gold gemacht zu sein.

Robert Langdon hatte in seinem Leben schon viele prachtvolle Kathedralen besucht, doch die eindrucksvollste war für ihn die *Chiesa d'Oro*, die ›Goldene Kirche‹, wie der Markusdom auch genannt wurde. Jahrhundertlang hatte es geheißen, man müsse nur die Luft des Markusdoms atmen, und schon werde man reicher; diese Aussage war keine bloße Metapher, sondern wörtlich gemeint.

Da die Innenraumdekoration aus *Millionen* Goldtafeln und -plättchen bestand, behaupteten einige, der Staub in der Luft enthalte tatsächlich Goldpartikel, die mit dem durch das Westfenster

fallenden Sonnenlicht eine besondere Atmosphäre schufen. Eine Atmosphäre, die den Gläubigen nicht nur dabei helfe, ihren spirituellen Reichtum zu vergrößern, sondern es ihnen auch ermögliche, durch tiefes Atmen ihre Lunge zu vergolden.

Zu dieser Stunde breitete sich das Licht vom großen Westfenster wie ein schimmernder Fächer über Langdons Kopf aus, ein Baldachin aus strahlender Seide. Langdon konnte nicht anders, als ehrfurchtsvoll tief einzuatmen, und er bemerkte, dass Sienna und Ferris es ihm nachtaten.

»Wo lang?«, flüsterte Sienna.

Langdon deutete auf eine nach oben führende Treppe. Der Museumsteil des Domes lag im Obergeschoss. Ein Teil der Ausstellung widmete sich auch den *Rossen von San Marco*, und Langdon ging davon aus, dass sie dort rasch den Namen des mysteriösen Dogen herausfinden würden, der den kupfernen Tieren die Köpfe hatte abtrennen lassen.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, sah Langdon, dass Ferris wieder um Luft rang. Sienna, die schon seit mehreren Minuten versuchte, Langdons Aufmerksamkeit zu erregen, nutzte die Gelegenheit und schaute dem Professor in die Augen. Ihr Blick mahnte zur Vorsicht, als sie diskret den Kopf in Richtung Ferris neigte. Lautlos bildete sie einen Satz mit den Lippen, den Langdon jedoch nicht verstand. Bevor er nachfragen konnte, wandte Sienna sich wieder Ferris zu. Keine Sekunde zu früh, denn der warf ihnen soeben einen Blick über die Schulter zu.

»Alles in Ordnung mit Ihnen, Doktor?«, fragte sie unschuldig.

Ferris nickte und beschleunigte seinen Schritt.

Sie ist wirklich eine talentierte Schauspielerin, dachte Langdon. *Aber was will sie mir sagen?*

Als sie oben anlangten, konnten sie die gesamte Basilika einsehen. Die Kirche war in Form eines

griechischen Kreuzes konstruiert, weshalb sie auch quadratischer wirkte als zum Beispiel der Petersdom oder Notre-Dame. Da die Strecke vom Narthex zum Altar kürzer war als in anderen westlichen Kirchen, wirkte der Markusdom nicht nur robuster, sondern auch zugänglicher.

Doch um nicht *zu* zugänglich zu erscheinen, befand sich der Hochaltar hinter einem von Säulen umrahmten Schirm, der von einem imposanten Kreuz gekrönt wurde. Dahinter erwarteten den Besucher der Baldachin und die wohl wertvollste Altartafel der Welt, die berühmte *Pala d'Oro*. Aufgetragen auf einem unendlich teuren Hintergrund aus vergoldetem Silber, war sie kein einheitliches Werk, sondern eine Art heterogene »Collage« aus verschiedenen Zeiten und Materialien in einem großen gotischen Rahmen. Den Ursprung bildete byzantinische Emaille, und dazu kamen dreizehnhundert Perlen, vierhundert Granate, dreihundert Saphire sowie Smaragde,

Amethyste und Rubine. Zusammen mit den *Rossen von San Marco* galt die *Pala d'Oro* als einer der größten Schätze von Venedig.

In der Fachsprache der Architektur bezeichnete das Wort *Basilika* jede Kirche im östlich-byzantinischen Stil, die im Westen errichtet worden war. Der Markusdom war eine Replik von Justinians Apostelkirche in Konstantinopel und in ihrem Stil so ›östlich‹, dass viele Reiseführer sie als Alternative zu den osmanischen Moscheen anpriesen, von denen viele einst byzantinische Kathedralen gewesen waren.

Langdon würde den Markusdom zwar nie als Ersatz für die spektakulären Moscheen der Türkei akzeptieren, doch er musste zugeben, dass man seiner Leidenschaft für byzantinische Kunst auch mit einem Besuch der geheimen Kammern über dem rechten Querschiff dieser Kirche frönen konnte: dem sogenannten *Tesoro*, der alten Schatzkammer der Stadt. Dort lagen unter anderem

zweihundertdreiundachtzig Ikonen, Schmuckstücke und Kelche, die man in Konstantinopel geplündert hatte.

Langdon war froh, dass es an diesem Nachmittag vergleichsweise ruhig in der Kirche war. Zwar waren noch jede Menge Touristen anwesend, doch wenigstens konnte man sich ungehindert bewegen. Langdon suchte sich einen Weg um die verschiedenen Touristengruppen herum und führte Sienna und Ferris zum Westfenster, wo die Besucher die Quadriga draußen auf ihrem Balkon bestaunen konnten. Langdon war zuversichtlich, dass sie den gesuchten Dogen identifizieren würden, aber er machte sich Sorgen, was den Schritt *danach* betraf: ihn zu *finden*.

Ist sein Grab gemeint? Oder eine Statue?
Vermutlich würden sie dafür weitere Hilfe benötigen, denn in der Kirche, der Krypta und bei den Gräbern im Nordflügel standen Hunderte

solcher Statuen.

Langdon entdeckte eine junge Frau, die gerade eine Touristengruppe führte, und unterbrach sie höflich. »Bitte entschuldigen Sie«, sagte er. »Ist Ettore Vio heute Nachmittag hier?«

»*Ettore Vio?*« Die Frau blickte Langdon seltsam an. »*Sì, certo, ma ...*« Sie hielt inne, und plötzlich begannen ihre Augen zu leuchten. »*Lei è Roberto Langdon, vero?*« Sie sind Robert Langdon, nicht wahr?

Langdon lächelte geduldig. »*Si, sono io.* Ist es möglich, mit Ettore zu sprechen?«

»*Si, sì!*« Die Frau bedeutete ihrer Touristengruppe, kurz zu warten, dann lief sie davon.

Langdon und der Kurator des Dommuseums, Ettore Vio, waren einmal zusammen in einem kurzen Dokumentarfilm über den Dom aufgetreten und seither in Kontakt geblieben. »Ettore hat ein Buch über die Kirche hier geschrieben«, erklärte

Langdon Sienna. »Sogar mehrere.«

Sienna blickte noch immer seltsam nervös zu Ferris, der dicht bei ihnen blieb. Langdon führte die beiden weiter zum Westfenster, von wo aus man die Pferde sehen konnte. Als sie das Fenster erreichten, zeichnete sich die Silhouette der mächtigen Rösser im Licht der Nachmittagssonne ab. Draußen auf dem Balkon genossen Touristen den engen Kontakt zu den Pferden sowie das spektakuläre Panorama des Markusplatzes.

»Da sind sie ja«, rief Sienna und ging zu der Tür, die auf den Balkon führte.

»Nicht ganz«, sagte Langdon. »Die Pferde auf dem Balkon sind nur Repliken. Die echten *Rosse von San Marco* werden aus Sicherheitsgründen drinnen aufbewahrt.«

Langdon führte Sienna und Ferris einen Gang hinunter zu einem gut beleuchteten Alkoven, wo eine identische Figurengruppe auf sie zuzugaloppieren schien.

Bewundernd deutete Langdon auf die Skulptur.
»Das sind die Originale.«

Jedes Mal, wenn Langdon diese Pferde aus der Nähe sah, konnte er nicht anders, als die Details ihrer Muskulatur zu bestaunen. Die goldgrüne Patina – ein Nebenprodukt des ungewöhnlich hohen Kupferanteils – betonte ihr dramatisches Erscheinungsbild sogar noch. Der Anblick dieser perfekt erhaltenen Hengste erinnerte Langdon stets daran, wie wichtig es war, große Kunstwerke zu bewahren.

»Ihre Brustriemen«, sagte Sienna und deutete auf die Bänder um den Hals der Tiere. »Sie haben gesagt, die seien später hinzugefügt worden, korrekt? Um die Naht zu verbergen?«

Langdon hatte Sienna und Ferris von der Sache mit den ›abgetrennten Köpfen‹ erzählt, die er auf der ARCA-Seite gelesen hatte.

»Offensichtlich ja«, antwortete Langdon und ging zu der Informationstafel neben den Tieren.

»Roberto!«, rief eine freundliche Stimme mit italienischem Akzent hinter ihnen. »Wollen Sie mich beleidigen?«

Langdon drehte sich um und erblickte Ettore Vio, einen jovial aussehenden, weißhaarigen Mann in blauem Anzug. Er trug seine Brille an einer Kette um den Hals. Energisch bahnte er sich einen Weg zwischen den Touristen hindurch. »Sie wagen es, in mein Venedig zu kommen und mich nicht anzurufen?«

Langdon lächelte und schüttelte dem Mann die Hand. »Ich mag es einfach, Sie zu überraschen, Ettore. Sie sehen gut aus. Das hier sind meine Freunde Dr. Brooks und Dr. Ferris.«

Ettore begrüßte sie, trat dann einen Schritt zurück und musterte Langdon. »Sie reisen mit *Dottori*? Sind Sie krank? Und was ist mit Ihren Kleidern? Werden Sie jetzt zum Italiener?«

»Weder noch«, antwortete Langdon und lachte leise. »Ich bin wegen einer Information über die

Pferde hier.«

Ettore war fasziniert. »Es gibt also tatsächlich etwas, das der berühmte Professor nicht weiß?«

Langdon lachte. »Als man sie nach dem 4. Kreuzzug hierher transportiert hat, wurden die Köpfe der Statuen abgetrennt. Darüber muss ich etwas wissen.«

Ettore Vio machte ein Gesicht, als hätte Langdon sich soeben nach den Hämorrhoiden der Königin erkundigt. »Himmel, Robert«, flüsterte er, »darüber sprechen wir hier nicht. Wenn Sie abgetrennte Köpfe sehen wollen, kann ich Ihnen den berühmten enthaupteten *Carmagnola* zeigen oder ...«

»Ettore, ich muss wissen, welcher venezianische Doge die Köpfe hat abtrennen lassen.«

»Das ist nie passiert«, konterte Ettore. »Ich habe die Geschichten zwar auch gehört, aber historisch betrachtet weist nur wenig darauf hin,

dass irgendein Doge solch einen Frevel ...«

»Ettore, bitte, tun Sie mir den Gefallen«, unterbrach Langdon ihn. »Welcher Doge war das, der in diesen Geschichten erwähnt wird?«

Ettore setzte die Brille auf und musterte Langdon noch einmal. »Den *Geschichten* zufolge sind unsere geliebten Rosse von Venedigs klügstem und listigsten Dogen in die Stadt gebracht worden.«

»Listig?«

»Ja, von dem Dogen, der alle zu dem Kreuzzug überredet hat.« Erwartungsvoll blickte er Langdon an. »Von dem Dogen, der mit Staatsgeldern nach Ägypten gesegelt ist, die Flotte dann aber nach Konstantinopel umgeleitet hat, um die Stadt zu plündern.«

Das klingt doch eher nach Verrat, sinnierte Langdon. »Und wie hieß der Mann?«

Ettore runzelte die Stirn. »Robert, ich dachte immer, Sie sind ein Gelehrter der Weltgeschichte.«

»Ja, aber die Welt ist groß und ihre Geschichte lang. Ich könnte ein wenig Hilfe gebrauchen.«

»Nun, dann will ich Ihnen einen letzten Hinweis geben.«

Langdon wollte schon protestieren, doch er hatte das Gefühl, dass es ohnehin vergebens wäre.

»Ihr Doge hat fast hundert Jahre gelebt«, sagte Ettore. »Zu seiner Zeit war das ein Wunder. Die Abergläubischen schrieben seine Langlebigkeit der Tatsache zu, dass er die Knochen der heiligen Lucia aus Konstantinopel gerettet und nach Venedig gebracht hat. Die heilige Lucia hat ihre Augen ...«

»Er hat die Knochen der Blinden geraubt!«, platzte Sienna heraus und blickte zu Langdon, der denselben Gedanken gehabt hatte.

Ettore hob verblüfft die Augenbrauen. »Das könnte man so ausdrücken, ja.«

Ferris sah plötzlich kreidebleich aus, als hätte er sich von dem langen Marsch über den Platz und

die Treppe hinauf noch nicht erholt.

»Ich sollte hinzufügen«, sagte Ettore, »dass der Doge die heilige Lucia so sehr liebte, weil er selbst blind war. Im Alter von neunzig Jahren stand er genau auf diesem Platz da draußen, ohne etwas zu sehen, und predigte den Kreuzzug.«

»Ich weiß, wer das ist«, sagte Langdon.

»Na, das will ich doch hoffen!«, erwiderte Ettore und lächelte.

Da Langdons eidetisches Gedächtnis bei Bildern weit besser funktionierte als bei abstrakten Sachverhalten, war es wieder ein Kunstwerk, dem er seine Eingebung zu verdanken hatte: eine berühmte Illustration von Gustave Doré, die einen alten, blinden Dogen zeigte, die Arme über den Kopf erhoben, während er die Menge anstachelte, sich dem Kreuzzug anzuschließen. Und auch den Titel der Illustration sah Langdon deutlich vor seinem inneren Auge: *Der Doge Enrico Dandolo predigt den vierten Kreuzzug.*

»Enrico Dandolo«, verkündete Langdon. »Der Doge, der ewig lebte.«

»*Finalmente!*«, rief Ettore. »Ich fürchte, Ihr Geist ist alt geworden, mein Freund.«

»Wie auch der Rest von mir. Ist er hier begraben?«

»Dandolo?« Ettore schüttelte den Kopf. »Nein. Nicht hier.«

»Wo dann?«, verlangte Sienna zu wissen. »Im Dogenpalast?«

Ettore nahm die Brille ab und dachte kurz nach. »Geben Sie mir einen Moment. Es gab so viele Dogen. Ich kann mich nicht an alle ...«

Ettore kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden, denn eine verängstigt aussehende Reiseführerin lief herbei und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ettore erstarrte, legte besorgt die Stirn in Falten und eilte zu einer Brüstung, von wo aus er in die Kirche hinunterschauen konnte. Einen Moment später drehte er sich wieder zu Langdon

um. »Ich bin gleich wieder zurück«, rief er und lief davon.

Verwirrt ging Langdon zur Brüstung und blickte ebenfalls hinunter. *Was ist denn da unten los?*

Zuerst entdeckte er rein gar nichts außer Touristen. Dann fiel ihm auf, dass viele Besucher in dieselbe Richtung starrten: zum Haupteingang, wo soeben eine beeindruckender Trupp Soldaten in schwarzer Montur eintrat. Die Männer schwärmten aus und blockierten sämtliche Ausgänge.

Die Soldaten in Schwarz. Langdon krallte sich an die Brüstung.

»Robert!«, rief Sienna hinter ihm.

Langdon starrte weiterhin zu den Soldaten. *Wie haben die uns nur gefunden?*

»Robert!«, rief Sienna noch einmal, drängender als zuvor. »Hier stimmt etwas nicht! Helfen Sie mir!«

Verwirrt von Siennas Hilferuf wandte Langdon

sich von der Brüstung ab.

Wo ist sie hin?

Einen Augenblick später sah er sowohl Sienna ... als auch Ferris: Er lag vor den *Rossen von San Marco* auf dem Boden, und Sienna kniete über ihm. Ferris wand sich vor Schmerz und hielt sich die Brust.

»Ich glaube, er hat einen Herzinfarkt!«, schrie Sienna.

Langdon lief zu Dr. Ferris. Verzweifelt rang der Mann um Atem.

Was ist mit ihm los? Langdon fühlte sich überfordert. Zuerst die Ankunft der Soldaten und jetzt Ferris, der sich auf dem Boden wand. *Was mache ich jetzt?*

Sienna kauerte über Ferris. Sie öffnete ihm die Krawatte und riss ihm das Hemd auf, damit er besser atmen konnte. Als Sienna Ferris' nackte Brust sah, erhob sie sich ruckartig und stieß einen Schrei aus. Sie schlug die Hand vor den Mund und

taumelte zurück.

Langdon sah es auch.

Die Haut auf Ferris' Brust war stark verfärbt: ein bedrohlich aussehender blauschwarzer Fleck über dem Brustbein, so groß wie eine Grapefruit. Ferris sah aus, als wäre er von einer Kanonenkugel getroffen worden.

»Das ist eine innere Blutung«, sagte Sienna schockiert zu Langdon. »Kein Wunder, dass er schon den ganzen Tag nicht richtig atmen kann.«

Ferris drehte den Kopf. Er versuchte eindeutig, etwas zu sagen, doch mehr als ein Keuchen brachte er nicht zustande. Inzwischen versammelten sich Touristen um sie. Die Situation wurde immer chaotischer.

»Die Soldaten sind unten«, warnte Langdon Sienna. »Ich weiß nicht, wie sie uns gefunden haben.«

Die Überraschung und die Angst in Siennas Gesicht verwandelten sich rasch in Wut, und sie

funkelte Ferris an. »Sie haben uns belogen, nicht wahr?«

Ferris versuchte wieder zu sprechen, brachte aber nur ein Röcheln hervor. Sienna durchsuchte seine Taschen, nahm seine Börse und sein Handy heraus und steckte sie ein. Dann stand sie auf und blickte anklagend auf ihn herab.

In diesem Augenblick drängte sich eine ältere Italienerin durch die Menge und schrie Sienna wütend an. »*L'hai colpito al petto!*« Nachdrücklich schlug sie sich mit der Faust auf die Brust.

»*No!*«, schnappte Sienna. »Eine Herzmassage würde ihn umbringen! Schauen Sie sich doch nur einmal seine Brust an!« Sie drehte sich wieder zu Langdon um. »Robert, wir müssen weg hier. Sofort!«

Langdon blickte zu Ferris, der ihm flehentlich in die Augen sah, als wolle er ihm etwas mitteilen.
»Wir können ihn doch nicht einfach

hierlassen!«, erwiderte Langdon aufgeregt.

»Vertrauen Sie mir«, sagte Sienna. »Das ist kein Herzinfarkt. Und wir gehen. *Jetzt!*«

Immer mehr Touristen drängten sich um sie, und die ersten riefen um Hilfe. Sienna packte Langdon mit überraschender Kraft am Arm und zerrte ihn von dem Chaos weg, hinaus auf den Balkon.

Für einen Moment war Langdon geblendet. Die Sonne, die tief im Westen über dem Markusplatz stand, schien ihm direkt in die Augen und tauchte den gesamten Balkon in ein goldenes Licht. Sienna führte Langdon nach links, zwischen den Touristen hindurch, die nach draußen gekommen waren, um die Piazza und die *Rosse von San Marco* zu bewundern.

Langdon folgte ihr die Front des Domes entlang. Vor ihnen lag die Lagune. Draußen auf dem Wasser erregte etwas seine Aufmerksamkeit: eine ultramoderne Yacht, die einem futuristischen Kriegsschiff ähnelte. Doch bevor Langdon einen

weiteren Gedanken daran verschwenden konnte, bog Sienna mit ihm wieder nach links ab. Sie folgten dem Balkon um die Südwestecke des Domes und liefen zur »Papiertür«: dem Anbau, der den Dom mit dem Dogenpalast verband und diesen Namen trug, weil die Dogen dort einst ihre Dekrete hatten anschlagen lassen.

Kein Herzingfarkt? Das Bild von Ferris' schwarzblauer Brust hatte sich Langdon eingebrannt. Plötzlich fürchtete er sich vor Siennas finaler Diagnose der Krankheit. Zudem schien sie Ferris nicht mehr zu vertrauen. *War es das, was sie mir vorhin mitteilen wollte?*

Plötzlich blieb Sienna stehen, beugte sich über die elegante Balustrade und blickte zu einer abgeschiedenen Ecke des Markusplatzes tief unter ihr.

»Verdammt«, sagte sie. »Wir sind höher, als ich gedacht habe.«

Langdon starrte sie an. *Wollte sie etwa*

springen?

Sienna wirkte verängstigt. »Sie dürfen uns nicht erwischen, Robert.«

Langdon drehte sich wieder zum Dom um und beäugte die schwere Tür aus Eisen und Glas unmittelbar hinter ihnen. Einige Touristen traten gerade hindurch auf den Balkon, und wenn Langdon sich nicht irrte, führte sie ins Dommuseum, allerdings in den hinteren Teil der Basilika.

»Sie haben sicher alle Ausgänge blockiert«, bemerkte Sienna.

Langdon überlegte, welche Fluchtmöglichkeiten ihnen blieben, doch ihm fiel nur eine ein. »Ich glaube, ich habe da drinnen etwas gesehen, das dieses Problem für uns lösen könnte.«

Langdon konnte selbst kaum glauben, was er vorhatte, als er Sienna wieder in die Kirche führte. Sie gingen durch das Museum und versuchten, sich zwischen den Touristen zu verstecken, von denen

viele inzwischen quer durch das Kirchenschiff zu der Stelle blickten, wo Ferris lag. Langdon sah die wütende alte Italienerin, die nun einige der schwarzgekleideten Soldaten auf den Balkon führte und ihnen so Langdons und Siennas Fluchtweg verriet.

Wir müssen uns beeilen, dachte er. Er musterte die Wände und fand schließlich, was er suchte, neben einem großen Wandteppich.

Das Gerät an der Wand war leuchtend gelb und hatte einen roten Warnaufkleber: ALLARME ANTINCENDIO.

»Ein Feueralarm?«, sagte Sienna. »Das ist Ihr Plan?«

»Wir können nicht mit den Touristen raus.«
Langdon packte den Hebel. *Augen zu und durch*. Ehe er es sich anders überlegen konnte, hatte er den Hebel umgelegt und sah, wie der Mechanismus den kleinen Glaszylinder im Inneren zertrümmerte.

Weder heulten Sirenen auf, noch brach Chaos

aus.

Nur Stille.

Er betätigte den Hebel erneut.

Nichts.

Sienna starrte ihn an, als wäre er verrückt geworden. »Robert, wir sind in einer steinernen Kathedrale, die bis oben hin voller Touristen ist. Glauben Sie wirklich, diese öffentlichen Feuermelder sind aktiv? Da könnte ja jeder dahergelaufene Witzbold ...«

»Natürlich müssen die funktionieren! Laut den Brandschutzgesetzen in den USA ...«

»Wir sind hier aber in Europa! Hier gibt es deutlich weniger Anwälte.« Sienna deutete über Langdons Schulter. »Außerdem geht uns die Zeit aus.«

Langdon drehte sich zu der Glastür um, durch die sie gerade gekommen waren, und sah, wie zwei Soldaten hindurchliefen und mit kaltem Blick den Raum absuchten. Langdon erkannte einen von

ihnen. Es war der muskulöse Kerl, der auf sie geschossen hatte, als sie mit dem Trike von Siennas Wohnung geflohen waren.

Da ihnen nicht viel anderes übrigblieb, duckten Sienna und Langdon sich und liefen eine ummauerte Wendeltreppe hinab, die wieder ins Erdgeschoss führte. Als sie den Absatz erreichten, blieben sie in den Schatten stehen. Jenseits des Altarraums bewachten mehrere Soldaten die Ausgänge und ließen ihren Blick aufmerksam durch das Kirchenschiff schweifen.

»Sobald wir die Treppe verlassen, sehen sie uns«, sagte Langdon.

»Die Treppe führt noch weiter nach unten«, wisperte Sienna und deutete auf ein Schild. Es hing an einem Absperrseil quer über den Stufen und trug die Aufschrift ACCESSO VIETATO. Jenseits des Schilds wurde die Treppe immer schmaler und führte in die Dunkelheit.

Dumme Idee, dachte Langdon. Eine Krypta

ohne Ausgang.

Sienna war bereits über das Seil gestiegen. Sie tastete sich die Stufen hinab und verschwand.

»Die Krypta ist offen«, flüsterte Sienna von unten.

Das überraschte Langdon nicht. Die Krypta des Markusdoms unterschied sich von vielen anderen ihrer Art vor allem dadurch, dass sie nach wie vor als Kapelle diente, in der regelmäßig Gottesdienste vor den Gebeinen des heiligen Markus abgehalten wurden.

»Ich glaube, ich sehe Sonnenlicht«, flüsterte Sienna.

Wie ist das möglich? Langdon versuchte, sich an seine vorherigen Besuche an diesem heiligen unterirdischen Ort zu erinnern. Sienna sah vermutlich das *lux eterna*, ein elektrisches Licht, das ständig auf dem Grab des Evangelisten im Zentrum der Krypta brannte. Plötzlich hörte er weiter oben auf der Wendeltreppe Schritte. Ihm

blieb keine Zeit mehr zum Nachdenken. Rasch stieg er über das Seil und achtete dabei sorgfältig darauf, es nicht in Schwingung zu versetzen; dann legte er die Hand an die grob behauene Wand und tastete sich um die Kurve herum.

Sienna wartete am Fuß der Treppe. Hinter ihr war in der Dunkelheit kaum etwas zu erkennen. Die Krypta war eine eckige, unterirdische Kammer mit einer beängstigend niedrigen Decke, die von uralten Säulen und Ziegelbögen getragen wurde. *Das Gewicht des gesamten Doms ruht auf diesen Säulen*, dachte Langdon, dem bereits wieder seine Angst vor geschlossenen Räumen zu schaffen machte.

»Ich habe es Ihnen ja gesagt«, flüsterte Sienna. Ihr hübsches Gesicht wurde tatsächlich von gedämpftem Tageslicht erhellt. Sie deutete auf mehrere verglaste Fenster in der Wand.

Lichtschächte, erkannte Langdon. Die hatte er ganz vergessen. Hinter den Fenstern waren

Schächte, die nicht nur Licht, sondern auch Frischluft in die beengte Krypta bringen sollten, und sie reichten bis zum Markusplatz hinauf. Das Fensterglas war mit einem dichten Geflecht aus dünnen Eisenringen verstärkt. Langdon nahm zwar an, dass man die Fenster von innen öffnen konnte, doch sie befanden sich in Schulterhöhe ... und sie waren schmal. Selbst wenn es ihnen irgendwie gelingen sollte, sich hindurchzuzwängen, wäre es so gut wie unmöglich, den dahinterliegenden Schacht hinaufzuklettern, da er etwa zweieinhalb Meter nach oben reichte und am Ende mit einem schweren Eisengitter verschlossen war.

Im schwachen Licht, das durch die Schächte fiel, ähnelte die Krypta des heiligen Markus einem Wald im Mondschein. Die an Baumstämme erinnernden Säulen warfen lange Schatten auf den Boden. Langdon richtete den Blick auf die Mitte der Krypta, wo ein einzelnes Licht auf dem Grab des Evangelisten brannte. Der Namenspatron der

Basilika ruhte in einem steinernen Sarkophag hinter einem Altar, vor dem ein paar Bänke für die wenigen Auserwählten standen, denen es gestattet war, im Herzen des venezianischen Christentums zu beten.

Plötzlich flackerte neben Langdon ein winziges Licht auf. Er wandte sich um und sah, dass Sienna das Telefon von Ferris eingeschaltet hatte.

Jetzt verstand Langdon endlich. »Ich dachte, Ferris' Akku sei leer!«

»Er hat gelogen«, sagte Sienna und tippte auf das Display. »Und das nicht zu knapp.« Stirnrunzelnd sah sie auf das Handy und schüttelte den Kopf. »Kein Signal. Ich dachte, ich könnte vielleicht im Netz nach Enrico Dandolos Grab suchen.« Sie lief zu einem der Lichtschächte und hielt das Mobiltelefon hoch, in der Hoffnung, vielleicht doch noch ein Signal zu bekommen.

Enrico Dandolo. Bis jetzt hatte Langdon kaum Zeit gehabt, über den Dogen nachzudenken. Trotz

ihrer gegenwärtigen Notlage hatte ihr Besuch im Markusdom seinen Zweck erfüllt. Sie kannten den Namen des verräterischen Dogen, der Rössern den Kopf abschlug ... und die Knochen der Blinden raubte.

Unglücklicherweise hatte Langdon nicht die geringste Ahnung, wo Dandolos Grab zu finden war, und offensichtlich galt das auch für Ettore Vio. *Dabei kennt er jeden Zoll des Doms ... und vermutlich auch des Dogenpalastes.* Die Tatsache, dass Ettore nicht auf Anhieb gewusst hatte, wo sich Dandolos Grab befand, legte nahe, dass es *woanders* sein musste, auf jeden Fall nicht in der Nähe.

Aber wo?

Langdon blickte zu Sienna, die soeben eine Kirchenbank unter den Schacht schob und dann hinaufstieg. Sie öffnete das Fenster und hielt Ferris' Handy in den Schacht.

Von oben drangen die Geräusche des

Markusplatzes herein, und Langdon fragte sich plötzlich, ob es vielleicht *doch* einen Weg hier hinaus gab. Hinter den Kirchenbänken standen ein paar Klappstühle. Langdon nahm kurz Augenmaß. Der Schacht hinter dem Fenster sah breit genug aus für einen dieser Stühle. Und mithilfe eines Stuhles könnten sie das Gitter am oberen Ende erreichen. *Vielleicht lässt es sich ja von innen öffnen ...*

Langdon ging durch das schummrige Licht auf Sienna zu. Er war erst ein paar Schritte weit gekommen, als ihn ein mächtiger Schlag gegen die Stirn zurückwarf. Der Professor sank auf die Knie. Im ersten Moment glaubte er, angegriffen worden zu sein. Dem war jedoch nicht so, wie er rasch begriff. Er verfluchte sich selbst, weil er nicht mehr daran gedacht hatte, dass die Krypta vor tausend Jahren nicht für Menschen seiner Größe gebaut worden war.

Als er dort kniete und darauf wartete, dass die Sterne vor seinen Augen verschwanden, entdeckte

er eine Inschrift auf dem Boden.

Sanctus Marcus.

Er starrte sie für einen langen Augenblick an. Das Besondere an dieser Inschrift war nicht Markus' Name, sondern die Sprache, in der sie verfasst war.

Latein.

Nachdem Langdon seit seinem Erwachen im Krankenhaus nur modernes Italienisch gehört hatte, verwirrte es ihn ein wenig, den Namen des Heiligen auf Latein geschrieben zu sehen. Doch dann fiel ihm ein, dass die Sprache zum Todeszeitpunkt des Evangelisten die *Lingua franca* im Römischen Reich gewesen war.

Und noch ein Gedanke schoss ihm durch den Kopf.

Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, also in der Zeit von Enrico Dandolo und dem vierten Kreuzzug, war Latein noch immer die Sprache der Mächtigen gewesen. Ein venezianischer Doge, der

dem Römischen Reich durch die Rückeroberung Konstantinopels große Ehre gemacht hatte, wäre nie unter dem Namen Enrico Dandolo beigesetzt worden.

Henricus Dandolo.

Bei diesem Namen kehrte ein weiteres, lange vergessenes Bild zurück und traf Langdon wie ein Schlag. Und obwohl ihm diese Erleuchtung kam, während er in einer Kapelle kniete, wusste er, dass sie nicht göttlichen Ursprungs war. Die Inschrift hatte vermutlich einen schwachen visuellen Reiz ausgelöst, der seinem Verstand half, die Verknüpfung zu einer Erinnerung herzustellen. Das Bild, das so tief in Langdons Gedächtnis vergraben gewesen war, zeigte Dandolos lateinischen Namen ... eingraviert in eine alte Marmorplatte, die wiederum in einen reich geschmückten Fliesenboden eingelassen war.

Henricus Dandolo.

Langdon stockte der Atem, als er den schlichten

Grabstein des Dogen vor seinem geistigen Auge sah. *Ich war schon mal da.* Genau wie das Gedicht verhieß, war Enrico Dandolo tatsächlich in einem goldenen Museum begraben – einem Mouseion der Heiligen Weisheit –, doch damit war nicht der Markusdom gemeint.

Als er die Wahrheit erkannte, rappelte Langdon sich langsam auf.

»Ich bekomme noch immer kein Netz«, sagte Sienna. Sie kletterte aus dem Lichtschacht und trat zu Langdon.

»Sie brauchen auch keins«, brachte Langdon mühsam hervor. »Das vergoldete Mouseion der Heiligen Weisheit ...« Er atmete tief durch.

»Ich ... ich habe einen Fehler gemacht.«

Sienna wurde kreidebleich. »Sagen Sie mir jetzt nicht, dass wir im falschen Museum sind.«

»Sienna«, flüsterte Langdon. Ihm war schlecht. »Wir sind nicht nur im falschen Museum. Wir sind im falschen LAND!«

Draußen auf dem Markusplatz legte die Zigeunerin, die die venezianischen Masken verkaufte, gerade eine Pause ein und lehnte sich an die Außenwand des Doms. Wie immer hatte sie sich dafür ihren Lieblingsplatz ausgesucht, eine kleine Nische zwischen zwei Metallgittern im Boden, der perfekte Ort, um schwere Waren abzustellen und den Sonnenuntergang zu genießen.

Die Zigeunerin hatte im Laufe der Jahre schon viele Dinge auf dem Markusplatz erlebt, doch das bizarre Geschehen, das nun ihre Aufmerksamkeit erregte, fand nicht *auf* dem Platz statt, sondern *darunter*. Ein lautes Quietschen wie von rostigen

Scharnieren ließ die Frau zusammenfahren. Sie blickte durch ein Gitter in den schmalen Schacht darunter, der vielleicht zweieinhalb Meter tief war. Am unteren Ende hatte jemand ein Fenster geöffnet, und ein zusammengeklappter Stuhl wurde in den Schacht geschoben.

Zur Überraschung der Zigeunerin folgte dem Stuhl eine hübsche blonde Frau mit Pferdeschwanz. Sie richtete sich auf und sah nach oben und erschrak, als sie die Zigeunerin über sich erblickte. Die Blondine lächelte nervös und legte den Finger auf die Lippen. Dann klappte sie den Stuhl auf, stieg hinauf und streckte die Hand nach dem Gitter aus.

Dafür bist du viel zu klein, dachte die Zigeunerin. Was machst du da eigentlich?

Die Frau stieg vom Stuhl und sprach mit jemandem im Gebäude. Obwohl sie in dem engen Schacht kaum genug Platz neben dem Stuhl fand, drückte sie sich nun an die Wand, um eine zweite

Person hereinzulassen, einen großen, dunkelhaarigen Mann in elegantem Anzug.

Auch er blickte durch das Gitter zu der Zigeunerin hinauf. Dann tauschte er umständlich mit der blonden Frau den Platz und stieg auf den wackeligen Stuhl. Er war größer als seine Begleiterin. Als er sich reckte, gelang es ihm, den Riegel des Gitters zu öffnen. Dann stellte er sich auf die Zehenspitzen und stemmte das schwere Gitter hoch. Allerdings hob es sich nur einen Zentimeter, dann verließen den Mann die Kräfte, und das Gitter krachte zurück.

»Può darci una mano?«, rief die blonde Frau zu der Zigeunerin hinauf.

Ich soll euch helfen? Die Zigeunerin hegte nicht die geringste Absicht, sich einzumischen. *Was soll das überhaupt werden?*

Die blonde Frau zückte eine Geldbörse, nahm einen Hunderteuroschein heraus und wedelte damit herum. Das war mehr Geld, als die Zigeunerin mit

ihren Masken in drei Tagen verdiente, doch da Feilschen nichts Unbekanntes für sie war, schüttelte sie rigoros den Kopf und hielt zwei Finger in die Höhe. Die blonde Frau nahm einen zweiten Schein aus der Börse.

Die Zigeunerin konnte ihr Glück kaum fassen. Sie setzte eine gleichgültige Miene auf, zuckte die Achseln zum Zeichen, dass sie das Angebot annahm, und ging in die Hocke. Sie legte die Hände um die Gitterstäbe, dann sah sie dem Mann auffordernd in die Augen.

Als er das schwere Gitter erneut hochstemmte, mobilisierte die Zigeunerin all ihre Kraft. Ihre Arme waren gestärkt vom jahrelangen Schleppen der Waren, und so gelang es ihr, das Gitter anzuheben. Als sie schon glaubte, sie hätte es geschafft, war ein lautes Krachen unter ihr zu hören, und der Mann verschwand. Der Stuhl war unter ihm zusammengebrochen.

Das Eisengitter wurde plötzlich so schwer,

dass die Zigeunerin es kaum noch zu halten vermochte, doch die Aussicht auf zweihundert Euro verlieh ihr zusätzliche Kraft. Irgendwie gelang es ihr, das Gitter ganz aufzuklappen.

Außer Atem sah sie hinab zu den beiden gestürzten Gestalten und dem zerbrochenen Stuhl. Als der Mann sich aufrappelte und den Staub vom Anzug klopfte, forderte die Zigeunerin mit ausgestreckter Hand ihren Lohn ein.

Die Frau mit dem Pferdeschwanz nickte, erhob sich ebenfalls und hielt die beiden Scheine hoch. Die Zigeunerin versuchte, das Geld zu greifen ... doch die Distanz war zu groß.

Gib dem Mann das Geld, Mädchen.

Plötzlich hallten wütende Stimmen durch das Fenster unten im Schacht. Erschrocken fuhren die beiden herum und drückten sich an die Wand.

Dann brach Chaos aus.

Der dunkelhaarige Mann ergriff die Initiative. Er ging in die Hocke, verschränkte die Hände und

bedeutete der Frau, sie als Räuberleiter zu benutzen. Sie tat wie geheißen. Die Geldscheine zwischen die Zähne geklemmt, streckte sie die Arme aus, und der Mann wuchtete sie hoch. Er drückte sie höher und höher, bis ihre Finger schließlich den Rand zu packen bekamen.

Mühsam zog sie sich auf den Platz wie jemand, der aus einem Swimmingpool steigt. Sie drückte der Zigeunerin das Geld in die Hand und wandte sich sofort wieder um. Am Rand des Schachts ging sie in die Hocke und streckte die Hände nach ihrem Begleiter aus.

Es war zu spät.

Mächtige Arme griffen in den Schacht wie die Tentakel eines hungrigen Monsters. Sie packten den Mann bei den Beinen und zerrten ihn nach innen.

»Laufen Sie, Sienna!«, rief der Mann. »Laufen Sie!«

Die Zigeunerin sah, wie sich die

schmerzerfüllten Blicke der beiden trafen ... dann war es vorbei.

Der Mann wurde grob in den Dom zurückgerissen.

Die blonde Frau starrte entsetzt nach unten, und Tränen traten ihr in die Augen. »Es tut mir ja so leid, Robert«, flüsterte sie und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Alles tut mir leid.«

Einen Augenblick später rannte sie in die Menge. Ihr Pferdeschwanz peitschte hin und her, als sie eine schmale Gasse hinablief ... Dann war sie im Herzen Venedigs verschwunden.

Das sanfte Plätschern der Wellen weckte Langdon. Es roch nach Desinfektionsmittel und Meer, und Langdon hatte das Gefühl, als schwankte die Welt unter ihm.

Wo bin ich?

Noch vor wenigen Augenblicken, so schien es, hatte er in Todesangst gegen die starken Hände angekämpft, die ihn aus dem Lichtschacht in die Krypta gezogen hatten. Doch jetzt spürte er seltsamerweise nicht mehr den kalten Boden des Markusdoms unter sich ... sondern eine weiche Matratze.

Langdon öffnete die Augen und sah sich um. Er

befand sich in einem kleinen, steril wirkenden Raum mit einem einzelnen runden Fenster. Und noch immer schaukelte alles.

Ich bin auf einem Schiff?

Das Letzte, woran Langdon sich erinnerte, war ein athletisch gebauter Soldat in schwarzer Uniform, der ihn zu Boden gedrückt und wütend angezischt hatte: »Jetzt halten Sie endlich still!« Ein zweiter Soldat war hinzugeeilt. Als die beiden Langdon zum Schweigen bringen wollten, schrie er verzweifelt um Hilfe.

»Wir müssen ihn hier rausschaffen«, sagte der muskulöse Kerl.

Sein Partner nickte widerwillig. »Tun Sie's.«

Dann spürte Langdon, wie eine Hand nach seiner Halsschlagader tastete und fest zudrückte. Kurz darauf verschwamm Langdons Blick, und er merkte, wie er allmählich das Bewusstsein verlor, als seinem Gehirn der Sauerstoff ausging.

Die bringen mich um, dachte er. Ausgerechnet

hier neben dem Grab des heiligen Markus.

Und dann wurde ihm schwarz vor Augen ... oder auch nicht. Es war mehr ein Grau in Grau gewesen, durchsetzt mit gedämpften Geräuschen und undeutlichen Schatten.

Langdon hatte kein Zeitgefühl mehr. Allmählich klärte sich sein Blick wieder. Soweit er sagen konnte, befand er sich in einer Art Krankenstation. Die sterile Umgebung und der Geruch nach Isopropylalkohol vermittelten ihm ein seltsames Gefühl von Déjà-vu. Es war, als habe sich der Kreis geschlossen. Genau wie in der Nacht zuvor war er in einem fremden Krankenhausbett erwacht und konnte sich nicht mehr an alles erinnern.

Sein erster Gedanke galt Sienna. War sie in Sicherheit? Langdon sah noch immer ihre braunen Augen vor sich. Ihr Blick war voller Schuldgefühle und Angst gewesen. Langdon betete, dass sie wohlbehalten aus Venedig hatte fliehen können.

Wir sind im falschen Land, hatte Langdon zu ihr gesagt, nachdem ihm eingefallen war, wo sich Dandolos Grab befand. Das geheimnisvolle Mouseion der Heiligen Weisheit lag nicht in Venedig, sondern eine halbe Welt entfernt. Genau wie Dantes Text gewarnt hatte, war die Bedeutung des kryptischen Gedichtes unter einem »Schleier« verborgen gewesen.

Langdon hätte Sienna alles gleich nach ihrer Flucht aus der Krypta erklärt, doch dann war es anders gekommen.

Sie ist in dem Glauben weggerannt, dass ich versagt habe.

Langdon zog sich der Magen zusammen.

Und das Pathogen ist immer noch da draußen ...

Langdon hörte laute Schritte vor der Krankenstation. Als er sich umdrehte, kam ein Mann in Schwarz herein. Es war der Soldat, der ihn in der Krypta zu Boden gedrückt hatte. Seine

Augen waren eiskalt. Langdon wollte instinktiv zurückweichen, doch er konnte nirgendwo hin. *Diese Typen können mit mir machen, was sie wollen.*

Er legte so viel Trotz wie möglich in seine Stimme. »Wo bin ich?«

»An Bord eines Schiffs vor Venedig.«

Der Professor betrachtete das grüne Abzeichen auf der Uniform des Mannes. Es zeigte einen Globus, der von den Buchstaben *ECDC* umringt war. Langdon kannte weder das Symbol noch das Akronym.

»Wir brauchen Informationen«, fuhr der Soldat fort, »und wir haben nicht viel Zeit.«

»Warum sollte ich mit Ihnen reden? Sie hätten mich fast umgebracht!«

»Wo denken Sie hin? Das war eine Judotechnik namens *Shime-waza*. Wir hatten nicht vor, Ihnen Schaden zuzufügen.«

»Sie haben heute Morgen auf mich

geschossen!«, erklärte Langdon wütend. Er erinnerte sich noch genau an den Querschläger, der von Siennas Trike abgeprallt war. »Ihre Kugel hat mich nur knapp verfehlt.«

Der Mann kniff die Augen zusammen. »Wenn ich Sie hätte treffen wollen, dann hätte ich Sie getroffen. Ich habe nur einen Schuss auf das Hinterrad Ihres Trikes abgefeuert, um Ihre Flucht zu verhindern. Mein Befehl lautete, Kontakt zu Ihnen herzustellen und herauszufinden, warum zum Teufel Sie sich so seltsam verhalten.«

Bevor Langdon diese Worte verarbeiten konnte, kamen zwei weitere Soldaten herein und näherten sich seinem Bett.

Zwischen ihnen ging eine Frau.

Eine Erscheinung.

Ätherisch, wie von einer anderen Welt.

Langdon erkannte sie sofort: die Frau aus seinen Visionen. Sie war wunderschön, hatte langes silbernes Haar und trug ein blaues Amulett

aus Lapislazuli. Doch weil sie ihm das letzte Mal vor einer grausigen Landschaft sterbender Leiber erschienen war, dauerte es einen Moment, bis er begriff, dass sie ihm diesmal in Fleisch und Blut gegenüberstand.

Die Frau lächelte müde, als sie sein Bett erreichte. »Professor Langdon. Ich bin erleichtert, dass es Ihnen gutgeht.« Sie setzte sich und kontrollierte seinen Puls. »Man hat mir erzählt, Sie würden unter einer Amnesie leiden. Erinnern Sie sich an mich?«

Langdon musterte die Frau. »Ich ... Ich hatte eine Vision von Ihnen. Allerdings kann ich mich nicht erinnern, Sie schon einmal persönlich gesehen zu haben.«

Die Frau blickte ihn mitfühlend an. »Mein Name ist Elizabeth Sinskey. Ich bin die Leiterin der WHO. Wir haben Sie konsultiert, damit Sie uns bei der Suche nach ...«

»Einem Pathogen«, unterbrach Langdon sie.

»Ich sollte Ihnen bei der Suche nach einem Pathogen helfen, das Bertrand Zobrist erschaffen hat.«

Sinskey nickte zufrieden. »Dann erinnern Sie sich also?«

»Nein. Ich bin in einem Krankenhausbett aufgewacht, hatte ein Rollsiegel bei mir, in dem ein kleiner Projektor steckte. Ich hatte Halluzinationen – oder Visionen –, in denen *Sie* mir befahlen: ›Suche und finde‹. Das habe ich dann auch getan ... bis diese Kerle da versucht haben, mich umzubringen.« Langdon zeigte auf die uniformierten Männer.

Der muskulöse Soldat setzte zu einer Entgegnung an, doch Elizabeth Sinskey bedeutete ihm zu schweigen.

»Professor«, sagte sie in geduldigem Ton, »Sie sind zweifellos sehr verwirrt. Ich bin diejenige, die Sie in die Angelegenheit hineingezogen hat, und es tut mir unendlich leid, was Ihnen

widerfahren ist. Aber jetzt sind Sie ja Gott sei Dank in Sicherheit.«

»In Sicherheit?«, erwiderte Langdon. »Ich bin gefangen auf einem Schiff!« *Und Sie auch!*

Die silberhaarige Frau nickte verständnisvoll. »Ich fürchte, aufgrund Ihrer Amnesie wird das Meiste von dem, was ich Ihnen jetzt erzähle, verwirrend für Sie sein. Aber wir haben nur wenig Zeit, und viele Menschen brauchen Ihre Hilfe.«

Sinskey zögerte, als überlegte sie, wie sie fortfahren sollte. »Zuerst einmal müssen Sie wissen, dass Agent Brüder und sein Team Ihnen nie schaden wollten. Sie hatten lediglich den Befehl, den Kontakt wiederherzustellen, egal wie.«

»Wiederherzustellen? Ich weiß nicht ...«

»Bitte, Professor, hören Sie mir einfach zu. Es wird sich alles aufklären. Versprochen.«

Langdon lehnte sich in die Kissen zurück. In seinem Kopf drehte sich alles, als Dr. Sinskey fortfuhr:

»Agent Brüder und seine Männer bilden ein SRS-Team. Die Abkürzung steht für ›Surveillance and Response Support‹. Sie arbeiten unter der Schirmherrschaft des European Centre for Disease Prevention and Control.«

Langdon betrachtete die ECDC-Abzeichen auf den Uniformen der Männer. *Disease Prevention and Control?*

»Brüders Team«, fuhr Dr. Sinskey fort, »ist darauf spezialisiert, Bedrohungen durch ansteckende Krankheiten aufzuspüren und zu eliminieren. Sie sind so eine Art Eingreiftruppe, die die Ausbreitung von Seuchen verhindern soll. Sie, Professor, waren meine größte Hoffnung, Zobrists Pathogen zu finden. Als Sie verschwunden sind, habe ich das SRS-Team beauftragt, Sie zu finden ... *Ich* habe Sie nämlich nach Florenz bestellt, Professor Langdon, damit Sie mir helfen.«

Langdon war verwirrt. »Diese Leute arbeiten für *Sie?*«

Sinskey nickte. »Ich habe sie vom ECDC ausgeliehen. Vergangene Nacht, als Sie verschwunden sind und sich nicht mehr gemeldet haben, dachten wir, Ihnen sei etwas zugestoßen. Erst als unsere Techniker heute Morgen gesehen haben, dass Sie Ihre E-Mails abrufen, wussten wir, dass Sie noch leben. Zu diesem Zeitpunkt konnten wir uns Ihr seltsames Verhalten nur damit erklären, dass Sie die Seiten gewechselt hatten ... Wir nahmen an, irgendjemand hätte Ihnen eine größere Summe geboten, wenn Sie für ihn arbeiten statt für uns.«

Langdon schüttelte den Kopf. »Das ist absurd!«

»Es kam uns auch sehr unwahrscheinlich vor, aber es war die einzige logische Erklärung ... und weil so viel auf dem Spiel steht, durften wir kein Risiko eingehen. Natürlich sind wir nie auf den Gedanken gekommen, dass Sie an einer Amnesie leiden könnten. Als unsere Techniker die Aktivierung Ihres E-Mail-Accounts bemerkt haben,

mussten wir lediglich die IP-Adresse zu der Wohnung in Florenz zurückverfolgen. Aber dann sind Sie mit dieser Frau geflohen, was unseren Verdacht weiter erhärtet hat, dass Sie für jemand anderen arbeiten.«

»Sie sind direkt an uns vorbeigerast!« Langdon schluckte. »Ich habe Sie hinten in einem schwarzen Van gesehen, zwischen Soldaten. Ich dachte, Sie wären eine *Gefangene*. Sie wirkten wie im Delirium. Als hätte man Sie unter Drogen gesetzt.«

»Sie haben uns gesehen?« Dr. Sinskey war verblüfft. »Wie auch immer, Sie haben Recht ... Ich habe tatsächlich starke Medikamente verabreicht bekommen.« Sie stockte kurz. »Aber die hatte ich mir selbst verordnet.«

Langdon war völlig verwirrt. *Sie hat denen befohlen, ihr Medikamente zu geben?*

»Sie erinnern sich nicht daran«, sagte Sinskey, »aber als unsere C-130 in Florenz gelandet ist, kam es zu einem Druckabfall, und ich erlitt einen

Anfall von paroxysmalem Lagerungsschwindel. Das ist eine Krankheit des Innenohrs. Ich leide seit längerem darunter. Diese Anfälle sind zwar nur von kurzer Dauer und ziehen keine ernsten Schäden nach sich, aber die Betroffenen leiden in einem Maße unter Schwindel und Übelkeit, dass sie kaum den Kopf heben können. Normalerweise hätte ich mich ins Bett gelegt, bis es vorbei ist, aber wir mussten uns der Zobrist-Krise stellen, und so habe ich mir selbst eine stündliche Injektion Metoclopramid verschrieben, um mich nicht ständig übergeben zu müssen. Das Medikament hat eine starke Nebenwirkung: Man wird unglaublich schläfrig. Wenigstens war ich so einigermaßen in der Lage, die Operation aus dem Van zu leiten. Das SRS-Team wollte mich in ein Krankenhaus bringen, aber ich habe befohlen, das nicht zu tun. Zuerst mussten wir Sie finden. Glücklicherweise ist das Schwindelgefühl während des Flugs nach Venedig abgeklungen.«

Langdon ließ sich in sein Bett sinken. Das alles verwirrte ihn immer mehr. *Ich bin die ganze Zeit vor der WHO weggelaufen? Vor den Leuten, für die ich eigentlich arbeiten sollte?*

»Aber jetzt müssen wir uns konzentrieren, Professor«, erklärte Sinskey, und ihre Stimme nahm einen drängenden Tonfall an. »Zobrists Pathogen ... Haben Sie eine Ahnung, wo es sein könnte?« Sie sah Langdon erwartungsvoll an. »Wir haben kaum noch Zeit.«

Weit entfernt, wollte Langdon erwidern, doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Er blickte zu Brüdern, dem Mann, der am Morgen auf ihn geschossen und ihn später fast erwürgt hatte. In den letzten Stunden hatte sich alles so rasant verändert, dass Langdon nicht mehr wusste, wem er noch vertrauen konnte und wem nicht.

Sinskey beugte sich vor und sah ihm in die Augen. »Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass das Pathogen sich hier in Venedig befindet. Ist das

korrekt? Sagen Sie uns wo, und ich schicke ein Team an Land.«

Langdon zögerte.

»Professor!«, warf Brüder ungeduldig ein. »Sie wissen doch sicher etwas ... Sagen Sie uns, wo es ist! Ist Ihnen nicht klar, worum es hier geht?«

»Agent Brüder!« Aufgebracht fuhr Sinskey zu dem Mann herum. »Das reicht!« Sie wandte sich wieder an Langdon. »Angesichts dessen, was Sie durchgemacht haben, ist es verständlich, dass Sie verwirrt sind und nicht wissen, wem Sie noch vertrauen können.« Wieder hielt sie kurz inne und schaute ihm tief in die Augen. »Aber uns läuft die Zeit davon, und ich bitte Sie, *mir* zu vertrauen.«

»Kann er aufstehen?«, ertönte eine Stimme, die Langdon noch nicht kannte. Ein kleiner gepflegter Mann mit sonnengebräunter Haut stand in der Tür und musterte ihn gelassen. Langdon entging das gefährliche Glitzern in seinen Augen nicht.

Sinskey bedeutete Langdon aufzustehen.

»Professor, ich würde es vorziehen, nicht mit diesem Mann hier zu kooperieren, aber die Umstände lassen uns keine andere Wahl.«

Unsicher schwang Langdon die Beine über die Bettkante und erhob sich. Es dauerte einen Moment, bis er sicher stand.

»Folgen Sie mir«, sagte der Mann und drehte sich um. »Es gibt da etwas, das Sie sehen sollten.«

»Wer sind Sie?«, verlangte Langdon zu wissen.

Der Mann drehte sich um. »Namen sind unwichtig. Ich bin der Provost. Ich führe eine Organisation, die – so ungern ich das auch zugebe – einen Fehler begangen hat: Wir haben Bertrand Zobrist geholfen, seine Ziele zu erreichen. Und jetzt versuche ich, diesen Fehler zu korrigieren, bevor es zu spät ist.«

»Und was wollen Sie mir zeigen?«, fragte Langdon.

Der Mann sah ihm tief in die Augen. »Den Beweis dafür, dass wir alle auf derselben Seite

stehen.«

Langdon folgte dem braungebrannten Mann durch eine Reihe beängstigend enger Korridore unter Deck. Elizabeth Sinskey und die Soldaten marschierten im Gänsemarsch hinterher. Die Gruppe erreichte eine Treppe, und für einen kurzen Moment hoffte Langdon, sie würden wieder nach oben steigen, in Richtung Tageslicht, doch es ging noch tiefer in den Bauch des Schiffes.

Sie durchquerten ein Labyrinth hermetisch versiegelter gläserner Kabinen, einige davon mit transparenten, andere mit milchig-undurchsichtigen Wänden. In allen Kabinen saßen Leute vor Computerbildschirmen und tippten auf Tastaturen

oder telefonierten. Manche sahen von ihrer Arbeit auf, als sie die Bewegung außerhalb der Kabine bemerkten, und schrakten zusammen, als sie die fremden Gesichter in ihrem Hochsicherheitsbereich entdeckten. Der braungebrannte Mann nickte ihnen beruhigend zu und eilte weiter.

Wo sind wir hier?, fragte sich Langdon, als sie eine Art Hightech-Einsatzzentrale voller Monitore und Konsolen durchquerten.

Endlich öffnete ihr Gastgeber die Tür zu einem großen Konferenzraum, und alle traten ein. Während sie Platz nahmen, betätigte der Mann einen Knopf. Es zischte leise, die Glaswände wurden undurchsichtig, und die Geräusche von draußen erstarben.

Langdon war verblüfft – so etwas hatte er noch nie gesehen. »Wo sind wir?«

»Sie sind an Bord meines Schiffes, der *Mendacium*«, sagte der braungebrannte kleine

Mann.

»Mendacium?«, fragte Langdon. »Der lateinische Name für Pseudologos?«

Der Mann schien beeindruckt. »Nicht viele Menschen wissen das.«

Kein besonders nobler Name, dachte Langdon. Mendacium war eine schattenhafte Gottheit, die über die *Pseudologii* herrschte, jene Dämonen, die auf Täuschung und Lüge spezialisiert waren.

Der Mann holte einen winzigen roten Memorystick hervor und steckte ihn in den Slot eines Abspielgeräts im hinteren Teil des Raums. Automatisch dimmte sich das Licht, und ein LCD-Bildschirm schaltete sich ein.

In der erwartungsvollen Stille hörte Langdon das sanfte Plätschern des Wassers draußen am Rumpf ... zumindest glaubte er das, bis ihm klar wurde, dass das Geräusch aus den Lautsprechern kam. Das Bild erhellte sich langsam und zeigte schließlich eine nasse, in rötliches Licht getauchte

Wand.

»Bertrand Zobrist hat dieses Video gedreht«, erklärte ihr Gastgeber. »Und er hat mich damit beauftragt, es morgen zu veröffentlichen.«

In stummem Unglauben sah Langdon sich das bizarre Video an ... ein höhlenartiger Raum mit einer Art Lagune ... schimmerndes Wasser, in das die Kamera eintauchte ... eine Titantafel am schlickigen Grund, auf der eingraviert stand:

AN DIESEM ORT UND AN DIESEM TAG
WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Unterzeichnet war die Tafel mit:

BERTRAND ZOBRIST.

Das Datum war *morgen*.

Mein Gott! Langdon drehte sich in der

Dunkelheit zu Sinskey um, doch die Direktorin starrte nur ausdruckslos zu Boden. Offensichtlich kannte sie den abstoßenden Film bereits und wollte ihn kein zweites Mal sehen.

Nun schwenkte die Kamera nach links und zeigte eine wabernde, transparente Blase, die aus Kunststoff zu bestehen schien und eine gelatinöse gelbbraune Flüssigkeit enthielt. Eine am Boden befestigte Schnur hinderte das empfindliche Gebilde daran, zur Oberfläche aufzusteigen.

Was zum ...? Langdon studierte die wabernde Blase eingehend. Der unheimliche Inhalt schien träge zu verwirbeln ... und wirkte beinahe, als würde er von innen heraus glühen.

Als Langdon begriff, was er da sah, stockte ihm der Atem. *Zobrists Pathogen.*

»Halten Sie das Video an«, befahl Sinskey.

Der Provost gehorchte, und das Bild fror ein. Es zeigte die Flüssigkeit im Plastikbeutel, mit einer Schnur unter Wasser fixiert, schwerelos wie

im All.

»Sie können sich sicher denken, was das ist«, sagte Sinskey. »Die Frage ist: Wann wird diese Flüssigkeit freigesetzt?« Sie ging zum Bildschirm und deutete auf eine winzige Markierung auf dem transparenten Beutel. »Unglücklicherweise verrät uns das hier, aus welchem Material der Beutel besteht. Können Sie das lesen?«

Langdons Puls raste. Er kniff die Augen zusammen und versuchte, die Schrift auf dem Beutel zu entziffern. »Es scheint sich um ein Warenzeichen zu handeln. Solublon.«

»Das ist der weltgrößte Hersteller für wasserlösliche Kunststoffe«, verkündete Sinskey.

Langdon drehte sich der Magen um.
»*Wasserlöslich?*«

Sinskey nickte ernst. »Wir haben Kontakt zum Hersteller aufgenommen, der uns aber nur sagen konnte, dass diese Art von Kunststoff in vielen Variationen hergestellt wird. Der Beutel kann sich

in zehn Minuten auflösen oder in zehn Wochen ... je nachdem. Die Geschwindigkeit hängt auch von der Zusammensetzung des Wassers sowie der Temperatur ab. Diese Faktoren hat Zobrist sicher mit einberechnet.« Sie stockte. »Wir glauben, dass dieser Beutel sich ...«

»Morgen«, unterbrach der Provost sie.

»Morgen ist das Datum, das Zobrist in meinem Kalender eingekreist hat. Es entspricht auch dem Datum auf der Tafel.«

Langdon hatte es die Sprache verschlagen.

»Zeigen Sie ihm den Rest«, forderte Sinskey den Provost auf.

Die Wiedergabe wurde fortgesetzt. Jetzt fuhr die Kamera über das Wasser, das rot zu glühen schien. Langdon zweifelte nicht daran, dass er den Ort aus dem Gedicht vor sich sah: die Lagune, in deren Wasser sich die Sterne nicht spiegeln.

Die Szene beschwor Bilder von Dantes Inferno herauf ... der Fluss Cocytus, der durch die Höhlen

der Unterwelt floss.

Wo auch immer diese Lagune lag, das Wasser war umgeben von steilen, moosbewachsenen Wänden, die von Menschenhand zu stammen schienen. Zudem hatte Langdon den Eindruck, dass die Kamera nur den kleinen Ausschnitt eines viel gewaltigeren Raums zeigte. Dieser Eindruck wurde durch die schwachen vertikalen Schatten an der Wand zusätzlich untermauert. Die Schatten waren breit, gleichförmig und immer im gleichen Abstand zueinander. Sie stammten von ...

Säulen.

Die Decke dieser Höhle wurde von Säulen getragen ...

... also sah er hier keine Höhle vor sich, sondern einen riesigen, von Menschen geschaffenen Raum.

Im Dunkel des Versunk'nen Palasts.

Bevor Langdon etwas sagen konnte, zog das Video wieder seine Aufmerksamkeit auf sich: Ein

Schatten erschien auf der Wand ... eine humanoide Gestalt mit langer, krummer Nase.

Oh Gott ...

Der Schatten begann zu sprechen. Seine Stimme klang gedämpft, und er redete in einem unheimlichen, poetischen Rhythmus:

Ich bin eure Erlösung. Ich bin der Schatten.

In den nächsten Minuten sah Langdon den angsteinflößendsten Film, der ihm je untergekommen war. Die Inszenierung und die Rede entsprangen zweifellos den Fieberfantasien eines wahnsinnigen Genies. Der Monolog des Bertrand Zobrist, vorgetragen in der Verkleidung eines Pestdoktors, strotzte vor Zitaten aus Dantes Inferno. Die Botschaft war klar und deutlich: Das Bevölkerungswachstum war außer Kontrolle geraten, und das Überleben der Menschheit stand auf dem Spiel.

Nichts zu tun, intonierte die Stimme, hieß e, Dantes Hölle heraufzubeschwören überfüllt, voller Hunger und

von Sünde zerfressen. Also habe ich kühn das Zepter des Handelns in die Hand genommen. Einige werden entsetzt zurückschrecken, doch die Erlösung hat ihren Preis. Eines Tages wird die Welt erkennen, welch Schönheit meinem Opfer innewohnt.

Plötzlich trat Zobrist selbst ins Bild und riss sich die Maske herunter. Langdon starrte in das ausgemergelte Gesicht und die wilden grünen Augen. Das war also das Gesicht des Mannes, der diese Krise verursacht hatte.

Zobrist fuhr mit einer Liebeserklärung fort – gerichtet an jemanden, den er den Quell seiner Inspiration nannte. in dem Wissen dass ich die Zukunft in deine sanften Hände gelegt habe. Mein Werk ist getan, und jetzt ist die Stunde gekommen, da ich hervortreten muss aus enger Mundung zum Wiedersehn der Sterne.

Dann war das Video vorbei, und Langdon erkannte, dass die letzten Worte von Zobrists Monolog eine Reminiszenz an den Schluss von

Dantes Inferno waren.

In der Dunkelheit des Konferenzraumes wurde Langdon bewusst, dass alle Ängste, unter denen er im Laufe des Tages gelitten hatte, plötzlich zu einer einzigen, furchterregenden Realität verschmolzen.

Bertrand Zobrist hatte ein Gesicht ... und eine Stimme.

Die Lichter des Konferenzraums gingen an, und Langdon sah, dass alle erwartungsvoll zu ihm blickten.

Elizabeth Sinskeys Miene wirkte wie versteinert, als sie aufstand und nervös über ihr Amulett strich. »Professor, offensichtlich bleibt uns nicht mehr viel Zeit. Die einzige gute Neuigkeit bis jetzt ist, dass noch keine Meldung über eine neue Krankheit oder den Ausbruch einer Seuche eingegangen ist. Also gehen wir davon aus, dass der Solublon-Beutel noch intakt ist. Aber wir wissen nicht, *wo* wir danach suchen sollen. Wir müssen die Bedrohung neutralisieren, solange der

Kunststoff sich noch nicht aufgelöst hat, und das bedeutet: schnellstmöglich, am besten sofort.«

Agent Brüder stand auf und schaute Langdon in die Augen. »Wir nehmen an, dass Sie nach Venedig gekommen sind, weil Sie inzwischen wissen, wo Zobrist das Pathogen versteckt hat.«

Langdon ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen. Allen war die Angst deutlich anzusehen, und er wünschte, er könnte ihnen etwas Erfreulicheres mitteilen.

»Wir sind im falschen Land«, verkündete er. »Was wir suchen, ist knapp eintausendsechshundert Kilometer von hier entfernt.«

Die mächtigen Motoren der *Mendacium* ließen Langdons Innereien vibrieren, als sich die Yacht in weitem Bogen dem Flughafen von Venedig näherte. An Bord war Hektik ausgebrochen. Der Provost war davongeeilt und brüllte seiner Mannschaft

Befehle zu. Elizabeth Sinskey hielt sich ihr Mobiltelefon ans Ohr und befahl soeben den Piloten der C-130, die Maschine sofort startklar zu machen. Und Agent Brüder saß an seinem Laptop und versuchte herauszufinden, ob die WHO zufälligerweise ein anderes Team in der Nähe des Zielortes hatte.

Eine halbe Welt entfernt.

Nun kam der Provost wieder in den Konferenzraum zurück und wandte sich an Agent Brüder: »Gibt es etwas Neues von den venezianischen Behörden?«

»Keine Spur. Die Suche läuft noch. Sienna Brooks ist wie vom Erdboden verschluckt.«

Sie suchen nach Sienna?, wunderte Langdon sich.

Sinskey beendete ihr Telefonat und schloss sich dem Gespräch an. »Kein Glück bei der Suche nach ihr?«

Der Provost schüttelte den Kopf. »Ich schlage

vor, die WHO sanktioniert den Einsatz von Gewalt für die Festnahme von Sienna Brooks.«

Langdon sprang auf. »Wieso das? Sie hat mit alledem nichts zu tun!«

Der Provost blickte Langdon in die Augen.
»Professor, es gibt ein paar Dinge, die ich Ihnen über Miss Brooks erzählen muss.«

Sienna Brooks drängte sich zwischen den Touristen auf der Rialto-Brücke hindurch und rannte die Fondamenta Vin Castello entlang nach Westen.

Sie haben Robert.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie noch immer seinen verzweifelten Blick, als die Soldaten ihn in die Krypta zurückgezerrt hatten. Sie zweifelte nicht daran, dass die Männer ihn schon bald zum Reden bringen würden ... so oder so.

Wir sind im falschen Land.

Weit schlimmer war jedoch die Tatsache, dass seine Häscher keine Zeit verschwenden und ihn über sämtliche Hintergründe aufklären würden.

Es tut mir ja so leid, Robert.

Alles tut mir leid.

Bitte, du musst mich verstehen. Ich hatte keine andere Wahl.

Seltsamerweise vermisste Sienna ihn. Hier, inmitten der Touristenmassen von Venedig, empfand sie plötzlich eine vertraute Einsamkeit.

Eigentlich nichts Neues für sie.

Seit ihrer Kindheit hatte Sienna Brooks sich einsam gefühlt. Dank ihres außergewöhnlichen Intellekts war sie sich immer vorgekommen wie eine Fremde in einem fremden Land.

Immer wieder hatte sie versucht, Freunde zu finden, doch die Gleichaltrigen in ihrem Umfeld gaben sich meist irgendwelchen Vergnügungen hin, an denen Sienna kein Interesse zeigte. Und sosehr sie damals auch die Erwachsenen respektieren wollte, waren doch die meisten von ihnen nur in die Jahre gekommene Kinder, denen es am grundlegenden Verständnis für die Welt um sie

herum mangelte. Es war ihr unbegreiflich, dass viele von ihnen sich weder für die Welt interessierten noch um sie sorgten.

Ich hatte immer das Gefühl, nirgendwohin zu gehören.

Mit der Zeit hatte Sienna Brooks gelernt, ein Geist zu sein. Unsichtbar. Sie war zu einem Chamäleon geworden, zu einer Schauspielerin, die der Welt nie ihr wahres Gesicht zeigte. Schon als Kind hatte sie eine Leidenschaft für die Schauspielerei entwickelt, und bis heute träumte sie davon, jemand anderes zu sein.

Normal zu sein.

Durch ihre Rolle in Shakespeares *Mittsommernachtstraum* hatte sie sich zum ersten Mal einer Sache zugehörig gefühlt, und die erwachsenen Schauspieler hatten sie stets unterstützt, ohne herablassend zu sein. Siennas Freude war nur von kurzer Dauer gewesen. Sie hatte sich in dem Moment in Rauch aufgelöst, als

sie am Premierenabend die Bühne verlassen und sich plötzlich einer Medienmeute gegenübergesehen hatte, während ihre Kollegen unbemerkt zum Hintereingang hinausgeschlichen waren.

Jetzt hassen die mich auch.

Im Alter von sieben Jahren hatte Sienna sich genug Wissen angeeignet, um bei sich selbst eine schwere Depression zu diagnostizieren. Als sie ihren Eltern davon erzählte hatte, waren die genauso verwirrt gewesen wie immer, wenn die Seltsamkeit ihrer Tochter zum Vorschein kam. Trotzdem hatten sie Sienna zu einem Psychiater geschickt. Der hatte ihr viele Fragen gestellt, die ihr selbst schon längst in den Sinn gekommen waren, und ihr dann eine Kombination aus Amitriptylin und Chlordiazepoxid verschrieben.

Wütend war die kleine Sienna von der Couch gesprungen. »Amitriptylin? Ich will glücklich sein, kein Zombie!«

Man muss dem Psychiater zugutehalten, dass er angesichts ihres Ausbruchs vollkommen ruhig blieb und ihr einen zweiten Vorschlag unterbreitete. »Sienna, wenn du keine Medikamente mehr nehmen willst, dann können wir es gerne mit einer ganzheitlichen Therapie versuchen.« Er hielt kurz inne. »Es klingt, als wärest du in der Vorstellung gefangen, dass du nicht in diese Welt gehörst.«

»Das stimmt«, bestätigte Sienna. »Ich versuche es ja, aber es geht nicht.«

Er lächelte ruhig. »Und natürlich kannst du damit nicht einfach aufhören. Es ist für den menschlichen Geist unmöglich, an nichts zu denken. Die Seele giert nach Emotionen, und sie sucht nach immer neuem Brennstoff dafür ... egal ob gut oder schlecht. Dein Problem ist, dass du ihr den falschen Brennstoff gibst.«

Sienna hatte noch nie jemanden so nüchtern über dieses Thema reden hören und war sofort

fasziniert. »Und wie gebe ich ihr einen anderen Brennstoff?«

»Du musst deinen intellektuellen Fokus verlagern«, sagte der Psychologe. »Im Augenblick denkst du hauptsächlich über dich selbst nach. Du fragst dich, warum *du* nicht in die Welt passt und was mit *dir* nicht stimmt.«

»Ja, genau«, bestätigte Sienna. »Aber ich versuche, das Problem zu lösen. Ich versuche, mich anzupassen. Ich kann ein Problem ja nicht lösen, wenn ich nicht darüber nachdenke.«

Der Psychologe lachte. »Ich glaube, das Nachdenken über das Problem *ist* das Problem.« Er riet ihr, sich nicht länger über sich selbst und die eigenen Probleme den Kopf zu zerbrechen. Stattdessen solle sie ihre Aufmerksamkeit auf die Umwelt richten ... und auf deren Probleme.

Von diesem Tag an hatte sich alles verändert.

Sienna verschwendete nicht mehr all ihre Energie auf Selbstmitleid, sondern entwickelte

Mitgefühl für die anderen. Sie arbeitete für gemeinnützige Organisationen, gab in Obdachlosenheimen Suppe aus und las Blinden vor. Unglaublicherweise schien keiner der Menschen, denen Sienna half, ihre Andersartigkeit zu bemerken. Sie waren einfach dankbar dafür, dass sich jemand um sie kümmerte.

Sienna arbeitete immer härter, und schließlich konnte sie kaum noch schlafen, weil so viele Menschen ihre Hilfe brauchten.

»Sienna, mach langsam!«, ermahnten die Leute sie. »Du kannst nicht die ganze Welt retten!«

Was für eine schreckliche Aussage.

Durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit kam Sienna mit verschiedenen Mitgliedern örtlicher Wohlfahrtsorganisationen in Kontakt, und als diese sie zu einem einmonatigen Trip auf die Philippinen einluden, ergriff sie die Gelegenheit beim Schopf. Sienna nahm an, das Ziel der Reise bestünde darin, arme Fischer und Bauern vor dem Hungertod zu

retten. Sie hatte gelesen, das Land sei von unglaublicher Schönheit, voller bunter Korallenriffe und atemberaubender Ebenen. Doch als die Gruppe sich in den Slums von Manila einrichtete, der am dichtesten bevölkerten Stadt der Welt, verschlug es Sienna die Sprache. Sie hatte noch nie so viel Elend gesehen.

Wie kann ein einziger Mensch hier etwas bewirken?

Für jeden Menschen, dem Sienna etwas zu essen gab, starrten sie hundert andere hoffnungslos an. Manila litt unter unglaublichen Verkehrsstaus, erstickendem Smog und einer furchtbaren Sexindustrie, in der vor allem Kinder arbeiteten. Kinder, die von den eigenen Eltern an Zuhälter verkauft wurden, allerdings nicht aus Bosheit, sondern in dem Wissen, dass die Kinder auf diese Weise wenigstens etwas zu essen bekamen.

In diesem Chaos aus Kinderprostitution, Bettlern, Taschendieben und Schlimmerem war

Sienna plötzlich wie gelähmt. Überall sah sie, wie Menschen nur noch von ihrem Überlebensinstinkt getrieben wurden. *Wenn wir verzweifelt sind, werden wir zu Tieren.*

Dann kehrten die Depressionen zurück. Mit einem Mal sah Sienna die Menschheit als das, was sie wirklich war: eine Spezies am Rand des Abgrunds.

Ich habe mich geirrt, dachte sie. Ich kann die Welt nicht retten. Sie begann zu rennen.

Wie eine Wahnsinnige jagte sie durch die Straßen Manilas und bahnte sich einen Weg durch die Menschenmassen. Sie musste hier raus. Sie brauchte Luft.

Ich werde von menschlichem Fleisch erstickt!

Und während sie lief, spürte sie wieder die Blicke. Sie gehörte nicht länger zu der Welt ringsum. Sie war groß, hellhäutig und blond. Die Männer starrten sie an, als wäre sie nackt.

Als ihre Beine schließlich müde wurden, hatte

sie keine Ahnung, wie weit sie gelaufen war oder wohin. Sie wischte sich Tränen und Dreck aus den Augen und sah, dass sie in einer Art Barackensiedlung stand, in einer Stadt aus altem Metallschrott, Pappe und Wellblech. Überall heulten Babys, und es stank nach menschlichen Exkrementen.

Ich bin durch das Tor zur Hölle gerannt.

»Turista«, schnaubte eine Stimme hinter ihr.

»Magkano?« Wie viel?

Sienna fuhr herum und sah drei junge Männer auf sich zukommen wie gierige Wölfe. Sie wusste sofort, dass sie in Gefahr schwebte, und versuchte zurückzuweichen, doch die Kerle trieben sie in die Enge.

Sienna schrie um Hilfe, aber niemand reagierte. Wenige Meter entfernt saß eine alte Frau auf einem Reifen und schnitt mit einer rostigen Klinge den Schimmel von einer Zwiebel. Die Frau hob nicht einmal den Kopf, als Sienna schrie.

Als die Männer Sienna packten und in einen kleinen Verschlag zerrten, wusste sie ganz genau, was als nächstes geschehen würde. Die Angst drohte sie zu verschlingen. Mit aller Kraft setzte sie sich zur Wehr, doch die Männer waren stark und drückten sie auf eine alte, schmutzige Matratze.

Sie rissen ihr die Bluse auf und krallten sich in ihre weiche Haut. Als Sienna erneut um Hilfe schrie, stopften sie ihr ein zerrissenes Hemd so tief in den Rachen, dass sie zu ersticken glaubte. Dann drehten sie sie auf den Bauch und drückten ihr Gesicht in die stinkende Matratze.

Sienna Brooks hatte stets Mitleid für all die armen, unwissenden Seelen empfunden, die glaubten, man könne Gott im großen Leid dieser Welt erblicken. Nun betete auch sie ... Sie betete voller Inbrunst.

Lieber Gott, bewahre mich vor dem Bösen.
Und noch während sie betete, hörte sie die

Männer lachen. Sie begrabschten sie mit ihren schmutzigen Händen und rissen ihr die Jeans von den strampelnden Beinen. Einer von ihnen stieg auf Siennas Rücken. Er schwitzte und war schwer, und sein Schweiß troff auf ihre Haut.

Ich bin noch Jungfrau, dachte Sienna. *Und das wird mein erstes Mal.*

Plötzlich sprang der Mann von ihr herunter, und das spöttische Lachen wich schmerzerfüllten Angstschreien. Der warme Schweiß, der über Siennas Rücken rann, verfärbte sich plötzlich rot.

Als Sienna sich umdrehte, sah sie die alte Frau, die mit der halbgeschälten Zwiebel in der einen und dem rostigen Messer in der anderen Hand über Siennas Angreifer stand. Der Mann blutete stark aus einer Wunde am Rücken.

Die alte Frau funkelte die anderen Männer drohend an und fuchtelte mit ihrem blutigen Messer herum, bis die drei schließlich verschwanden.

Wortlos half die alte Frau Sienna beim

Aufsammeln ihrer Sachen und beim Anziehen.

»*Salamat*«, flüsterte Sienna mit tränenerstickter Stimme. »Danke.«

Die alte Frau tippte sich ans Ohr und gab ihr auf diese Weise zu verstehen, dass sie taub war.

Sienna faltete die Hände, schloss die Augen und senkte den Kopf zum Zeichen des Respekts. Als sie die Augen wieder öffnete, war die Frau verschwunden.

Sienna verließ die Philippinen sofort, ohne sich von den anderen Mitgliedern ihrer Gruppe zu verabschieden. Sie erzählte nie jemandem, was ihr widerfahren war. Anfangs glaubte sie noch, die Erinnerung an das Erlebte würde irgendwann verblassen, wenn sie sie immer wieder verdrängte. Doch das schien alles nur noch schlimmer zu machen. Noch Monate später wurde sie von Alpträumen geplagt. Sie fühlte sich nirgends mehr sicher. Sienna betrieb Kampfsport und erlernte schnell die tödliche Kunst des *Dim Mak*; trotzdem

blieb das quälende Gefühl allgegenwärtiger Gefahr.

Ihre Depressionen waren inzwischen schlimmer denn je, und bald fand sie überhaupt keinen Schlaf mehr. Jedes Mal, wenn sie sich die Haare kämmte, fielen große Büschel aus. Zu ihrem Entsetzen war sie binnen weniger Wochen halb kahl. Sie zeigte Symptome, die sie selbst als psychisch bedingten Haarausfall diagnostizierte. Stress war die Ursache dafür, und die einzige Heilung bestand in der *Vermeidung* von Stress. Doch jedes Mal, wenn Sienna in den Spiegel blickte, sah sie ihren kahlen Kopf, und ihr Herz raste.

Ich sehe aus wie eine alte Frau!

Schließlich blieb ihr keine andere Wahl, als sich den Kopf kahl zu rasieren. Jetzt sah sie zumindest nicht mehr alt aus, sondern nur noch krank. Doch sie wollte nicht wie eine Krebspatientin aussehen; also kaufte sie sich eine Perücke, band sich das blonde Kunsthaar zu einem

Pferdeschwanz und sah wenigstens wieder halbwegs so aus wie früher.

Doch im Inneren hatte Sienna Brooks sich verändert.

Ich bin beschädigte Ware.

In dem verzweifelten Bemühen, ihr altes Leben hinter sich zu lassen, reiste sie nach Amerika und studierte Medizin. Sie hatte schon immer ein Interesse für Medizin gehabt. Vielleicht würde sie sich endlich wieder nützlich fühlen, wenn sie erst einmal Ärztin war. Sie wollte einfach nur *irgendetwas* tun, um den Schmerz dieser leidenden Welt zu lindern.

Trotz des umfangreichen Lernstoffs fiel ihr das Studium leicht, und während ihre Kommilitonen auch noch abends lernten, nahm Sienna einen Nebenjob als Schauspielerin an, um sich etwas hinzuzuverdienen. Es war zwar kein Shakespeare, doch dank ihrer Begabung kam ihr die Schauspielerei nicht wie Arbeit vor. Das Theater

war im Gegenteil eine Zuflucht für Sienna. Dort konnte sie vergessen, wer sie war und *jemand anderes* sein.

Egal wer.

Seit sie sprechen konnte, war Sienna auf der Flucht vor sich selbst gewesen. Schon als Kind hatte sie ihren eigentlichen Vornamen abgelegt, Felicity, und sich stattdessen für ihren zweiten Namen entschieden, Sienna. Felicity hieß übersetzt ›die Glückliche‹, und glücklich war sie ganz und gar nicht.

Konzentrier dich nicht so sehr auf deine eigenen Probleme, ermahnte sie sich. *Konzentrier dich stattdessen auf die Probleme der Welt.*

Seit ihrer Panikattacke in den überfüllten Straßen Manilas bereitete ihr die Bevölkerungsexplosion auf der Welt Sorge. In diesem Zusammenhang stieß sie auf die Schriften von Bertrand Zobrist, einem Gentechniker, der eine Reihe äußerst kontroverser Thesen zur

Überbevölkerung veröffentlicht hatte.

Er ist ein Genie, erkannte Sienna, als sie seine Arbeiten las. Nie zuvor hatte sie so von einem anderen Menschen gedacht. Je mehr sie von Zobrist las, desto stärker wurde das Gefühl, es mit einem Seelenverwandten zu tun zu haben. Sein Artikel »Du kannst die Welt nicht retten« erinnerte Sienna daran, was man ihr als Kind stets gesagt hatte ... und doch glaubte Zobrist genau das Gegenteil.

Du KANNST die Welt retten, schrieb Zobrist. Wenn nicht du, wer dann? Wenn nicht jetzt, wann sonst?

Sienna studierte Zobrists Gleichungen und las seine Vorhersagen einer malthusianischen Katastrophe und des unmittelbar bevorstehenden Endes der menschlichen Spezies. Sie liebte seine hochwissenschaftlichen Spekulationen, merkte aber auch, dass ihr Stresslevel stieg, wenn sie in die Zukunft sah ... die *mathematisch garantierte*

Zukunft ... so offensichtlich ... unvermeidlich ...

Warum sieht das keiner kommen?

Obwohl ihr Zobrists Ideen Angst machten, war Sienna von ihm geradezu besessen. Sie sah sich Videos seiner Vorlesungen an und las alles, was er je geschrieben hatte. Als Sienna hörte, dass er einen Vortrag in den Vereinigten Staaten halten würde, wusste sie, dass sie dorthin fahren musste. Wie sich herausstellte, war dies der Abend, an dem sich ihre Welt veränderte.

Ein Lächeln erstrahlte auf ihrem Gesicht, ein seltener Augenblick des Glücks, als sie an diesen magischen Abend zurückdachte. Erst vor wenigen Stunden – im Zug mit Langdon und Ferris – hatte sie sich schon einmal an diesen Abend erinnert.

Chicago. Der Blizzard.

Januar vor sechs Jahren ... aber es fühlt sich wie gestern an. Ich stapfe durch die Schneewehen der windgepeitschten Magnificent Mile. Ich habe den Kragen hochgeklappt. Aber auch die Kälte

*wird mich nicht von meinem Ziel fernhalten.
Heute habe ich die Chance, den großen Bertrand
Zobrist zu hören ... persönlich.*

*Der Saal ist fast leer, als Zobrist die Bühne
betritt. Er ist groß ... so groß. Und hat leuchtend
grüne Augen, in denen alle Myssterien der Welt
versunken scheinen.*

*»Zur Hölle mit dem leeren Auditorium«, sagt
er. »Gehen wir in die Bar.«*

*Und dann sind wir da, eine Handvoll von uns,
in einer ruhigen Nische, und er spricht von
Genetik, Bevölkerungspolitik und seiner neuesten
Leidenschaft: dem Transhumanismus.*

*Alkohol fließt, und ich habe das Gefühl, eine
Privataudienz bei einem Rockstar zu haben.
Jedes Mal, wenn Zobrist zu mir herübersieht,
lösen seine grünen Augen ein unerwartetes
Gefühl in mir aus: sexuelle Anziehung.*

*Das ist völlig neu für mich.
Und dann sind wir allein.*

»Danke für diesen Abend«, sage ich zu ihm.
Ich bin ein wenig beschwipst. »Sie sind ein
fantastischer Lehrer.«

»Schmeichelei?« Zobrist lächelt, beugt sich
näher zu mir, und unsere Beine berühren sich.
»Mit Schmeichelei erreichen Sie alles.«

Dieser Flirt ist unangemessen, aber es ist eine
verschneite Nacht in einem einsamen Hotel in
Chicago, und es fühlt sich an, als hätte die Welt
aufgehört, sich zu drehen.

»Und? Was denken Sie?«, fragt Zobrist.
»Nehmen wir noch einen Schlummertrunk auf
meinem Zimmer?«

Ich bin wie erstarrt, und ich weiß, dass ich
aussehe wie ein Reh im Scheinwerferlicht.

Ich weiß nicht, wie das geht!

Zobrist zwinkert freundlich. »Lassen Sie mich
raten«, flüstert er. »Sie waren noch nie mit einem
berühmten Mann zusammen.«

Ich spüre, wie ich erröte, und ich kämpfe

gegen eine Woge von Gefühlen an: Verlegenheit, Aufregung, Angst. »Um ehrlich zu sein«, sage ich zu ihm, »war ich noch nie mit einem Mann zusammen.«

Zobrist lächelt und rückt näher. »Ich bin zwar nicht sicher, worauf Sie ... worauf du gewartet hast, aber bitte, lass mich der Erste sein.«

In diesem Augenblick verschwinden all die sexuellen Ängste und Frustrationen meiner Jugend ... sie lösen sich auf in der verschneiten Nacht.

Dann liege ich nackt in seinen Armen.

»Entspann dich, Sienna«, flüstert er. Seine erfahrenen Hände rufen Gefühle in mir hervor, die völlig neu sind für meinen unerfahrenen Körper.

In Zobrists schützenden Armen habe ich endlich das Gefühl, dass alles in Ordnung ist, und ich weiß, dass mein Leben von nun an einen Sinn hat.

Ich habe die Liebe gefunden.

Und ich werde ihr überallhin folgen.

Auf dem Oberdeck der *Mendacium* krallte Langdon sich an die Reling aus poliertem Teakholz, während er mit seinen weichen Knien kämpfte und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Die Seeluft war abgekühlt, und das Dröhnen der tieffliegenden Passagiermaschinen verriet ihm, dass sie sich dem Flughafen von Venedig näherten.

Es gibt ein paar Dinge, die ich Ihnen über Miss Brooks erzählen muss.

Der Provost und Dr. Sinskey standen neben Langdon an der Reling und schwiegen. Sie behielten ihn aufmerksam im Auge und gaben ihm

Zeit, sich zu sammeln. Was sie ihm eben eröffnet hatten, war nicht leicht zu verdauen. Es hatte ihn so aufgeregt, dass Sinskey ihn an die frische Luft gebracht hatte.

Die Meeresbrise war zwar belebend, doch sie half Langdon nicht sonderlich dabei, einen klaren Gedanken zu fassen. Leeren Blickes stierte er auf das Kielwasser des Schiffes und suchte nach einem Fetzen Logik in dem, was er soeben gehört hatte.

Nach den Worten des Provosts waren Sienna Brooks und Bertrand Zobrist schon seit Langem ein Liebespaar. Gemeinsam waren sie in einer Art transhumanistischen Untergrundzelle aktiv. Siennas voller Name lautete Felicity Sienna Brooks, doch sie war auch unter dem Namen FS-2080 bekannt ... ein Code, der etwas mit ihren Initialen und dem Jahr zu tun hatte, in dem sie hundert werden würde.

Das alles ergibt einfach keinen Sinn!

»Ich habe Sienna Brooks unter ganz anderen

Umständen kennengelernt«, hatte der Provost Langdon erzählt. »Ich habe ihr vertraut. Als sie letztes Jahr zu mir kam und mich bat, mich mit einem potenziellen, wohlhabenden Klienten zu treffen, habe ich zugestimmt. Dieser Klient war Bertrand Zobrist. Er beauftragte das Konsortium, ihn abzuschirmen, damit er unbemerkt an seinem ›Meisterwerk‹ arbeiten konnte. Ich nahm an, er forschte an einer neuen Technologie und hatte Angst vor Produktpiraterie ... oder vielleicht führte er Genexperimente durch, die nicht im Einklang mit den Regularien der WHO standen. Ich stellte keine Fragen, aber glauben Sie mir: Ich habe nie auch nur den Hauch eines Verdachts gehegt, er könnte an einem Pathogen forschen.«

Langdon hatte nur verwirrt genickt.

»Zobrist war ein Dante-Fanatiker«, fuhr der Provost fort. »Deshalb hat er sich auch Florenz als Versteck ausgesucht. Meine Organisation hat ihn mit allem versorgt: mit einem Geheimlabor in

seiner Wohnung, mehreren Decknamen sowie den dazugehörigen Papieren und sicheren Kommunikationsmitteln. Zobrist brauchte weder eigene Kreditkarten, noch trat er öffentlich in Erscheinung. Er war unmöglich aufzuspüren. Wir haben ihm sogar Verkleidungen besorgt, damit er unerkannt reisen konnte.« Er zögerte. »Das hat er offenbar auch getan, als er diesen Plastikbeutel deponiert hat.«

Sinskey atmete tief durch. Sie bemühte sich gar nicht erst, ihre Frustration zu verbergen. »Seit einem Jahr versucht die WHO, ihn zu finden. Er war wie vom Erdboden verschluckt.«

»Er hat sich sogar vor Sienna versteckt«, sagte der Provost.

»*Was?*« Langdon hob den Blick. »Haben Sie nicht eben gesagt, die beiden seien ein Liebespaar gewesen?«

»Waren sie auch, aber als er untertauchte, beendete er die Beziehung zu ihr. Sienna war zwar

diejenige, die ihn uns empfohlen hat, aber den Vertrag habe ich nur mit Zobrist abgeschlossen. Unsere Vereinbarung garantierte ihm *absolute* Abschirmung. *Niemand* sollte ihn mehr finden können, Sienna eingeschlossen. Nach seinem Abtauchen hat er ihr offenbar einen Abschiedsbrief geschrieben und ihr darin mitgeteilt, er leide unter einer unheilbaren Krankheit und hätte kein Jahr mehr zu leben. Er wollte, dass sie ihn so im Gedächtnis behält, wie er war.«

Zobrist hat Sienna sitzengelassen?

»Sienna hat versucht, mich zu kontaktieren«, sagte der Provost. »Ich habe ihre Anrufe abgewiesen. Ich musste die Wünsche meines Klienten respektieren.«

»Vor zwei Wochen«, berichtete Sinskey, »hat Zobrist in einer Florenzer Bank ein anonymes Schließfach eingerichtet. Kurz darauf wurde eines unserer Teams vor Ort alarmiert. Die neue Gesichtserkennungssoftware im

Überwachungssystem der Bank hatte den verkleideten Mann als Bertrand Zobrist identifiziert. Daraufhin schickte ich Brüders Team nach Florenz. Es dauerte eine Woche, Zobrists Unterschlupf zu finden, doch er hatte ihn bereits aufgegeben. Wir fanden Beweise dafür, dass er an einem hochansteckenden Pathogen arbeitete, das er anderswo versteckt haben musste.«

Sinskey sah Langdon an. »Wir haben verzweifelt versucht, ihn zu finden. Am nächsten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, entdeckten wir ihn dann am Arno und nahmen sofort die Verfolgung auf. Er ist schließlich auf den Badia-Turm geflohen und in den Tod gesprungen.«

»Das hatte er vielleicht ohnehin vor«, warf der Provost ein. »Er war fest davon überzeugt, dass er nicht mehr lange zu leben hatte.«

»Wie es aussieht«, fuhr Sinskey fort, »hat auch Sienna nach ihm gesucht. Irgendwie hat sie herausgefunden, dass wir nach Florenz gekommen

sind, und sich an unsere Fersen geheftet – in der Hoffnung, wir könnten sie zu ihm führen.

Tragischerweise ist sie genau in dem Moment aufgetaucht, als Zobrist gesprungen ist.« Sinskey seufzte. »Es muss traumatisch für sie gewesen sein, ihren Geliebten und Mentor in den Tod stürzen zu sehen.«

Übelkeit stieg in Langdon auf. Er war kaum imstande zu verarbeiten, was man ihm da erzählte. Sienna war der einzige Mensch in diesem ganzen Durcheinander gewesen, dem er vertraut hatte. Und jetzt sagten ihm diese Leute, dass sie nicht die war, für die er sie gehalten hatte. Doch ganz gleich, was sie sagten, Langdon wollte nicht glauben, dass Sienna Zobrists Plan toleriert hatte, eine tödliche Krankheit auf die Menschheit loszulassen.

Oder?

Würden Sie die Hälfte der Weltbevölkerung töten, um unsere Spezies vor dem Aussterben zu bewahren?, hatte Sienna ihn gefragt.

Langdon lief ein Schauer über den Rücken.

»Nach Zobrists Tod«, erklärte Sinskey, »habe ich meinen Einfluss geltend gemacht und die Bank gezwungen, Zobrists Schließfach zu öffnen, das ironischerweise einen an mich adressierten Brief enthielt ... zusammen mit einem seltsamen, kleinen Gerät.«

»Der Miniaturprojektor«, vermutete Langdon.

»Genau. In Zobrists Brief stand, ich solle die Erste sein, die seinen Ground Zero sieht, aber ohne die *Karte der Hölle* würde niemand diesen Ort finden.«

Langdon rief sich das modifizierte Botticelli-Gemälde ins Gedächtnis zurück, das der winzige Projektor ihm gezeigt hatte.

Der Provost räusperte sich. »Zobrist hatte mich angewiesen, den Inhalt des Bankschließfachs an Dr. Sinskey zu überstellen, aber erst *morgen Früh*. Aber da Dr. Sinskey eher in den Besitz des Inhalts gelangt ist, sind wir in Panik geraten und haben

gehandelt. Gemäß der Anweisungen unseres Auftraggebers versuchten wir, den Schließfachinhalt zurückzuholen.«

Sinskey blickte Langdon an. »Ich hätte die Karte niemals rechtzeitig enträtseln können, also bat ich Sie um Hilfe. Erinnern Sie sich *jetzt* an irgendwas?«

Langdon schüttelte den Kopf.

»Wir haben Sie still und heimlich nach Florenz geflogen, wo Sie sich mit jemandem verabredet hatten, der Ihnen helfen sollte.«

Ignazio Busoni.

»Und gestern Abend haben Sie sich mit dieser Person getroffen«, fuhr Sinskey fort. »Kurz darauf sind Sie verschwunden. Wir dachten, Ihnen sei etwas zugestoßen.«

»Und es ist Ihnen tatsächlich etwas zugestoßen«, fügte der Provost hinzu. »Eine meiner Agentinnen, Vayentha, hatte den Auftrag, den Projektor zurückzuholen. Sie hat Sie vom

Flughafen aus verfolgt und irgendwo in der Nähe der Piazza della Signoria aus den Augen verloren.« Er verzog das Gesicht. »Sie zu verlieren, war ein kritischer Fehler. Vayentha hatte tatsächlich den Nerv, einer Taube die Schuld daran zu geben.«

»Wie bitte?«

»Einer gurrenden Taube. Vayenthass Bericht zufolge befand sie sich in einer perfekten Position für die Beschattung. Sie hat Sie aus einer dunklen Nische heraus beobachtet, als eine Touristengruppe vorbeikam. Sie sagte, über ihr habe eine Taube laut an einem Fenster gegurrt, und die Touristen seien stehenglieben und hätten ihr das Blickfeld versperrt. Als Vayentha aus der Nische trat, waren Sie schon weg.« Angewidert schüttelte er den Kopf. »Wie auch immer, sie hat Sie für mehrere Stunden aus den Augen verloren. Schließlich hat sie Sie wiedergefunden, allerdings in Gesellschaft eines anderen Mannes.«

Ignazio, dachte Langdon. Wir beide müssen gerade mit der Maske aus dem Palazzo Vecchio gekommen sein.

»Vayentha hat Sie beide in Richtung Piazza delle Signoria verfolgt, aber Sie haben sie bemerkt und sind in unterschiedliche Richtungen geflohen.«

Das ergibt Sinn, dachte Langdon. Ignazio ist mit der Maske weggerannt und hat sie im Baptisterium versteckt, bevor er den Herzinfarkt erlitten hat.

»Und dann beging Vayentha einen furchtbaren Fehler«, sagte der Provost.

»Sie hat mich niedergeschossen?«

»Nein. Sie hat sich zu früh zu erkennen gegeben. Sie hat Sie verhört, bevor Sie wirklich etwas wussten. Wir mussten herausfinden, ob Sie die Karte bereits entschlüsselt oder Dr. Sinskeys Fragen beantwortet hatten. Sie weigerten sich, irgendetwas zu verraten. Sie sagten, Sie würden eher sterben.«

Ich war auf der Suche nach einem tödlichen Seuchenerreger! Vermutlich habe ich euch für Söldner gehalten, die sich in den Besitz einer biologischen Waffe bringen wollten!

Die gewaltigen Schiffsmaschinen dröhnten auf, und die Yacht verlor an Fahrt, während sie sich dem Verladedock des Flughafens näherte. In der Ferne entdeckte Langdon den unscheinbaren Rumpf einer C-130, die soeben betankt wurde. WORLD HEALTH ORGANIZATION stand auf der Seite zu lesen.

In diesem Moment trat Agent Brüder zu ihnen. Er wirkte angespannt. »Wir sind das einzige qualifizierte Team in fünf Stunden Umkreis. Das heißt, wir sind auf uns allein gestellt.«

Sinskey ließ die Schultern hängen. »Haben Sie die Behörden vor Ort kontaktiert?«

Brüder blickte misstrauisch drein. »Noch nicht. Ich würde empfehlen, noch ein wenig zu warten. Wir kennen im Moment noch nicht den exakten

Zielort; also könnten die Behörden ohnehin nichts tun. Außerdem übersteigt eine derartige Operation ihre Qualifikation bei weitem. Es besteht die Gefahr, dass sie mehr Schaden anrichten, als wir wieder gutmachen können.«

»*Primum non nocere*«, flüsterte Sinskey und nickte. Das war einer der fundamentalen Grundsätze medizinischer Ethik: *Zuerst einmal nicht schaden*.

»Nicht zu vergessen«, fuhr Brüder fort, »Sienna Brooks ist nach wie vor von unserem Radar verschwunden.« Er sah zum Provost. »Wissen Sie, ob Brooks Kontakte in Venedig hat, die ihr helfen könnten?«

»Überraschen würde es mich nicht«, antwortete der Provost. »Zobrist hatte überall seine Jünger. Wie ich Sienna kenne, wird sie jedes erdenkliche Mittel ausnutzen, um ihr Ziel zu erreichen.«

»Sie darf Venedig nicht verlassen«, ermahnte Sinskey ihn. »Wir haben keine Ahnung, in welchem

Zustand sich der Solublon-Behälter derzeit befindet. Vermutlich platzt das Ding bei der kleinsten Berührung.«

Es folgte ein langes Schweigen, als allen der Ernst der Lage bewusst wurde.

»Ich fürchte, ich habe noch mehr schlechte Neuigkeiten«, meldete sich Langdon zu Wort. »Das vergoldete Mouseion der Heiligen Weisheit.« Er zögerte. »Sienna weiß, wo es ist. Sie *weiß*, wohin wir gehen.«

»*Was?*«, rief Sinskey erschrocken. »Sie haben doch gesagt, Sie hätten keine Gelegenheit mehr gehabt, Sienna zu erzählen, was Sie herausgefunden haben? Ich dachte, Sie hätten ihr nur verraten, dass Sie im falschen Land sind.«

»Das stimmt«, bestätigte Langdon. »Aber sie wusste, dass wir nach dem Grab von Enrico Dandolo suchen. Ein Blick ins Netz reicht, und sie weiß, wo das ist. Und wenn sie Dandolos Grab erst gefunden hat ... dann kann dieser

wasserlösliche Behälter nicht mehr weit entfernt sein. In dem Gedicht heißt es, man soll dem Geräusch tropfenden Wassers zum Versunkenen Palast folgen.«

»Verdammt!«, platzte Brüder heraus, und er stürmte davon.

»Sie kann nicht vor uns dort sein«, sagte der Provost. »Wir haben einen Vorsprung.«

Sinskey seufzte. »Da wäre ich mir nicht so sicher. Unser Transportflugzeug ist nicht gerade schnell, und Sienna Brooks ist äußerst einfallsreich.«

Als die *Mendacium* anlegte, starrte Langdon nervös zu der schwerfälligen C-130 auf dem Rollfeld. In seinen Augen wirkte sie plump und schwerfällig, und sie hatte keine Fenster. *In dem Ding war ich schon mal?* Langdon erinnerte sich an nichts.

Er wusste nicht, ob es am Schaukeln der anlegenden Yacht lag, an seiner Angst vor dem

fensterlosen Flugzeug oder seiner Amnesie – doch ihm wurde plötzlich furchtbar schlecht.

Er drehte sich zu Sinskey um. »Ich glaube, ich bin nicht in der Verfassung für einen Flug.«

»Ihnen fehlt nichts«, erwiderte Sinskey. »Aber ich verstehe schon. Sie haben heute eine Menge durchgemacht, und in ihrem Kreislauf sind noch all die Toxine ...«

»Toxine?« Langdon wich einen Schritt zurück. »Was für Toxine?«

Sinskey wich seinem Blick aus. Offenbar hatte sie sich verplappert. »Es tut mir leid, Professor. Ich habe eben erfahren, dass Sie unter mehr leiden als einer einfachen Kopfverletzung.«

Angst stieg in Langdon auf, und vor seinem geistigen Auge sah er wieder Ferris' Zusammenbruch im Markusdom. Seine verfärbte Brust.

»Was stimmt denn nicht mit mir?«

Sinskey zögerte, als wisse sie nicht so recht,

was sie antworten sollte. »Sehen wir erst einmal zu, dass wir Sie ins Flugzeug bekommen.«

Östlich der spektakulären Frarikirche liegt das Atelier Pietro Longhi, das schon seit je zu den bedeutendsten Kostümschneidereien Venedigs zählt. Hier gibt es historische Kostüme aus allen Epochen, Perücken und Accessoires. Zur langen Kundenliste gehören Filmgesellschaften, verschiedene Theater und einflussreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die sich hier für die extravagantesten Karnevalsballen einkleiden.

Der Verkäufer wollte den Laden soeben für den Tag schließen, als die Glocke der Eingangstür läutete. Er hob den Blick und sah eine attraktive

Frau mit blondem Pferdeschwanz. Sie war vollkommen außer Atem, als wäre sie meilenweit gerannt, und ihre braunen Augen funkelten wild und verzweifelt.

»Ich will mit Giorgio Venci sprechen«, keuchte sie.

Wollen wir das nicht alle?, dachte der Verkäufer. Aber das große Genie bekommt niemand zu sehen.

Giorgio Venci, der Chefdesigner des Ateliers, ließ seine Magie stets hinter den Kulissen wirken. Nur selten sprach er mit Kunden und nie ohne vorherige Anmeldung. Giorgio war wohlhabend und einflussreich, und so nahm ihm niemand seine Eigenheiten übel, auch nicht sein Bedürfnis nach Zurückgezogenheit. Er aß allein, flog allein, und ständig beschwerte er sich über die wachsende Zahl an Touristen in Venedig.

»Tut mir leid«, sagte der Verkäufer und setzte ein einstudiertes Lächeln auf. »Ich fürchte, Signore

Venci ist nicht hier. Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?«

»Giorgio *ist* hier«, widersprach die Frau selbstbewusst. »Er ist oben in seiner Wohnung. Ich habe Licht bei ihm gesehen. Ich bin eine Freundin. Das ist ein Notfall.«

Die Frau wirkte äußerst angespannt. *Eine Freundin? Das behauptest du.* »Wen darf ich ihm denn melden?«

Die Frau nahm ein Blatt Papier vom Tresen und kritzelte einige Buchstaben und Zahlen darauf.

»Geben Sie ihm das einfach«, sagte sie und reichte dem Verkäufer das Blatt. »Und bitte, beeilen Sie sich. Ich habe nicht viel Zeit.«

Zögernd stieg der Mann die Treppe hinauf, betrat den dahinterliegenden Raum und legte den Zettel auf den langen Tisch, an dem Giorgio an seiner Nähmaschine saß.

»Signore«, flüsterte der Verkäufer. »Da ist jemand für Sie. Eine Frau. Sie sagt, es sei ein

Notfall.«

Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, nahm Giorgio den Zettel entgegen und las ihn.

Schlagartig verlangsamte sich das Rattern der Nähmaschine, dann stand sie still.

»Schicken Sie die Frau sofort herauf«, befahl Giorgio und zerriss das Papier in winzige Fetzen.

Die plumpe C-130 befand sich noch im Steigflug, als sie nach Südosten abdrehte und über die Adria jagte. An Bord fühlte Robert Langdon sich eingengt und derangiert zugleich: die fensterlose Kabine setzte ihm zu, und die vielen offenen Fragen verwirrten ihn.

Ich habe eben erfahren, hatte Sinskey zu ihm gesagt, *dass Sie unter mehr leiden als einer einfachen Kopfverletzung.*

Langdons Puls beschleunigte sich, als er sich ausmalte, was sie ihm noch zu sagen hätte. Im Augenblick entwickelte Sinskey mit ihrem SRS-Team neue Strategien. Ein Stück weiter

telefonierte Brüder mit der italienischen Polizei und arrangierte die Fahndung nach Sienna Brooks.

Sienna ...

Langdon verstand noch immer nicht, warum Sienna in die ganze Sache verstrickt sein sollte. Als die C-130 ihre Reiseflughöhe erreichte und in den Horizontalflug überging, nahm der kleine Mann, der sich Provost nannte, Langdon gegenüber Platz. Er verschränkte die Finger unter dem Kinn. »Dr. Sinskey hat mich gebeten, Sie über alles aufzuklären.«

Langdon hatte nicht die geringste Ahnung, wie dieser Mann dem Chaos auch nur einen Hauch von Sinn verleihen wollte.

»Wie vorhin bereits angedeutet«, sagte der Provost, »fing der ganze Ärger damit an, dass meine Agentin Vayentha Sie zu früh verhört hat. Wir wussten weder, wie viel Sie schon herausgefunden hatten, noch, ob Sie diese Information schon mit Dr. Sinskey geteilt hatten.

Unser Auftrag lautete, unter allen Umständen zu verhindern, dass Sinskey unseren Klienten findet und dessen Arbeit konfisziert oder vernichtet. Daher mussten wir schneller sein als sie und dafür sorgen, dass *Sie* für *uns* arbeiten anstatt für Sinskey.« Der Provost verstummte und legte die Fingerspitzen aneinander. »Dummerweise hatten wir unsere Karten bereits auf den Tisch gelegt ... und Sie haben uns nicht vertraut.«

»Und deshalb haben Sie versucht, mich zu ermorden?«, platzte Langdon heraus.

»Wir hatten einen Plan entwickelt, Ihr Vertrauen zu gewinnen.«

Langdon war nach wie vor verwirrt. »Wie wollten Sie das denn anstellen? Besonders nachdem Sie mich entführt und verhört hatten?«

Verlegen schlug der Provost die Beine übereinander. »Professor, haben Sie schon einmal von Benzodiazepinen gehört?«

Langdon schüttelte den Kopf.

»Das sind moderne Pharmaka, die unter anderem zur Behandlung von posttraumatischen Stresssymptomen eingesetzt werden. Wie Sie vielleicht wissen, können nach einem traumatischen Erlebnis wie einem Autounfall oder einem sexuellen Übergriff psychische Langzeitschäden entstehen. Durch den Einsatz von Benzodiazepinen ist die Neurologie heutzutage in der Lage, diese Schäden zu verhindern.«

Langdon hörte schweigend zu. Er hatte nicht die geringste Ahnung, worauf der Mann hinauswollte.

»Bei der Bildung von Erinnerungen«, fuhr der Provost fort, »werden die Informationen zunächst für achtundvierzig Stunden im Kurzzeitgedächtnis zwischengespeichert, bevor sie ins Langzeitgedächtnis übertragen werden. Durch bestimmte Benzodiazepine kann man das Kurzzeitgedächtnis jederzeit neu *initialisieren* ... Im Grunde *löscht* man die Informationen, ehe sie ins Langzeitgedächtnis übergehen. Verabreicht man

beispielsweise dem Opfer eines Raubüberfalls wenige Stunden nach dem Erlebnis ein Benzodiazepin, wird die Erinnerung an den Vorfall für immer gelöscht und das Trauma verhindert. Der einzige Nachteil ist, dass der Patient nicht nur dieses eine Erlebnis vergisst, sondern die Erinnerung an mehrere Tage seines Lebens verliert.«

Langdon starrte den kleinen Mann ungläubig an. »Sie haben meine Amnesie *künstlich* herbeigeführt?«

Der Provost seufzte verlegen. »Ich fürchte ja. Mit einem Medikament. Das ist nicht gefährlich für Sie. Aber ja, wir haben Ihr Kurzzeitgedächtnis gelöscht.« Er zögerte. »Als Sie besinnungslos waren, haben Sie etwas von einer Seuche gemurmelt. Wir nahmen an, dass es mit dem Bildmaterial des Miniaturprojektors zusammenhing. Wir hätten nicht im Traum daran gedacht, dass Zobrist tatsächlich ein Pathogen

entwickelt haben könnte.« Er verstummte kurz.
»Und Sie haben ständig etwas gemurmelt, das wie
»*Very sorry, very sorry*« klang.«

*Vasari. Das war wahrscheinlich so ziemlich
das Einzige, was ich bis dahin herausgefunden
hatte. Cerca trova.* »Aber ... aber ich dachte,
meine Amnesie sei eine Folge meiner
Kopfverletzung. Irgendjemand hat doch auf mich
geschossen.«

Der Provost schüttelte den Kopf. »Niemand hat
auf Sie geschossen, Professor. Das ist keine
Schussverletzung.«

»*Was?*« Langdon tastete nach den Nähten und
der Schwellung an seinem Hinterkopf. »Was zum
Teufel ist das dann?« Er zeigte dem Provost die
kahl geschorene Stelle mit der Wunde.

»Das gehörte alles zur Illusion. Wir haben
einen kleinen Schnitt in ihre Kopfhaut gemacht und
ihn mit wenigen Stichen genäht. Sie sollten
glauben, dass Sie angegriffen wurden.«

Es gibt keine Schussverletzung?

»Als sie aufgewacht sind«, sagte der Provost, »mussten wir Sie davon überzeugen, dass jemand Sie umbringen will ... und dass Sie in Gefahr schweben.«

»Jemand *hat* versucht, mich umzubringen!«, brüllte Langdon so laut, dass sich alle zu ihm umdrehten. »Ich habe gesehen, wie Dr. Marconi, der Krankenhausarzt, kaltblütig niedergeschossen wurde!«

»Ja, genau. Das haben Sie *gesehen*«, erwiderte der Provost in sachlichem Ton. »Aber das ist nicht *passiert*. Vayentha hat für mich gearbeitet. Sie war die perfekte Agentin für diese Art von Job.«

»Menschen zu töten?«

»Nein«, antwortete der Provost. »Es so *aussehen* zu lassen.«

Langdon starrte den Mann an und dachte daran zurück, wie der bärtige Arzt mit den buschigen Augenbrauen zusammengebrochen war. Das Blut

war ihm aus der Brust geströmt und hatte den Kittel durchtränkt.

»Vayenthass Pistole war mit Platzpatronen geladen«, erklärte der Provost. »Sie hat beim Schuss über Funk eine winzige Sprengladung ausgelöst, die einen Beutel mit Kunstblut auf Marconis Brust zum Platzen brachte. Es geht ihm übrigens sehr gut.«

Langdon schloss die Augen. Ihm war, als hätte ihm jemand mit einem Hammer vor den Kopf geschlagen. »Und ... und das Krankenhauszimmer?«

»Ein ziemlich überstürzt improvisiertes Set«, antwortete der Provost. »Professor, ich weiß, das alles ist schwer zu verdauen. Zum Glück waren Sie benommen, deshalb musste auch nicht alles perfekt sein. Als Sie aufgewacht sind, haben Sie gesehen, was Sie sehen wollten: Krankenhausrequisiten, ein paar Schauspieler und einen choreografierten Überfall.«

In Langdons Kopf drehte sich alles.

»Genau damit verdient das Konsortium sein Geld«, sagte der Provost. »Wir sind sehr gut im Erschaffen von Illusionen.«

»Was ist mit Sienna?«, fragte Langdon und rieb sich die Augen.

»Ich musste eine Entscheidung treffen und habe beschlossen, mit ihr zusammenzuarbeiten. Mein Primärziel war, das Projekt meines Klienten vor Dr. Sinskey zu schützen, und dieses Ziel verfolgte auch Sienna. Um Ihr Vertrauen zu erlangen, hat Sienna Sie vor der ›Attentäterin‹ gerettet und Ihnen zur Flucht verholfen. Das wartende Taxi gehörte ebenfalls zu uns. An der Heckscheibe war eine funkgesteuerte Minisprengladung angebracht, um die Flucht ein wenig dramatischer zu gestalten. Das Taxi brachte Sie dann zu einer Wohnung, die wir kurz zuvor präpariert hatten.«

Siennas spärlich möblierte Wohnung, dachte Langdon. Jetzt verstand er, warum dort alles wie

vom Flohmarkt ausgesehen hatte. Und es war auch kein ›glücklicher Zufall‹ gewesen, dass ihr Nachbar Kleidung in seiner Größe gehabt hatte.

Das alles war nur Schau gewesen.

Selbst der verzweifelte Anruf von Siennas »osteuropäischer« Freundin aus dem Krankenhaus war gespielt gewesen. *Sienna, ist Danikova hier!*

»Als Sie im US-Konsulat angerufen haben«, fuhr der Provost fort, »haben Sie eine Nummer gewählt, die Sienna für Sie herausgesucht hat. Das Telefon zu dieser Nummer befindet sich an Bord der *Mendacium*.«

»Ich habe nie mit dem Konsulat telefoniert ...?«

»Genau.«

Rühren Sie sich nicht von der Stelle, hatte der falsche Konsulatsbeamte ihn angewiesen. *Ich schicke sofort jemanden zu Ihnen*. Und als dann Vayentha aufgetaucht war, hatte Sienna sie natürlich sofort entdeckt und die Illusion perfekt gemacht.

Robert, die Regierung der Vereinigten Staaten hat gerade jemanden geschickt, der Sie töten soll.

Der Provost und seine geheimnisvolle Organisation hatten es tatsächlich geschafft, dass Langdon nicht länger für Sinskey arbeitete, sondern für sie. Die Illusion war in der Tat perfekt gewesen.

Sienna hat mich die ganze Zeit an der Nase herumgeführt, dachte Langdon. Er war eher traurig als wütend. Zwar kannte er sie erst kurze Zeit, trotzdem hatte er bereits eine gewisse Zuneigung für sie entwickelt. Eine Frage fand Langdon besonders beunruhigend: Wie konnte eine so warmherzige und kluge Seele wie Sienna sich mit ganzem Herzen Zobrists Idee verschreiben, das Problem der Überbevölkerung auf so radikale Weise zu lösen?

Das Ende der menschlichen Spezies, hatte sie Langdon gesagt, *steht zweifellos unmittelbar bevor, falls es nicht vorher zu einer dramatischen*

Veränderung kommt ... Die Mathematik ist über jeden Zweifel erhaben.

»Und die Artikel über Sienna?«, fragte Langdon und erinnerte sich an das Theaterprogrammheft und die Berichte über ihren atemberaubend hohen IQ.

»Die sind echt«, antwortete der Provost. »Eine Illusion ist dann am besten, wenn man sie so eng mit der Realität verknüpft wie möglich. Wir hatten nicht viel Zeit, alles vorzubereiten. Siennas Computer und ihre echten persönlichen Daten waren so ziemlich alles, womit wir arbeiten konnten. Allerdings sollten Sie die eigentlich nicht zu sehen bekommen. Sie waren für den Fall gedacht, dass Sie an Siennas Identität gezweifelt hätten.«

»Und ihren Computer hätte ich auch nicht benutzen sollen, korrekt?«, fragte Langdon.

»Ja. Das war letzten Endes der Punkt, an dem wir die Kontrolle verloren haben. Sienna hat nicht damit gerechnet, dass Sinskeys SRS-Team ihre

Wohnung finden würde. Deshalb ist sie in Panik geraten, als die Soldaten kamen. Sie musste improvisieren. Um die Illusion aufrechtzuerhalten, ist sie mit Ihnen auf dem Trike geflohen. Als die ganze Mission aus dem Ruder zu laufen drohte, blieb mir nichts anderes übrig, als Vayentha fallenzulassen. Aber sie hat das Protokoll missachtet und Sie auf eigene Faust weiterverfolgt.«

»Sie hat mich beinahe umgebracht«, sagte Langdon und berichtete vom Showdown unter dem Dach des Palazzo Vecchio, als Vayentha ihre Waffe direkt auf seine Brust gerichtet hatte. *Es tut nur für einen Moment weh ... aber ich habe keine andere Wahl*, hatte sie gesagt. Doch dann hatte Sienna Vayentha über die Brüstung in die Tiefe gestoßen.

Der Provost seufzte und dachte über Langdons Worte nach. »Ich bezweifle, dass Vayentha Sie wirklich töten wollte ... Ihre Waffe war nur mit

Platzpatronen geladen. Mit ›keine andere Wahl‹ hat sie wohl gemeint, dass sie Sie irgendwie wieder unter Kontrolle bringen musste. Stellen Sie sich vor, sie hätte mit einer Platzpatrone auf Sie geschossen. Hätten Sie sich dann nicht gewundert? Vermutlich wollte Vayentha Sie auf diese Weise davon überzeugen, dass sie keine Killerin ist und dass alles nur Illusion war.« Der Provost überlegte kurz und fuhr dann fort: »Was Sienna betrifft, bin ich mir nicht so sicher. Ich weiß nicht, ob sie Vayentha wirklich töten oder nur am Schuss hindern wollte. Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, dass ich Sienna Brooks nie wirklich gekannt habe.«

Ich auch nicht, dachte Langdon. Er erinnerte sich deutlich an Siennas bestürzte Miene, als sie in jenem Moment an der Brüstung gestanden hatte. Nach wie vor glaubte er, dass sie die Agentin mit der Stachelfrisur nicht hatte töten wollen.

Langdon wandte sich ab. Er fühlte sich

vollkommen allein und sehnte sich danach, die Welt unter sich vorbeiziehen zu sehen; doch alles, was er sah, war das nackte Metall des Flugzeugrumpfes.

Ich muss hier raus.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte der Provost und sah Langdon besorgt an.

»Nein«, antwortete Langdon. »Alles andere als gut.«

Er wird es schon überleben, dachte der Provost. Er braucht nur Zeit, das alles zu verarbeiten.

Der amerikanische Professor sah aus, als wäre er gerade von einem Tornado erfasst, durch die Luft gewirbelt und in ein fremdes Land geworfen worden. Er wirkte vollkommen desorientiert.

Wenn das Konsortium Zielpersonen in die Irre führte, erkannten diese Menschen nur selten die Wahrheit hinter den inszenierten Ereignissen. Und wenn doch, dann war der Provost in der Regel zu

weit entfernt, als dass er ihre Reaktion beobachten konnte. Langdons Verwirrung bereitete ihm Gewissensbisse. Außerdem fühlte er sich für die gegenwärtige Krise zumindest *mitverantwortlich*.

*Ich habe den falschen Klienten angenommen:
Bertrand Zobrist.*

Und ich habe der falschen Person vertraut:
Sienna Brooks.

Und jetzt flog der Provost mitten ins Auge des Sturms und begab sich auf die Jagd nach einem Pathogen, das möglicherweise die Welt aus den Angeln heben würde. Selbst wenn er diese Katastrophe überlebte: das Konsortium war in jedem Fall am Ende. Es würde endlose Untersuchungen und Anschuldigungen geben.

Niemand wird mir je wieder vertrauen.

Ich brauche Luft, dachte Robert Langdon. *Ich muss etwas sehen ... irgendwas.*

Er hatte das Gefühl, als würde sich der fensterlose Rumpf immer enger um ihn zusammenziehen. Und die seltsame Geschichte, die er soeben gehört hatte, war seiner geistigen Verfassung auch nicht zuträglich. Er hatte Kopfwahl von den vielen offenen Fragen ... die meisten davon kreisten um Sienna.

Seltsamerweise vermisste er sie.

Sie hat alles nur gespielt, ermahnte er sich. *Mich benutzt.*

Wortlos erhob sich Langdon und ging am

Provost vorbei in den vorderen Teil des Flugzeugs. Durch die offene Cockpittür fiel Sonnenlicht in die Kabine und zog ihn magisch an. Unbemerkt von den Piloten stellte er sich in die Tür und ließ sein Gesicht von der Sonne wärmen. Der weite, offene Raum vor ihm war eine wahre Wohltat. Der klare blaue Himmel sah so friedlich aus ... *so ewig*.

Nichts ist ewig. Langdon konnte noch immer nicht ganz fassen, dass sie vor einer potenziellen Katastrophe standen.

»Professor«, sagte eine leise Stimme hinter ihm.

Langdon wandte sich um ... und wich erschrocken zurück. Vor ihm stand Dr. Ferris. Als Langdon den Mann zum letzten Mal gesehen hatte, hatte er sich auf dem Boden des Markusdoms gewunden und nach Luft geschnappt. Und jetzt lehnte er an einer Flugzeugluke, trug eine Baseballkappe, und sein rosafarbenes Gesicht war

mit einer Zinksalbe eingerieben. Sein gesamter Rumpf war bandagiert, und er atmete flach. Falls Ferris mit dem Pathogen infiziert war, so schien sich zumindest hier an Bord niemand Gedanken über die damit verbundene Ansteckungsgefahr zu machen.

»Sie ... *leben?*«, fragte Langdon und starrte ihn an.

Ferris nickte müde. »Mehr oder weniger.« Das Verhalten des Mannes hatte sich dramatisch verändert. Er wirkte nun wesentlich entspannter.

»Aber ich dachte ...« Langdon hielt inne. »Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.«

Ferris lächelte mitfühlend. »Sie haben heute viele Lügen gehört. Da dachte ich mir, ich nehme mir wenigstens kurz die Zeit, um mich bei Ihnen zu entschuldigen. Wie Sie vielleicht schon vermutet haben, arbeite ich nicht für die WHO, und ich habe Sie auch nie in Cambridge besucht.«

Langdon nickte. Er war zu müde, als dass ihn

jetzt noch etwas überraschen konnte. »Sie arbeiten für den Provost.«

»Ja. Er hat mich geschickt, um Sie und Sienna zu unterstützen und um Ihnen bei der Flucht vor dem SRS-Team zu helfen.«

»Dann haben Sie Ihren Job ja perfekt gemacht.«
Langdon erinnerte sich daran, wie Ferris im Baptisterium aufgetaucht war und ihn davon überzeugt hatte, dass er für die WHO arbeitete. Und dann hatte er Siennas und seine Flucht aus Florenz organisiert. »Vermutlich sind Sie auch kein Arzt.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe diese Rolle nur gespielt. Ich sollte Sienna Brooks dabei helfen, die Illusion so lange aufrechtzuerhalten, bis Sie herausgefunden hätten, wohin die Suche führt. Der Provost wollte unbedingt als Erster vor Ort sein, um Zobrists Arbeit vor Sinskey zu schützen.«

»Und Sie hatten keine Ahnung, dass es sich

dabei um ein Pathogen handelt?«, hakte Langdon nach. Er war noch immer skeptisch, was Ferris' seltsamen Ausschlag und die inneren Blutungen betraf.

»Natürlich nicht! Als Sie das Pathogen zum ersten Mal erwähnten, nahm ich an, Sienna hätte Ihnen die Geschichte nur erzählt, um Sie zu motivieren. Also habe ich einfach mitgespielt. Ich habe uns in den Zug nach Venedig gebracht ... und dann hat sich unsere Mission geändert.«

»Wie das?«

»Der Provost hat Zobrists bizarres Video gesehen.«

Ja, das kann einen ganz schön aus dem Konzept bringen. »Er hat erkannt, dass er es bei Zobrist mit einem Wahnsinnigen zu tun hat?«

»Genau. Der Provost erkannte mit einem Mal, auf was das Konsortium sich eingelassen hatte. Er war entsetzt. Er wollte unverzüglich mit der Person sprechen, die Zobrist am besten kannte: FS-

2080. Er wollte wissen, ob sie über Zobrists Plan informiert war.«

»FS-2080 ... Sie meinen ...«

»Entschuldigung, ich meine Sienna Brooks. FS-2080 war der Codename, den sie sich für diese Operation ausgesucht hat, offenbar irgend so ein Transhumanistending. Der Provost hatte keine Möglichkeit, Sienna zu erreichen, außer durch mich.«

»Der Anruf im Zug«, sagte Langdon. »Ihre ›kranke Mutter‹.«

»Ich konnte den Anruf des Provosts ja wohl kaum in Ihrer Gegenwart annehmen. Er hat mir von dem Video erzählt, und ich war genauso schockiert wie er. Er hoffte, dass Sienna Brooks ebenfalls getäuscht worden war. Doch als ich ihm sagte, dass Sie und Sienna über eine Seuche geredet hätten und die Suche um jeden Preis fortsetzen wollten, wusste er, dass Sienna und Zobrist unter einer Decke steckten. Von dem Augenblick an war

Sienna Brooks der Feind. Ich erhielt den Befehl, ständig über unsere Position in Venedig zu berichten. Er wollte ein Team schicken, um Brooks aus dem Spiel zu nehmen. Agent Brüders Team hätte sie im Dom fast geschnappt, doch sie konnte im letzten Moment fliehen.«

Langdon starrte zu Boden. Vor seinem geistigen Auge sah er Siennas braune Augen, die ihn kurz vor seiner Gefangennahme traurig angesehen hatten.

Es tut mir ja so leid, Robert. Alles tut mir leid.

»Sie ist knallhart«, bemerkte Ferris. »Sie haben vermutlich nicht mitbekommen, wie Sie mich im Dom außer Gefecht gesetzt hat, oder?«

»Außer Gefecht gesetzt?«

»Ja, als die Soldaten gekommen sind, wollte ich nach Ihnen rufen und Sienna verraten. Aber sie hat das wohl geahnt und mir den Handballen gegen die Brust gerammt.«

»Was?«

»Ich habe nicht gewusst, wie mir geschah. Das war irgendein Kampfsporttrick, nehme ich an. Weil ich an der Stelle bereits verletzt war, bin ich vor Schmerz fast bewusstlos geworden. Es hat fünf Minuten gedauert, bis ich wieder Luft bekam. Und ehe sich irgendwelche Zeugen melden konnten, hatte Sienna Sie längst auf den Balkon hinausgezerrt.«

Langdon war wie vor den Kopf gestoßen. Er dachte an die alte Italienerin, die Sienna angebrüllt und sich dabei immer wieder gegen die Brust geschlagen hatte. *L'hai colpito al petto!*

Ich kann nicht!, hatte Sienna erwidert. *Eine Herzmassage würde ihn umbringen! Schauen Sie sich doch nur einmal seine Brust an!*

Als Langdon die Szene innerlich Revue passieren ließ, erkannte er, wie geschickt Sienna improvisiert hatte. Sie hatte das Italienisch der alten Frau clever falsch übersetzt. *L'hai colpito al petto* war keine Aufforderung zu einer

Herzmassage gewesen, sondern der wütende Vorwurf: Du hast ihm gegen die Brust geschlagen!

In all dem Chaos war das Langdon nicht aufgefallen.

Ferris schenkte ihm ein gequältes Lächeln. »Wie Sie vielleicht wissen, ist Sienna Brooks ziemlich klug.«

Langdon nickte. *Ja, das ist mir auch schon aufgefallen.*

»Sinskeys Männer haben mich auf die *Mendacium* gebracht und medizinisch versorgt. Der Provost hat mich gebeten mitzukommen. Ich kann vielleicht bei der Analyse von Siennas Verhalten helfen, schließlich bin ich außer Ihnen der Einzige, der sie etwas näher kennengelernt hat.«

Langdon nickte. Der Ausschlag des Mannes lenkte ihn ab. »Was ist eigentlich mit Ihrem Gesicht?«, fragte er. »Und der Fleck auf Ihrer Brust, das ist doch nicht ...«

»Zobrists Krankheit?« Ferris lachte und schüttelte den Kopf. »Ich weiß ja nicht, was man Ihnen bis jetzt alles erzählt hat, aber ich habe heute gleich die Rolle von *zwei* Ärzten gespielt.«

»Wie bitte?«

»Als ich im Baptisterium aufgetaucht bin, haben Sie mich doch gefragt, woher Sie mich kennen.«

»Stimmt. Sie kamen mir vage bekannt vor. Es waren Ihre Augen, glaube ich. Sie sagten, Sie seien derjenige gewesen, der mich in Cambridge konsultiert hat ...« Langdon hielt inne. »Jetzt weiß ich, dass das nicht stimmt, also ...?«

»Ich kam Ihnen bekannt vor, weil wir uns tatsächlich schon einmal begegnet sind, aber nicht in Cambridge.« Der Mann sah Langdon in die Augen. Der Professor schien ihn nach wie vor nicht zu erkennen. »Ich war der erste Mensch, den Sie gesehen haben, als Sie an diesem Morgen im Krankenhaus aufgewacht sind.«

Langdon dachte an das kleine düstere

Krankenzimmer. Er war wie benebelt gewesen und hatte seine Umgebung nur undeutlich wahrgenommen. Trotzdem: Der erste Mensch, den er gesehen hatte, war ein blasser, älterer Arzt mit buschigen Augenbrauen und Bart gewesen; der Mann hatte nur Italienisch gesprochen.

»Nein, Sie waren nicht der erste«, widersprach er. »Das war Dr. Marconi.«

»*Scusi professore*«, unterbrach ihn Ferris in makellosem Italienisch. »*Ma non si ricorda di me?*« Er zog die Schultern hoch wie ein alter Mann und strich sich über den nicht vorhandenen Bart. »*Sono il dottore Marconi.*«

Vor Staunen stand Langdon der Mund offen. »*Sie waren Dr. Marconi?*«

»Deshalb kamen Ihnen meine Augen später im Baptisterium so bekannt vor. Bis dahin hatte ich noch nie einen falschen Bart und falsche Augenbrauen getragen, deshalb wusste ich nicht, dass ich auf den Klebstoff hochgradig allergisch

reagiere. Meine Wangen, mein Hals und die Region um meine Augenbrauen wurden wund und brannten. Sie haben sicher einen gehörigen Schreck bekommen, als Sie mich gesehen haben ... Schließlich waren Sie ja auf der Jagd nach einem Krankheitserreger.«

Langdon hatte es die Sprache verschlagen. Jetzt erinnerte er sich wieder, dass ›Marconi‹ sich kurz vor dem Überfall den Bart gekratzt hatte.

»Als wäre das nicht schon schlimm genug«, fuhr der Mann fort und deutete auf seine verbundene Brust, »hat sich mitten in unserer kleinen Action-Szene auch noch das Kunstblut-Päckchen verschoben. Ich konnte es in der Hektik nicht mehr zurechtrücken. Als der Sprengsatz zündete, hat mir die kleine Explosion eine Rippe gebrochen und einen dicken Bluterguss beschert. Ich hatte den ganzen Tag Probleme beim Atmen.«

Und ich dachte, er wäre infiziert.

Der Mann atmete tief ein und fuhr vor Schmerz

zusammen. »Ich sollte mich besser ein bisschen ausruhen.« Bevor er sich abwandte, deutete er an Langdon vorbei. »Sie bekommen ohnehin Gesellschaft.«

Langdon drehte sich um und sah Dr. Sinskey durch die Kabine auf sich zukommen. »Professor, da sind Sie ja!«

Die Direktorin der WHO wirkte erschöpft, doch in ihrer Miene zeigte sich ein Ausdruck von Hoffnung. *Sie hat etwas herausgefunden.*

»Tut mir leid, dass ich Sie alleingelassen habe«, sagte Sinskey und trat neben Langdon. »Wir haben alles koordiniert und ein wenig nachgeforscht.« Sie deutete auf die offene Cockpittür. »Wie ich sehe, tanken Sie ein wenig Sonnenlicht, hm?«

Langdon zuckte mit den Schultern. »Ihr Flugzeug braucht Fenster.«

Sinskey lächelte mitfühlend. »Apropos Licht ... Ich hoffe, der Provost hat die komplexen

Zusammenhänge ein wenig erhellen können?«

»Ja. Allerdings hat er mir nichts erzählt, was mich in irgendeiner Weise erfreut hätte.«

»Ich fürchte, ich habe auch keine guten Nachrichten«, erwiderte Sinskey und vergewisserte sich, dass niemand sie hören konnte. »Vertrauen Sie mir«, flüsterte sie. »Das alles wird *ernste* Konsequenzen für ihn und seine Organisation haben. Dafür werde ich sorgen. Im Augenblick müssen wir uns jedoch darauf konzentrieren, den Behälter zu finden, bevor er sich auflöst und das Pathogen freisetzt.«

Oder bevor Sienna ihn findet und den Auflösungsprozess beschleunigt.

»Ich muss mit Ihnen über das Gebäude sprechen, in dem sich Dandolos Grab befindet«, sagte Sinskey.

Seit Langdon ihren genauen Zielort kannte, sah er das prächtige Gebilde schon vor seinem geistigen Auge. Das Mouseion der Heiligen

Weisheit.

Sinskey fuhr fort. »Ich habe soeben etwas Aufregendes erfahren. Wir haben mit einem Historiker vor Ort telefoniert. Er ahnt natürlich nicht, warum wir uns für Dandolos Grab interessieren, aber ich habe ihn gefragt, ob er weiß, was sich *unter* dem Grab befindet. Und jetzt raten Sie mal, was er geantwortet hat.« Sie lächelte. »Wasser.«

Langdon war überrascht. »Wirklich?«

»Ja. Offenbar sind die unteren Etagen des Gebäudes komplett geflutet. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Grundwasserspiegel dort gestiegen, sodass mindestens zwei Ebenen vollgelaufen sind. Der Mann hat mir erzählt, dass es dort alle möglichen Luftaschen und Räume gibt, die nur teilweise unter Wasser stehen.«

Mein Gott. Langdon rief sich Zobrists Video in Erinnerung: die seltsam beleuchtete Kaverne, auf deren moosbewachsenen Wänden die Schatten von

Säulen zu sehen gewesen waren. »Das in dem Video ... Das war einer dieser überfluteten Räume.«

»Genau.«

»Aber ... wie ist Zobrist da runtergekommen?«

Sinskeys Augen funkelten. »Das ist das Erstaunliche. Sie werden es nicht glauben.«

Keine zwei Kilometer von der Küste Venedigs entfernt, auf der schmalen Insel Lido di Venecia, hob in diesem Moment eine schlanke Cessna Citation Mustang von der Landebahn des Flughafens Nicelli ab. Sie stieg in den immer dunkler werdenden Himmel empor.

Der Besitzer des Jets, der prominente Kostümdesigner Giorgio Venci, war nicht an Bord, doch er hatte die Piloten angewiesen, die attraktive junge Passagierin zu fliegen, wohin sie wollte.

Die Nacht war über der alten Hauptstadt des Byzantinischen Reiches hereingebrochen. Überall an den Ufern des Marmarameeres erwachten Flutlichter zum Leben und erhellten eine Skyline aus glitzernden Moscheen und schlanken Minaretten. Es war die Stunde des akşam, und aus Lautsprechern in der gesamten Stadt erschallte der adhān, der Gebetsruf, der mit den Worten endete:

Lā ilvha illā 'llāh.

Es gibt keinen Gott außer Allah.

Während die Gläubigen in die Moschee eilten, kümmerte das den Rest der Stadt wenig.

Ausgelassene Studenten tranken Bier,

Geschäftsleute machten Profit, Händler verkauften Gewürze und Teppiche, und Touristen schauten dem Treiben staunend zu.

Es war eine geteilte Welt, eine Stadt der Gegensätze: religiös – säkular, alt – modern, Ost – West. An der Grenze zwischen Europa und Asien gelegen, stellte diese zeitlose Stadt im wahrsten Sinne des Wortes eine Brücke dar zwischen der Alten Welt ... und einer Welt, die noch viel älter war.

Istanbul.

Zwar war Istanbul nicht länger die Hauptstadt der Türkei, doch über Jahrhunderte hinweg war die Stadt das Epizentrum dreier vollkommen unterschiedlicher Reiche gewesen: des Römischen, des Byzantinischen und des Osmanischen Reiches. Aus diesem Grund ist Istanbul der ohne Zweifel historisch vielseitigste Ort der Welt. Vom Topkapi-Palast bis zur Blauen Moschee und zur Burg der Sieben Türme wimmelt es in dieser Stadt

von Geschichten über Schlachten, Ruhm und Niederlagen.

An diesem Abend setzte hoch über den Massen in den Straßen eine Transportmaschine vom Typ C-130 zur Landung auf dem Atatürk-Flughafen an, dicht gefolgt von einer Sturmfront. Angeschallt auf einem Sitz zwischen Pilot und Copilot, blickte Robert Langdon durch die Cockpitscheibe und genoss es, endlich ein Fenster zu haben.

Er fühlte sich etwas frischer, nachdem er gegessen und im hinteren Teil des Flugzeugs fast eine Stunde lang gedöst hatte.

Jetzt sah Langdon rechts von sich die Lichter der Stadt: eine funkelnde Halbinsel in Form eines Horns, das in die Finsternis des Marmarameeres hineinragte. Das war die europäische Seite, die von ihrer asiatischen Schwester durch ein schmales, dunkles Band getrennt wurde.

Der Bosphorus.

Auf den ersten Blick sah der Bosphorus wie eine

breite Kluft aus, die Istanbul in zwei Teile teilte. Tatsächlich – und das wusste Langdon – war er jedoch die wirtschaftliche Lebensader der Stadt. Durch den Bosphorus hatte die Stadt nicht nur ein, sondern zwei Ufer, und er ermöglichte es Schiffen, vom Mittelmeer ins Schwarze Meer zu fahren.

Als das Flugzeug durch eine Nebelschicht sank, suchte Langdon die Skyline der Stadt nach dem auffälligen Gebäude ab, wegen dem sie hergekommen waren.

Der Ort von Dandolos Grab.

Wie sich herausgestellt hatte, war Enrico Dandolo – der verräterische Doge von Venedig – nicht in Venedig beerdigt worden, sondern im Herzen der befestigten Stadt, die zu erobern er 1202 ausgezogen war ... der Stadt unter ihnen. Passenderweise war Dandolo im spektakulärsten Schrein beigesetzt worden, den die eroberte Stadt zu bieten hatte, in einem Gebäude, das bis heute als Kronjuwel des Landes galt.

Die Hagia Sophia.

Erbaut im Jahre 537 n. Chr., war die Hagia Sophia bis 1204 eine orthodoxe Kathedrale gewesen. Dann hatten Enrico Dandolo und die Ritter des vierten Kreuzzugs die Stadt erobert und die Kirche in eine katholische verwandelt. Später, im fünfzehnten Jahrhundert, nach der Einnahme der Stadt durch Sultan Mehmed den Eroberer, war sie zu einer Moschee umgestaltet worden. Erst 1935 wurde das Gebäude säkularisiert und in ein Museum umfunktioniert.

Ein vergoldetes Mouseion der Heiligen Weisheit, dachte Langdon.

Diese Umschreibung passte genau, denn die Hagia Sophia enthielt noch mehr Gold als der Markusdom, und ihr Name bedeutete wörtlich übersetzt ›Heilige Weisheit‹.

Langdon stellte sich das kolossale Gebäude vor und versuchte zu begreifen, dass irgendwo darunter, in einer finsternen Lagune, ein

Plastikbeutel im Wasser schwebte, der sich schon bald auflösen und seinen tödlichen Inhalt auf die Menschheit loslassen würde.

Langdon betete, dass sie noch nicht zu spät kamen.

»Die unteren Stockwerke des Gebäudes sind mit Wasser vollgelaufen«, hatte Sinskey gesagt und Langdon bedeutet, ihr zum Arbeitsbereich im Heck des Flugzeugs zu folgen. »Sie werden nicht glauben, was wir herausgefunden haben. Kennen Sie den Dokumentarfilmregisseur Göksel Gülensoy?«

Langdon schüttelte den Kopf.

»Bei meinen Nachforschungen habe ich herausgefunden«, fuhr Sinskey fort, »dass er einen Film über die Hagia Sophia gedreht hat.«

»Es gibt Dutzende von Filmen über die Hagia Sophia.«

»Mag sein«, erwiderte Sinskey, als sie im Arbeitsbereich ankamen. »Aber nicht so einen.«

Sie drehte Langdon ihren Laptop zu. »Lesen Sie das hier.«

Langdon nahm Platz und vertiefte sich in den Text. Es war eine Zusammenstellung von Kritiken zu einem Film von Gülensoy: *In den Tiefen der Hagia Sophia*.

Langdon verstand sofort, warum Sinskey so aufgeregt war. Allein das erste Wort ließ ihn überrascht die Brauen heben. *Tauchen?*
»Ich weiß«, sagte Sinskey. »Lesen Sie weiter.«
Langdon konzentrierte sich wieder auf den Artikel.

*TAUCHEN UNTER DER HAGIA SOPHIA:
Dokumentarfilmer Göksel Gülensoy und sein
Taucherteam haben versteckte Hohlräume tief
unter Istanbuls größter religiöser
Touristenattraktion gefunden.
Dabei entdeckten sie in den Fluten eine
Vielzahl architektonischer Wunder
einschließlich der 800 Jahre alten Gräber*

kindlicher Märtyrer sowie die Tunnel, die die Hagia Sophia einst mit dem Topkapi-Palast und den legendären unterirdischen Erweiterungen des Kerkers von Anemas verbanden.

»Was sich unter der Hagia Sophia befindet, ist weit interessanter als das, was an der Oberfläche zu sehen ist«, erklärte Gülensoy in einem Interview und beschrieb, wie ihn ein altes Foto zu dem Film inspiriert hatte.

Darauf waren Forscher zu sehen gewesen, die die Fundamente der Hagia Sophia per Boot erkundeten und durch eine riesige, teilweise überflutete Halle paddelten.

»Sie haben offensichtlich das richtige Gebäude gefunden!«, sagte Sinskey. »Das klingt, als gebe es riesige Räume unter dem Gebäude, von denen viele nur mit Tauchausrüstung zugänglich sind ... was auch erklären würde, was wir in Zobrists

Video gesehen haben.«

Agent Brüder hatte sich zu ihnen gesellt und betrachtete ebenfalls den Computerbildschirm. »Das klingt aber auch so, als würden diese Unterwasserwege sich in alle möglichen Richtungen verzweigen. Wenn dieser Solublon-Beutel sich auflöst, bevor wir ankommen, haben wir keine Chance mehr, die Verbreitung des Inhalts zu verhindern.

»Der Inhalt ...«, wagte Langdon sich vor, »haben Sie irgendeine Ahnung, um was es sich dabei handelt? Ich meine *genau*. Ich weiß, dass wir es mit einem Pathogen zu tun haben, aber ...«

»Wir haben das Video analysiert«, sagte Brüder. »Die Ergebnisse legen nahe, dass wir es mit etwas Biologischem zu tun haben, mit etwas *Lebendigem*. Angesichts der kleinen Menge im Beutel gehen wir davon aus, dass es hochansteckend ist und die Fähigkeit besitzt, sich selbst zu replizieren. Ob es sich dabei um ein

wassergebundenes Pathogen in Form eines Bakteriums handelt oder ob es auch über die Luft übertragen werden kann wie ein Virus, das wissen wir nicht. Beides ist denkbar.«

Sinskey blickte Langdon an. »Wir sammeln zurzeit Daten zur Grundwassertemperatur in der Region, um herauszufinden, was für ansteckende Organismen in dieser unterirdischen Umgebung gedeihen können. Wie auch immer: Zobrist war äußerst talentiert, und er könnte durchaus etwas mit einmaligen Fähigkeiten erschaffen haben. Wir müssen davon ausgehen, dass er sich diesen Ort aus gutem Grund ausgesucht hat.«

Brüder nickte resigniert und berichtete Langdon und Sinskey, wie er den ungewöhnlichen Freisetzungsmechanismus – den unter Wasser verankerten Solublon-Beutel – einschätzte. Zobrist hatte eine in ihrer Einfachheit geradezu geniale Lösung gefunden. Der Beutel war unterirdisch und unter Wasser platziert. Damit hatte Zobrist für eine

außergewöhnlich stabile Inkubationsumgebung gesorgt: in vollkommener Abgeschiedenheit, mit kinetischem Puffer, konstanten Wassertemperaturen und ohne Sonneneinwirkung. Und da er die Zerfallszeit des Beutels exakt kannte, konnte er das Pathogen unbeaufsichtigt reifen lassen, in der Gewissheit, dass es zur korrekten Zeit freigesetzt würde.

Selbst wenn Zobrist nie mehr an den Ort zurückkehren sollte.

Der plötzliche Ruck, mit dem das Flugzeug auf der Landebahn aufsetzte, warf Langdon in seinen Cockpitsitz zurück. Die Piloten steuerten auf einen abgelegenen Hangar zu, vor dem sie schließlich das massive Flugzeug zum Stehen brachten.

Langdon rechnete damit, von einer ganzen Armee von WHO-Leuten in Schutzanzügen empfangen zu werden. Seltsamerweise wartete jedoch nur der Fahrer eines weißen Vans auf sie.

Auf der Wagenseite prangte ein auffälliges weißes Kreuz auf rotem Grund.

Die Schweizer?

Langdon schnallte sich los und suchte Sinskeys Blick, während das Team sich bereitmachte, von Bord zu gehen. »Wo sind denn alle? Das WHO-Team? Die türkischen Behörden? Sind die schon in der Hagia Sophia?«

Sinskey wirkte nervös. »Wir haben beschlossen, die hiesigen Behörden nicht zu alarmieren. Wir haben das beste SRS-Team des ECDC dabei. Im Augenblick halten wir es für besser, die Operation in aller Stille anzugehen, um keine Panik zu verursachen.«

Brüder und sein Team griffen sich die großen schwarzen Seesäcke mit der Ausrüstung: Hazmat-Suits, Atemgeräte und Elektronik.

Brüder hievte sich seinen Seesack über die Schulter und kam zu ihnen. »Wir sind abmarschbereit. Wir betreten das Gebäude,

lokalisieren Dandolos Grab, und suchen nach den im Gedicht erwähnten Wassergeräuschen. Abschließend bewerte ich mit meinem Team die Situation und entscheide, ob wir die türkischen Behörden verständigen oder nicht.«

Langdon witterte die ersten Probleme. »Die Hagia Sophia wird bei Sonnenuntergang geschlossen. Ohne die hiesigen Behörden kommen wir gar nicht erst rein.«

»Keine Sorge«, sagte Sinskey. »Ich habe einen Bekannten in der Schweizer Botschaft. Er kennt den Kurator der Hagia Sophia und hat für uns eine private VIP-Führung arrangiert.«

Fast hätte Langdon laut gelacht. »Eine VIP-Tour für die Direktorin der WHO? Und eine Einheit von Soldaten mit riesigen Taschen und Säcken? Glauben Sie nicht, dass das für Stirnrunzeln sorgen wird?«

»Das SRS-Team und die Ausrüstung bleiben zunächst im Wagen. Nur Brüder, Sie und ich

werden die Lage erkunden«, antwortete Sinskey.

»Außerdem bin nicht ich der VIP, sondern *Sie*.«

»Wie bitte?«

»Wir haben dem Kurator ausrichten lassen, dass ein berühmter amerikanischer Professor mit einem Forschungsteam unterwegs sei, um einen Artikel über die Symbole in der Hagia Sophia zu schreiben. Unglücklicherweise habe Ihr Flug fünf Stunden Verspätung, sodass Sie die normalen Öffnungszeiten verpasst haben. Da Sie und Ihr Team aber morgen schon wieder aufbrechen müssten, wäre es sehr nett, wenn ...«

»Okay, okay«, unterbrach Langdon sie. »Ich habe verstanden.«

»Das Museum schickt einen Angestellten, der sich vor Ort mit uns trifft. Zufällig handelt es sich dabei um einen großen Fan Ihrer Schriften über die Islamische Kunst.« Sinskey rang sich ein aufmunterndes Lächeln ab. »Man hat uns versichert, dass Sie Zugang zu jedem Winkel des

Gebäudes erhalten.«

»Wichtiger noch«, fügte Brüder hinzu, »wir haben den ganzen Laden für uns alleine.«

Robert Langdon schob die Gardine zur Seite und starrte mit leerem Blick aus dem Fenster des Vans. Sie fuhren die Küstenautobahn entlang, die den Atatürk-Flughafen mit dem Stadtzentrum von Istanbul verband. Die Schweizer Botschaft hatte alle nötigen Maßnahmen getroffen, um die Einreiseprozedur zu beschleunigen, und so waren Langdon, Sinskey und die anderen bereits nach wenigen Minuten auf dem Weg.

Sinskey hatte angeordnet, dass der Provost und Ferris zusammen mit mehreren Mitarbeitern der WHO an Bord der C-130 bleiben und weiter nach Sienna Brooks suchen sollten.

Im Grunde rechnete niemand damit, dass Sienna es rechtzeitig nach Istanbul schaffen würde. Dennoch bestand die Gefahr, dass sie einen von Zobrists Jüngern in der Türkei alarmieren und damit beauftragen könnte, den wahnsinnigen Plan in die Tat umzusetzen.

Würde Sienna wirklich einen Massenmord begehen? Langdon konnte es noch immer nicht fassen, dass er sich so in ihr getäuscht hatte. Doch auch wenn es ihn schmerzte, er durfte sich der Wahrheit nicht entziehen. *Du hast sie nie richtig gekannt, Robert. Sie hat dich an der Nase herumgeführt.*

Leichter Regen setzte ein, und Langdon überkam plötzliche Müdigkeit, als er dem monotonen Geräusch der Scheibenwischer lauschte. Weit draußen auf dem Marmarameer sah er die Lichter der Luxusyachten und Öltanker, die in den Hafen der Stadt einliefen. Längs des Ufers ragten schlanke, elegante Minarette über den von

Kuppeln gekrönten Moscheen auf und erinnerten daran, dass die moderne, säkulare Stadt Istanbul auf einem religiösen Fundament ruhte. Die sechzehn Kilometer lange Autobahnroute vom Flughafen bis in die Stadt war für Langdon immer eine der schönsten Strecken Europas gewesen. Sie war ein perfektes Beispiel dafür, wie in Istanbul Alt und Neu aufeinanderprallten. Die Autobahn folgte der mehr als sechzehn Jahrhunderte alten konstantinischen Mauer und war nach John F. Kennedy benannt. Der US-Präsident war ein großer Bewunderer von Kemal Atatürks Vision einer türkischen Republik gewesen, die sich aus der Asche des untergegangenen osmanischen Reiches erhoben hatte. Von der *Kennedy Caddesi* hatte man einen unvergleichlichen Blick aufs Meer, während sie sich durch spektakuläre Haine und historische Parks wand, vorbei am Hafen von Yenikapi bis in die Stadt und zum Bosphorus, wo sie in Richtung Norden um das Goldene Horn

herumführte. Dort, hoch über der Stadt, thronte der Topkapi-Palast. Er zählte zu den meistbesuchten Touristenattraktionen und bot seinen Besuchern nicht nur eine atemberaubende Aussicht, sondern auch solche Schätze wie den Mantel und das Schwert, die einst dem Propheten Mohammed persönlich gehört haben sollten.

Langdon stellte sich ihr Ziel vor, die Hagia Sophia, die sich nicht weit entfernt im Stadtzentrum erhob.

Als sie die *Kennedy Caddesi* verließen und sich in die dichtbesiedelte Stadt vorwagten, sah Langdon zu den Menschenmassen auf den Straßen und Bürgersteigen hinaus. Unwillkürlich musste er an all die Gespräche denken, die er an diesem Tag geführt hatte.

Überbevölkerung.

Die drohende Seuche.

Zobrists verdrehte Weltsicht.

Langdon hatte zwar das Ziel der SRS-Mission

von Anfang an verstanden, doch bis jetzt war ihm die Dimension der Bedrohung nicht in vollem Umfang bewusst gewesen. *Wir fahren zum Ground Zero*. Er dachte an den sich langsam auflösenden Beutel mit der gelbbraunen Flüssigkeit und fragte sich, wie er in eine solch verzwickte Situation hatte geraten können.

Das merkwürdige Gedicht auf der Rückseite von Dantes Totenmaske hatte ihn schlussendlich hierhergeführt, nach Istanbul. Und nun fuhr er mit dem SRS-Team zur Hagia Sophia, wo ihn vermutlich weitere Rätsel erwarten würden.

**Kniet nieder im vergoldeten Mouseion der
Heiligen Weisheit**

Dann leget das Ohr auf den Boden

Und folgt dem Klang des tropfenden Wassers

Folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast

**Denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster**

In den blutroten Wassern Der Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne.

Es bereitete Langdon Kopfzerbrechen, dass der letzte Gesang von Dantes Inferno mit einer fast identischen Szene endete: Nach einem langen Abstieg durch die Unterwelt erreichen Dante und Vergil die unterste Höllenebene. Hier, wo es keinen Ausweg mehr gibt, hören sie das Geräusch tropfenden Wassers, das durch die Steine unter ihnen fließt. Sie folgen dem Bach durch Risse und Spalten hindurch und gelangen so wieder an die Oberfläche.

Dante hatte geschrieben: »Ein Land es gibt dort unten ... zwar nicht erkannt vom Auge, doch vom Ohr; denn rauschend lief ein Bach, des rasche Welle sich Bahn durch Felsen brach ... Nun trat mein Führer auf verborgnem Gang den Rückweg an entlang des Baches Windung ... und wir traten

vor zum Wiedersehen der Sterne.«

Dantes Szene hatte Zobrist offenkundig als Inspiration für sein Gedicht gedient, obwohl es im ersten Moment so aussah, als hätte er alles auf den Kopf gestellt.

Langdon und die anderen würden in der Tat dem Geräusch des Wassers folgen, doch im Gegensatz zu Dante würde es sie nicht *aus* der Hölle führen, sondern direkt in sie *hinein*.

Der Van fuhr durch immer engere Straßen in immer dichter besiedelte Viertel, und Langdon begriff allmählich die perverse Logik, die Zobrist dazu getrieben hatte, sich ausgerechnet Istanbul als Epizentrum seiner Pandemie auszusuchen.

Ost trifft West.

Die Kreuzung der Welt.

Istanbul war in der Vergangenheit schon häufiger von Seuchen heimgesucht worden, die einen Großteil der Bevölkerung dahingerafft hatten. In der letzten Phase des Schwarzen Tods

hatte man die Stadt sogar als ›Pestherd‹ des Reiches bezeichnet. Zeitgenössischen Berichten zufolge hatte die Krankheit hier mehr als zehntausend Menschen pro Tag getötet. Mehrere berühmte osmanische Gemälde zeigten Stadtbewohner, die verzweifelt Pestgruben auf dem Taksimfeld aushoben, um die unzähligen Leichen beizusetzen.

Hoffentlich irrte sich Karl Marx mit seiner Aussage: »Geschichte wiederholt sich.«

Überall auf den verregneten Straßen gingen ahnungslose Seelen ihren abendlichen Geschäften nach. Eine hübsche Türkin rief ihre Kinder zum Abendessen herein; zwei alte Männer teilten sich ein Getränk in einem Straßencafé; ein gutgekleidetes Paar schlenderte Hand in Hand den Bürgersteig entlang, und ein Mann im Smoking sprang aus einem Bus und rannte die Straße hinunter, während er einen Violinenkasten schützend im Jackett barg. Anscheinend ein

Musiker auf dem Weg zu einem Konzert.

Langdon blickte in die Gesichter um sich herum und versuchte sich vorzustellen, was für ein Leben jeder dieser vielen Menschen führte.

Die Massen bestehen aus Individuen.

Er schloss die Augen, lehnte sich zurück und versuchte, die morbiden Gedanken zu verdrängen, doch der Schaden war bereits angerichtet. In den dunklen Ecken seines Geistes nahm ein unerwünschtes Bild Gestalt an: die trostlose Landschaft von Brueghels *Triumph des Todes*, ein erschreckendes Panorama von Pest, Elend und Qual in den Ruinen einer Hafenstadt.

Der Wagen bog in die Torun Sokak ein, und für einen flüchtigen Augenblick glaubte Langdon, sie hätten ihr Ziel erreicht. Links von ihnen tauchte eine große Moschee aus dem Dunst auf.

Doch es war nicht die Hagia Sophia.

Das ist die Blaue Moschee, erkannte er beim Anblick der sechs schlanken Minarette mit den

vielen Balkonen. Langdon hatte einmal gelesen, dass diese märchenhaft-exotisch wirkenden Minarette Disney zu seinem *Cinderella*-Schloss inspiriert hatten. Ihren Namen verdankte die Blaue Moschee dem atemberaubenden Meer blauer Fliesen, das ihre Innenwände zierte.

Es ist nicht mehr weit, dachte Langdon, als der Van weiterfuhr und in die Kabasakal Caddesi einbog, die am Sultan-Ahmet-Park vorbeiführte. Der Park lag zwischen der Blauen Moschee und der Hagia Sophia und reichte bis an beide heran.

Langdon spähte durch die regennasse Windschutzscheibe und suchte den Horizont nach den Umrissen der Hagia Sophia ab, doch Regen und Scheinwerferlicht erschwerten ihm die Sicht. Schlimmer noch: Offenbar war der Verkehr zum Stillstand gekommen.

Vor sich sah Langdon nur eine lange Reihe Bremslichter.

»Da findet irgendein Event statt«, verkündete

der Fahrer. »Ein Konzert, glaube ich. Zu Fuß sind Sie vermutlich schneller.«

»Wie weit ist es noch?«, verlangte Sinskey zu wissen.

»Nur durch den Park. Drei Minuten. Nicht gefährlich.«

Sinskey nickte Brüder zu und drehte sich zu den SRS-Männern um. »Sie bleiben im Wagen und fahren so nah wie möglich an das Gebäude heran. Agent Brüder wird sich in Kürze mit Ihnen in Verbindung setzen.«

Mit diesen Worten stiegen Sinskey, Brüder und Langdon aus dem Van und machten sich im Laufschrift auf den Weg durch den Park.

Das Blätterdach der Bäume bot ein wenig Schutz vor dem immer schlechter werdenden Wetter. Überall standen Schilder, die die Besucher zu den vielen Attraktionen des Parks führen sollten: einem ägyptischen Obelisk aus Luxor, der Schlangensäule aus dem Apollonheiligtum in

Delphi und dem Milleniumstein, der einst der Ausgangspunkt aller Messungen für Meilensteine im Byzantinischen Reich gewesen war.

Schließlich erreichten sie eine Lichtung mit einem runden Teich im Zentrum der Anlage. Langdon richtete den Blick nach Osten.

Die Hagia Sophia.

Sie war weniger ein Gebäude als vielmehr ein Berg.

Die im Regen glitzernde, gewaltige Silhouette der Hagia Sophia wirkte wie die Skyline einer eigenen Stadt. Ihre Zentralkuppel – unfassbar breit und silbergrau – war von einer Ansammlung weiterer Kuppelbauten umgeben. Vier große Minarette, jedes mit einem einzelnen Balkon und einer silbergrauen Spitze, ragten an den Ecken des mächtigen Bauwerks empor. Sie waren so weit von der Zentralkuppel entfernt, dass sie wie separate Türme wirkten.

Sinskey und Brüder blieben unvermittelt stehen.

Ihr Blick wanderte vom Fuß des Bauwerks nach oben ... nach oben ... und weiter nach oben ... Offenbar erfassten sie erst jetzt, wie gewaltig das Gebäude war.

»Himmel!«, stöhnte Brüder ungläubig. »Und *das* sollen wir durchsuchen?«

Ich bin ein Gefangener, dachte der Provost, als er in der geparkten C-130 auf und ab lief. Er hatte zugestimmt, Sinskey nach Istanbul zu begleiten und dabei zu helfen, die Krise zu beenden, bevor sie vollkommen außer Kontrolle geriet. Natürlich spekulierte der Provost auch darauf, dass die Strafmaßnahmen gegen ihn und seine Organisation weniger extrem ausfielen, wenn er mit Sinskey kooperierte. *Jetzt hat sie mich in Gewahrsam.*

Kaum war das Flugzeug im Regierungshangar auf dem Atatürk-Flughafen geparkt, hatte Sinskey angeordnet, dass er und seine Mitarbeiter an Bord zu bleiben hatten, während sie selbst mit ihrem

Team aufgebrochen war.

Der Provost hatte aussteigen wollen, um ein wenig frische Luft zu schnappen, doch die Piloten hatten ihm mit steinerner Miene den Weg versperrt und an Sinskeys Befehl erinnert.

Das ist nicht gut, dachte der Provost und setzte sich. Langsam wurde ihm bewusst, wie ungewiss seine Zukunft wirklich war.

Er war es gewohnt, selbst der Puppenspieler zu sein und alle Fäden in der Hand zu halten. Doch nun hatte er all seine Macht verloren.

Zobrist. Sienna. Sinskey.

Sie alle hatten ihm nicht nur getrotzt, sondern ihn sogar manipuliert.

Und jetzt saß er im fensterlosen Rumpf einer WHO-Maschine gefangen und fragte sich, ob sein Glück versiegt war. Vielleicht rächte sich das Schicksal an ihm, weil sein bisheriges Leben nur aus Unaufrichtigkeit bestanden hatte.

Ich verdiene meinen Lebensunterhalt mit

Lügen.

Ich verkaufe Fehlinformationen.

Zwar war der Provost nicht der Einzige auf der Welt, der Lügen verkaufte, doch nach all den Jahren galt er als größter Fisch im Teich. Die kleineren Fische waren ihm derart unterlegen, dass es dem Provost gar nicht gefiel, wenn er mit ihnen in einem Atemzug genannt wurde.

Unternehmen mit Namen wie »Alibi Company« oder »Alibi Network« verdienten ein Vermögen, indem sie untreuen Männern und Frauen ermöglichten, gefahrlos ihre Partner zu betrügen. Diese Unternehmen waren Meister in der Erzeugung von Illusionen – falsche Geschäftstreffen, falsche Arzttermine und sogar falsche Hochzeitsfeiern –, und dafür entwarfen und druckten sie Einladungen, Broschüren, Flugtickets und Hotelquittungen. Sie versorgten ihre Klienten sogar mit falschen Rufnummern. Falls jemand eine dieser Nummern wählte, nahm in der

Telefonzentrale des Unternehmens ein professioneller Lügner das Gespräch entgegen und erzählte, was auch immer der Klient in Auftrag gegeben hatte.

Der Provost hatte seine Zeit nie mit derartigen Trivialitäten verschwendet. Sein Geschäft waren Täuschungsmanöver in großem Maßstab, und er bot seine Dienste nur jenen an, die es sich leisten konnten, Millionen für diesen Service zu zahlen.

Regierungen.

Großunternehmen.

Dann und wann auch ein Superreicher.

Diesen Klienten stellte das Konsortium sämtliche Ressourcen zur Verfügung, und vor allem erhielten sie die Garantie, dass sich nicht das winzigste Detail der Illusion zu ihnen zurückverfolgen ließ.

Egal ob die Mächtigen der Welt nun den Aktienmarkt manipulieren, einen Krieg rechtfertigen oder eine Wahl gewinnen wollten:

Sie benötigten dazu in jedem Fall ein Fundament aus akribisch geplanten und perfekt lancierten Fehlinformationen. Anders ließ sich die öffentliche Meinung nur schwer bis gar nicht beeinflussen.

So war es schon immer gewesen.

In den Sechzigerjahren hatten die Russen ein Spionagenetz aufgebaut, das ausschließlich mit Fehlinformationen gehandelt und sich dabei von den Briten hatte überwachen lassen. 1947 hatte die US Air Force einen riesigen UFO-Hype aufgezogen, um die Öffentlichkeit vom Absturz eines streng geheimen Flugzeugs in Roswell, New Mexico abzulenken. Und vor noch gar nicht allzu langer Zeit hatte man die Welt mit ausgeklügelten Fälschungen davon überzeugt, dass der Irak über Massenvernichtungswaffen verfügte.

Seit nunmehr fast dreißig Jahren hatte der Provost den Mächtigen geholfen, ihre Macht zu erhalten und zu mehren. Zwar hatte er sich seine Aufträge stets sorgfältig ausgesucht, doch hatte er

auch immer die unterschwellige Angst verspürt, eines Tages den falschen Job anzunehmen.

Und jetzt ist dieser Tag gekommen.

Jeder Zusammenbruch von epischen Ausmaßen, davon war der Provost überzeugt, konnte auf einen einzelnen Moment zurückgeführt werden: auf eine Zufallsbegegnung, eine falsche Entscheidung oder einen indiskreten Blick.

In diesem Fall hatte er den entscheidenden Fehler schon vor fast zwölf Jahren begangen, indem er eine junge Medizinstudentin angeheuert hatte, die sich ein wenig Geld hatte hinzuverdienen wollen.

Mit ihrem scharfen Verstand, ihren fantastischen Sprachkenntnissen und ihrem Geschick für Improvisation hatte sich die junge Frau sofort deutlich hervorgetan.

Sienna Brooks war ein Naturtalent gewesen.

Sie hatte seine Unternehmensphilosophie sofort verinnerlicht. Der Provost hatte instinktiv gespürt,

dass Geheimnisse nichts Fremdes für sie waren. Fast zwei Jahre lang hatte Sienna für ihn gearbeitet und sich mit dem Geld ihr Studium finanziert. Dann, ohne Vorwarnung, war sie einfach ausgestiegen. Sie wolle die Welt retten, hatte sie dem Provost gesagt, und das könne sie nicht im Konsortium.

Zehn Jahre später war sie plötzlich wieder aufgetaucht und hatte ihm eine Art Geschenk mitgebracht: einen superreichen Klienten.

Bertrand Zobrist.

Die Erinnerung ließ den Provost erschauern.

Das ist alles Siennas Schuld.

Sie hatte die ganze Zeit über zu Zobrists Plan gehört.

Wenige Schritte vom Provost entfernt herrschte rege Betriebsamkeit: Die Angestellten der WHO telefonierten am Konferenztisch der C-130, und das nicht immer leise.

»Sienna Brooks?«, rief in diesem Moment einer von ihnen in den Hörer. »Ganz sicher?« Der Mann runzelte die Stirn. »Okay, geben Sie mir die Details ... Ja, ich warte.«

Er legte die Hand auf die Sprechmuschel und drehte sich zu seinen Kollegen um. »Offenbar hat Sienna Brooks Italien kurz nach uns verlassen.«

Alle am Tisch versteiften sich.

»Wie das?«, verlangte eine Frau zu wissen. »Wir haben alle Flughäfen, Ausfallstraßen und Bahnhöfe überwacht.«

»Vom Flughafen Nicelli aus«, antwortete der Mann. »Auf dem Lido.«

»Das ist unmöglich«, widersprach die Frau und schüttelte den Kopf. »Nicelli ist winzig. Von da fliegt nichts ab. Dort starten nur Hubschraubertouren und ...«

»Sienna Brooks hat einen Privatjet benutzt, der in Nicelli stand. Sie untersuchen die Sache noch.« Der Mann nahm die Hand wieder von der

Muschel. »Ja, ich bin noch dran. Was haben Sie für mich?« Während er sich auf den neuesten Stand bringen ließ, sanken seine Schultern tiefer und tiefer. »Ich verstehe. Danke.« Er legte auf.

Seine Kollegen sahen ihn erwartungsvoll an.

»Siennas Jet hat Kurs auf die Türkei genommen«, verkündete der Mann und rieb sich die Augen.

»Dann rufen Sie das Europäische Luftverkehrszentrum an«, sagte jemand. »Sie sollen den Jet umleiten!«

»Das geht nicht«, erwiderte der Mann. »Die Maschine ist vor zwölf Minuten auf dem Privatflugplatz von Hezarfen gelandet, vierundzwanzig Kilometer von hier entfernt. Sienna Brooks ist bereits hier.«

Inzwischen prasselte der Regen mit voller Wucht auf die antike Kuppel der Hagia Sophia.

Fast tausend Jahre lang war sie die größte Kirche der Christenheit gewesen, und auch heute noch konnte man sich kaum etwas Größeres vorstellen. Als Langdon sie betrachtete, erinnerte er sich daran, dass Kaiser Justinian nach ihrer Vollendung ausgerufen hatte: »Salomon, ich habe dich übertroffen!«

Sinskey und Brüder marschierten entschlossen auf das monumentale Gebäude zu, das mit jedem Schritt beeindruckender zu werden schien.

Die Fußwege wurden von antiken

Kanonenkugeln der Armee Mehmet des Eroberers gesäumt – dekorative Erinnerungsstücke daran, dass dieses Gebäude im Laufe seiner Geschichte viel Gewalt gesehen hatte. Die Hagia Sophia war immer wieder erobert und umgewidmet worden, um den jeweiligen religiösen Bedürfnissen der Eroberer zu genügen.

Als sie sich der Südfassade näherten, blickte Langdon nach rechts auf die drei runden, von Kuppeln gekrönten Nebengebäuden: die Mausoleen der Sultane, von denen einer – Murad III. – angeblich über hundert Kinder gehabt hatte.

Das Klingeln eines Handys hallte durch die Nacht. Bruder zog sein Telefon aus der Tasche. Als er die Nummer des Anrufers auf dem Display las, nahm er das Gespräch gleich an.

»Neuigkeiten?«

Während er sich den Bericht anhörte, schüttelte er ungläubig den Kopf. »Wie ist das möglich?« Er hörte weiter zu und seufzte. »In Ordnung, halten

Sie mich auf dem Laufenden. Wir gehen jetzt rein.«
Er legte auf.

»Was ist los?«, verlangte Sinskey zu wissen.

»Halten Sie die Augen offen«, sagte Brüder und ließ den Blick über das Gelände schweifen. »Es kann sein, dass wir Gesellschaft bekommen.« Er drehte sich zu Sinskey um. »Offenbar ist Sienna Brooks in Istanbul.«

Langdon starrte ihn ungläubig an. Sienna Brooks war also nicht nur auf wundersame Weise aus Venedig entkommen, sie hatte es sogar bis in die Türkei geschafft, obwohl sie damit ihre Gefangennahme oder gar den Tod riskierte. Und all das nur, um den Erfolg von Bertrand Zobrists Plan zu sichern.

Sinskey sah besorgt aus. Sie atmete tief durch und wandte sich dann an Langdon. »Wo lang?«

Langdon deutete nach links um die Südwestecke des Gebäudes herum. »Der Brunnen ist dort«, sagte er.

Ihr Treffpunkt war ein reichverzierter Brunnen, an dem die Gläubigen sich früher vor dem Gebet gewaschen hatten.

Als sie sich der Stelle näherten, rief eine männliche Stimme: »Professor Langdon!«

Ein lächelnder Türke trat unter dem achteckigen Dach des Brunnens hervor. Aufgeregt wedelte er mit den Armen. »Professor! Hier drüben!«

Langdon und die anderen eilten zu ihm.

»Hallo Professor, mein Name ist Mirsat«, sagte er. Er sprach mit starkem Akzent, und seine Aufregung war ihm deutlich anzumerken. Mirsat war ein schwächlicher Mann mit schütterem Haar. Er trug einen grauen Anzug und eine Brille, die ihm einen Anflug von Gelehrtheit verlieh. »Das ist eine große Ehre für mich.«

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte Langdon und schüttelte Mirsat die Hand. »Danke, dass Sie uns so kurzfristig zur Verfügung stehen.«

»Ja, ja!«

Sinskey schüttelte Mirsat ebenfalls die Hand.
»Ich bin Dr. Elizabeth Sinskey, und das hier ist Christoph Brüder. Wir assistieren Professor Langdon bei seiner Arbeit. Es tut mir leid, dass unser Flug Verspätung hatte. Es ist sehr großzügig, dass Sie uns diese Führung geben.«

»Bitte! Das macht mir keine Umstände«, platzte Mirsat heraus. »Professor Langdon würde ich jederzeit eine private Führung geben. Sein kleines Buch *Christliche Symbole in der Muslimischen Welt* gehört zu den meistverkauften in unserer Museumsbuchhandlung.«

Wirklich?, dachte Langdon. *Wenigstens gibt es einen Ort auf dieser Welt, wo das Buch verkauft wird.*

Mirsat bedeutete seinen Gästen, ihm zu folgen.
»Hier entlang.«

Die Gruppe eilte über eine Freifläche, passierte den regulären Touristeneingang und erreichte schließlich das einstige Hauptportal –

drei tief in die Mauer eingelassene Torbögen mit massiven Bronzetüren. Zwei bewaffnete Sicherheitsmänner erwarteten sie bereits. Als sie Mirsat sahen, schlossen sie eine der Türen auf und öffneten sie.

»*Sağ olun*«, sagte Mirsat, gefolgt von ein paar türkischen Phrasen, die Langdon sogar kannte: eine besonders höfliche Art, danke zu sagen.

Die Gruppe betrat das Gebäude, die Wache schloss die schwere Tür hinter ihnen, und der Knall hallte von den Wänden wider.

Langdon und die anderen standen im Narthex der Hagia Sophia, einem schmalen Vorraum, wie man ihn in vielen christlichen Kirchen findet. Der Raum sollte als eine Art architektonischer Puffer zwischen dem Göttlichen und dem Weltlichen dienen.

Spirituelle Burggräben, nannte Langdon sie oft.

Die Gruppe ging zu einer weiteren Reihe von Türen, und Mirsat zog eine davon auf. Jenseits

davon erwartete sie jedoch nicht das Kirchenschiff, sondern ein zweiter Narthex, ein wenig größer als der erste.

Der Endonarthex, erinnerte sich Langdon. Er hatte ganz vergessen, dass das Allerheiligste der Hagia Sophia gleich zweifach vor der Außenwelt geschützt wurde.

Als wollte man den Besucher hier auf das vorbereiten, was ihn erwartete, war der Endonarthex deutlich reichhaltiger geschmückt als der Exonarthex. Die Wände bestanden aus blankpoliertem Stein, die im Licht eleganter Leuchter funkelten. Auf der anderen Seite des Endonarthex erwarteten vier Türen die Besucher, und über jeder war ein spektakuläres Mosaik zu sehen. Langdon war wie immer fasziniert.

Mirsat ging zu der größten Tür, einem kolossalen, mit Bronze beschlagenen Portal. »Die Kaiserliche Tür.« Seine Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung. »In der Zeit des

Byzantinischen Reiches durfte nur der Kaiser diese Tür durchschreiten. Touristen gehen hier normalerweise nicht durch, aber dieser Abend ist etwas Besonderes.«

Mirsat erreichte die Tür, zögerte dann aber. »Bevor wir eintreten«, flüsterte er, »möchte ich Sie fragen, ob Sie etwas Bestimmtes sehen wollen?«

Langdon, Sinskey und Brüder blickten einander an.

»Ja«, antwortete Langdon schließlich. »Es gibt natürlich sehr viel zu sehen, aber wenn möglich, würden wir gerne mit dem Grab von Enrico Dandolo anfangen.«

Mirsat neigte den Kopf, als hätte er falsch gehört. »Wie bitte? Sie wollen ... äh ... Sie wollen Dandolos Grab sehen?«

»Ja.«

Mirsat wirkte enttäuscht. »Aber Sir ... Dandolos Grab ist sehr schlicht. Dort gibt es nicht

ein einziges Symbol. Es gehört nicht zu unseren schönsten Stücken.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Langdon höflich. »Trotzdem wären wir Ihnen ausgesprochen dankbar, wenn Sie uns zu Dandolos Grab bringen könnten.«

Mirsat musterte Langdon einen Augenblick lang; dann wanderte sein Blick zu dem Mosaik direkt über der Tür, das der Professor soeben bewunderte. Das Mosaik zeigte Christus als *Pantokrator*, Weltenherrscher. In der linken Hand hielt er das Neue Testament, die rechte hatte er zum Segen erhoben.

Dann, als wäre Mirsat plötzlich ein Licht aufgegangen, verzog er die Lippen zu einem wissenden Lächeln und wedelte mit dem Finger. »Sehr clever!«, sagte er. »Wirklich sehr clever!«

Langdon starrte ihn an. »Wie bitte?«

»Keine Angst, Professor«, flüsterte Mirsat verschwörerisch. »Ich werde niemandem sagen,

warum Sie *wirklich* hier sind.«

Sinskey und Brüder sahen Langdon verblüfft an.

Langdon konnte nur mit den Schultern zucken, als Mirsat die Tür aufstieß und sie in die Kirche führte.

»Das Achte Weltwunder« hatten schon viele diesen Raum genannt. Die Hagia Sophia war von solch gewaltiger Größe, dass sie ihren Besuchern meist im ersten Moment die Sprache verschlug. So erging es auch Langdon und seinen Begleitern, als sie das kolossale Kirchenschiff betraten.

Der Raum war so riesig, das selbst die großen Kathedralen Europas dagegen wie architektonische Zwerge wirkten. Wie Langdon wusste, beruhte dieser Eindruck zumindest teilweise auf einer Illusion: ein dramatischer Nebeneffekt des byzantinischen Bauplans, der alles in einem einzigen Hauptraum vereinte, statt es auf mehrere

Quer- und Nebenschiffe zu verteilen, wie es bei vielen kreuzförmig angelegten Kirchen der Fall war.

Dieses Gebäude ist siebenhundert Jahre älter als Notre-Dame, dachte Langdon.

Nachdem er die Dimensionen des Raums einen Augenblick auf sich hatte wirken lassen, wanderte sein Blick nach oben, mehr als fünfundfünfzig Meter hinauf zu der ausladenden goldenen Kuppel, die den Raum krönte. Von ihrem Mittelpunkt aus führten vierzig Rippen wie Sonnenstrahlen zu einem Ring aus vierzig Bogenfenstern. Tagsüber wurde das einfallende Licht von den im Boden eingelassenen Glasscherben reflektiert. So entstand das ›Mystische Licht‹, für das die Hagia Sophia so berühmt war.

Langdon hatte das »goldene Ambiente« dieses Raums nur einmal adäquat in einem Gemälde wiedergegeben gesehen. *John Singer Sargent*. Der amerikanische Künstler hatte bei seinem bekannten

Gemälde der Hagia Sophia besonderen Wert auf die Farbwahl und Schattierungen gelegt. Das Licht sollte wirken wie ...

Gold.

Die funkelnde goldene Kuppel wurde oft als die ›Kuppel des Himmels‹ bezeichnet. Sie ruhte auf vier gewaltigen Bögen, die wiederum von einer Reihe kleinerer Bögen und Tympanons gestützt wurden. So entstand der Eindruck, als führe eine Kaskade aus architektonischen Formen vom Himmel bis zur Erde.

Und ebenfalls vom Himmel zur Erde, wenn auch auf direkterem Weg, führten eine Reihe langer Kabel. Sie versorgten die Leuchter mit Strom, die so nah über dem Boden hingen, dass großgewachsene Besucher ständig Gefahr liefen, sich an ihnen den Kopf zu stoßen ... zumindest wirkte es so. In Wahrheit war jedoch auch das wieder nur eine optische Täuschung, begründet in der Riesenhaftigkeit des Raumes, denn tatsächlich

hingen die Leuchter mehr als dreieinhalb Meter über dem Boden.

Wie bei allen großen Gotteshäusern dienten auch die gewaltigen Ausmaße der Hagia Sophia zwei unterschiedlichen Zwecken. Zum einen sollten sie Gott zeigen, was der Mensch alles auf sich nahm, um ihm Tribut zu zollen. Zum anderen diente die Größe als eine Art Schocktherapie für die Gläubigen. In diesem Umfeld sollte sich der Mensch klein und bedeutungslos fühlen, ein Staubkorn im Angesicht Gottes ... ein Atom in der Hand des Schöpfers.

Bis der Mensch nichts mehr ist. Gott kann ein Nichts aus ihm machen. Das hatte Martin Luther im sechzehnten Jahrhundert gesagt, doch das Konzept war schon den Schöpfern der ersten religiösen Bauten bewusst gewesen.

Langdon blickte zu Brüder und Sinskey, die staunend zur Decke starrten.

»Jesses«, staunte Brüder.

»Ja!«, sagte Mirsat aufgeregt. »Und Allah und Mohammed auch!«

Langdon lachte leise, als ihr Führer Brüder den Hauptaltar zeigte, über dem ein riesiges Jesusmosaik von zwei Tafeln flankiert wurde. Auf den Tafeln standen die Namen »Mohammed« und »Allah« in schönster arabischer Kalligrafie geschrieben.

Mirsat lächelte stolz. »Um die Besucher daran zu erinnern, dass dieses Gotteshaus sowohl byzantinische Basilika als auch muslimische Moschee gewesen ist, finden sich hier dicht nebeneinander sowohl Beispiele christlicher als auch muslimischer Ikonografie. Auch wenn es in unserer Welt durchaus Reibungspunkte zwischen beiden Religionen gibt, haben wir das Gefühl, dass ihre Symbole recht gut zusammenpassen. Ich weiß, dass Sie mir in diesem Punkt zustimmen, Professor.«

Langdons Nicken kam von Herzen. Er wusste,

dass alle christlichen Bilder und Symbole hier weiß übertüncht gewesen waren, als die Hagia Sophia noch als Moschee gedient hatte. Die restaurierten christlichen Symbole neben den muslimischen zu sehen hatte eine faszinierende Wirkung, besonders da sie sich im Stil dramatisch voneinander unterschieden.

Während man in der christlichen Tradition bildliche Darstellungen von Gott und den Heiligen bevorzugte, konzentrierte sich der Islam ganz auf Kalligrafie und geometrische Muster, um die Schönheit von Gottes Universum wiederzugeben. In der islamischen Tradition hieß es, nur Gott könne Leben erschaffen, und daher dürfe sich der Mensch auch kein Bild des Lebens machen, egal ob von Gott, den Menschen oder von den Tieren.

Langdon erinnerte sich, wie er einmal versucht hatte, seinen Studenten dieses Konzept zu erklären. »Ein muslimischer Michelangelo hätte zum Beispiel niemals das Angesicht Gottes auf die

Decke der Sixtinischen Kapelle gemalt. Stattdessen hätte er den *Namen* Gottes geschrieben. Gottes Gesicht darzustellen, wäre Blasphemie gewesen.«

Dann hatte Langdon seinen Studenten den Grund dafür erklärt. »Sowohl das Christentum als auch der Islam sind logozentrische Religionen. Das heißt, sie sind auf *das Wort* fokussiert. Für die christliche Tradition gilt, was im Evangelium des Johannes geschrieben steht: *Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns*. Deshalb gilt es auch als akzeptabel, das Wort in menschlicher Form darzustellen. In der islamischen Tradition ist das Wort jedoch *nicht* Fleisch geworden, und deshalb muss das Wort dort auch Wort bleiben. Kalligrafisch dargestellte Namen sind daher im Islam so etwas wie unsere Heiligenfiguren.«

Einer von Langdons Studenten hatte das Ganze recht amüsant zusammengefasst: »Christen mögen Gesichter, Muslime Worte.«

Mirsat riss Langdon aus seinen Gedanken, als er durch den spektakulären Raum deutete. »Hier vor uns sehen Sie eine einmalige Mischung von Christentum und Islam.«

Er lenkte die Aufmerksamkeit der Besucher auf einige Symbole in der massiven Apsis, die aus beiden Religionen stammten. Eine Jungfrau mit Kind blickte auf eine *mirhab* hinab, eine muslimische Gebetsnische, die in Richtung Mekka ausgerichtet war. Nicht weit davon entfernt führte eine Treppe zu einer Kanzel hinauf, die genauso aussah wie die Kanzeln in christlichen Kirchen. Dabei handelte es sich in Wahrheit jedoch um eine *minbar*, die heilige Plattform, von der aus der Imam das Freitagsgebet leitete. Ähnlich verhielt es sich mit dem Gebilde daneben, das zwar einem christlichen Chorgestühl ähnelte, aber ein *muezzin mahfili* war, wo der Muezzin als Antwort auf die Gebete des Imam niederkniete und sang.

»Moscheen und Kathedralen gleichen sich auf

erstaunliche Weise«, erklärte Mirsat. »Die Traditionen von Ost und West sind nicht so unterschiedlich, wie Sie vielleicht glauben.«

»Mirsat«, drängte Brüder ungeduldig. »Wir würden jetzt wirklich gerne Dandolos Grab sehen.«

Mirsat wirkte leicht verärgert, als habe Brüder das Gebäude mit seiner Ungeduld entweiht.

»Er hat Recht, Mirsat«, sagte Langdon.
»Verzeihen Sie bitte, dass wir so drängen, aber unser Zeitplan ist eng.«

»Wie Sie meinen«, seufzte Mirsat und deutete auf eine Empore zu ihrer Rechten. »Dann lassen Sie uns nach oben gehen und das Grab besichtigen.«

Langdon war verblüfft. »Nach oben? Wurde Enrico Dandolo nicht unten in der Krypta beigesetzt?« Langdon erinnerte sich zwar dunkel an das Grab, aber nicht an die genaue Lage im Gebäude. Er hatte ständig unterirdische Kammern

vor Augen gehabt.

Mirsat schien die Bemerkung zu verwirren.
»Nein, Professor, das Grab von Enrico Dandolo liegt definitiv dort oben.«

Was zum Teufel ist hier los?, fragte sich Mirsat.

Als der Professor darum gebeten hatte, Dandolos Grab sehen zu dürfen, war Mirsat gleich der Verdacht gekommen, dass die Bitte nur ein Vorwand war. *Niemand will Dandolos Grab sehen*. Mirsat hatte angenommen, dass der Professor in Wahrheit den rätselhaften Schatz direkt neben dem Grab sehen wollte: das *Deesis-Mosaik*, einen antiken *Christus Pantokrator*, der ohne Zweifel zu den geheimnisvollsten Kunstwerken im Gebäude gehörte.

Langdon will das Mosaik erforschen, aber diskret, hatte Mirsat vermutet. *Der Professor arbeitet womöglich an einem Buch darüber*.

Nun jedoch war Mirsat verwirrt. Langdon

wusste mit Sicherheit, dass sich das *Deesis-Mosaik* auf der Empore befand. Also warum war er so überrascht?

Mirsat führte sie zur Treppe, vorbei an einer der beiden berühmten Urnen der Hagia Sophia, einem Monstrum, das dreihundertdreißig Gallonen fasste und in hellenistischer Zeit aus einem einzigen Stück Marmor gehauen worden war.

Schweigend stieg Mirsat mit seinem Gefolge die Stufen hinauf. Er war nervös. Langdons Begleiter wirkten ganz und gar nicht wie Akademiker. Einer von ihnen sah aus wie ein Soldat, muskulös, aufmerksam und ganz in Schwarz gekleidet. Und die Frau mit dem Silberhaar ... Sie kam Mirsat bekannt vor. *Vielleicht aus dem Fernsehen? Warum sind die drei wirklich hier?*

»Noch ein paar Stufen«, verkündete Mirsat munter, als sie einen Absatz erreichten. »Oben sehen wir dann das Grab von Enrico Dandolo und natürlich«, er hielt kurz inne und musterte Langdon,

»das berühmte *Deesis-Mosaik*.«

Der Professor zeigte keine Regung.

Offenbar war er doch nicht wegen des *Deesis-Mosaiks* gekommen. Mirsats Gäste waren anscheinend tatsächlich auf das Grab von Enrico Dandolo fixiert.

Als Mirsat seine Besucher die Treppe hinaufführte, blickte Langdon in die besorgten Mienen von Bruder und Sinskey. Nach oben zu gehen, ergab keinen Sinn. Immer wieder musste Langdon an Zobrists Video denken ... und an den Dokumentarfilm über die gefluteten Areale unter der Hagia Sophia.

Wir müssen nach unten!

Trotzdem. Dandolos Grab lag hier oben, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als Zobrists Anweisungen zu befolgen.

Kniet nieder im vergoldeten Mouseion der Heiligen Weisheit. Dann leget das Ohr auf den

Boden und folgt dem Klang des tropfenden Wassers

Als sie die zweite Ebene erreichten, führte Mirsat sie an der Brüstung entlang. Der Blick in die Weite des Kirchenschiffs war atemberaubend, doch Langdon sah unbeirrt nach vorne.

Mirsat redete wieder voller Leidenschaft über das *Deesis-Mosaik*, doch Langdon blendete ihn aus.

Er konnte ihr Ziel bereits sehen.

Dandolos Grab.

Es sah genauso aus, wie er es in Erinnerung hatte: ein rechteckiges Stück weißen Marmors, vollständig in den polierten Boden eingelassen und abgesperrt von Sicherheitsketten.

Langdon lief los und betrachtete die Inschrift.

Henricus Dandolo.

Als die anderen zu ihm aufschlossen, stieg Langdon über die Kette und stellte sich direkt vor die Grabplatte.

Mirsat protestierte lautstark, doch der Professor ließ sich nicht beirren und ging auf die Knie, als wolle er vor dem Grab beten.

Langdon legte die Hände auf die Grabplatte und streckte sich. Als sich sein Gesicht dem Boden näherte, wurde ihm bewusst, dass er wie ein Muslim wirken musste, der gen Mekka betete. Das verblüffte Mirsat so sehr, dass es ihm die Sprache verschlug. Stille kehrte ein.

Langdon atmete tief ein, drehte den Kopf nach rechts und drückte sanft das linke Ohr aufs Grab. Der Stein fühlte sich kalt an.

Ein Geräusch war durch den Stein zu hören, klar und deutlich.

Oh, mein Gott.

Von unten schien das Finale von Dantes Inferno zu ihm hinaufzudringen. Langdon blickte zu Bröder und Sinskey.

»Ich höre es«, flüsterte er. »Das Geräusch tropfenden Wassers.«

Brüder sprang über die Kette und kauerte sich neben Langdon, um ebenfalls zu lauschen. Dann nickte er aufgeregt.

Nun, da sie das Wasser unter sich hören konnten, blieb nur eine Frage offen: *Wo genau floss es?*

Langdon sah wieder die halb überflutete Kaverne vor seinem geistigen Auge, das unheimliche rote Licht ... irgendwo unter ihnen ...

**Folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast
Denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster
In den blutroten Wassern
Der Lagune, in der sich nie spiegeln die
Sterne.**

Als Langdon sich erhob und wieder über die Kette kletterte, funkelte Mirsat ihn wütend an. Es wirkte nicht sehr bedrohlich. Der Professor war fast einen

Kopf größer als ihr türkischer Führer.

»Mirsat«, begann Langdon, »es tut mir leid. Wie Sie sehen, ist das eine äußerst ungewöhnliche Situation. Ich habe keine Zeit, Ihnen das zu erklären, aber ich muss Ihnen eine sehr, sehr wichtige Frage zu diesem Gebäude stellen.«

Mirsat rang sich zu einem Nicken durch. »Also gut.«

»Wir hören hier an Dandolos Grab irgendwo unter dem Stein Wasser fließen. Wir müssen wissen, *wo* dieses Wasser hinfließt.«

Mirsat schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht. Wasser kann man überall in der Hagia Sophia fließen hören.«

Der Professor und seine Begleiter waren wie erstarrt.

»Ja«, fuhr Mirsat fort, »besonders, wenn es regnet. Das Dach der Hagia Sophia hat eine Fläche von über zehntausend Quadratmetern, und manchmal dauert es Tage, bis nach einem

Regenguss das Wasser abgelaufen ist. Meistens fängt es sogar vorher schon wieder an zu regnen. Wassergeräusche sind hier etwas ganz Normales. Aber vielleicht wissen Sie auch, dass die Hagia Sophia auf riesigen Kavernen voller Wasser steht. Darüber gibt es sogar einen Dokumentarfilm, in dem ...«

»Ich weiß«, unterbrach Langdon ihn. »Wissen Sie vielleicht auch, wohin *genau* das Wasser fließt, das man hier unter Dandolos Grab hören kann?«

»Natürlich«, antwortete Mirsat. »Es fließt an denselben Ort wie alles Wasser von der Hagia Sopia: in eine Zisterne.«

»Nein«, mischte sich Brüder ein und stieg ebenfalls über die Kette zurück. »Wir suchen nicht nach einer Zisterne. Wir suchen nach einem riesigen, unterirdischen Raum ... vielleicht mit Säulen?«

»Ja, richtig«, sagte Mirsat. »Die antike Zisterne

sieht genauso aus: eine große, unterirdische Halle mit Säulen. Sie ist sehr beeindruckend. Sie wurde im sechsten Jahrhundert gebaut, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Heutzutage steht das Wasser darin zwar höchstens einen Meter fünfzig hoch, aber ...«

»Wo ist sie?«, fiel Brüder ihm ins Wort. Seine Stimme hallte durch die leere Kirche.

»Die Zisterne?«, fragte Mirsat eingeschüchtert. »Die liegt nicht weit östlich von hier.« Er deutete nach draußen. »Man nennt sie den Yerabatan Sarayi.«

Sarayi?, wunderte sich Langdon. *Wie in Topkapi Sarayi?* Sie hatten die Wegweiser zum Topkapi-Palast überall auf dem Weg hierher gesehen. »Aber ... Aber bedeutet *sarayi* nicht ›Palast‹?«

Mirsat nickte. »Ja. Und die antike Zisterne nennt man Yerebatan Sarayi, den *Versunkenen Palast*.«

Es regnete in Strömen, als Dr. Elizabeth Sinskey mit Langdon, Brüder und ihrem verwirrten Führer Mirsat aus der Hagia Sophia stürmte.

Folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast,
dachte Sinskey.

Um zur antiken Zisterne der Stadt zu gelangen, dem Yerebatan Sarayi, mussten sie zur Blauen Moschee zurück und dann ein Stück nach Norden.

Mirsat ging voraus.

Notgedrungen hatte Sinskey ihn darüber aufgeklärt, wer sie waren und dass sie dringend in den Versunkenen Palast mussten, um eine Katastrophe zu verhindern.

»Hier entlang!«, rief Mirsat und führte sie durch den dunklen Park. Die gewaltige Hagia Sophia lag nun hinter ihnen, und vor ihnen funkelten die Märchentürme der Blauen Moschee.

Agent Brüder rannte neben Sinskey her und brüllte in sein Telefon. Er brachte das SRS-Team auf den neuesten Stand und befahl seinen Männern, sich mit ihnen am Eingang zur Zisterne zu treffen.

»Zobrist hat es wahrscheinlich auf die Wasserversorgung der Stadt abgesehen«, fuhr Brüder fort. »Ich brauche einen Plan sämtlicher Zu- und Abflüsse der Zisterne. Wir müssen sie vollständig isolieren. Wir errichten physische und chemische Barrieren sowie Vakuum ...«

»Moment«, rief Mirsat. »Ich glaube, Sie haben mich missverstanden. Die Zisterne ist nicht die Hauptwasserversorgung der Stadt. Nicht mehr.«

Brüder nahm das Handy vom Ohr und funkelte ihn an. »Was?«

»*Früher* hat die Stadt ihr Wasser aus der

Zisterne bezogen«, stellte Mirsat klar. »Heute nicht mehr. Wir sind schon ein wenig moderner geworden.«

Brüder blieb unter einem Baum stehen, und die anderen taten es ihm nach.

»Mirsat«, sagte Sinskey. »Sind Sie wirklich sicher, dass niemand mehr das Wasser aus der Zisterne trinkt?«

»Natürlich«, antwortete Mirsat. »Das Wasser ist einfach da ... vermutlich versickert es in der Erde.«

Sinskey, Langdon und Brüder wechselten verunsicherte Blicke. Die Direktorin der WHO wusste nicht, ob sie erleichtert oder besorgt sein sollte. *Wenn niemand in Kontakt mit dem Wasser kommt, warum wollte Zobrist es dann kontaminieren?*

»Als wir vor Jahrzehnten unsere Wasserversorgung modernisiert haben«, erklärte Mirsat, »wurde die Zisterne nicht länger

gebraucht.« Er zuckte mit den Schultern.

»Heutzutage dient sie nur noch als
Touristenattraktion.«

Eine Touristenattraktion? Sinskey fuhr zu
Mirsat herum. »Moment mal ... man kann dort
runter? In die Zisterne?«

»Natürlich«, bestätigte Mirsat. »Sie hat
mehrere tausend Besucher pro Tag. Die Kaverne
ist atemberaubend. Laufstege führen über das
Wasser, und es gibt sogar ein kleines Café. Sie
wird allerdings nur zum Teil belüftet, deshalb ist
es da unten stickig und feucht. Trotzdem ist sie sehr
beliebt.«

Sinskey sah Brüder an. Offenbar hatten sie das
gleiche Bild vor Augen: eine dunkle, feuchte
Kaverne voll mit abgestandenem Wasser, in dem
ein Krankheitserreger gedieh. Und als wäre das
noch nicht Alptraum genug, liefen den ganzen Tag
lang Touristen auf Stegen über dieses Wasser.

»Er hat ein Bio-Aerosol erschaffen«, sagte

Brüder.

Sinskey nickte und ließ die Schultern hängen.

»Und das heißt?«, verlangte Langdon zu wissen.

»Das heißt«, erwiderte Brüder, »dass es *durch die Luft* übertragen werden kann.«

Langdon schwieg, und Sinskey wurde bewusst, dass er erst jetzt das potenzielle Ausmaß der Krise begriff.

Sinskey hatte die ganze Zeit über mit einem Pathogen gerechnet, das sich auch durch die Luft verbreiten konnte. Als sie gehört hatte, dass die Zisterne die Stadt mit Wasser versorgte, war in ihr für einen kurzen Moment die Hoffnung aufgekeimt, das Pathogen könnte womöglich ans Wasser gebunden sein. Im Wasser lebende Bakterien waren zwar robust und wetterresistent, aber sie verbreiteten sich auch nur langsam ...

... im Gegensatz zu Pathogenen, die durch die Luft übertragen wurden.

Die verbreiten sich schnell.

Sehr schnell.

»Wenn wirklich die Luft der Übertragungsweg ist«, sagte Brüder, »dann handelt es sich vermutlich um ein Virus.«

Ja, ein Virus, stimmte Sinskey ihm in Gedanken zu. Einen effizienteren Erregertypus hätte Zobrist sich nicht aussuchen können.

Ein derartiges Virus unter Wasser freizusetzen, wirkte ungewöhnlich, doch es gab viele Lebensformen, die zunächst im Wasser heranwuchsen und später in die Luft schlüpfen: Moskitos, Legionellen, Mykotoxine, Rotalgen, ja sogar Menschen. Sinskey stellte sich vor, wie das Virus sich überall in der Zisterne ausbreitete ... und dann im Inneren von Mikrotropfen in die Luft stieg.

Mit besorgter Miene sah Mirsat zu dem Gebäude auf der anderen Straßenseite. Sinskey folgte seinem Blick zu dem kantigen, rot-weißen

Ziegelgebäude, dessen Tür offenstand. Hinter der Tür schien eine Treppe nach unten zu führen. Gutgekleidete Leute warteten davor, während ein Türsteher bestimmte, wer wann die Treppe hinunterdurfte.

Ist das eine Art unterirdischer Tanzclub?

Sinskey las die goldenen Buchstaben auf dem Gebäude, und ein Gefühl der Beklemmung überkam sie. Wenn dieser Club nicht zufällig ›Zisterne‹ hieß und im Jahre 523 n. Chr. Eröffnung gefeiert hatte, dann wusste sie, warum Mirsat so besorgt dreinblickte.

»D... der Versunkene Palast«, stammelte Mirsat. »Es ... es sieht so aus, als würde dort heute Abend ein Konzert stattfinden.«

Sinskey starrte ihn ungläubig an. »Ein Konzert in einer Zisterne?«

»Das ist eine sehr große Kaverne«, antwortete Mirsat. »Sie wird oft für kulturelle Veranstaltungen benutzt.«

Brüder hatte genug gehört. Er rannte los und schlängelte sich durch den Verkehr auf der Alemdar Caddesi. Sinskey und die anderen folgten ihm auf den Fersen.

Als sie den Eingang erreichten, war die Tür von einigen Konzertbesuchern blockiert, die auf den Einlass warteten: drei Frauen in Burkas, ein händchenhaltendes Touristenpärchen und ein Mann im Smoking. Sie alle standen dicht gedrängt in der Tür, um sich vor dem Regen zu schützen.

Von unten hörte Sinskey klassische Musik. *Berlioz*, dachte sie. Was auch immer dort gespielt wurde, auf den Straßen von Istanbul wirkte es fehl am Platz.

Trotz der Leute spürte Sinskey einen warmen Luftzug von der Treppe, der tief aus der Erde kam. Die Luft trug nicht nur die Musik herauf, sondern auch den unverkennbaren Geruch von Erde, Feuchtigkeit und Menschenmassen.

Sinskey überkam eine düstere Vorahnung.

Eine Touristengruppe kam fröhlich plaudernd die Treppe herauf. Als sie das Gebäude verließ, schickte der Türsteher die wartenden Konzertbesucher hinunter.

Brüder wollte ebenfalls hinein, doch der Mann hielt ihn mit einer freundlichen Geste zurück.

»Einen Augenblick bitte, Sir. Die Zisterne hat ihre Besucherkapazität erreicht. Aber es dauert höchstens eine Minute, bis der nächste Besucher geht. Danke.«

Brüder hätte den Mann offensichtlich am liebsten aus dem Weg geräumt, doch Sinskey zog ihn beiseite.

»Warten Sie. Ihr Team ist auf dem Weg. Sie können die Zisterne nicht alleine durchsuchen.« Sie deutete auf die Tafel an der Wand, gleich neben der Tür. »Die Fläche ist riesig.«

Die Informationstafel zeigte einen unterirdischen Raum so groß wie eine Kathedrale, fast zwei Fußballfelder lang, mit einer Fläche von

fast neuntausend Quadratmetern und einer von dreihundertsechunddreißig Marmorsäulen gestützten Decke.

»Schauen Sie sich das an!«, rief Langdon, der wenige Schritte entfernt stand. »Das werden Sie nicht glauben.«

Sinskey drehte sich um. Langdon deutete auf ein Konzertplakat an der Wand.

Oh, mein Gott.

Die Direktorin der WHO hatte die Musik korrekt als ein Stück aus der Romantik identifiziert, doch es stammte nicht von Berlioz, sondern von einem anderen Komponisten: Franz Liszt.

An diesem Abend spielte das Staatliche Symphonieorchester von Istanbul tief unter der Erde eines von Franz Liszts berühmtesten Werken: die Dante-Symphonie, eine Komposition, die von Dantes Reise in die Hölle inspiriert worden war.

»Das wird hier eine Woche lang aufgeführt«,

sagte Langdon und las das Kleingedruckte auf dem Plakat. »Der Eintritt ist frei. Ein anonymen Spender hat dafür bezahlt.«

Sinskey konnte sich denken, wer dieser anonyme Spender war. Offenbar hatte Zobrist seinen Hang zum Dramatischen an eine gnadenlos praktische Strategie geknüpft: Diese eine Woche mit kostenlosen Konzerten würde Tausende von zusätzlichen Touristen in die Zisterne locken. Sie würden das Pathogen einatmen und anschließend wieder in ihre Heimatländer reisen.

»Sir?«, rief der Türsteher Brüder zu. »Wir haben wieder Platz für ein paar Gäste.«

Brüder drehte sich zu Sinskey um. »Informieren Sie die türkischen Behörden. Was auch immer wir da unten finden, wir werden Unterstützung brauchen. Wenn mein Team eintrifft, sollen sie mir über Funk ein Update geben. Ich gehe runter und sehe mich nach Hinweisen um.«

»Ohne Atemgerät?«, fragte Sinskey. »Sie

wissen doch nicht, ob der Solublon-Beutel noch intakt ist.«

Brüder runzelte die Stirn und hielt die Hand in den warmen Luftzug, der aus dem Eingang kam. »Ich sage das nicht gern, aber wenn das Pathogen bereits freigesetzt ist, dann ist inzwischen ohnehin jeder in der Stadt infiziert.«

Dieser Gedanke war Sinskey ebenfalls gekommen. Sie hatte vor Langdon und Mirsat nur nicht darüber reden wollen.

»Außerdem«, fügte Brüder hinzu, »habe ich schon erlebt, wie die Massen reagieren, wenn mein Team in voller Schutzkleidung anrückt. Panik wäre die Folge.«

Sinskey beschloss, ihm nachzugeben. Er war der Spezialist.

»Wir *müssen* davon ausgehen«, fuhr Brüder fort, »dass wir noch nicht zu spät kommen, um den Beutel zu bergen.«

»Okay«, sagte Sinskey. »Dann mal runter mit

Ihnen.«

»Es gibt noch ein Problem«, warf Langdon ein.
»Was ist mit Sienna?«

»Was soll mir ihr sein?«, erwiderte Brüder.

»Was auch immer sie hier in Istanbul vorhat, sie ist verdammt sprachbegabt und kann vermutlich auch ein wenig Türkisch.«

»Und?«

»Sienna weiß, dass in dem Gedicht von einem ›Versunkenen Palast‹ die Rede ist«, erklärte Langdon. »Und auf Türkisch weist ›Versunkener Palast‹ genau hierhin.« Er deutete auf das Schild über der Tür, auf dem ›Yerebatan Sarayı‹ stand.

»Das stimmt«, pflichtete Sinskey ihm müde bei.
»Sie hat den Bezug vielleicht direkt hergestellt und gar nicht erst den Umweg über die Hagia Sophia gemacht.«

Brüder blickte zur Tür und fluchte leise. »Okay, falls sie tatsächlich schon da unten ist, um den Solublon-Beutel zu zerstören, kann sie zumindest

noch nicht lange hier sein. Das Areal ist riesig, und sie hat vermutlich keine Ahnung, wo sie suchen soll. Bei all diesen Menschen um sie herum kann sie ja auch nicht einfach so ins Wasser tauchen.«

»Sir?«, rief der Türsteher noch einmal.

»Wollen Sie jetzt rein oder nicht?«

Brüder sah, dass sich auf der anderen Straßenseite eine weitere Gruppe Konzertbesucher näherte, nickte dem Türsteher zu und ging zur Treppe.

»Ich komme mit«, sagte Langdon und folgte ihm.

Brüder fuhr zu ihm herum. »Sie bleiben hier oben.«

Langdon dachte gar nicht daran. »Agent Brüder, einer der Gründe, warum wir jetzt in dieser Situation stecken, ist, dass Sienna Brooks mich den ganzen Tag lang an der Nase herumgeführt hat. Und wie Sie ganz richtig gesagt haben, sind wir vielleicht schon alle infiziert. Ich helfe Ihnen, ob

Ihnen das gefällt oder nicht.«

Brüder starrte ihn kurz an und gab dann nach.

Langdon trat durch die Tür und folgte Brüder die Treppe hinunter. Der warme Luftzug aus den Tiefen der Zisterne wehte ihm entgegen. Die feuchte Brise trug die Melodie von Liszts Dante-Symphonie herauf sowie den vertrauten und zugleich unbeschreiblichen Geruch von Menschen, die dicht gedrängt in einem beengten Raum stehen.

Langdon überkam plötzlich das Gefühl, von einem geisterhaften Schleier umhüllt zu sein, als führe eine unsichtbare Hand aus der Erde und reiße ihm mit ihren langen Fingern die Haut auf.

Die Musik.

Der über hundert Stimmen starke symphonische Chor trug gerade eine bekannte Passage vor und betonte dabei jede einzelne Silbe von Dantes düsterem Text.

»Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.«

Diese sechs Worte, die berühmteste Zeile in Dantes Werk, drangen die Stufen hinauf wie der bedrohliche Gestank des Todes.

Begleitet von den Bläsern intonierte der Chor die Warnung erneut. »*Lasciate ogne speranza voi ch'entrate!*«

Ihr, die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.

Die in rotes Licht getauchte unterirdische Kaverne hallte vom Klang der »höllischen« Musik wider: das Heulen der Stimmen, die dissonanten Streicher und das tiefe Dröhnen der Pauken, das wie ein Erdbeben durch die Grotte scholl.

Wohin Langdon auch blickte, der Boden dieser unterirdischen Welt schien aus nichts anderem zu bestehen als einer spiegelglatten Wasserfläche – wie schwarzes Eis auf einem zugefrorenen Teich in New England.

Die Lagune, in der sich nie spiegeln die Sterne.

Aus dem Wasser ragten in scheinbar

unendlichen Reihen Hunderte mächtige dorische Säulen acht Meter in die Höhe. Rote Scheinwerfer strahlten die Säulen von unten an, sodass sie wie ein surrealer Wald wirkten, der sich weit in die Dunkelheit erstreckte.

Langdon und Brüder blieben am Fuß der Treppe stehen. Der Anblick war überwältigend. Die komplette Kaverne war in rötliches Licht getaucht, und während Langdon die Szenerie auf sich wirken ließ, atmete er instinktiv so flach wie möglich.

Die Luft war drückender als erwartet.

Langdon sah die Konzertbesucher in einiger Entfernung zu seiner Linken. Das Konzert fand tief in der Kaverne statt, auf halbem Weg zur gegenüberliegenden Wand, und für die Besucher waren eigens Podien errichtet worden. Mehrere hundert Zuhörer saßen in konzentrischen Kreisen um das Orchester herum, während noch einmal hundert am Rand standen. Manche lehnten sich auf

den Laufstegen an die stabile Brüstung und sahen aufs Wasser hinunter, während sie der Musik lauschten.

Langdon ließ den Blick über die vielen amorphen Silhouetten schweifen und suchte nach Sienna. Sie war nirgends zu sehen. Stattdessen sah er Gestalten in Smokings, Abendkleidern, Bishts, Burkas und sogar Touristen in Hemd und kurzer Hose. Es war ein Anblick, als habe sich im rubinroten Licht ein Querschnitt der Menschheit versammelt, um eine okkulte Messe zu feiern.

Wenn Sienna wirklich hier unten ist, können wir sie unmöglich finden.

In diesem Augenblick kam ein korpulenter Mann an Brüder und Langdon vorbei und stieg hustend die Treppe hinauf. Brüder sah ihm aufmerksam hinterher. Langdon spürte ebenfalls ein Kratzen in der Kehle, doch er tat es als Einbildung ab.

Brüder unternahm einen vorsichtigen Schritt auf

den Laufsteg hinaus. Er überdachte die Möglichkeiten. Der Weg vor ihnen wirkte wie der Eingang zum Labyrinth des Minotaurus. Der schmale Steg gabelte sich bald in drei weitere, die sich nach wenigen Metern wiederum teilten: Ein sich immer weiter verzweigendes Labyrinth, das über dem Wasser schwebte und sich zwischen den Säulen hindurch in die Dunkelheit erstreckte.

Auf halbem Weg des Menschenlebens,
erinnerte sich Langdon an den unheimlichen ersten
Gesang von Dantes Meisterwerk, *fand ich mich in*
einen finstern Wald verschlagen, weil ich vom
rechten Weg mich abgewandt.

Langdon blickte über das Geländer ins Wasser hinab. Es war über einen Meter tief und überraschend klar. Der von einer dünnen Schlammschicht bedeckte Boden war deutlich zu erkennen.

Brüder sah ebenfalls kurz ins Wasser, gab jedoch nur einen undefinierbaren Laut von sich.

»Sehen Sie hier irgendwo die Stelle, wo Zobrist sein Video gedreht hat?«

Hier kommt fast jede Stelle infrage, dachte Langdon und ließ den Blick über die feuchten Wände schweifen. Er deutete auf die abgelegenste Ecke der Kaverne, weit zu ihrer Rechten und ein gutes Stück entfernt von dem Orchester und den Zuschauertribünen. »Ich nehme an, irgendwo dort hinten.«

Brüder nickte. »Das sagt mir mein Bauchgefühl auch.«

Die beiden Männer liefen über den Steg, folgten einer Abzweigung nach rechts, weg von den Konzertbesuchern, und eilten auf die äußeren Bereiche des Versunkenen Palastes zu. Langdon erkannte, wie leicht es wäre, sich über Nacht hier zu verstecken. Zobrist hatte gewiss keine Probleme gehabt, sein Video hier zu drehen. Möglicherweise hatte er sich sogar mit offizieller Genehmigung allein hier unten aufhalten dürfen – als

Gegenleistung für die großzügige Finanzierung der Konzertreihe.

Nicht dass das jetzt noch von Bedeutung wäre.

Brüder erhöhte sein Tempo, als passe er sich unterbewusst der Musik an, die in immer schnelleren Takten Dantes und Vergils Abstieg in die Hölle beschrieb.

Langdon musterte aufmerksam die moosbewachsenen Wände und suchte nach Übereinstimmungen mit dem, was er in dem Video gesehen hatte. An jeder neuen Abzweigung wandten Brüder und er sich nach rechts, immer weiter weg von den Konzertbesuchern. Langdon warf einen Blick über die Schulter und staunte, wie weit sie schon vom Eingang entfernt waren.

Inzwischen rannten sie fast. Dann und wann begegneten sie einem umherwandernden Besucher, doch als sie den tiefsten Teil der Zisterne erreichten, waren sie allein.

Brüder wirkte verzweifelt »Das sieht hier alles

gleich aus! Wo sollen wir anfangen?«

Langdon war ebenso frustriert wie Brüder. Dass er sich lebhaft an das Video erinnerte, nutzte ihm hier unten nicht viel.

Langdon schritt langsam den Steg entlang und studierte die matt beleuchteten Informationstafeln. Eine beschrieb das Fassungsvermögen des Raums: achtzigtausend Kubikmeter. Eine andere wies auf eine nicht zum Rest passende Säule hin, die beim Bau der Zisterne aus einem der umliegenden Gebäude geplündert worden war. Auf einer weiteren war eine antike Kritzelei abgebildet, das Symbol des weinenden Auges – eine Erinnerung an all die Sklaven, die beim Bau der Zisterne gestorben waren.

Langdon hielt inne. Er hatte ein Schild entdeckt, auf dem nur ein einziges Wort stand.

Brüder wandte sich zu ihm um. »Was ist?«

Langdon deutete auf das Schild.

Ein mythischer Name stand dort, gefolgt von

einem Richtungspfeil.

MEDUSA →

Brüder las das Schild und zuckte mit den Schultern. »Und?«

Langdon schlug das Herz bis zum Hals. Die Medusa war nicht nur das furchterregende Monster mit den Schlangenhaaren, dessen Blick Menschen in Stein verwandeln konnte; sie gehörte auch zu den griechischen Geistern der Unterwelt, genauer gesagt zu einer speziellen Kategorie, die man ›die chthonischen Monster‹ nannte.

*Folgt ihm tief in den Versunk'nen Palast,
denn hier im Dunkel lauert das chthonische
Monster.*

Sie weist den Weg, begriff Langdon und rannte los. Er folgte den Schildern in Richtung Medusa, und in der Dunkelheit konnte Brüder kaum mit ihm Schritt halten. Schließlich erreichten sie eine

Sackgasse mit einer Plattform nahe der rechten Zisternenwand.

Der Anblick, der sich ihnen dort bot, war unglaublich.

Aus dem Wasser ragte eine Säule, deren Fuß aus einem kolossalen, fein bearbeiteten Marmorblock bestand: dem Haupt der Medusa. Der Anblick allein wirkte bizarr; die Tatsache, dass das Haupt auf dem Kopf stand – das Schlangenhaar unten, das Kinn oben –, verstärkte diesen Effekt noch.

Umgedreht wie die Verdammten, dachte Langdon und erinnerte sich an Botticellis *Mappa dell'Inferno* und die kopfüber eingegrabenen Sünder, die er im Malebolge platziert hatte.

Brüder holte zu Langdon auf und starrte verwirrt zu dem Gorgonenhaupt.

Dieser Kopf, der nun als Fundament für die Säule diente, musste von irgendwo geplündert und dann hier verbaut worden sein, vermutete Langdon.

Dass man den Kopf der Medusa umgedreht hatte, war vermutlich dem Aberglauben geschuldet, man könne auf diese Weise die Gorgone ihrer bösen Kraft berauben. Doch Langdon konnte die Angst nicht so einfach abschütteln, die der Anblick bei ihm auslöste.

Dantes Inferno. Der Mittelpunkt der Erde. Wo die Schwerkraft sich umkehrt. Wo aus Oben Unten wird.

Eine düstere Vorahnung jagte ihm einen Schauer über den Rücken. Er blickte in den rötlichen Dunst um das Medusenhaupt. Die meisten Schlangenhaare des Monsters waren unter Wasser, doch ihre Augen befanden sich über der Wasseroberfläche. Sie starrte nach links, über die Lagune hinweg.

Mit einem Gefühl der Beklemmung beugte Langdon sich über das Geländer und blickte in die gleiche Richtung wie die Statue, in eine seltsam vertraute, leere Ecke des Versunkenen Palastes.

Er wusste es sofort.

Das war die Stelle.

Ground Zero.

Agent Brüder ließ sich vorsichtig unter dem Geländer hindurch in das fast brusthohe Wasser gleiten. Als das kalte Wasser seine Kleidung durchdrang, verkrampften sich seine Muskeln. Der Boden der Zisterne war rutschig, aber fest. Für einen Moment stand Brüder einfach da und beobachtete die konzentrischen Wellen, die sich von ihm aus auf der Oberfläche ausbreiteten.

Einen Augenblick lang hielt er die Luft an. *Langsam*, ermahnte er sich. *Du darfst keine Erschütterungen verursachen.*

Über ihm auf dem Steg stand Langdon am Geländer und suchte die anderen Stege ab. »Alles

okay«, flüsterte er. »Niemand kann Sie sehen.«

Brüder drehte sich zu dem Medusenhaupt um, das von einem kleinen roten Scheinwerfer angestrahlt wurde. Nun, da er sich auf einer Höhe mit dem Monster befand, wirkte es sogar noch größer.

»Folgen Sie dem Blick der Medusa durch die Lagune«, wisperte Langdon. »Zobrist hatte einen Hang zu Symbolen und Dramatik ... Es würde mich nicht überraschen, wenn er seine Schöpfung genau im tödlichen Blick der Medusa platziert hätte.«

Große Geister denken gleich. Inzwischen war Brüder froh, dass der amerikanische Professor darauf bestanden hatte, mit ihm hinunterzugehen. Langdons Fachkenntnis hatte sie fast ohne Umweg in diesen Teil der Zisterne geführt.

Nach wie vor hallte die Dante-Symphonie von den Wänden wider, und Brüder holte seine

wasserdichte Stiftlampe aus der Tasche und schaltete sie ein. Ein heller Halogenstrahl durchschnitt das Wasser und erhellte den Zisternenboden vor ihm.

Immer mit der Ruhe, ermahnte sich Brüder noch einmal. *Keine Erschütterungen.*

Ohne ein weiteres Wort machte er sich vorsichtig auf den Weg hinaus. Wie in Zeitlupe watete er durch das Wasser und leuchtete dabei methodisch von rechts nach links.

Nervös stand Langdon am Geländer und sah Agent Brüder hinterher. Das Atmen fiel ihm schwer. Trotz der Feuchtigkeit in der Zisterne roch die Luft muffig und abgestanden, und es mangelte an Sauerstoff. Während Brüder vorsichtig in den unterirdischen See hinauswatete, beruhigte sich der Professor mit dem Gedanken, dass alles gut werden würde.

Wir sind noch rechtzeitig gekommen.

Der Beutel ist noch intakt.

Brüders Team wird die Situation unter Kontrolle bekommen.

Trotzdem war Langdon unruhig. Als Klaustrophobiker fühlte er sich unter der Erde ohnehin stets unwohl. *Das hat etwas mit den Tausenden Tonnen Erde über mir zu tun, die nur von ein paar alten, bröckeligen Säulen getragen werden.*

Er wischte den Gedanken beiseite und warf einen letzten Blick über die Schulter, um sicherzugehen, dass sie keine unerwünschte Aufmerksamkeit erregten.

Nichts.

Die einzigen Leute in der Nähe standen auf verschiedenen Laufstegen, und alle blickten sie zum Orchester. Bis jetzt schien niemand bemerkt zu haben, dass Brüder in einer abgelegenen Ecke der Zisterne durchs Wasser watete.

Der Leiter des SRS-Teams war inzwischen nur

noch als dunkler Fleck draußen in der Lagune zu erkennen. Seine Lampe leuchtete unheimlich unter Wasser und erhellte ihm den Weg.

Während Langdon ihn beobachtete, bemerkte er plötzlich aus den Augenwinkeln links von sich eine Bewegung: eine ominöse schwarze Gestalt erhob sich aus dem Wasser. Langdon starrte in die Dunkelheit, in der bangen Erwartung, ein Leviathan sei aus der Finsternis gestiegen und würde sich nun auf ihn stürzen.

Brüder war stehengeblieben. Offenbar hatte auch er es gesehen.

In der äußersten Ecke ragte eine wabernde schwarze Silhouette an der Wand empor, die fast so aussah wie der Pestdokter aus Zobrists Video.

Das ist ein Schatten, erkannte Langdon und seufzte erleichtert. *Brüders Schatten*.

Der Leiter des SRS-Teams hatte den Schatten erzeugt, als er an einem der Unterwasserscheinwerfer vorbeigekommen war.

Zobrist war es bei der Aufzeichnung seines Videos offenbar genauso ergangen.

»Das ist die Stelle!«, rief Langdon Brüder zu.

»Sie sind nicht mehr weit entfernt.«

Brüder nickte und setzte seinen Weg durch das Wasser fort. Langdon ging am Geländer entlang, um mit ihm auf gleicher Höhe zu bleiben. Während der Agent sich immer weiter vorwagte, warf Langdon noch einmal einen Blick in Richtung Orchester, um sicherzustellen, dass niemand sie bemerkte.

Nichts.

Als Langdon den Blick wieder nach vorn richtete, erregte etwas auf dem Steg seine Aufmerksamkeit – ein Funkeln wie von reflektiertem Licht.

Er sah nach unten und entdeckte eine kleine rote Lache.

Blut.

Er stand darin.

Habe ich mich verletzt?

Er spürte keinen Schmerz, dennoch tastete er sich sofort erschrocken nach einer Verletzung ab – oder reagierte er möglicherweise auf ein Toxin in der Luft? Er untersuchte seine Nase, beide Ohren und sah sich die Fingernägel an, doch er fand nichts.

Langdon sah sich um. Er war noch immer allein auf dem Steg.

Er betrachtete die Pfütze eingehender, und diesmal bemerkte er ein winziges Rinnsal, das die Lache zu seinen Füßen hatte entstehen lassen. Offenbar war der Steg leicht abschüssig, und das Blut rann von weiter oben zu ihm herab.

Da ist jemand verletzt, dachte er. Langdon blickte noch einmal zu Brüder hinaus, der sich allmählich dem äußeren Rand der Lagune näherte, dann folgte er dem Verlauf des Rinnsals. Die Blutspur wurde immer breiter. *Was zum ...?* Jetzt war sie schon zwei Finger breit. Langdon folgte

dem Rinnsal bis zu einer Wand, wo der Steg unvermittelt endete.

Im Zwielficht fand er eine rote Lache, die so groß war, als wäre jemand niedergemetzelt worden.

Dann bemerkte er, dass ein Teil der Flüssigkeit vom Steg ins Wasser der Zisterne tropfte. Schlagartig begriff er, dass der erste Eindruck getrogen hatte.

Das ist kein Blut.

Die überall aufgestellten Scheinwerfer hatten die Flüssigkeit schwarzrot erscheinen lassen und die Illusion erzeugt.

Das ist nur Wasser.

Doch diese Erkenntnis erfüllte Langdon nicht mit Erleichterung ... sondern blanker Furcht. Er starrte auf die Lache hinunter, auf die Spritzer am Geländer. Und die Fußspuren.

Irgendjemand ist hier aus dem Wasser geklettert.

Langdon fuhr herum, um Brüder eine Warnung zuzurufen, doch der SRS-Agent war schon zu weit entfernt und die Musik ohrenbetäubend laut.

Plötzlich fühlte Langdon eine Präsenz in der Nähe.

Ich bin nicht allein.

Wie in Zeitlupe drehte er sich zur Wand um, wo der Steg endete. Wenige Meter entfernt, in den Schatten, erspähte er eine unförmige Gestalt, die in ein schwarzes Tuch gehüllt zu sein schien. In ein triefnasses Tuch, wie die Pfütze unter ihr verriet.

Und dann bewegte sie sich.

Die Silhouette streckte sich, und ein Kopf erhob sich aus der schwarzen Masse.

Das ist jemand in einer schwarzen Burka!

Das traditionelle islamische Kleidungsstück bedeckte jeden Zentimeter Haut seines Trägers, doch als der verschleierte Kopf sich nun drehte, sah Langdon plötzlich in zwei dunkle Augen, die seinen Blick erwiderten.

Langdon erkannte die Augen sofort.

Blitzschnell sprang Sienna Brooks aus ihrem Versteck. Im Bruchteil einer Sekunde stieß sie Langdon zu Boden und rannte über den Laufsteg davon.

Draußen in der Lagune war Agent Brüder stehengeblieben. Der Halogenstrahl seiner Stifflampe war gerade von etwas Metallischem auf dem Zisternenboden reflektiert worden.

Brüder atmete flach und trat behutsam einen Schritt vor, um keine Turbulenzen zu erzeugen. Nun konnte er durch das klare Wasser hindurch ein Rechteck aus Titan erkennen, das mit Nieten am Boden befestigt war.

Zobrists Tafel.

Als sich das klare Wasser beruhigte, konnte Brüder den Text lesen:

AN DIESEM ORT, UND AN DIESEM TAG,
WURDE DIE WELT FÜR IMMER
VERÄNDERT.

Das werden wir ja sehen, dachte Brüder mit wachsendem Selbstbewusstsein. Wir haben noch mehrere Stunden, um das zu verhindern.

Er rief sich Zobrists Video ins Gedächtnis zurück und richtete den Strahl seiner Lampe auf eine Stelle etwas weiter links von der Tafel. Genau dort war der Beutel im Video zu sehen gewesen. Verblüfft kniff Brüder die Augen zusammen.

Kein Beutel?

Er leuchtete noch weiter nach links.

Noch immer nichts.

Aber ... Aber er war doch genau hier!

Brüder knirschte mit den Zähnen, wagte sich einen weiteren Schritt vor und ließ den Lichtstrahl langsam über das Areal wandern.

Da war kein Beutel. Nur die Tafel.

Für einen kurzen Moment hegte er die irrationale Hoffnung, dass die Bedrohung – wie so vieles andere an diesem Tag – auch nur eine Illusion gewesen war.

War das alles vielleicht nur ein schlechter Scherz?

Wollte Zobrist uns nur Angst einjagen?

Und dann sah er es.

Links neben der Tafel, kaum sichtbar auf dem schlammigen Boden, lag ein Stück Schnur. Sie sah aus wie ein lebloser Wurm. An dem einen Ende der Schnur befand sich eine Kunststoffklammer, aus der ein paar Fetzen Solublon-Plastik ragten.

Brüder starrte auf die Überbleibsel des durchsichtigen Beutels. Zusammen mit der Schnur sahen sie aus wie die Reste eines geplatzten Geburtstagsballons.

Die Erkenntnis drehte ihm den Magen um.

Wir sind zu spät.

Brüder stellte sich vor, wie der Beutel sich aufgelöst hatte ... wie sein tödlicher Inhalt ins Wasser diffundiert ... und dann zur Oberfläche gestiegen war.

Mit zitterndem Finger schaltete Brüder die Lampe aus. Einen Augenblick lang stand er reglos in der Dunkelheit und sammelte seine Gedanken.

Und diese Gedanken verwandelten sich rasch in ein Gebet.

Gott stehe uns bei.

»Agent Brüder, wiederholen Sie!«, rief Sinskey in ihr Funkgerät. Sie war bereits halb die Treppe zur Zisterne hinuntergerannt, in der Hoffnung, ein besseres Signal zu bekommen. »Ich habe Sie nicht verstanden!«

Der warme Luftzug wehte die Treppe hinauf und fuhr ihr durch das Haar. Draußen war das SRS-Team inzwischen eingetroffen und hatte sich hinter dem Gebäude auf den Einsatz vorbereitet.

Die Männer wollten die Schutzausrüstung so lange wie möglich vor Zivilisten verborgen halten, während sie auf Brüders Lagebericht warteten.

»... Beutel ...«, knisterte Brüders Stimme in Sinskeys Funkgerät, »... und ... freigesetzt!«

Was? Sinskey betete, dass sie ihn falsch verstanden hatte, und lief weiter die Treppe hinunter. »Wiederholen Sie!« Die Musik wurde immer lauter.

Diesmal war Brüders Stimme klarer zu verstehen. »... ich wiederhole ... Der Wirkstoff ist freigesetzt.«

Sinskey wäre fast in die Zisterne gestürzt, so schnell nahm sie die letzten Stufen. *Wie kann das sein?*

»Der Beutel hat sich aufgelöst.« Jetzt war der Empfang klar und deutlich. »Das Pathogen ist im Wasser!«

Kalter Schweiß trat Sinskey auf die Stirn, als sie den unterirdischen Raum in Augenschein nahm.

In dem rötlichen Zwielight sah sie eine riesige Wasserfläche mit Hunderten von Säulen. Vor allem aber sah sie Menschen.

Viele Menschen.

Sehr viele.

Sinskey starrte auf die ahnungslosen Konzertbesucher, die alle in Zobrists unterirdischer Todesfalle saßen. Sie folgte ihrem Instinkt. »Agent Brüder, kommen Sie sofort rauf. Wir müssen die Leute evakuieren. Unverzüglich!«

Brüders Antwort erfolgte umgehend. »Mit Sicherheit nicht! Riegeln Sie den Zugang ab! Niemand verlässt den Raum!«

Die Direktorin der World Health Organization war nicht an Befehlsverweigerung gewöhnt. Einen Augenblick lang glaubte sie, den SRS-Agenten missverstanden zu haben. *Den Zugang abriegeln?*

»Dr. Sinskey?«, übertönte Brüders Stimme die laute Musik. »Haben Sie verstanden? Schließen

Sie den gottverdammten Eingang!«

Sosehr sich Sinskey auch dagegen sperrte, sie wusste, dass er Recht hatte. Angesichts der drohenden Pandemie blieb ihnen nur eine Option: Quarantäne.

Sie strich mit den Fingern über ihr Lapislazuli-Amulett. *Opfere wenige für das Wohl aller.* Entschlossen hob sie das Funkgerät. »Bestätigt, Agent Brüder. Ich lasse die Tür abriegeln.«

Sinskey stand im Begriff, sich von der unheilvollen Zisterne abzuwenden, als sie einen Tumult unter den Zuschauern bemerkte.

Eine Frau in schwarzer Burka näherte sich Sinskeys Position. Sie rannte über den Laufsteg und stieß die Leute aus dem Weg.

Jemand jagt sie, erkannte Sinskey. Dann entdeckte sie den Verfolger.

Sinskey war wie erstarrt. *Langdon!*

Die Frau in der Burka kam immer näher und rief dabei den Menschen auf dem Steg etwas auf

Türkisch zu. Sinskey sprach zwar kein Türkisch, doch angesichts der panischen Reaktion der Menschen schrie die Frau wohl etwas wie »Feuer!«.

Die Panik griff schnell um sich, und plötzlich liefen nicht nur Langdon und die verschleierte Frau auf die Treppe zu, sondern alle.

Sinskey kehrte der heranstürmenden Menge den Rücken zu. »Tür schließen!«, brüllte sie. »Riegelt die Zisterne ab! SOFORT!«

Als Langdon um die Ecke schlitterte und die ersten Stufen nahm, hatte Sinskey die Treppe bereits halb erklommen. Sie hastete weiter in Richtung Ausgang und rief ihren Leuten zu, die Türen zu schließen.

Sienna Brooks war ihr dicht auf den Fersen. Die nasse, schwere Burka behinderte sie merklich beim Laufen.

Langdon hörte, wie hinter ihm eine Woge panischer Konzertbesucher in Richtung Ausgang

brandete.

»Türen schließen!«, rief Sinskey erneut.

Mit seinen langen Beinen nahm Langdon drei Stufen auf einmal und holte rasch zu Sienna auf. Weiter vorn sah er, wie die schweren Doppeltüren der Zisterne langsam nach innen schwangen.

Zu langsam.

Sienna stützte sich auf Sinskeys Schulter ab, als sie an ihr vorbeisprang. Sinskey stolperte und fiel auf die Knie. Ihr geliebtes Amulett knallte auf die Steinstufen und zerbrach.

Langdon widerstand dem Impuls, anzuhalten und der gestürzten Frau zu helfen. Er sprintete weiter.

Sienna war fast in Reichweite. Dann war sie oben ... und die Türen immer noch nicht geschlossen. Ohne ihr Tempo zu verringern, jagte sie durch den schmaler werdenden Spalt.

Sie war fast draußen, als sich ihre Burka an einem Riegel verfang. Sienna wurde

zurückgerissen, eingekeilt mitten im Durchgang, nur Zentimeter von der Freiheit entfernt. Während sie sich noch wand, streckte Langdon die Hand aus und bekam die Burka zu packen. Er versuchte, Sienna mit beiden Händen zurückzuziehen, doch sie wehrte sich wild, und plötzlich hielt er nur noch einen nassen Klumpen Stoff in den Händen.

Die Türflügel krachten zusammen und verfehlten Langdons Hände nur knapp. Das nasse Stück wattierter Burka klemmte zwischen den Türen und machte es den Männern draußen unmöglich, sie ganz zu schließen.

Durch den schmalen Schlitz sah Langdon, wie Sienna Brooks über eine geschäftige Straße floh. Ihr kahler Schädel glänzte im Licht der Laternen. Sie trug denselben Pullover und dieselbe Jeans wie schon den ganzen Tag. Unvermittelt wallte in Langdon Enttäuschung auf, das Gefühl, verraten worden zu sein.

Dann ramnte ein erdrückendes Gewicht ihn

gegen die Tür.

Die panische Menschenmasse hatte ihn eingeholt.

Die Treppe hallte wider von Schreien, während sich die Musik des Symphonieorchesters unten in der Zisterne in eine wirre Kakophonie verwandelte. Das Gewühl auf der Treppe wurde dichter, und Langdon wurde mit dem Brustkorb schmerzhaft gegen das Holz gepresst. Er hatte das Gefühl, zermalmt zu werden.

Dann flogen die Türen auf, und Langdon wurde in die Nacht hinausgeschleudert wie ein Korken aus einer Champagnerflasche. Er stolperte über den Gehweg und wäre fast auf die Straße gestürzt. Hinter ihm strömte ein Schwall Menschen aus der Erde wie Ameisen aus einem vergifteten Hügel.

Als das SRS-Team den Lärm bemerkte, kamen die Agents hinter dem Gebäude hervor. Ihre weißen Hazmat-Suits und die Atemmasken steigerten die allgemeine Panik augenblicklich.

Langdon wandte sich ab und spähte über die Straße hinter Sienna her, doch außer blendenden Scheinwerfern und wirrem Durcheinander war nichts zu sehen.

Dann erblickte er für einen kurzen Moment ihren kahlen Schädel, weiß glänzend in der Nacht. Sienna rannte über einen bevölkerten Gehweg, bog um eine Ecke und verschwand.

Gehetzt sah Langdon sich um, doch hinter ihm war niemand, der ihm hätte helfen können. Keine Sinskey, kein SRS-Agent und keine Polizei.

Langdon war auf sich allein gestellt.

Ohne zu zögern, sprintete er hinter Sienna her.

In den Tiefen der Zisterne stand Agent Brüder allein im brusthohen Wasser. Schreie hallten durch die Dunkelheit, als panische Touristen und Musiker sich ihren Weg die Treppe hinauf und in die Freiheit bahnten.

Die Tür ist nicht abgeriegelt worden, begriff

Brüder entsetzt. *Eindämmung gescheitert.*

Robert Langdon war zwar kein Läufer, doch hatte er als passionierter Schwimmer eine gute Kondition, und seine Beine waren lang. Nach wenigen Sekunden erreichte er die Straßenecke und fand sich auf einer breiten Hauptverkehrsstraße wieder. Aufgeregt ließ er den Blick über die Bürgersteige schweifen.

Sie muss hier sein!

Der Regen hatte aufgehört, und von der Ecke aus konnte Langdon die beleuchtete Straße in ihrer gesamten Länge einsehen. Nirgendwo entdeckte er ein potenzielles Versteck.

Und dennoch war Sienna verschwunden.

Langdon stemmte die Hände in die Hüften und rang um Atem, während er erneut die regennasse Straße vor sich absuchte. Nichts regte sich, bis auf ein einzelnes Fahrzeug: Einer von Istanbuls modernen Bussen fuhr soeben von seiner Haltestelle los.

Ist Sienna in den Bus gestiegen?

Zu riskant. Der Bus wäre wie eine Falle für sie, erst recht, da nach ihr gesucht wurde.

Möglicherweise hatte Sienna aber auch geglaubt, dass sie unbeobachtet um die Ecke gebogen war. In diesem Fall hätte sie den Bus für das perfekte Fluchtmittel gehalten ...

Ja, vielleicht.

Auf dem Bus war die Endstation der Linie zu lesen: GALATA.

Langdon lief die Straße hinunter. Vor einem Restaurant stand ein älterer Mann unter einer Markise. Er war elegant gekleidet und schien auf etwas zu warten.

»Bitte entschuldigen Sie«, keuchte Langdon.
»Sprechen Sie Englisch?«

»Natürlich.« Langdons drängender Tonfall machte den Mann sichtlich nervös.

»Galata. Ist das ein Ort?«

»Galata? Galatabrücke? Galataturm?
Galatahafen?«

Langdon deutete auf den davonfahrenden Bus.
»Galata! Wo fährt der Bus hin?«

Der Mann sah dem Fahrzeug hinterher und überlegte. »Zur Galatabrücke«, antwortete er schließlich. »Er verlässt die Altstadt und überquert das Goldene Horn.«

Langdon stöhnte. Noch einmal ließ er den Blick über die Straße schweifen: keine Spur von Sienna. Inzwischen waren überall Sirenen zu hören.

Der Mann legte besorgt die Stirn in Falten.
»Was ist eigentlich passiert? Ist alles in Ordnung?«

Langdon starrte dem Bus nach. Auch wenn es

einem Glücksspiel glich: Ihm blieb keine andere Wahl, als die Verfolgung aufzunehmen. »Nein, im Gegenteil. Das ist ein Notfall. Ich brauche dringend Ihre Hilfe!« Er deutete zum Bordstein, wo ein Angestellter des Restaurants soeben einen silbernen Bentley geparkt hatte. »Ist das Ihr Wagen?«

»Ja, aber ...«

»Können Sie mich mitnehmen?«, sagte Langdon. »Ich weiß, wir sind uns noch nie begegnet, aber es geht um Leben und Tod!«

Der Mann schaute ihm tief in die Augen, als wollte er seine Seele durchleuchten. Schließlich nickte er. »Steigen Sie ein.«

Als der Bentley mit brüllendem Motor losraste, krallte Langdon sich in den Sitz. Der Mann war offenbar ein erfahrener Autofahrer und genoss die Herausforderung, sich durch den Verkehr zu schlängeln.

Breits nach drei Blocks hatte der Bentley den

Bus eingeholt. Langdon beugte sich vor und versuchte, durch das getönte Heckfenster des Busses etwas zu erkennen. Die Innenbeleuchtung war gedimmt, und er sah lediglich die Umrisse der Passagiere.

»Bleiben Sie bitte hinter dem Bus«, sagte Langdon. »Haben Sie ein Telefon?«

Der Mann zog ein Handy aus der Jackentasche und reichte es seinem Passagier. Langdon dankte ihm überschwänglich, doch dann wurde ihm klar, dass ihm das Handy eigentlich gar nicht weiterhalf. Er hatte weder Sinskeys noch Brüders Nummer, und ein Anruf bei der WHO in der Schweiz würde zu lange dauern.

»Welche Nummer hat die Polizei?«, fragte Langdon.

»Eins-fünf-fünf«, antwortete der Mann.

Langdon wählte die drei Ziffern und wartete. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sich eine Stimme meldete. Sie kam vom Band und erklärte

Langdon sowohl auf Türkisch als auch auf Englisch, dass er sich aufgrund zu hohen Anrufaufkommens in einer Warteschleife befinde. Langdon fragte sich, ob die Ereignisse an der Zisterne der Grund für die vielen Anrufe waren.

Im Versunkenen Palast herrschte vermutlich Chaos. Langdon stellte sich vor, wie Brüder durch die Lagune watete. Was mochte der SRS-Agent dort unten wohl entdeckt haben? Langdon hatte das ungute Gefühl, die Antwort bereits zu kennen.

Sienna war schneller als er.

Vor ihnen leuchteten Bremslichter auf, und der Bus bog in eine Haltestelle ein. Der Fahrer des Bentleys fuhr an den Straßenrand und hielt gut fünfzehn Meter hinter dem Bus. Langdon beobachtete die ein- und aussteigenden Passagiere. Nur drei Leute verließen das Fahrzeug – allesamt Männer. Dennoch musterte Langdon jeden von ihnen genau, denn er kannte Siennas Verkleidungskünste.

Sein Blick wanderte zur Heckscheibe des Busses. Die Innenbeleuchtung hatte sich beim Öffnen der Türen eingeschaltet, und Langdon konnte die Insassen nun besser erkennen. Er beugte sich vor, reckte den Hals und hielt nach Sienna Ausschau.

Bitte, Glück, lass mich nicht im Stich.

Und dann entdeckte er sie.

Ganz hinten im Bus saß eine Frau, das Gesicht von ihm abgewandt, mit kahlem Kopf und schmalen Schultern.

Das kann nur Sienna sein.

Der Bus fuhr los, und die Innenbeleuchtung verlosch. Kurz bevor der Innenraum im Halbdunkel verschwand, wandte die Frau den kahlen Kopf und blickte hinaus.

Langdon duckte sich auf dem Beifahrersitz des Bentley so tief er konnte. *Hat sie mich gesehen?* Sein Fahrer nahm bereits wieder die Verfolgung auf.

Die Straße führte zum Wasser hinunter, und Langdon sah die Lichter einer Brücke, auf der sich der Verkehr staute. Vor der Brücke herrschte ein Verkehrschaos.

»Das liegt am Gewürzbasar«, erklärte der Fahrer. »Der ist an verregneten Abenden sehr beliebt.«

Der Mann deutete zum Ufer hinunter, wo im Schatten einer spektakulären Moschee ein lang gestrecktes Gebäude stand.

Die Neue Moschee.

Der Gewürzbasar sah größer aus als die meisten amerikanischen Einkaufszentren. Menschenmassen strömten durch die Torbögen.

»Alo?«, ertönte eine leise Stimme. »*Acil Durum! Alo?*«

Langdon blickte auf das Handy in seiner Hand.
Die Polizei.

Hektisch sprach er hinein: »Ja, hallo! Mein Name ist Robert Langdon. Ich arbeite mit der

World Health Organization zusammen. Wie Sie sicher wissen, gibt es ein ernstes Problem an der alten Zisterne, und ich verfolge die Person, die dafür verantwortlich ist. Sie sitzt in einem Bus in der Nähe des Gewürzbasars, und sie ist nach ...«

»Ein Moment bitte«, unterbrach ihn die Telefonistin. »Ich verbinde mit Zentrale.«

»Nein, warten Sie!« Doch Langdon war schon wieder in der Warteschleife.

Der Fahrer des Bentley drehte sich nervös zu ihm um. »Ein ernstes Problem an der Zisterne?«

Ehe Langdon zu einer Erklärung ansetzen konnte, leuchtete das Gesicht des Fahrers plötzlich rot auf wie das eines Dämons.

Bremslichter!

Der Fahrer riss den Kopf herum, und der Bentley kam mit quietschenden Reifen direkt hinter dem Bus zum Stehen. Die Innenbeleuchtung des Busses hatte sich erneut eingeschaltet, und Langdon sah Sienna klar und deutlich an der hinteren Tür.

Immer wieder zog sie die Notbremse und hämmerte gegen die Scheibe.

Sie hat mich gesehen, begriff Langdon. Zweifellos hatte sie auch den Verkehrsstau auf der Galatabrücke bemerkt und wollte nicht Gefahr laufen, darin steckenzubleiben.

Langdon stieß die Tür des Bentleys auf, doch Sienna war bereits aus dem Bus gesprungen und rannte in die Nacht hinaus. Langdon warf seinem Fahrer das Mobiltelefon zu. »Sagen Sie der Polizei, was passiert ist! Sagen Sie ihnen, sie sollen das Gebiet abriegeln!«

Der Mann nickte.

»Und *teşekkürler*!«, rief Langdon. »Danke!«

Dann rannte er Sienna hinterher, die direkt auf die Menschenmassen im Gewürzbasar zuhielt.

Istanbuls dreihundert Jahre alter Gewürzbasar ist einer der größten überdachten Märkte der Welt. Er ist in L-Form gebaut und besteht aus achtundachtzig aneinandergereihten Kuppelsälen, in denen einheimische Händler voller Leidenschaft die exotischsten Dinge aus aller Welt anpreisen: Gewürze, Früchte und die typische Delikatesse des Landes, Türkischen Honig.

Der Eingang des Basars – ein massives Steinportal mit Spitzbogen – liegt an der Ecke Çiçek Pazari Sok und Tahmis Caddesi, und es heißt, dass ihn täglich mehr als dreihunderttausend Besucher durchschreiten.

Als Langdon sich dem Eingang näherte, überkam ihn der Eindruck, als seien diese dreihunderttausend Menschen alle gleichzeitig anwesend. Er rannte noch immer so schnell er konnte, den Blick stur auf Sienna gerichtet. Sie war nur knapp zwanzig Meter vor ihm und hielt unbeirrt auf den Eingang des Basars zu.

Das Gedränge am Portal zwang sie, ihr Tempo zu verringern, dennoch bahnte sie sich unter Einsatz von Ellenbogen und Schultern einen Weg durch die Menschenmassen. Als sie über die Schwelle trat, wagte sie einen Blick zurück. Sie wirkte wie ein kleines, verängstigtes Mädchen.

»*Sienna!*«, rief er.

Doch sie stürzte sich in das Meer aus Leibern und verschwand aus seinem Blickfeld.

Langdon eilte ihr nach. Er stieß und drückte Leute aus dem Weg und reckte den Hals, bis er Sienna schließlich wieder entdeckte. Sie bog soeben in die Westhalle des Basars ein.

Fässer voll verlockender exotischer Gewürze säumten den Weg – indischer Curry, persischer Safran und chinesischer Blütentee –, an deren prächtigen Farben sich die Passanten erfreuten. Bei jedem Schritt roch Langdon etwas Neues – Pilze, Bitterwurzeln, Moschus, und all diese Düfte vermengten sich in der Luft, untermalt vom lauten Chor zahlloser Händler und Passanten, die sich in den unterschiedlichsten Sprachen verständigten: ein überwältigender Sturmangriff auf die Sinne. Und die Menschen. So viele Menschen.

Tausende.

Langdons Klaustrophobie drohte ihn zu übermannen, doch er riss sich zusammen und bahnte sich weiter einen Weg in den Basar hinein. Wenige Meter vor ihm kämpfte Sienna sich durch die Massen. Offenbar wollte sie die wilde Hatz fortsetzen ... wie auch immer sie ausgehen mochte.

Einen Augenblick lang fragte Langdon sich, warum er ihr überhaupt nachjagte.

Um der Gerechtigkeit willen? In Anbetracht von Siennas Vergehen konnte er sich nicht einmal vorstellen, welche Strafe sie erwartete.

Um eine Pandemie zu verhindern? Dafür war es vermutlich zu spät.

Während Langdon sich durch das Meer aus Fremden drängelte, wurde ihm bewusst, warum er Sienna Brooks wirklich stellen wollte.

Ich will Antworten.

Nur noch zehn Meter trennten ihn von Sienna, die auf einen Ausgang am westlichen Ende des Basars zuhielt. Erneut warf sie einen Blick über die Schulter. Sie schrak zusammen, als sie sah, wie nah Langdon ihr bereits gekommen war. Hektisch fuhr sie herum und strauchelte. Sie schlug mit dem Kopf gegen die Schulter des Mannes vor ihr und ging zu Boden. Mit ausgestreckter Hand versuchte sie den Sturz abzufangen, bekam jedoch nur den Rand eines mit Kastanien gefüllten Fasses zu packen. Sie riss das Fass um, und eine Lawine von

Kastanien ergoss sich über den Boden.

Nach drei Schritten erreichte Langdon die Stelle, wo Sienna gestürzt war. Auf dem Boden sah er nur das umgekippte Fass und die Kastanien. Keine Sienna.

Der Ladenbesitzer brüllte vor Wut.

Wo ist sie hin?

Langdon drehte sich im Kreis, doch Sienna blieb verschwunden. Als sein Blick zum fünfzehn Meter entfernten Westausgang wanderte, begriff er, dass Sienna ihm den dramatischen Sturz nur vorgespielt hatte.

Langdon rannte zum Ausgang und kam auf einen riesigen Platz, der genauso voll mit Menschen war wie der Basar. Auch hier war keine Sienna zu sehen.

Unmittelbar vor ihm, auf der anderen Seite einer mehrspurigen Straße, führte die Galatabrücke über das Goldene Horn. Rechts von Langdon ragte das Doppelminarett der Neuen Moschee empor,

und links von ihm war nur der offene Platz ... voller Menschen.

Wildes Hupen lenkte seinen Blick wieder zu der Schnellstraße, die den Platz vom Wasser trennte. *Da ist sie!* Sienna rannte die Straße entlang, mit einem Vorsprung von hundert Metern. Sie huschte durch den Verkehr und wich dabei nur knapp zwei LKW aus. Sie hielt auf das Meer zu.

Links von Langdon, am Ufer des Goldenen Horns, herrschte rege Betriebsamkeit an den Anlegestellen. Nicht nur Fähren fuhren von hier ab, sondern auch Busse, Taxis und Touristenschiffe.

Langdon sprintete über den Platz zur Schnellstraße. Er sprang über die Leitplanke und wich den ihm entgegenrasenden Fahrzeugen aus. Fünfzehn Sekunden lang wurde er von grellen Scheinwerfern und wütenden Autohupen attackiert. Langdon rückte von einer Fahrspur zu nächsten vor. Immer wieder blieb er stehen, hechtete vor, verharrte und wich erneut aus, bis er schließlich

auf der anderen Seite über die Leitplanke sprang und das grasbewachsene Ufer erreichte.

Sienna hatte inzwischen einen beachtlichen Vorsprung. Sie interessierte sich weder für Taxis noch für Busse. Stattdessen lief sie direkt auf die Anlegestellen zu, wo Langdon alle möglichen Boote und Schiffe sah: Touristenbarken, Wassertaxis, Fischer- und Speedboote. Jenseits des Goldenen Horns waren die Lichter von Galata zu sehen. Falls Sienna die andere Seite des Flusses erreichte, würde Langdon sie ganz sicher nicht mehr finden.

Am Ufer wandte er sich nach links und rannte den Weg entlang, unter den verwunderten Blicken der Touristen, die an den Dinnerbarken Schlange standen. Die Boote waren unglaublich bunt. Einige hatten sogar goldfarbene Kuppeln auf dem Dach.

Las Vegas auf dem Bosphorus, stöhnte Langdon innerlich und rannte vorbei.

Weit vor sich sah er Sienna. Sie stand an einem

Steg, an dem nur Motorboote lagen, und sprach soeben einen der Besitzer an.

Lass sie nicht an Bord!

Langdon sprintete weiter. Sienna redete auf einen jungen Mann ein, der am Steuer eines schlanken Sportboots stand und gerade ablegen wollte. Der Mann lächelte höflich, schüttelte aber den Kopf. Sienna gestikulierte, doch sie schien ihn nicht überzeugen zu können. Schließlich wandte der Mann sich wieder seinen Instrumenten zu.

Langdon schloss langsam auf. Sienna drehte sich zu ihm um. Die Verzweiflung war ihr deutlich anzusehen.

Der junge Mann startete die beiden Außenbordmotoren des Boots, die das Wasser aufwirbelten und das Boot langsam aufs Meer hinausschoben.

Plötzlich sprang Sienna von der Anlegestelle. Mit lautem Knall landete sie auf dem Fiberglasheck des Bootes. Der Bootsführer spürte

den Aufprall und drehte sich mit ungläubiger Miene um. Er riss den Gashebel zurück, und das Boot ging mehrere Meter von der Anlegestelle entfernt in den Leerlauf. Der Mann brüllte wütend etwas auf Türkisch und stapfte auf seine dreiste Passagierin zu.

Sienna wich ihm mühelos aus, packte ihn am Handgelenk und nutzte seinen Schwung, um ihn über das Dollbord zu werfen. Kopfüber stürzte der Mann ins Wasser. Wenige Augenblicke später tauchte er prustend wieder auf und deckte Sienna mit einer Kaskade von türkischen Obszönitäten ein.

Ungerührt warf Sienna einen Rettungsring ins Wasser, ging zum Steuer und schob die beiden Gashebel nach vorne.

Die Motoren brüllten auf, und das Boot raste davon.

Außer Atem stand Langdon an der Anlegestelle und sah dem schlanken weißen Boot nach. Schon bald war es nur noch ein geisterhafter Schatten in

der Nacht. Langdon blickte zum Horizont. Er wusste, Sienna würde jetzt nicht nur das andere Ufer erreichen, sondern auch das endlose Netz der Wasserwege zwischen Schwarzem und Mittelmeer.

Sie ist weg.

Nicht weit von ihm entfernt stieg der Bootsführer aus dem Wasser, stand auf und rannte los, um die Polizei zu rufen.

Langdon fühlte sich allein, während er zusah, wie die Lichter des gestohlenen Bootes in der Ferne verblassten und das Dröhnen der Motoren allmählich leiser wurde.

Und dann verstummten die Motoren schlagartig ganz.

Langdon blickte in die Ferne. *Hat sie den Motor abgewürgt?*

Die Lichter des Bootes entfernten sich nicht weiter, sondern tanzten stattdessen sanft auf den kleinen Wellen des Goldenen Horns auf und ab.

Aus irgendeinem Grund hatte Sienna Brooks angehalten.

Oder ist ihr das Benzin ausgegangen?

Langdon legte die Hand ans Ohr. Schwach hörte er die Motoren im Leerlauf.

Wenn ihr nicht das Benzin ausgegangen ist, was macht sie dann da?

Er wartete.

Zehn Sekunden. Fünfzehn. Dreißig.

Dann, ohne Vorwarnung, brüllten die Motoren wieder auf. Zu Langdons großer Überraschung beschrieben die Bootslichter einen weiten Bogen, und der Bug schwang zu ihm herum.

Sie kommt zurück.

Das Boot näherte sich, und am Steuer starrte Sienna ausdruckslos geradeaus. Als sie noch fünfundzwanzig Meter entfernt war, drosselte sie die Maschinen und lenkte das Boot sicher in die Liegebucht, von der es abgelegt hatte. Dann schaltete sie die Motoren aus.

Stille.

Langdon starrte sie ungläubig an.

Sie hob nicht einmal den Blick.

Stattdessen vergrub sie das Gesicht in den Händen und begann, heftig zu zittern. Als sie schließlich doch zu Langdon sah, rannen ihr Tränen über die Wangen.

»Ach, Robert«, schluchzte sie. »Ich kann nicht mehr wegrennen. Ich weiß nicht wohin.«

Es ist freigesetzt.

Elizabeth Sinskey stand am Fuß der Treppe und starrte in die Leere der evakuierten Kaverne. Das Atmen durch den Respirator fiel ihr schwer. Auch wenn sie dem unbekannten Pathogen hier unten mit großer Wahrscheinlichkeit bereits ausgesetzt gewesen war, fühlte sie sich in ihrem Hazmat-Suit deutlich sicherer, während sie mit dem SRS-Team in die verwaiste Zisterne vordrang. In den unförmigen weißen Overalls mit den luftdicht abschließenden Helmen sahen sie aus wie Astronauten.

Oben auf der Straße standen dicht gedrängt

Hunderte verängstigter Konzertbesucher und die Orchestermusiker. Nicht wenige mussten medizinisch versorgt werden wegen der kleineren oder größeren Verletzungen, die sie bei ihrer panischen Flucht erlitten hatten. Einige Besucher waren ganz vom Schauplatz der Massenpanik geflohen. Sinskey schätzte sich glücklich, dass sie bis auf eine Blessur am Knie und das zerbrochene Amulett ungeschoren davongekommen war.

Es gibt nur eins, was sich schneller ausbreitet als ein Virus, dachte Sinskey. Angst.

Der Eingang war inzwischen geschlossen und hermetisch versiegelt, bewacht von einheimischen Polizeikräften. Sinskey hatte ein juristisches Kräftemessen mit der eintreffenden lokalen Polizei erwartet, doch jeder potenzielle Konflikt hatte sich in Sekundenbruchteilen in Luft aufgelöst, als die Beamten die Biohazard-Ausrüstung des SRS-Teams gesehen und Sinskeys Warnung vor einer möglichen Epidemie gehört hatten.

Wir sind auf uns allein gestellt, dachte die Direktorin der WHO und starrte auf die vielen Säulen, die sich im stillen Wasser der Zisterne spiegelten. *Niemand hat Lust herunterzukommen.*

Hinter ihr spannten zwei Agents eine riesige Plane aus Polyurethan über den Eingang zur Treppe. Mit einer Heißluftpistole verschweißten sie die Ränder mit den Mauern und der Decke. Zwei andere hatten angefangen, auf dem Brettersteig eine Ansammlung elektronischer Apparate aufzubauen, als wollten sie den Tatort eines Verbrechens untersuchen.

Genau das ist es im Grunde genommen auch, dachte Sinskey. *Ein Tatort.*

Wieder dachte sie an die Frau in der nassen Burka, die aus der Zisterne geflüchtet war. Wie es aussah, hatte Sienna Brooks ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um die Eindämmungsmaßnahmen der WHO zu sabotieren und Zobrists kranke Mission doch noch zum Abschluss zu bringen. *Sie hat den*

Solublon-Beutel geöffnet ...

Der Professor war Sienna in die Nacht hinaus gefolgt. Bisher hatte Sinskey keine Nachricht, was aus den beiden geworden war.

Hoffentlich ist Professor Langdon in Sicherheit, dachte sie.

Agent Brüder stand triefend nass auf dem Brettersteig und starrte mit leerem Blick auf den umgedrehten Medusenkopf, während er überlegte, wie er weitermachen sollte.

Als SRS-Agent war er ausgebildet, in makroskopischen Maßstäben zu denken. Ethische oder persönliche Skrupel waren zu ignorieren, wenn es darum ging, langfristig so viele Leben wie möglich zu retten. Bis zu diesem Augenblick hatte er keinen Gedanken an seine eigene Sicherheit verschwendet. *Ich war in diesem Zeug*, dachte er und schalt sich für sein riskantes Vorgehen. Andererseits hatte er kaum eine andere Wahl

gehabt. *Wir brauchten eine schnelle Einschätzung.*

Er verdrängte den Gedanken und konzentrierte sich stattdessen auf die vor ihm liegende Aufgabe – die Umsetzung von Plan B. Unglücklicherweise sah Plan B beim Bruch einer Quarantänezone immer gleich aus: Ausweitung des Radius'. Der Kampf gegen eine gefährliche ansteckende Krankheit war oft wie der Kampf gegen einen Waldbrand – manchmal musste man eine Schlacht verloren geben, in der Hoffnung, dadurch letztendlich den Krieg zu gewinnen.

Brüder hegte die Hoffnung, dass eine komplette Eindämmung möglich war, noch nicht ganz aufgegeben. Vermutlich hatte Sienna Brooks den Beutel nur wenige Minuten vor der Massenhysterie und der sich anschließenden Evakuierung geöffnet. Und falls diese Vermutung zutraf, dann waren zwar Hunderte von Leuten geflohen, doch sie waren weit genug vom Ort der Freisetzung entfernt

gewesen, um der Kontamination zu entgehen.

Alle außer Sienna Brooks und Professor Langdon, erkannte Brüder. Beide waren hier unten, am Ground Zero – und beide laufen jetzt frei irgendwo draußen in der Stadt herum.

Brüder hatte noch eine andere Sorge – ein Bruch in der Logik, der ihm zu schaffen machte. Er hatte den Solublon-Beutel nicht gefunden. Falls Sienna Brooks ihn geöffnet hatte – aufgerissen, zertreten, gegen eine Wand geworfen, was auch immer –, dann hätte Brüder die leere Hülle irgendwo finden müssen.

Aber nein. Fehlanzeige. Die Überreste waren verschwunden. Brüder bezweifelte, dass Sienna den Beutel mitgenommen hatte – zu diesem späten Zeitpunkt war das Material längst nur noch eine schleimige, sich immer mehr auflösende Masse.

Wo also ist er hin?

In Brüder nagte das beunruhigende Gefühl, dass er etwas übersehen hatte. Trotzdem. Er musste sich

auf eine neue Eindämmungsstrategie konzentrieren, und dazu musste er eine kritische Frage beantworten.

Wie weit hat sich das Pathogen inzwischen verbreitet?

Brüder wusste, die Frage würde ihm in wenigen Minuten beantwortet werden. Sein Team hatte entlang der Laufstege in zunehmendem Abstand von der Lagune tragbare Virus-Detektoren installiert. Diese Apparate – PCR-Units genannt – nutzten eine bestimmte Polymerase-Reaktion zum Aufspüren viraler Kontaminationen.

Der Zeitpunkt der Freisetzung lag noch nicht lange zurück, und weil die Lagune ein stehendes Gewässer war, hegte Brüder eine gewisse Zuversicht: Die PCR-Units würden einen relativ kleinen Bereich markieren, den sein Team mit ein wenig Glück durch den Einsatz von Chemikalien und durch Sauger dekontaminieren konnte.

»Fertig?«, rief ein Techniker durch ein

Megafon.

Die übrigen in der Zisterne verteilten Agents hoben die Daumen.

»Geräte starten«, hallte es durch das Megafon.

Überall in der Kaverne bückten sich Agents und aktivierten ihre CPR-Units. Jedes Gerät analysierte eine Probe von der Stelle, wo es auf dem Brettersteig stationiert war. Die Geräte standen in gleichmäßigen Abständen zueinander und in immer größer werdendem Radius um den Ort herum, an dem Zobrists Beutel im Wasser gelegen hatte.

Gespannte Erwartung legte sich über das gesamte SRS-Team, während alle darum beteten, nur grüne Lichter zu sehen.

Und dann geschah es.

Das Gerät neben Agent Brüder blinkte rot. Brüders Muskeln spannten sich, und sein Blick ging zur nächsten Unit.

Auch sie blinkte rot.

Nein.

Aufgeregte Rufe hallten durch die Kaverne. Voll Entsetzen beobachtete Brüder, wie nacheinander jede einzelne PCR-Unit rot zu blinken begann, den ganzen Weg durch die Zisterne hindurch bis zum Ausgang.

Mein Gott ..., dachte er. Das Meer blinkender Virusdetektoren zeichnete ein eindeutiges Bild. Der Kontaminationsradius war gigantisch. Die gesamte Kaverne war verseucht.

Langdon starrte auf Sienna Brooks herunter, die hinter dem Steuer des gestohlenen Motorboots kauerte. Er versuchte zu begreifen, was soeben geschehen war.

»Sicher verachten Sie mich ...«, schluchzte sie und sah mit tränenverschleierte Augen zu ihm hoch.

»Verachten?«, schnaubte Langdon. »Ich weiß ja nicht mal, wer Sie sind! Sie haben mich von vorn bis hinten belogen!«

»Ich weiß«, sagte sie leise. »Es tut mir leid. Ich habe nur versucht, das Richtige zu tun.«

»Was denn – ein gefährliches Virus auf die

Menschheit loslassen?«

»Nein, Robert. Sie verstehen das falsch!«

»Gar nichts verstehe ich falsch!«, entgegnete Langdon aufgebracht. »Sie sind ins Wasser marschiert und haben den Beutel aufgerissen! Sie wollten das Virus freisetzen, bevor jemand eine Chance hatte, die Ausbreitung einzudämmen!«

»Beutel?« Sie blinzelte verwirrt. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Robert, ich war in der Zisterne, um Bertrands Virus *aufzuhalten*! Ich wollte es stehlen und für immer verschwinden lassen ... damit *niemand* es studieren kann, einschließlich Dr. Sinskey und der WHO.«

»Es stehlen? Warum wollten Sie das Virus vor der WHO verbergen?«

Sienna atmete tief durch. »Es gibt so viel, das Sie nicht wissen, Robert, aber jetzt ist ohnehin alles müßig. Wir waren zu spät, viel zu spät. Wir hatten nicht den Hauch einer Chance.«

»Selbstverständlich hatten wir eine Chance!

Das Virus sollte erst morgen freigesetzt werden!
Das ist das Datum, das Zobrist genannt hat, und
wenn Sie nicht ins Wasser gerannt wären ...«

»Robert, ich *habe* das Virus nicht freigesetzt!«,
unterbrach ihn Sienna. »Als ich ins Wasser
gestiegen bin, habe ich danach gesucht, aber es
war zu spät. Es war nichts mehr da.« Sie brüllte
fast.

»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte Langdon.

»Ich weiß. Ich kann es Ihnen nicht mal
verdenken.« Sie steckte die Hand in die
Jackentasche und zog ein durchweichtes Faltblatt
hervor. »Vielleicht hilft das.« Sie warf es Langdon
zu. »Ich habe es gefunden, kurz bevor ich in die
Lagune gestiegen bin.«

Langdon schlug das Faltblatt auf. Es war ein
Konzertprogramm – die sieben Aufführungen der
Dante-Symphonie.

»Und?«, fragte er.

»Sehen Sie auf die Datumsangaben.«

Langdon tat wie geheißen ... dann las er die Zeilen verblüfft ein zweites Mal.

Aus irgendeinem Grund hatte er die ganze Zeit geglaubt, das Konzert an diesem Abend wäre die *Eröffnungsaufführung* gewesen – die erste von insgesamt sieben Aufführungen im Verlauf der Woche, jede einzelne dazu gedacht, Menschen in die virenverseuchte Kaverne zu locken. Das Faltblatt belehrte ihn eines Besseren.

»Das war die *Abschlussveranstaltung* heute Abend?«, fragte er und blickte auf. »Das Orchester hat *schon die ganze Woche* gespielt?«

Sienna nickte. »Ich war genauso überrascht wie Sie, Robert.« Sie stockte. »Das Pathogen ist längst freigesetzt«, sagte sie ernst. »Es ist seit einer Woche draußen.«

»Das kann nicht sein!«, beharrte Langdon. »Das Datum ist erst *morgen*! Zobrist hat das Datum sogar auf einer Tafel festgehalten!«

»Ja. Ich habe die Tafel im Wasser gesehen.«

»Sie verweist doch eindeutig auf das morgige Datum.«

Sienna seufzte. »Robert, ich kannte Bertrand gut. Viel besser, als ich Ihnen gegenüber zugegeben habe. Er war Wissenschaftler, ein ergebnisorientierter Mensch. Und ich sehe jetzt, dass er mit dem Datum auf der Tafel nicht das Datum der *Freisetzung* gemeint hat, sondern ein anderes, in seinen Augen viel wichtigeres.«

»Und das wäre ...?«

Siennas Blick war feierlich ernst, als sie Langdon vom Boot aus ansah. »Es ist das Datum der globalen Sättigung, Robert. Die mathematische Projektion, wann das Virus sich über die gesamte Welt verbreitet hat. Der Tag, an dem jedes Individuum infiziert wurde.«

Ihre Antwort jagte Langdon einen eisigen Schauer über den Rücken – und trotzdem hoffte er inbrünstig, dass sie log. Ihre Geschichte enthielt einen fatalen Fehler, und Sienna Brooks hatte

bewiesen, dass mehr oder weniger alles gelogen war, was sie bisher gesagt hatte.

»Es gibt ein Problem dabei, Sienna«, sagte Langdon und starrte eisig auf sie hinab. »Wenn dieses Virus sich bereits über die ganze Welt verbreitet hat, warum werden die Menschen nicht krank?«

Sienna konnte ihm plötzlich nicht mehr in die Augen sehen. Sie senkte den Kopf.

»Wenn dieses Virus seit einer Woche frei ist«, wiederholte Langdon seine Frage, »warum sterben die Menschen dann nicht daran?«

Langsam hob sie den Blick und sah ihn wieder an. »Weil ...«, begann sie und stockte erneut. »Weil Bertrand keine Krankheit erschaffen hat, Robert.« Tränen stiegen ihr in die Augen. »Was er erschaffen hat, ist noch viel tragischer.«

Trotz des Sauerstoffs der Atemmaske fühlte Elizabeth Sinskey sich schwindlig. Fünf Minuten waren vergangen, seit Brüders Apparate die schreckliche Wahrheit offenbart hatten.

Es gibt kein Zeitfenster mehr – die Eindämmung ist längst unmöglich.

Der Solublon-Beutel hatte sich offenbar bereits im Verlauf der vergangenen Woche aufgelöst, höchstwahrscheinlich am Eröffnungsabend der Konzerte, die, wie Sinskey inzwischen wusste, an aufeinanderfolgenden Abenden stattgefunden hatten. Die wenigen verbliebenen Fetzen Solublon an der Schnur hatten sich nur deswegen nicht

aufgelöst, weil sie mit Klebeband daran befestigt gewesen waren.

Das Virus ist seit einer Woche frei.

Weil es offensichtlich zu spät war, um die weitere Ausbreitung des Pathogens zu verhindern, hockten Sinskeys Leute im improvisierten Labor in der Zisterne über den Proben und begaben sich auf die übliche Rückzugsposition – Analyse, Klassifizierung und Bedrohungseinschätzung. Bisher hatten die PCR-Units nur *eine* verlässliche Information enthüllt, und das Ergebnis überraschte niemanden mehr.

Das Virus ist in der Luft.

Der Inhalt des Solublon-Beutels war allem Anschein nach an die Wasseroberfläche geschwebt und hatte virale Partikel aerosolisiert. *Es waren nicht viele nötig*, wie Sinskey wusste. *Insbesondere nicht in einem geschlossenen Raum wie der Zisterne.*

Ein Virus kann sich – im Gegensatz zu einem

Bakterium oder einem chemischen Pathogen – mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit in einer Population ausbreiten. Ähnlich wie Parasiten dringen Viren in einen Organismus ein und heften sich an eine Wirtszelle, in einem Prozess, der als »Adsorption« bezeichnet wird. Dann injizieren sie ihre eigene DNS oder RNS, rekrutieren die Zelle auf diese Weise und zwingen sie zur Synthese multipler Kopien ihrer selbst, bis die befallene Zelle abstirbt. Die neuen Viren durchbrechen die Zellwände und suchen ihrerseits nach Zellen, die sie angreifen können. Alles beginnt von vorn.

Ein infiziertes Individuum verbreitet Viren beim Ausatmen, beim Niesen oder Husten in winzigen Tröpfchen durch die Luft. Die Tröpfchen bleiben in der Schwebe, bis sie von einem anderen Wirt inhaliert werden, in dem dann der gleiche Vorgang einsetzt.

Exponentielles Wachstum, dachte Sinskey und rief sich Zobrists Grafik über die

Bevölkerungsexplosion ins Gedächtnis. *Zobrist macht sich das exponentielle Wachstum von Viren zunutze, um die exponentielle Vermehrung der Menschheit zu bekämpfen.*

Die Frage lautete: Wie würde sich dieses Virus verhalten?

Oder schonungsloser gefragt: Wie würde es seinen Wirt angreifen?

Viren können heimtückisch sein. Das Ebola-Virus beispielsweise verhindert die Blutgerinnung des Opfers, was in unstillbaren Blutungen resultiert. Das Hanta-Virus führt zum Versagen der Lungen. Eine ganze Familie von Viren, Onkoviren genannt, verursacht Krebs. Und das HIV-Virus attackiert das Immunsystem und ruft die AIDS genannte Krankheit hervor. Es ist kein Geheimnis in der medizinischen Community, dass das HIV-Virus, wäre es durch die Luft verbreitet worden, den Untergang der menschlichen Spezies nach sich gezogen hätte.

*Was um alles in der Welt bewirkt Zobrists
Virus?*

WAS auch immer es war, offensichtlich dauerte es eine ganze Weile, bis sich die ersten Symptome zeigten ... die Krankenhäuser im näheren Umkreis hatten jedenfalls noch keine Meldungen über Patienten mit ungewöhnlichen Krankheitsbildern abgesetzt.

Sinskey brannte auf Antworten. Sie sah Brüder beim Treppenaufgang stehen, wo sein Handy ein schwaches Signal hatte. Er redete leise mit einem Gesprächspartner.

Sie eilte zu ihm und traf ein, als er im Begriff stand, das Gespräch zu beenden. »Okay, verstanden«, sagte er mit einem Gesichtsausdruck, der irgendwo zwischen Unglauben und nacktem Entsetzen angesiedelt war. »Noch einmal, ich kann nicht stark genug betonen, wie vertraulich diese Information ist. Niemand darf davon erfahren, absolut *niemand*. Rufen Sie mich an, sobald Sie

mehr wissen. Danke.« Er legte auf.

»Wer war das?«, fragte Sinskey.

Brüder stieß langsam den Atem aus. »Ein alter Freund – ein Virologe beim CDC in Atlanta.«

»Sie haben ohne meine Genehmigung das CDC alarmiert?«, fragte Sinskey aufgebracht.

»Ich habe nach pflichtgemäßem Ermessen gehandelt«, antwortete Brüder. »Mein Kontakt ist diskret, und wir benötigen eine Menge mehr Daten als das, was uns dieses improvisierte Labor liefern kann.«

Sinskey blickte zu der Handvoll SRS-Agenten, die Wasserproben sammelten und über ihrer tragbaren Elektronik hockten. *Er hat Recht.*

»Mein Kontakt beim CDC verfügt über ein voll ausgerüstetes mikrobiologisches Labor. Er konnte bereits die Existenz eines extrem ansteckenden viralen Pathogens bestätigen, das bis heute völlig unbekannt war«, fuhr Brüder fort.

»Warten Sie!«, unterbrach ihn Sinskey. »Wie

konnten Sie ihm so schnell eine Probe zukommen lassen?«

»Habe ich nicht«, antwortete Brüder. »Er hat *sein eigenes* Blut getestet.«

Es dauerte einen Moment, bis Sinskey die Bedeutung von Brüders Worten verarbeitet hatte.

Es ist global.

Langdon bewegte sich langsam. Er fühlte sich eigenartig körperlos, wie in einem besonders lebendigen Alptraum. *Was könnte tragischer sein als eine tödliche Seuche?*

Sienna hatte geschwiegen, seit sie aus dem Motorboot gestiegen war und Langdon bedeutet hatte, ihr zu folgen ... weg von den Docks und den Menschen, über einen einsamen Kiesweg, immer weiter weg vom Wasser.

Sie hatte aufgehört zu weinen, doch er spürte, dass sich ein Schwall von Emotionen in ihr staute. In der Ferne heulten Sirenen. Sienna schien es nicht zu bemerken. Sie starrte leeren Blickes zu

Boden, wie hypnotisiert vom rhythmischen Knirschen des Kiesel unter ihren Füßen.

Sie betraten einen kleinen Park, und Sienna führte Langdon zu einem Wäldchen, wo sie vor aller Welt verborgen waren. Sie setzten sich auf eine Bank mit Aussicht auf das Wasser. Am anderen Ufer, in Galata, erstrahlte der alte *Christea Turris*, der Christusturm, inmitten der stillen Wohnviertel an den Hängen. Von hier aus sah die Welt eigenartig friedlich aus – mehr oder weniger das Gegenteil von dem, was unten in der Zisterne seinen Anfang genommen hatte. Inzwischen hatten Sinskey und ihr Team vermutlich ebenfalls festgestellt, dass sie zu spät gekommen waren, um die Pandemie noch aufzuhalten.

Sienna starrte hinaus auf das Meer. »Mir bleibt nicht mehr viel Zeit, Robert«, sagte sie. »Die Behörden werden bald herausfinden, wohin ich gegangen bin. Aber vorher möchte ich, dass Sie die Wahrheit erfahren ... die *ganze* Wahrheit.«

Langdon nickte schweigend.

Sienna wischte sich über die Augen und blickte ihn an. »Bertrand Zobrist ...«, begann sie und stockte wieder. »Bertrand Zobrist war meine erste Liebe. Er wurde mein Mentor.«

»So viel weiß ich inzwischen«, sagte Langdon.

Sie sah ihn verblüfft an, doch dann redete sie weiter, als hätte sie Angst, den Mut zu verlieren. »Als ich ihn kennengelernt habe, war ich noch leichter zu beeindrucken als heute. Seine Vorstellungen und sein Intellekt verzauberten mich. Bertrand war überzeugt – genau wie ich –, dass unsere Spezies am Rand des Aussterbens steht. Dass uns ein furchtbares Ende droht, viel schneller, als sich irgendjemand eingestehen will.«

Langdon schwieg.

»Meine gesamte Kindheit hindurch wollte ich die Welt retten«, erzählte Sienna. »Und alles, was ich je zu hören bekam, waren Worte wie: ›Du kannst die Welt nicht retten – opfere nicht dein

Glück, indem du es versuchst.«« Sie stockte, den Tränen nah. »Dann lernte ich Bertrand kennen – einen wunderbaren, brillanten Mann, der mir sagte, dass es nicht nur möglich sei, die Welt zu retten, sondern sogar unsere moralische Pflicht. Er brachte mich mit einem ganzen Zirkel Gleichgesinnter zusammen – Persönlichkeiten mit atemberaubendem Intellekt und fantastischen Talenten ... Persönlichkeiten, die *wirklich* imstande waren, die Zukunft zu ändern. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich nicht mehr allein, Robert.«

Langdon spürte den Schmerz in ihren Worten und lächelte sanft.

»Ich habe in meinem Leben ein paar furchtbare Dinge erlebt«, fuhr Sienna mit zunehmend unsicherer Stimme fort. »Dinge, die ich nur schwer verarbeiten konnte ...« Sie senkte den Blick und strich sich mit der Hand über den kahlen Schädel, bevor sie sich wieder fasste und ihn ansah.

»Vielleicht ist mein fester Glaube das Einzige, was mich weitermachen lässt. Mein fester Glaube daran, dass wir imstande sind, besser zu werden, als wir es heute sind. Dass wir einen katastrophalen Zusammenbruch vermeiden können.«

»Und Zobrist war ebenfalls davon überzeugt?«, fragte Langdon.

»Absolut. Bertrand hat die Menschheit mit grenzenlosem Optimismus betrachtet. Er war Transhumanist und überzeugt, dass wir an der Schwelle zu einer glänzenden ›posthumanen‹ Zukunft leben, einer Epoche wahrhafter Transformation. Er hatte einen visionären Verstand und blickte auf eine Weise in die Zukunft, wie es sich nur wenige vorstellen können. Er hat die wunderbare Macht der Technologie begriffen und war überzeugt, dass sich unsere Spezies im Verlauf weniger Generationen vollkommen verändern würde – dass sie genetisch verbessert,

gesünder, klüger, stärker, sogar mitfühlender werden würde.« Sie hielt inne. »Es gab nur ein Problem. Bertrand bezweifelte, dass unsere Spezies lange genug überleben würde, um all das Wirklichkeit werden zu lassen.«

»Wegen der Überbevölkerung ...«, sagte Langdon.

Sie nickte. »Ganz richtig. Die Malthusianische Katastrophe. Bertrand sagte immer wieder zu mir, dass er sich vorkomme wie der Heilige Georg bei dem Versuch, das chthonische Monster zu erschlagen.«

Langdon konnte ihr nicht folgen. »Die Medusa?«

»Metaphorisch gesprochen, ja. Die Medusa und all die anderen chthonischen Gottheiten leben unterirdisch, weil sie direkt mit Mutter Erde assoziiert sind. Sie stellen Sinnbilder dar für ...«

»Fruchtbarkeit«, vollendete Langdon den Satz, verblüfft darüber, dass ihm die Parallele nicht

früher aufgefallen war. *Fruchtbarkeit. Population.*

»Genau, Fruchtbarkeit«, sagte Sienna.

»Bertrand hat den Ausdruck ›chthonisches Monster‹ als Sinnbild für die unheimliche Gefahr benutzt, die uns aus unserer eigenen Fruchtbarkeit erwächst. Er beschrieb unsere Überproduktion an Nachkommen als ein Monster, das am Horizont lauert ... ein Monster, dass wir unverzüglich bekämpfen müssen, bevor es uns alle verschlingen kann.«

Unsere eigene Zeugungskraft verfolgt uns, erkannte Langdon. *Das chthonische Monster.*

»Und Bertrand hat gegen dieses Monster gekämpft? Wie?« Langdon blickte Sienna in die Augen.

»Sie müssen verstehen, das sind keine leicht lösbaren Probleme«, sagte sie defensiv. »Es ist nie schön, eine schwere Entscheidung treffen zu müssen. Ein Mann, der einem dreijährigen Kind das Bein abschneidet, ist ein brutaler Krimineller ... es sei denn, es handelt sich bei

diesem Mann um einen Chirurgen, der das Kind vor Wundbrand rettet. Manchmal ist die einzige Wahl, die einem bleibt, die zwischen einem größeren und einem kleineren Übel.« Ihre Augen wurden wieder feucht. »Ich glaube, Bertrand hatte ein nobles Ziel ... aber seine Methoden ...« Sie wandte den Blick ab, während sie um ihre Fassung rang.

»Sienna«, flüsterte Langdon. »Ich muss *alles* wissen. Sie müssen mir erklären, was Bertrand getan hat. Was hat er *genau* auf die Welt losgelassen?«

Sie sah ihn wieder an, und in ihren sanften braunen Augen stand unverhohlene Angst. »Er hat ein Virus erschaffen«, flüsterte sie. »Ein sehr spezielles Virus.«

Langdon hielt den Atem an. »Sprechen Sie weiter.«

»Bertrand erschuf etwas, das man ›viralen Vektor‹ nennt. Das ist ein Virus, das dazu gedacht

ist, eine genetische Information in die Zelle einzuschleusen, an die es sich anheftet.« Sie wartete, bis Langdon ihr mit einem Kopfnicken signalisierte, dass er ihr folgen konnte. »Ein viraler Vektor tötet seine Wirtszelle nicht ... er fügt lediglich eine bestimmte Sequenz in die DNS der Zelle ein und *modifiziert* auf diese Weise ihr Genom.«

Dieses Virus verändert unser Erbgut?, dachte Langdon.

»Das Heimtückische an Bertrands Schöpfung besteht darin, dass wir nicht wissen, ob wir infiziert wurden. Niemand wird krank. Es gibt keine erkennbaren Symptome, die verraten, dass wir genetisch verändert wurden.«

Für einen Moment hörte Langdon das Blut in seinen Adern rauschen. »Und welche Veränderungen bewirkt es?«

Sienna schloss die Augen. »Robert, als dieses Virus in der Zisterne freigesetzt wurde, nahm eine

Kettenreaktion ihren Lauf. Jede Person, die in der Zisterne war und die Luft eingeatmet hat, wurde infiziert. Sie alle wurden zu viralen Wirten ... ahnungslosen Komplizen, die das Virus auf andere übertragen und eine exponentielle Vermehrung in Gang gesetzt haben, die wie ein Steppenbrand über den Planeten hinweggerast ist. Inzwischen hat das Virus die gesamte Menschheit befallen, Sie, mich, *einfach jeden*.«

Langdon sprang von der Bank auf und marschierte aufgeregt hin und her. »Und was *macht* es mit uns?«

Sienna schwieg für einen langen Moment. »Das Virus ... es macht die Menschen unfruchtbar«, sagte sie schließlich. »Bertrand hat eine Pandemie erschaffen, die uns alle unfruchtbar macht.«

Ihre Worte gingen Langdon durch Mark und Bein. *Eine Pandemie, die uns unfruchtbar macht?* Er wusste, dass es Viren gab, die Unfruchtbarkeit verursachten, doch ein hoch ansteckendes, durch

die Luft übertragbares Pathogen, das die gesamte Menschheit unfruchtbar machte? Das klang wie aus einer anderen Welt ... einer Art Orwell'scher Dystopie vielleicht.

»Bertrand hat oft von einem derartigen Virus gesprochen«, fuhr Sienna leise fort. »Ich hätte nie geglaubt, dass er versuchen könnte, es zu erschaffen ... geschweige denn, dass er mit seinen Bemühungen Erfolg haben würde. Als ich seinen Brief erhielt und erfuhr, was er getan hatte, war ich zutiefst schockiert. Ich suchte verzweifelt nach ihm. Ich wollte ihn anflehen, seine Schöpfung zu vernichten. Es war zu spät.«

»Moment ...«, unterbrach Langdon sie. »Wenn das Virus *jeden* auf der Welt unfruchtbar macht, gibt es keine neuen Generationen mehr ... und die menschliche Spezies stirbt aus, ab sofort.«

»Das ist richtig«, antwortete sie kleinlaut.
»Doch Aussterben war nicht Bertrands Ziel. Ganz im Gegenteil. Deswegen erschuf er ein sich

willkürlich aktivierendes Virus. Obwohl »Inferno« von nun an in der gesamten menschlichen DNS endemisch ist und von dieser Generation an auf alle folgenden vererbt wird, aktiviert es sich nur in einem gewissen Prozentsatz der Bevölkerung. Mit anderen Worten, jeder auf der Erde trägt es in sich, und doch ist nur eine willkürliche Teilmenge der Bevölkerung tatsächlich unfruchtbar.«

Wieder hatte Langdon das Gefühl, in einem Alptraum festzustecken. »Und ... wie viele Menschen sind das?«

»Wie Sie wissen, war Bertrand besessen vom Schwarzen Tod ... der Seuche, die unterschiedslos ein Drittel der europäischen Bevölkerung hingerafft hat. Er glaubte, dass die Natur am besten weiß, wie sie die Auslese zu betreiben hat. Als Bertrand seine Berechnungen zur Unfruchtbarkeit durchführte, stellte er fest, dass die Todesrate der Pest, *einer von dreien*, genau das richtige Verhältnis zu sein scheint, um die menschliche

Rasse so weit auszudünnen, dass die Überbevölkerung zurückgeht.«

Das ist ungeheuerlich, dachte Langdon.

»Die Pest dünnte die Massen aus und pflasterte den Weg für die Renaissance«, fuhr Sienna fort. »Bertrand erschuf Inferno als eine Art modernen Katalysator für die globale Erneuerung – eine transhumanistische Pest, mit einem entscheidenden Unterschied: Die Menschen, bei denen die moderne Version ausbricht, sterben nicht, sondern werden lediglich unfruchtbar. Wenn das Virus sich tatsächlich global festgesetzt hat, ist von heute an ein Drittel der Weltbevölkerung steril. Genauer gesagt: *Für alle Zeiten* wird ein Drittel der Menschheit steril sein. Es ist der gleiche Effekt wie bei einem rezessiven Gen ... es wird an sämtliche Nachkommen weitergegeben und kommt doch nur bei einem kleinen Prozentsatz zur Wirkung.«

Siennas Hände zitterten, als sie fortfuhr. »In

seinem Brief an mich war Bertrand so stolz auf sein Werk. Er hielt Inferno für eine äußerst elegante und humane Lösung des Problems.« Wieder schossen ihr Tränen in die Augen. Sie wischte sie fort. »Verglichen mit der Pest ist in seinem Ansatz tatsächlich so etwas wie Mitgefühl erkennbar. Keine vor Sterbenden oder Toten überquellenden Krankenhäuser, keine auf den Straßen liegenden und verrottenden Leichen, keine untröstlichen Überlebenden, die den Tod ihrer Angehörigen verarbeiten müssen. Die Menschheit bekommt einfach nicht mehr so viele Babys. Die Geburtenrate geht beständig zurück, bis sich die Bevölkerungskurve umkehrt und die Zahl der Menschen auf der Welt sinkt.« Sienna verstummte. »Der Eingriff ist weitaus radikaler als die Pest, die unsere Zahl nur für eine kurze Zeit gesenkt hat. Mit Inferno hat Bertrand eine permanente Lösung erschaffen ... eine transhumanistische Lösung. Bertrand war Keimbahn-Genetiker. Er war es

gewohnt, Probleme an der Wurzel zu lösen.«

»Das ... das ist genetischer Terrorismus«, flüsterte Langdon. »Es ändert, was wir sind, was wir immer waren, auf der denkbar fundamentalsten Ebene.«

»Bertrand sah das anders. Er träumte davon, den fatalen Fehler in der menschlichen Evolution zu korrigieren ... die Tatsache, dass unsere Spezies einfach zu fruchtbar ist. Wir sind ein Organismus, der seine Vermehrungsrate nicht kontrollieren kann – trotz allen Intellekts. Nichts funktioniert: keine kostenlose Empfängnisverhütung, keine Aufklärung, keine noch so verlockenden staatlichen Anreize. Wir bekommen Babys ... ob wir wollen oder nicht. Wussten Sie, dass nach einem kürzlich veröffentlichten Bericht des CDC *die Hälfte aller Schwangerschaften* in den Vereinigten Staaten ungeplant ist? Und dass diese Zahl in den Entwicklungsländern sogar *siebzig Prozent*

übersteigt?«

Langdon kannte die Statistiken, und doch begriff er erst jetzt ansatzweise die Schlussfolgerungen. Die menschliche Spezies war mit den Kaninchen vergleichbar, die Seefahrer auf verschiedenen Pazifikinseln ausgesetzt hatten – sie vermehrten sich unkontrolliert bis zu dem Punkt, an dem ihr Ökosystem zusammenbrach und die gesamte Population ausstarb.

Bertrand Zobrist hat unsere Spezies verändert ... Er hat uns weniger fruchtbar gemacht ... um uns zu retten.

Langdon atmete tief durch und sah hinaus auf den Bosporus. Er fühlte sich genauso ungeerdet wie die Schiffe weit draußen. Die Sirenen wurden nach wie vor lauter. Sie kamen aus Richtung der Docks.

Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, dachte Langdon.

»Das Erschreckendste von allem ist nicht, dass

Inferno Sterilität verursacht«, sagte Sienna.

»Sondern die Tatsache, dass es überhaupt existiert. Ein aerogener viraler Vektor ... ein wissenschaftlicher Quantensprung, seiner Zeit um Jahre voraus. Bertrand hat uns mit einem Schlag aus dem dunklen Zeitalter der Gentechnik gehoben und kopfüber in die Zukunft geworfen. Er hat den Evolutionsprozess entschlüsselt und der Menschheit die Fähigkeit verliehen, die eigene Spezies neu zu definieren. Die Katze ist aus dem Sack – es gibt keinen Weg zurück. Bertrand hat die Werkzeuge erschaffen, die menschliche Rasse zu verändern ... und wenn diese Werkzeuge in die falschen Hände geraten, Gnade uns Gott. Diese Technologie hätte niemals entwickelt werden dürfen. Sobald ich in Bertrands Brief gelesen hatte, auf welche Weise er an sein Ziel gelangt war, verbrannte ich ihn. Ich schwor mir, dieses Virus zu finden und sämtliche Spuren seiner Existenz zu vernichten.«

»Ich verstehe nicht ...«, sagte Langdon mit mühsam unterdrücktem Ärger. »Wenn Sie das Virus vernichten wollten, wieso haben Sie dann nicht mit Dr. Sinskey und der WHO kooperiert? Sie hätten das CDC anrufen sollen oder *irgendwen*.«

»Das ist nicht Ihr Ernst, oder? Regierungen und ihre Behörden sind die Letzten auf der Erde, die Zugang zu dieser Technologie haben sollten! Überlegen Sie doch, Robert! Während der gesamten Menschheitsgeschichte wurde jede bahnbrechende wissenschaftliche Entdeckung zu einer Waffe umfunktioniert – angefangen beim Feuer bis hin zur Kernfusion – und so gut wie immer waren *Regierungen* die treibenden Kräfte dahinter. Was glauben Sie, wo unsere biologischen Waffen herkommen? Die Grundlagenforschung stammt von der WHO und vom CDC. Bertrands Technologie – ein pandemischer viraler Vektor, der unsere Erbsubstanz verändert – wäre die

furchtbarste Waffe, die je erschaffen wurde! Sie würde den Weg zu Gräueln ebnen, die wir uns heute noch gar nicht vorstellen können, einschließlich *zielgerichteter* biologischer Waffen. Stellen Sie sich ein Pathogen vor, das nur Menschen angreift, deren genetischer Code eine bestimmte ethnische Sequenz enthält. Es könnte zu ethnischen Säuberungen in nie gekanntem Ausmaß führen – radikalem DNS-basiertem Genozid!«

»Ich verstehe Ihre Bedenken, Sienna, ehrlich – aber diese Technologie könnte auch zum Guten eingesetzt werden, oder nicht? Ist diese Entdeckung nicht ein Gottesgeschenk für die genetische Medizin? Ein neuer Weg für beispielsweise globale Schutzimpfungen?«

»Möglich wäre es. Unglücklicherweise hat mich die Erfahrung gelehrt, immer nur das Schlimmste von den Leuten zu erwarten, die in unserer Welt die Macht besitzen.«

Aus der Ferne näherte sich ein rhythmisches

Dröhnen. Langdon spähte zwischen den Bäumen hindurch in Richtung Gewürzbasar und sah die Positionslichter eines über den Hügeln hereinschwebenden Helikopters.

Sienna versteifte sich. »Ich muss los«, sagte sie, indem sie aufsprang und sich nach Westen wandte, wo die Atatürk-Brücke lag. »Ich schätze, ich schaffe es zu Fuß über die Brücke, und von dort aus ...«

»Sie gehen nicht, Sienna!«, sagte Langdon entschieden.

»Robert, ich bin zurückgekommen, weil ich dachte, ich schulde Ihnen eine Erklärung. Jetzt wissen Sie alles.«

»Nein, Sienna. Sie sind zurückgekommen, weil Sie Ihr ganzes Leben lang weggerannt sind, und jetzt haben Sie endlich erkannt, dass Sie nicht länger davonlaufen können.«

Sie schien vor ihm zu schrumpfen. »Welche andere Wahl habe ich denn?«, fragte sie leise,

während sie den Helikopter beobachtete, der das Wasser absuchte. »Die Behörden stecken mich ins Gefängnis, sobald sie mich finden.«

»Sie haben nichts Falsches getan, Sienna. Sie haben diesen viralen Vektor nicht erschaffen ... und Sie haben ihn auch nicht freigesetzt.«

»Schön. Aber ich habe alles getan, damit die World Health Organization ihn nicht findet. Abgesehen davon verkündet Bertrand in seinem Video vor aller Welt, dass ich seine Inspiration war. Wenn ich nicht in einem türkischen Gefängnis ende, dann vor einem internationalen Tribunal mit einer Anklage wegen biologischem Terrorismus.«

Das Schlagen der Rotorblätter wurde lauter, und Langdon spähte zu den Docks. Der Hubschrauber schwebte in geringer Höhe auf der Stelle. Seine Rotoren wühlten das Wasser auf, während der Lichtkegel eines Suchscheinwerfers über die festgemachten Boote glitt.

Sienna sah aus, als wolle sie jeden Moment

losrennen.

»Bitte hören Sie mich an«, drängte Langdon sie. »Ich weiß, dass Sie eine Menge durchgemacht haben, und ich weiß auch, dass Sie Angst haben, aber Sie müssen das große Ganze sehen. Bertrand Zobrist hat den viralen Vektor erschaffen. *Sie* haben versucht, ihn zu stoppen.«

»Ich habe versagt.«

»Ja. Und jetzt, nachdem das Virus freigesetzt wurde, braucht die medizinische und wissenschaftliche Gemeinde Hilfe, um es zu verstehen. Sie sind die einzige Person auf der Welt, die *irgendetwas* darüber weiß. Vielleicht gibt es einen Weg, es zu neutralisieren ... oder sich vorzubereiten.« Langdon sah ihr mit flehendem Blick tief in die Augen. »Sienna, die Welt *braucht* Ihr Wissen. Sie dürfen nicht einfach verschwinden!«

Sienna zitterte, als würde ihre Angst sie jeden Moment überwältigen. »Robert, ich ... ich weiß

nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht einmal mehr, wer ich bin. Sehen Sie mich an.« Sie legte die Hand auf ihren kahlen Kopf. »Ich bin zu einem Monster geworden. Wie um alles in der Welt soll ich ...«

Langdon trat einen Schritt vor und umarmte sie. Er spürte ihr Zittern, ihre ganze Zerbrechlichkeit an seiner Brust. Er flüsterte ihr leise ins Ohr.

»Sienna, ich weiß, dass Sie am liebsten weglaufen würden, aber ich lasse Sie nicht. Früher oder später *müssen* Sie anfangen, jemandem zu vertrauen.«

»Ich kann nicht ...« Sie schluchzte. »Ich bin nicht sicher, ob ich weiß, wie das geht.«

Langdon drückte sie fester an sich. »Wir fangen klein an. Ein erster winziger Schritt. Sie vertrauen *mir*.«

Das laute Hämmern von Metall auf Metall dröhnte durch den Rumpf der fensterlosen C-130 und ließ den Provost zusammenfahren. Draußen schlug jemand mit dem Kolben einer Pistole gegen die Luke der Maschine und verlangte Zutritt.

»Alle bleiben sitzen!«, befahl der Pilot der C-130, als er zur Luke ging. »Das ist die türkische Polizei. Sie ist über das Vorfeld gekommen.«

Der Provost und Ferris wechselten einen raschen Blick.

Das WHO-Personal an Bord tuschelte seit einer Weile aufgeregte miteinander, und der Provost schloss daraus, dass die Eindämmungsmission

gescheitert war. *Zobrist hat seinen Plan umgesetzt, dachte er. Und meine Firma hat es ermöglicht.*

Draußen vor der Luke wurden gebieterische Rufe laut. Türkische Rufe.

Der Provost sprang auf. »Nicht öffnen!«, befahl er dem Piloten.

Der Pilot hielt inne und funkelte den Provost an. »Warum zum Teufel nicht?«

»Die WHO ist eine internationale Hilfsorganisation«, antwortete der Provost. »Dieses Flugzeug ist ausländisches Territorium.«

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Sir, diese Maschine parkt auf einem türkischen Flughafen, und solange sie sich im türkischen Luftraum befindet, ist sie den Gesetzen des Landes unterworfen.« Der Pilot ging zur Luke und öffnete.

Zwei uniformierte Männer streckten die Köpfe herein. Ihre Blicke verrieten nicht die leiseste Spur von Milde. »Wer hat das Kommando an Bord

dieser Maschine?«, fragte einer der beiden mit starkem Akzent.

»Das bin ich«, sagte der Pilot.

Der Beamte reichte dem Piloten zwei Dokumente. »Das sind Haftbefehle. Diese beiden Passagiere müssen mit uns kommen.«

Der Pilot überflog die Haftbefehle und sah dann zum Provost und zu Ferris.

»Rufen Sie Dr. Sinskey an!«, befahl der Provost. »Wir befinden uns auf einer internationalen Hilfsmission.«

Der zweite türkische Beamte musterte den Provost spöttisch. »Dr. Elizabeth Sinskey? Direktorin der World Health Organization? Sie hat Ihre Verhaftung angeordnet.«

»Das kann nicht sein!«, protestierte der Provost. »Mr. Ferris und ich sind hier in der Türkei, um Dr. Sinskey zu helfen!«

»Dann leisten Sie offensichtlich keine gute Arbeit«, entgegnete der Beamte. »Dr. Sinskey hat

sich mit uns in Verbindung gesetzt und Sie beide als Mittäter bei einer bioterroristischen Verschwörung auf türkischem Boden benannt.« Er zückte Handschellen. »Sie beide kommen mit ins Hauptquartier zum Verhör.«

»Ich verlange einen Anwalt!«, protestierte der Provost.

Dreißig Sekunden später waren er und Ferris gefesselt, die Gangway hinuntergeschubst und unsanft auf die Rücksitze einer schwarzen Limousine bugsiert worden. Dann raste der Wagen über das Vorfeld davon und wurde erst wieder langsamer, als er einen Maschendrahtzaun erreichte, der aufgeschnitten und weit auseinandergezogen worden war.

Die Limousine fuhr durch die künstliche Öffnung, rumpelte über eine staubige Ebene zwischen alten Maschinen hindurch und hielt schließlich in der Nähe eines ehemaligen Hangars an.

Die beiden uniformierten Männer stiegen aus und suchten die Umgebung ab. Nachdem sie sich überzeugt hatten, dass ihnen niemand gefolgt war, schlüpfen sie aus ihren Polizeuniformen und warfen sie achtlos beiseite. Dann halfen sie Ferris und dem Provost aus dem Wagen und nahmen ihnen die Handschellen ab.

Der Provost rieb sich die Handgelenke.

Ein Gefängnisaufenthalt wäre definitiv nichts für mich.

»Die Wagenschlüssel sind unter der Fußmatte«, sagte einer der Männer und deutete auf einen weißen Van, der nahebei parkte. »Auf den Rücksitzen liegt ein Seesack mit allem, was Sie angefordert haben – Reisedokumente, Bargeld, Prepaid-Handys, Kleidung sowie ein paar andere Dinge, die Sie vielleicht gebrauchen können.«

»Danke sehr«, sagte der Provost. »Ihr Jungs seid gut.«

»Nur gut ausgebildet, Sir.«

Mit diesen Worten stiegen die beiden Türken in die schwarze Limousine und fuhren davon.

Sinskey hätte mich nie davonkommen lassen, rief sich der Provost in Erinnerung. Diese Tatsache war ihm während des Fluges nach Istanbul bewusst geworden, daher hatte er von unterwegs eine E-Mail an das örtliche Büro des Konsortiums abgesetzt und zu verstehen gegeben, dass er und Ferris evakuiert werden mussten.

»Meinen Sie, sie wird zur Jagd auf uns blasen?«, fragte Ferris.

»Sinskey?« Der Provost nickte. »Mit Sicherheit. Obwohl ich vermute, dass sie gegenwärtig andere Sorgen hat.«

Die beiden Männer stiegen in den weißen Van, und der Provost kramte durch den Inhalt des Seesacks und nahm die Dokumente heraus. Er fand eine Baseballkappe. Eingewickelt darin war eine kleine Flasche Highland Park Single Malt.

Die Jungs sind wirklich gut.

Der Provost beäugte die goldfarbene Flüssigkeit und ermahnte sich, damit bis zum nächsten Tag zu warten. Doch dann kam ihm Zobrists Beutel in den Sinn, und er fragte sich, wie der nächste Tag wohl aussehen mochte.

Ich habe meine Kardinalsregel gebrochen. Ich habe einen Klienten verraten.

Der Provost fühlte sich eigenartig losgelöst. Er wusste, dass die Welt in den kommenden Tagen überschwemmt werden würde mit Nachrichten über die Katastrophe, bei deren Entstehung er eine signifikante Rolle gespielt hatte. *Das alles wäre ohne mich nicht passiert.*

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Ignoranz nicht länger an wie ein moralischer Vorteil. Seine Finger brachen das Wachssiegel auf der Flasche.

Was soll's, sagte er sich. Deine Tage sind gezählt – so oder so.

Der Provost nahm einen tiefen Schluck und

genoss das Brennen in der Kehle.

Plötzlich durchbrach Scheinwerferlicht die Dunkelheit. Blaue Signallampen von Einsatzfahrzeugen blitzten auf, und die Polizei umzingelte sie von allen Seiten.

Der Provost sah sich erschrocken um – und erstarrte.

Kein Entkommen.

Als sich die türkischen Beamten dem Van näherten, die Gewehre im Anschlag, nahm der Provost einen letzten Schluck von seinem Highland Park, dann hob er ohne zu protestieren die Hände über den Kopf.

Diesmal waren die Beamten nicht seine eigenen Leute.

Das Schweizer Konsulat in Istanbul befindet sich in einem ultramodernen Hochhaus in der Buyukdere Avenue, genannt Levent Plaza. Die konkave Fassade aus blauem Glas ragt über die Silhouette der alten Metropole wie ein futuristischer Monolith.

Fast eine Stunde war vergangen, seit Sinskey die Zisterne verlassen hatte, um hier im Konsulat eine vorläufige Einsatzzentrale zu errichten. Die lokalen Nachrichten kannten nur ein Thema: die panikartige Flucht der Konzertbesucher während der letzten Aufführung von Liszts Dante-Symphonie. Bisher wusste niemand Genaueres,

doch kursierten wilde Spekulationen über die Anwesenheit eines Einsatzteams der WHO in weißen Hazmat-Suits mit Atemmasken.

Sinskey starrte aus dem Fenster auf die Stadt und fühlte sich unendlich allein. Gedankenverloren wollte sie über das Amulett an ihrem Hals streichen, doch es war nicht mehr da. Die beiden Hälften des zerbrochenen Talismans lagen in ihrer Schublade.

Die Direktorin der WHO hatte bis eben eine Reihe von Dringlichkeitssitzungen koordiniert, die in wenigen Stunden in Genf beginnen würden. Spezialisten von verschiedenen Behörden und Organisationen waren bereits auf dem Weg, und Sinskey würde ebenfalls in Kürze aufbrechen, um sie zu informieren. Glücklicherweise hatte ihr jemand eine heiße Tasse echten türkischen Kaffees gebracht, die Sinskey rasch geleert hatte.

Ein junger Mann vom Konsularischen Stab steckte den Kopf durch die Tür. »Madame? Robert

Langdon ist hier, um Sie zu sprechen.«

»Danke sehr«, antwortete sie. »Schicken Sie ihn herein.«

Zwanzig Minuten zuvor hatte Langdon sich telefonisch bei Sinskey gemeldet und erklärt, dass Sienna Brooks entwischt war. Sie habe ein Motorboot gestohlen und sei auf das Meer hinaus geflohen. Sinskey war bereits von den Behörden informiert worden. Sie suchten gegenwärtig das Gebiet ab, bisher jedoch ohne Erfolg.

Als Langdon in der Tür erschien, erkannte sie ihn kaum wieder. Sein Anzug war verdreckt, sein dunkles Haar wirr, seine Augen gerötet und das Gesicht eingefallen.

Sinskey erhob sich. »Professor, ist alles in Ordnung?«

Langdon lächelte müde. »Ich hatte schon bessere Abende.«

»Bitte setzen Sie sich doch.« Sie deutete auf einen Sessel.

»Zobrists Pathogen ist möglicherweise bereits vor einer Woche freigesetzt worden«, begann Langdon ohne Umschweife, während er Platz nahm.

Sinskey nickte geduldig. »Ja. Wir sind inzwischen zum gleichen Schluss gekommen. Bisher wurden keine Symptome gemeldet, doch wir konnten Proben isolieren und bereiten alles für intensive Testreihen vor. Unglücklicherweise könnte es Tage dauern, vielleicht sogar Wochen, bis wir genauer wissen, um was für ein Virus es sich handelt ... und was es bewirkt.«

»Es ist ein viraler Vektor«, sagte Langdon.

Sinskey hob den Kopf, verblüfft darüber, dass Langdon diesen Begriff kannte. »Wie bitte?«

»Zobrist hat einen viralen Vektor erschaffen, der sich durch die Luft verbreitet und die menschliche DNS modifiziert.«

Sinskey erhob sich so abrupt, dass ihr Sessel nach hinten kippte. *Das ist vollkommen*

unmöglich! »Wie kommen Sie dazu, so etwas zu behaupten?«

»Sienna Brooks«, sagte Langdon leise. »Sie hat es mir erzählt. Vor einer halben Stunde.«

Sinskey legte die Hände auf den Schreibtisch und starrte Langdon mit plötzlich erwachtem Misstrauen an. »Sie ist also nicht entkommen?«

»O doch, das ist sie«, antwortete er. »Sie war entwischt. Sie saß in einem Boot mit Kurs auf das offene Meer, und sie hätte mit Leichtigkeit für immer verschwinden können. Doch dann hat sie es sich anders überlegt. Sie ist aus freien Stücken zurückgekommen. Sienna Brooks bietet uns ihre Hilfe an.«

Sinskey lachte herb. »Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht geneigt bin, Miss Brooks zu trauen – schon gar nicht angesichts einer derart weit hergeholten Behauptung.«

»Ich glaube ihr«, sagte Langdon unerschütterlich. »Wenn Sienna Brooks sagt, es ist

ein viraler Vektor, dann tun Sie gut daran, sie ernst zu nehmen.«

Sinskey fühlte sich plötzlich erschöpft. Niedergeschlagen versuchte sie, Langdons Worten einen Sinn zu entnehmen, als sie zum Fenster trat und nach draußen blickte. *Ein viraler Vektor, der die DNS verändert?* So unwahrscheinlich und grauenhaft die Vorstellung war – sie musste einräumen, dass dahinter eine gewisse unheimliche Logik steckte. Schließlich war Bertrand Zobrist Genforscher gewesen. Er hatte gewusst, dass schon die kleinste Mutation eines einzelnen Gens katastrophale Auswirkungen auf einen Organismus haben konnte – Krebsgeschwülste, Organversagen, Blutkrankheiten. Selbst eine so abscheuliche Krankheit wie die zystische Fibrose wurde durch nichts weiter als die winzige Mutation eines Regulator-Gens auf Chromosom 7 verursacht.

Inzwischen gab es die ersten Behandlungsmethoden gegen diese genetisch

bedingten Krankheiten – rudimentäre virale Vektoren, die dem Patienten injiziert wurden. Es waren nicht-ansteckende programmierte Viren, die durch den Körper des Erkrankten wanderten und in den betroffenen Zellen eine Ersatz-DNS installierten, um auf diese Weise die beschädigten oder mutierten Sektionen zu reparieren. Wie jede neue Wissenschaft hatte auch diese eine dunkle Seite. Die Wirkung eines viralen Vektors konnte genauso gut destruktiv sein, je nach Intention desjenigen, der ihn entwickelt hatte. Wenn ein viraler Vektor so programmiert wurde, dass er schadhafte DNS in gesunde Zellen einsetzte, dann waren die Folgen furchtbar. Und wenn es jemandem gelang, diesen destruktiven Vektor irgendwie kontagiös zu machen oder gar zu aerosolieren ...

Die Vorstellung ließ Sinskey erschauern.
Welche genetischen Gräuel hat sich Zobrist ausgedacht? Wie stellt er sich die Ausdünnung

der Massen vor?

Sie wusste, es konnte Wochen dauern, die Antworten zu finden. Der genetische Code des Menschen bestand aus einem scheinbar endlosen Wirrwarr chemischer Permutationen. Die Aussicht, den gesamten Code nach Zobrists spezieller Mutation absuchen zu müssen, ähnelte der Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen – und zwar ohne zu wissen, auf welchem Planeten dieser Heuhaufen stand.

»Elizabeth?« Langdons tiefe Stimme riss Sinskey aus den Gedanken.

Sie wandte sich vom Fenster ab und sah ihn an.

»Haben Sie mir zugehört?«, fragte er in ruhigem Ton. »Sienna Brooks wollte Zobrists Werk ebenso vernichten wie Sie.«

»Das wage ich ernsthaft zu bezweifeln.«

Langdon atmete durch und erhob sich. »Ich denke wirklich, Sie sollten mich anhören. Kurz vor seinem Tod schrieb Zobrist einen Brief an Sienna,

in dem er ihr verriet, was er getan hatte. Er schilderte ihr genau, was sein viraler Vektor bewirken würde. Sie weiß, wie Zobrist uns infizieren und sein Ziel erreichen wollte.«

Sinskey erstarrte. *Es gibt einen Brief?*

»Als Sienna las, was er erschaffen hatte, war sie entsetzt. Sie wollte ihn stoppen. Sie hielt sein Werk für extrem gefährlich und wollte unbedingt verhindern, dass es einem Dritten in die Hände fiel ... einschließlich der WHO. Verstehen Sie nicht? Sienna Brooks hat versucht, diesen Vektor zu vernichten, und nicht, ihn freizusetzen.«

»Er schrieb ihr einen Brief?«, fragte Sinskey, als hätte sie Langdons letzte Worte nicht mehr gehört. »Mit *Details*?«

»Das hat Sienna gesagt, ja.«

»Wir brauchen diesen Brief! Nähere Einzelheiten könnten uns Monate ersparen bei unseren Bemühungen zu verstehen, was das für ein Ding ist und wie wir es handhaben müssen.«

Langdon schüttelte den Kopf. »Verstehen Sie nicht? Als Sienna Brooks Zobrists Brief las, war sie *entsetzt*. Sie vernichtete ihn auf der Stelle. Sie wollte sichergehen, dass niemand ...«

Sinskey schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Sie hat den Brief vernichtet? Den einzigen Hinweis, der uns bei der Vorbereitung auf diese Krise helfen könnte? Und Sie verlangen von mir, dass ich *ihr* vertraue?«

»Ich weiß, es ist schwer, insbesondere in Anbetracht ihres Verhaltens. Aber ehe Sie Sienna Brooks verurteilen, rufen Sie sich noch einmal ins Gedächtnis, dass sie über einen einzigartigen Intellekt verfügt. Und dazu gehört auch ihr atemberaubendes Erinnerungsvermögen.« Langdon zögerte. »Was, wenn sie noch genug Details aus Zobrists Brief weiß, um Ihnen zu helfen?«

Sinskey kniff die Augen zusammen und nickte unmerklich. »Nun gut, Professor ... was schlagen Sie vor?«

Langdon deutete auf ihre leere Kaffeetasse.
»Zunächst einmal sollten Sie sich noch mehr davon bringen lassen. Dann nenne ich Ihnen die eine Bedingung, die Sienna stellt.«

Sinskeys Puls ging schneller, und ihr Blick wanderte zum Telefon. »Sie wissen, wie Sie sie erreichen können?«

»Ja.«

»Nennen Sie mir die Bedingung.«

Langdon antwortete, und Sinskey schwieg, während sie über den Vorschlag nachdachte.

»Ich denke, es ist das Richtige«, fügte Langdon hinzu. »Außerdem – was haben Sie zu verlieren?«

»Wenn das, was Sie sagen, der Wahrheit entspricht, dann haben Sie mein Wort.« Sinskey schob Langdon das Telefon hin. »Bitte rufen Sie Miss Brooks an.«

Zu Sinskeys Überraschung ignorierte Langdon das Telefon. Stattdessen entschuldigte er sich für eine Minute, erhob sich und ging zur Tür hinaus.

Verblüfft folgte Sinskey ihm in die Halle und sah ihm nach. Er durchquerte den Wartebereich des Konsulats, stieß die Glastüren auf und betrat das Foyer mit den Aufzügen. Für einen Moment dachte sie, er wolle in einen Lift steigen und das Gebäude verlassen, doch stattdessen schlüpfte er unauffällig in die Damentoilette.

Augenblicke später kehrte er mit einer Frau zurück, die aussah wie Anfang dreißig. Sinskey brauchte mehrere Sekunden, um zu begreifen, dass die Frau Sienna Brooks war. Aus der hübschen Blondine mit dem Pferdeschwanz war eine kahlköpfige Frau geworden – sie war fast nicht wiederzuerkennen.

Kurz darauf betraten die beiden das Büro und nahmen Sinskey gegenüber am Schreibtisch Platz.

Sienna kam gleich zur Sache. »Verzeihen Sie. Ich weiß, wir haben eine Menge zu besprechen. Sie haben meine Bedingung akzeptiert, dass ich zunächst etwas sagen darf. Etwas, das mir wirklich

auf der Seele liegt.«

Sinskey bemerkte die Traurigkeit in Siennas Worten. »Selbstverständlich.«

»Madame«, begann sie mit brüchiger Stimme. »Sie sind die Leiterin der World Health Organization. Sie wissen besser als jeder andere, dass unsere Spezies am Rand des Zusammenbruchs steht ... eine Bevölkerung außer Kontrolle. Viele Jahre lang hat Bertrand Zobrist sich bemüht, mit einflussreichen Persönlichkeiten wie Ihnen über die bevorstehende Krise zu sprechen. Er hat zahllose Organisationen besucht, von denen er glaubte, sie könnten eine Änderung bewirken – das World Watch Institute, den Club of Rome, Population Matters, den Council on Foreign Relations und viele andere. Er fand nicht *eine*, die gewagt hätte, sich auf eine sinnvolle Diskussion über eine *echte* Lösung einzulassen. Viele antworteten mit neuen Plänen für bessere Aufklärung oder Empfängnisverhütung. Manche

erwogen Steueranreize für kleine Familien. Und einige redeten sogar davon, den Mond zu kolonisieren! Kein Wunder, dass Bertrand wahnsinnig geworden ist.«

Sinskey starrte sie reglos an.

Sienna atmete tief durch. »Dr. Sinskey, Bertrand kam zu Ihnen persönlich. Er flehte Sie an, zur Kenntnis zu nehmen, dass wir vor dem Abgrund stehen ... bettelte darum, in einen Dialog mit ihm einzutreten. Doch statt ihn anzuhören, nannten Sie ihn einen gefährlichen Irren, setzten ihn auf eine Schwarze Liste und trieben ihn in den Untergrund.« Siennas Stimme war voller Emotion. »Bertrand starb ganz allein, weil Leute wie Sie sich weigerten, die Scheuklappen abzulegen! Weil sie sich weigerten einzuräumen, dass die bevorstehende Katastrophe möglicherweise eine unbequeme Lösung erfordert! Alles, was Bertrand je getan hat, war, die Wahrheit auszusprechen ... und für diese Wahrheit wurde er geächtet.« Sienna

wischte sich über die Augen. »Glauben Sie mir, ich weiß, wie es sich anfühlt, allein zu sein ... die schlimmste Form der Einsamkeit ist die Isolation, die daher rührt, dass man nicht verstanden wird. Sie kann dazu führen, dass Menschen den Bezug zur Realität verlieren ...«

Sienna verstummte, und eine gespannte Stille schloss sich an.

»Das war alles, was ich zu sagen hatte«, flüsterte sie.

Sinskey musterte sie für einen langen Augenblick. »Miss Brooks«, sagte sie schließlich, so ruhig sie konnte. »Sie haben Recht. Ich habe vielleicht vorher nicht zugehört ...« Sie verschränkte die Hände auf dem Schreibtisch und blickte Sienna in die Augen. »Aber ich höre Ihnen jetzt zu.«

Die Uhr in der Lobby des Schweizer Konsulats hatte längst ein Uhr morgens geschlagen.

Der Notizblock auf Sinskeys Schreibtisch war vollgekritzelt mit Anmerkungen, Fragen und Diagrammen. Seit mehr als fünf Minuten hatte sich die Leiterin der World Health Organization nicht gerührt. Schweigend stand sie am Fenster und starrte hinaus in die Nacht.

Hinter ihr warteten Langdon und Sienna wortlos, die halb geleerten Tassen mit türkischem Kaffee in den Händen.

Das einzige Geräusch im Raum war das Brummen der Fluoreszenzlampen an der Decke.

Sienna spürte ihren eigenen Herzschlag, während sie sich fragte, was Sinskey dachte. *Sie kennt jetzt die ungeschminkte Wahrheit. Bertrands Virus sterilisiert die Bevölkerung. Ein Drittel der Menschheit ist jetzt unfruchtbar.*

Während der Unterhaltung hatte Sienna gesehen, wie es in Sinskey gearbeitet hatte. Die Direktorin der WHO war zwar bemerkenswert gefasst gewesen, dennoch hatte sie ihre Emotionen nicht ganz verbergen können. Ihr Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Tatsache, dass Bertrand einen aerosolisierten viralen Vektor entwickelt hatte. Ihre – flüchtige – Hoffnung, als sie erfahren hatte, dass das Virus niemanden umbringen würde. Und dann, ganz langsam, ihr wachsendes Entsetzen darüber, dass von diesem Tag an ein riesiger Teil der Erdbevölkerung steril war. Es war nicht zu übersehen, dass die Enthüllung Sinskey auf einer tiefen, *persönlichen* Ebene berührte.

Sienna hingegen war zutiefst erleichtert. Sie

hatte der Direktorin der WHO ausführlich geschildert, was in Bertrands Brief gestanden hatte. *Ich habe keine Geheimnisse mehr.*

»Elizabeth?«, fragte Langdon.

Langsam löste Sinskey sich aus ihren Gedanken. Als sie sich zu ihnen umwandte, sah sie abgespannt aus. »Sienna«, sagte sie tonlos. »Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Ihre Informationen werden uns zweifellos helfen, eine Strategie zur Bewältigung dieser Krise zu entwickeln. Die WHO hat sich bisher nur *theoretisch* damit befasst, pandemische virale Vektoren zu entwickeln, um breite Bevölkerungsschichten gegen Krankheiten zu immunisieren. Bisher waren wir in dem Glauben, bis zur Verwirklichung dieser Technologie würde es noch viele Jahre dauern.«

Sinskey kehrte an ihren Schreibtisch zurück und setzte sich. »Bitte entschuldigen Sie.« Sie schüttelte den Kopf. »Das alles ist für mich im Moment noch wie Science Fiction.«

Das überrascht mich nicht, dachte Sienna. So war es bisher bei jedem Quantensprung in der Medizin – Penicillin, Narkose, Röntgenstrahlen, die erste Live-Zellteilung unter einem Mikroskop.

Sinskey starrte auf ihren Notizblock. »In ein paar Stunden werde ich in Genf eintreffen und mich einem Sturm von Fragen stellen. Ich zweifle keine Sekunde daran, wie die erste Frage lauten wird: Kann man dieses Virus unschädlich machen.«

Vermutlich hat sie Recht, dachte Sienna.

»Ich nehme an, der erste Lösungsvorschlag wird darauf abzielen, den viralen Vektor von Zobrist zu analysieren«, fuhr Sinskey fort. »Erst wenn wir seine Wirkung exakt verstehen, können wir einen neuen Strang herstellen und so umprogrammieren, dass er die Veränderung unserer DNS rückgängig macht.« Sinskey blickte Sienna zweifelnd an. »Ob ein Gegenvirus möglich ist oder nicht, muss sich erst noch herausstellen.

Trotzdem würde ich gerne Ihre Gedanken zu dieser rein hypothetischen Vorstellung hören.«

Meine Gedanken? Sienna warf instinktiv einen Blick zu Langdon. Der Professor nickte ihr ermutigend zu. Seine Botschaft war eindeutig: *Sie sind so weit gekommen – sagen Sie, was Sie denken. Sagen Sie die Wahrheit.*

Sienna räusperte sich, wandte sich wieder an Sinskey und antwortete mit klarer, fester Stimme. »Madame, ich habe viele Jahre mit Bertrand in der Welt der Keimbahn-Manipulation verbracht. Wie Sie wissen, ist das menschliche Genom ein extrem komplexes Gebilde ... ähnlich einem Kartenhaus. Je mehr wir daran herumbasteln, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass wir versehentlich die falsche Karte berühren und das ganze Gebilde zum Einsturz bringen. Ich persönlich halte den Versuch, Zobrists Eingriff rückgängig zu machen, für extrem gefährlich. Zobrist war ein Wissenschaftler von außergewöhnlichem Format mit großer visionärer

Kraft. Er war seinen Kollegen um Jahre voraus. Augenblicklich weiß ich nicht, ob ich *irgendjemandem* zutrauen würde, im menschlichen Genom herumzustochern – jedenfalls nicht, um Zobrists Werk rückgängig zu machen. Selbst wenn Sie etwas erschaffen, das zu funktionieren scheint – der Versuch würde bedeuten, die gesamte Weltbevölkerung ein weiteres Mal mit etwas Neuem zu infizieren.«

»Das ist vollkommen richtig«, sagte Sinskey. Sie schien nicht überrascht von Siennas Worten. »Doch es steckt noch mehr dahinter, nicht wahr? Möglicherweise wollen wir es gar nicht rückgängig machen.«

Sienna glaubte, sich verhöhnt zu haben. »*Wie bitte?*«

»Miss Brooks, ich mag nicht einverstanden sein mit Bertrand Zobrists Methoden, doch seine Einschätzung des Zustands unserer Welt war absolut zutreffend. Dieser Planet steht vor einem

ernsten Bevölkerungsproblem. Wenn wir Zobrists Werk rückgängig machen, ohne einen durchführbaren Alternativplan zu haben ... stehen wir wieder genau da, wo alles angefangen hat.«

Sinskey kicherte müde, als sie Siennas schockierte Miene sah. »Keine Sichtweise, die Sie aus meinem Mund erwartet hätten, nicht wahr?«

Sienna schüttelte den Kopf. »Ich schätze, ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll.«

»Vielleicht kann ich Sie noch mal überraschen«, fuhr Sinskey fort. »Wie ich bereits erwähnte, versammeln sich in wenigen Stunden die Leiter der wichtigsten Behörden und Institutionen der Welt in Genf. Sie werden über diese Krise diskutieren und einen Aktionsplan entwickeln. Ich kann mich nicht erinnern, dass es in all den Jahren, seit ich bei der WHO bin, ein wichtigeres Zusammentreffen gegeben hätte.« Sie richtete den Blick auf die junge Ärztin. »Sienna, ich würde Sie gerne dabei haben.«

»*Mich?*« Sienna schreckte zurück. »Ich bin keine ausgewiesene Genforscherin. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß.« Sie deutete auf Sinskeys Block. »Was ich Ihnen anzubieten hatte, steht alles dort in Ihren Notizen.«

»Bei weitem nicht, Sienna«, unterbrach Langdon sie. »Jede Diskussion über dieses Virus erfordert einen *Kontext*. Wenn Dr. Sinskey und ihr Team angemessen auf diese Krise reagieren wollen, müssen sie dazu erst ein moralisches Rahmengerüst entwickeln. Offensichtlich sind Sie in der einzigartigen Position, etwas zu diesem Dialog beitragen zu können.«

»Ich fürchte, mein moralisches Rahmenwerk wird die WHO nicht erfreuen.«

»Wahrscheinlich nicht«, räumte Langdon ein. »Umso wichtiger ist es, dass Sie teilnehmen. Sie gehören zu einem neuen Schlag von Denkern, Sienna. Sie liefern Kontrapunkte. Sie können helfen, die Denkart von Visionären wie Bertrand

Zobrist zu verstehen – brillanten Individuen, deren Überzeugungen so stark sind, dass sie die Dinge selbst in die Hand nehmen.«

»Bertrand war wohl kaum der erste.«

»Nein«, meldete sich Sinskey zu Wort. »Und er wird nicht der letzte bleiben. Jeden Monat entdeckt die WHO neue Labors, in denen Wissenschaftler in ethisch-moralischen Grauzonen forschen.

Angefangen bei menschlichen Stammzellen bis hin zur Zucht von Chimären ... künstlich ›gekreuzten‹ Spezies, die in der Natur nicht vorkommen. Es ist beängstigend. Die Wissenschaft macht so schnelle Fortschritte, dass niemand mehr genau weiß, wo die Grenzen gezogen werden sollten.«

Sienna musste ihr beipflichten. Erst kurze Zeit zuvor hatten zwei renommierte Virologen – Fouchier und Kawaoka – eine extrem pathogene Mutation von H5N1 erschaffen, dem Vogelgrippe-Virus. Trotz der rein akademischen Intentionen der beiden Forscher wies ihre neue Schöpfung gewisse

Eigenschaften auf, die Biosecurity-Spezialisten alarmiert und in den einschlägigen Online-Foren einen kontroversen Sturm ausgelöst hatten.

»Ich fürchte, es wird in Zukunft noch schlimmer«, sagte Sinskey. »Wir stehen vor der Einführung neuer Technologien, die wir uns heute noch nicht vorstellen können.«

»Und neuer Philosophien«, sagte Sienna. »Die transhumanistische Bewegung wird ihr Schattendasein beenden und in den Mainstream gelangen. Einer ihrer fundamentalen Grundsätze lautet, dass wir Menschen die moralische *Verpflichtung* haben, an unserer eigenen Evolution mitzuarbeiten. Wir sollten unsere Technologie dazu einsetzen, die Spezies voranzubringen und Menschen zu erschaffen, die gesünder, stärker und widerstandsfähiger sind und bessere Gehirne besitzen. Es dauert nicht mehr lange, bis all das möglich ist.«

»Sie denken nicht, dass diese Ansätze im

Widerspruch zum Prozess der Evolution stehen?«

»Ganz und gar nicht«, antwortete Sienna ohne zu zögern. »Die Menschheit hat sich im Lauf der Millennien in winzigen Schritten entwickelt und dabei ständig neue Technologien erfunden. Sie hat gelernt, Stöcke aneinander zu reiben, um Feuer zu machen, sie hat den Ackerbau entwickelt, um sich zu ernähren, sie hat Impfstoffe entwickelt, um Krankheiten zu bekämpfen ... und jetzt entwickeln wir die Werkzeuge, mit denen wir unsere eigenen Körper an die Anforderungen einer sich verändernden Welt anpassen können.« Sie zögerte. »Ich glaube, die Gentechnik ist nur ein weiterer Schritt in einer langen Serie menschlicher Errungenschaften.«

Sinskey schwieg. Sie war tief in Gedanken versunken. »Sie glauben also, wir sollten diese neuen Werkzeuge begrüßen?«, fragte sie schließlich.

»Wenn wir es nicht tun«, antwortete Sienna,

»dann verdienen wir es genauso wenig zu überleben wie der Höhlenmensch, der lieber erfriert, weil er Angst vor Feuer hat.«

Für eine Weile kehrte nachdenkliche Stille im Raum ein.

Schließlich brach Langdon das anhaltende Schweigen. »Ich will nicht altmodisch klingen ... aber ich bin mit den Theorien von Darwin aufgewachsen und frage mich, ob es wirklich klug wäre, den natürlichen Prozess der Evolution zu beschleunigen.«

»Robert«, erwiderte Sienna eindringlich. »Gentechnologie stellt keine Beschleunigung des Evolutionsprozesses dar. Sie *ist* der natürliche Lauf der Dinge! Sie vergessen, dass es die Evolution war, die Bertrand Zobrist erschaffen hat. Sein überlegener Intellekt war das Produkt genau des Prozesses, den Darwin beschrieben hat ... einer langsamen Evolution. Bertrands seltenes Talent für Genetik kam nicht über Nacht als

göttliche Inspiration. Es war das Produkt von jahrhundertelanger Weiterentwicklung des menschlichen Intellekts.«

Langdon schwieg, während er über Siennas Worte nachdachte.

»Als Darwinist müssten Sie außerdem wissen, dass die Natur stets einen Weg gefunden hat, die menschliche Population unter Kontrolle zu halten ... Seuchen, Hungersnöte, Kriege, Flutkatastrophen. Ich möchte Ihnen eine Frage stellen – wäre es nicht möglich, dass die Natur diesmal einen anderen Weg eingeschlagen hat? Anstatt uns immer wieder furchtbare Desaster und noch mehr Elend zu schicken, hat sie einen Wissenschaftler erschaffen. Einen Wissenschaftler, der eine Methode entwickelt hat, um unsere Zahl mit der Zeit zu verkleinern. Keine Seuchen mehr. Keine Desaster. Sondern eine Spezies, die mehr im Einklang ist mit ihrer Umwelt.«

»Sienna ...«, unterbrach Sinskey. »Es ist schon

spät. Wir müssen los. Aber vorher möchte ich noch eine Sache klarstellen. Sie haben mir heute Abend mehrfach beteuert, dass Bertrand Zobrist kein böser Mensch war ... dass er im Gegenteil die Menschheit liebte und von einer so tiefen Sehnsucht besessen war, unsere Spezies zu retten, dass er seine dramatische Maßnahme vor sich selbst rechtfertigen konnte.«

Sienna nickte. »Das Ergebnis rechtfertigt die Mittel«, sagte sie, indem sie den berühmten florentinischen Staatsmann Machiavelli zitierte.

»Verraten Sie mir, Sienna – glauben Sie das wirklich? Glauben Sie, Bertrand Zobrists hehres Ziel, die Welt zu retten, *rechtfertigt* die Freisetzung seines viralen Vektors?«

Schweigen senkte sich über den Raum.

Sienna beugte sich vor und blickte Sinskey fest in die Augen. »Dr. Sinskey, wie ich bereits sagte – ich denke, Bertrands Handeln war rücksichtslos und extrem gefährlich. Wenn ich ihn hätte aufhalten

können, ich hätte nicht eine Sekunde gezögert. Das *müssen* Sie mir glauben.«

Elizabeth Sinskey ergriff Siennas Hände. »Ich glaube Ihnen, Sienna. Ich glaube Ihnen jedes Wort.«

Die Luft kurz vor Tagesanbruch auf dem Atatürk-Flughafen war kühl und dunstig. Ein leichter Nebel hatte sich auf das Vorfeld des privaten Terminals gesenkt.

Langdon, Sienna und Sinskey trafen in einer Limousine ein und wurden von einem Mitarbeiter der WHO in Empfang genommen, der ihnen beim Aussteigen behilflich war.

»Es kann jederzeit losgehen, Madame«, sagte der Mann und führte die drei in das bescheidene Gebäude.

»Alles vorbereitet für Mr. Langdon?«, erkundigte sich Sinskey.

»Ein privater Flug nach Florenz. Seine vorläufigen Reisedokumente sind bereits an Bord.«

Sinskey nickte. »Die andere Angelegenheit, die wir besprochen haben?«

»Bereits in Arbeit. Das Paket wird sobald wie möglich verschickt.«

Sinskey dankte dem Mann, der sich umwandte und auf den Ausgang zum Vorfeld zuhielt, wo das Flugzeug wartete. Sie sah Langdon an. »Sind Sie sicher, dass Sie uns nicht Gesellschaft leisten wollen?« Sie schenkte ihm ein müdes Lächeln.

»Angesichts der Situation ... ich glaube nicht, dass ein Kunsthistoriker viel beizutragen hätte«, antwortete Langdon lächelnd.

»Sie haben eine Menge beigetragen«, widersprach Sinskey ihm. »Mehr als Sie ahnen. Nicht zuletzt ...« Sie deutete in Siennas Richtung. Die junge Frau stand zwanzig Meter hinter ihnen an einem großen Fenster und blickte gedankenversunken hinaus auf die wartende C-130.

»Danke, dass Sie ihr vertrauen«, sagte Langdon leise. »Das ist eine ungewohnte Erfahrung für Sienna, und sie weiß es sicher sehr zu schätzen.«

»Oh, Sienna Brooks und ich können viel voneinander lernen.« Sinskey streckte die Hand aus. »Gute Reise, Professor.«

»Ihnen auch«, sagte Langdon, als sie sich die Hände schüttelten. »Viel Glück in Genf.«

»Das werden wir brauchen«, sagte sie und neigte den Kopf in Richtung Sienna. »Ich lasse Ihnen ein paar Minuten. Schicken Sie sie an Bord, wenn Sie soweit sind.«

Als Sinskey sich entfernte, griff sie geistesabwesend in ihre Tasche und zog die beiden Hälften des zerbrochenen Amuletts hervor. Sie hielt sie fest in der Hand.

»Geben Sie diesen Äskulap-Anhänger nicht auf!«, rief Langdon ihr hinterher. »Er ist reparabel.«

»Danke«, antwortete Sinskey und winkte. »Ich

hoffe, das gilt für alles andere auch.«

Sienna Brooks stand allein am Fenster und starrte hinaus auf die Lichter der Landebahn, die im Nebel und den tief hängenden Wolken gespenstisch wirkten. Auf dem Kontrollturm in einiger Entfernung wehte die türkische Fahne; auf ihrem roten Grund prangten die antiken Symbole von Stern und Halbmond: Überbleibsel des stolzen Osmanischen Weltreiches.

»Einen Piaster für Ihre Gedanken«, sagte eine tiefe Stimme hinter Sienna.

Sie blickte sich nicht um. »Ein Sturm zieht auf.«

»Ich weiß«, antwortete Langdon leise.

Nach einem langen Moment wandte sie sich ihm zu. »Ich wünschte, Sie würden mitkommen nach Genf.«

»Das ist lieb von Ihnen«, antwortete er. »Aber Sie werden viel Zeit damit verbringen, über die Zukunft zu reden. Ein altmodischer College-

Professor ist das Letzte, was Sie dabei gebrauchen können.«

Sie sah ihn mit einem unergründlichen Blick an. »Sie denken, Sie sind zu alt für mich, nicht wahr?«

Langdon lachte laut auf. »Sienna, ich bin *definitiv* zu alt für Sie.«

Sie trat verlegen von einem Bein auf das andere. »Okay ... aber Sie wissen, wo Sie mich finden.« Sie lächelte mädchenhaft. »Ich meine, für den Fall, dass Sie mich jemals wiedersehen möchten.«

Er lächelte sie an. »Ich würde mich freuen.«

Seine Antwort hob ihre Stimmung ein wenig. Trotzdem zog sich das Schweigen zwischen ihnen in die Länge – keiner von beiden wusste so recht, wie er sich verabschieden sollte.

Als Sienna dem amerikanischen Professor in die Augen sah, überkam sie ein Anflug ungewohnter Emotionen. Ohne Vorwarnung stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die

Lippen. Als sie sich wieder von ihm löste, waren ihre Augen tränennass. »Ich werde dich vermissen«, flüsterte sie.

Langdon lächelte zärtlich und umarmte sie. »Ich dich auch.«

Lange standen sie da, in einer Umarmung verschlungen, die keiner zu beenden wollen schien. Schließlich brach Langdon den Bann. »Es gibt ein altes Sprichwort, das häufig Dante zugeschrieben wird«, sagte er leise. »Vergiss nicht den heutigen Tag – er ist der Anfang der Ewigkeit.«

»Danke, Robert«, sagte sie. Tränen rannen ihr über die Wangen. »Endlich habe ich das Gefühl, mein Leben hat einen Sinn.«

Langdon zog sie fester an sich. »Du hast gesagt, du wolltest die Welt retten, Sienna. Das könnte deine Chance sein.«

Auf dem Weg zu der wartenden C-130 dachte sie über alles nach, was passiert war ... was noch

passieren könnte ... es gab so viele mögliche Verläufe der Zukunft.

Vergiss nicht den heutigen Tag – er ist der Anfang der Ewigkeit.

Als Sienna in ihr Flugzeug stieg, betete sie, dass Dante Recht hatte.

Die blasse Nachmittagssonne hing tief über der Piazza del Duomo. Sie glänzte auf der bunten Fassade des Campanile und warf lange Schatten auf die prachtvolle Cattedrale di Santa Maria del Fiore.

Der Trauergottesdienst für Ignazio Busoni hatte gerade begonnen, als Robert Langdon in die Kathedrale schlüpfte und sich einen Sitzplatz suchte. Er freute sich über die Tatsache, dass man Busonis Leben hier in dieser zeitlosen Basilika gedachte, die er so viele Jahre gehütet hatte.

Trotz der farbenprächtigen Fassade war der Innenraum des berühmten Bauwerks schlicht und

karg. An diesem Tag jedoch schien das asketische Gotteshaus eine Aura der Feierlichkeit ausstrahlen. Von überall aus Italien waren Freunde, Kollegen aus der Welt der Kunst, Politiker und hohe Beamte angereist, um des jovialen Berges von Mann zu gedenken, den sie liebevoll *il Duomino* genannt hatten – den kleinen Dom.

Die Medien hatten berichtet, dass Busoni bei einer seiner Lieblingsbeschäftigungen gestorben war – einem nächtlichen Spaziergang um il Duomo.

Der Ton der Feier war überraschend fröhlich. Freunde und Verwandte gaben humorvolle Anekdoten zum Besten, und ein Kollege bemerkte, Busoni habe einmal über sich selbst gesagt, seine Liebe zur Kunst der Renaissance würde nur noch übertroffen von seiner Liebe zu *spaghetti Bolognese* und *budino di caramello*.

Nach der Messe, als sich die Trauergäste

mischten und sich gegenseitig liebevolle Geschichten aus *il Duominos* Leben erzählten, wanderte Langdon durch den Innenraum des Doms und bewunderte die Kunstwerke, die Ignazio so geliebt hatte ... Vasaris *Jüngstes Gericht*, die Bleiglasfenster von Donatello und Ghiberti, Uccellos Uhr und das oftmals unbeachtete kunstvolle Mosaik des Fußbodens.

Irgendwann schließlich stand Langdon vor einem vertrauten Gesicht – dem von Dante Alighieri. Es war das Fresko von Michelino, das den großen Poeten vor dem Berg des Fegefeuers zeigte, in der Hand, wie als demütige Opfergabe, sein Meisterwerk: die *Divina Commedia*.

Langdon schoss ein Gedanke durch den Kopf. Wenn Dante gewusst hätte, welche Auswirkungen seine Dichtung noch Jahrhunderte später haben würde, in einer Zukunft, die nicht einmal der große florentinische Poet sich je hätte ausmalen können ... was hätte er wohl dazu gesagt?

Er hat das ewige Leben gefunden, dachte Langdon und rief sich ins Gedächtnis, was die frühen griechischen Philosophen über den Ruhm gesagt hatten. Solange sie deinen Namen aussprechen, wirst du niemals sterben.

Es war früher Abend, als Langdon die Piazza Sant'Elisabetta überquerte und das elegante Hotel Brunelleschi betrat. Oben in seinem Zimmer erwartete ihn zu seiner Erleichterung ein großes Paket.

Endlich war die Sendung eingetroffen.

Das Paket, um das ich Sinskey gebeten habe.

Schnell durchtrennte er das Band, das den Karton umschloss, und hob den kostbaren Inhalt heraus. Beruhigt stellte er fest, dass er sorgfältig in Luftpolsterfolie eingewickelt war.

Zu Langdons Überraschung enthielt das Paket noch eine Reihe weiterer Dinge. Offenbar hatte Elizabeth Sinskey ihren beträchtlichen Einfluss

geltend gemacht, um noch ein wenig mehr zurückzuholen als das, worum er sie gebeten hatte. Im Karton lag Langdons eigene Garderobe – Button-Down-Hemd, Khakihosen, die zerfaserte Tweedjacke ... alles sorgfältig gereinigt, geflickt und gebügelt. Selbst seine Korduanschuhe waren wieder da, frisch poliert. Außerdem fand er seinen Reisepass und seine Geldbörse.

Der letzte Gegenstand jedoch entlockte Langdon ein vergnügtes Kichern.

Er empfand Erleichterung, dass das Objekt zu ihm zurückgefunden hatte ... und auch Verlegenheit, weil es ihm so viel bedeutete.

Meine Mickey-Mouse-Uhr.

Langdon verschwendete keine Zeit und zog die alte Sammleruhr an. Das Gefühl des abgewetzten Lederarmbands am Handgelenk verlieh ihm eine eigenartige Sicherheit. Als er sich schließlich umgezogen hatte und in die eigenen Schuhe geschlüpft war, fühlte sich Robert Langdon fast

wieder wie er selbst.

Er verstaute das empfindliche Paket in einer schicken Tragetasche des Hotels Brunelleschi, die er sich beim Empfang ausgeborgt hatte. Dann machte er sich auf den Weg. Der Abend war ungewöhnlich warm und der Spaziergang über die Via dei Calzaoui in Richtung des Palazzo Vecchio traumhaft.

Als Langdon im Palazzo ankam, meldete er sich im Sicherheitsbüro, wo sein Name auf der Besucherliste von Marta Alvarez vermerkt war. Er wurde zum Saal der Fünfhundert geschickt, in dem es immer noch von Touristen wimmelte. Langdon war pünktlich und rechnete eigentlich damit, dass Marta ihn am Eingang empfangen würde, doch sie war nirgendwo zu sehen.

Er hielt einen vorbeikommenden Fremdenführer an.

»*Scusi?*«, fragte Langdon. »*Dove posso trovare Marta Alvarez?*«

Der Führer grinste breit. »*Signora Alvarez?*
Sie nicht da! Sie Baby bekommen! Kleine
Catalina, *molto bella!*«

Langdon war erfreut über die gute Neuigkeit.
»*Aaah ... che bello!*«, antwortete er. »*Stupendo!*«

Als der Führer davoneilte, fragte sich Langdon,
was er nun mit dem Paket anfangen sollte, das er
bei sich trug.

Schnell traf er einen Entschluss. Er durchquerte
den Saal der Fünfhundert, ging unter Vasaris
berühmtem Fresko hindurch und stieg hinauf zum
Museum, ständig darauf bedacht, außer Sicht der
Wachleute zu bleiben.

Schließlich erreichte er den engen Durchgang,
den *andito*. Er war dunkel, und man hatte den Weg
mit zwei Pfosten und einem Seil abgesperrt. Ein
Schild verkündete: CHIUSO/CLOSED.

Langdon blickte sich verstohlen um, dann
schlüpfte er unter der Absperrung hindurch in den
dunklen Gang. Er nahm das kostbare Paket aus der

Tragetasche und schälte den Inhalt aus der Luftpolsterfolie.

Einmal mehr starrte Dantes Totenmaske ihn an. Das zerbrechliche Gipsgebilde ruhte im selben Ziploc-Beutel, in dem Langdon es im Schließfach des Bahnhofs von Venedig zurückgelassen hatte. Die Maske war makellos erhalten – mit einer kleinen Ausnahme: einem Poem, niedergeschrieben auf der Rückseite, in einer eleganten Spirale.

Langdon blickte zu dem antiken Vitrinenschrank. *Die Totenmaske wird mit dem Gesicht nach vorn gezeigt ... niemand wird etwas bemerken.*

Vorsichtig nahm er die Maske aus dem Beutel und legte sie behutsam auf die Stütze in der Vitrine. Sie sank an ihren Platz, umhüllt vom vertrauten roten Samt.

Langdon schloss die Vitrine und blieb für einen Moment stehen. Er betrachtete Dantes bleiches Gesicht, das in der Dunkelheit geisterhaft

schimmerte. *Endlich daheim.*

Bevor Langdon den Raum verließ, entfernte er diskret die Absperrung mitsamt Pfosten und Schild. Zurück in der Galerie sprach er eine junge Fremdenführerin an.

»*Signorina?*«, sagte er. »Die Beleuchtung über der Totenmaske von Dante funktioniert nicht. Die Maske ist kaum zu erkennen im Dunkeln.«

»Es tut mir leid«, antwortete die junge Frau. »Diese Ausstellung ist geschlossen. Die Totenmaske von Dante ist nicht mehr da.«

Langdon gab sich überrascht. »Wie eigenartig. Ich habe sie doch eben erst bewundert?«

Das Gesicht der jungen Frau spiegelte Verwirrung.

Als sie in Richtung *l'andito* davoneilte, schlüpfte Langdon leise aus dem Museum.

Vierunddreißigtausend Fuß über der dunklen Weite der Biskaya glitt der Alitalia-Nachtflug durch den monderhellten Himmel westwärts in Richtung Boston.

An Bord saß Robert Langdon vertieft in eine Taschenbuchausgabe von Dantes Göttlicher Komödie. Der Rhythmus der trällernden Terzinen hatte ihn zusammen mit dem monotonen Rauschen der Turbinen in einen nahezu hypnotischen Zustand versetzt. Dantes Worte schienen aus den Seiten zu fließen und in seinem Herzen widerzuhallen, als wären sie in diesem Moment eigens für Langdon geschrieben.

Die Verse riefen ihm ins Bewusstsein, dass Dantes Dichtung weniger dem Elend der Hölle galt, als vielmehr der Macht des menschlichen Geistes. Der Macht, jede Herausforderung anzunehmen, ganz gleich, wie einschüchternd sie im ersten Augenblick erscheinen mochte.

Draußen vor dem Fenster leuchtete der Vollmond hell und klar und überstrahlte mit seinem Licht sämtliche anderen Himmelskörper. Langdon starrte gedankenverloren in die leere Weite.

Die heißesten Orte der Hölle sind reserviert für jene, die in Zeiten moralischer Krisen nicht Partei ergreifen. Die Bedeutung dieser Worte war Langdon niemals klarer gewesen. *In Zeiten der Gefahr gibt es keine größere Sünde als Untätigkeit.*

Langdon wusste, er hatte sich selbst dieser Sünde schuldig gemacht – genau wie Millionen andere. Wenn es um den Zustand der Welt ging, dann war Verleugnung zu einer Pandemie

geworden. Langdon schwor sich, das nie wieder zu vergessen.

Während das Flugzeug nach Westen glitt, dachte Langdon an die beiden mutigen Frauen, die nun in Genf saßen und sich der Zukunft stellten ... und den Komplexitäten einer veränderten Welt.

Draußen vor dem Fenster erschien eine Wolkenbank am Horizont und schob sich langsam über den Himmel, bis sie den Mond erreichte und seine strahlende Helligkeit verlosch.

Langdon lehnte sich in seinem Sitz zurück. *Zeit zum Schlafen.*

Als er das Leselicht über sich ausschaltete, blickte er ein letztes Mal durch das Fenster.

Draußen, in der jungen Schwärze der Nacht, hatte sich die Welt verändert. Das Firmament erstrahlte in einem Meer glitzernder Sterne.

D A N K S A G

Mein ergebener und aufrichtiger Dank gilt ...

... wie stets an vorderster Stelle meinem Lektor und guten Freund Jason Kaufman für sein Engagement und sein Talent, hauptsächlich jedoch für seine unverbesserlich gute Laune.

Meiner außergewöhnlichen Frau Blythe für ihre Liebe und Geduld mit meiner Arbeit sowie für ihren vorzüglichen Instinkt und ihre Objektivität als Lektorin an vorderster Front.

Meiner unermüdlichen Agentin und getreuen Freundin Heide Lange für die zahllosen Gespräche und Verhandlungen in mehr Nationen und über mehr Themen, als ich jemals erfahren werde.

Meine unendliche Dankbarkeit für ihr Geschick und ihre Energie.

Dem gesamten Team bei Doubleday für seine Begeisterung, seine Kreativität und seine Bemühungen für dieses Buch, mit einem ganz besonderen Dank an Suzanne Herz (dafür, dass sie so viele Hüte getragen hat ... und sie ihr so gut gestanden haben). Ich danke Bill Thomas, Michael Windsor, Judy Jacoby, Joe Gallagher, Rob Bloom, Nora Reichard, Beth Meister, Maria Carrella und Lorraine Hyland. Meinen herzlichen Dank für die unermüdliche Unterstützung durch Sonny Mehta, Tony Chirico, Kathy Trager, Anne Messitte und Markus Dohle sowie für den Beistand der unglaublichen Leute der Verkaufsabteilung von Random House – sie sind konkurrenzlos.

Meinem klugen Anwalt Michael Rudell für seine unfehlbaren Instinkte in allen Angelegenheiten, ob groß oder klein, sowie für seine Freundschaft.

Meiner unersetzlichen Assistentin Susan Morehouse für ihren Charme und ihre Vitalität – ohne sie würden alle Dinge im Chaos enden.

All meinen Freunden bei Transworld, insbesondere Bill Scott-Kerr für seine Kreativität, seine Unterstützung und seine endlosen Aufmunterungen, sowie Gail Rebeck für ihre superben Führungsqualitäten.

Meinem italienischen Verlag Mondadori, insbesondere Ricky Cavallero, Piera Cusani, Giovanni Dutto, Antonio Franchini und Claudia Scheu; meinem türkischen Verlag Altin Kitaplar, insbesondere Oya Alpar, Erden Heper und Batu Bozkurt für die besondere Hilfe im Zusammenhang mit den in diesem Buch genannten Schauplätzen.

Meinen außergewöhnlichen Verlagen überall auf der Welt für ihre Leidenschaft, ihre harte Arbeit und ihr Engagement.

Leon Romero-Montalvo sowie Luciano Guglielmi für ihr beeindruckendes Management

der Übersetzerwerkstätten in London und Mailand.

Der klugen Dr. Marta Alvarez González dafür, dass sie so viel Zeit mit uns in Florenz verbracht und die Kunst und Kultur der Stadt zum Leben erweckt hat.

Dem unvergleichlichen Maurizio Pimponi für seine Bemühungen, unseren Besuch in Italien erfolgreich zu gestalten.

All den Historikern, Fremdenführern und Spezialisten, die in Florenz und Venedig großzügig ihre Zeit mit mir verbracht und mich an ihrer Expertise haben teilhaben lassen: Giovanna Rao und Eugenia Antonucci von der Biblioteca Medicea Laurenziana, Serena Pini und ihrem Stab vom Palazzo Vecchio, Giovanna Giusti von der Galleria Uffizi, Barbara Fedeli vom Battistero di San Giovanni und Il Duomo, Ettore Vito und Massimo Bisson von der Basilica San Marco, Giorgio Tagliaferro vom Palazzo dei dogi, Isabella di Lenardo, Elizabeth Carroll Consavari

und Elena Svalduz aus Venedig, Annalisa Bruni samt Stab von der Biblioteca Nazionale Marciana und all den vielen anderen, die ich in dieser verkürzten Liste nicht erwähnt habe. Ihnen allen gilt mein aufrichtiger Dank.

Rachael Dillon Fried und Stephanie Delman von Sanford J. Greenburger Associates für alles, was sie hier und im Ausland machen.

Dr. George Abraham, Dr. John Treanor und Dr. Bob Helm für ihre wissenschaftliche Expertise.

Meinen frühen Lesern, die mir auf meinem Weg die Richtung gewiesen haben: Greg Brown, Dick und Connie Brown, Rebecca Kaufmann, Jerry und Olivia Kaufman und John Chaffee.

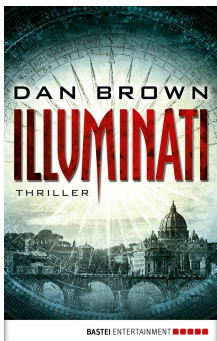
Dem Internetfachmann Alex Cannon, der zusammen mit dem Team von Sanborn Media Factory die Dinge in der Online-Welt am Laufen hält.

Judd und Kathy Gregg dafür, dass sie mir in

Green Gables Zuflucht gewährt haben, um die letzten Kapitel dieses Buches zu schreiben.

Dem Princeton Dante Project für seine superben Online-Ressourcen, dem Digital Dante Project an der Columbia University sowie der World of Dante.

Hochspannung mit Robert Langdon



Dan Brown
ILLUMINATI
Thriller

Ein Kernforscher wird in seinem Schweizer Labor ermordet aufgefunden. Auf seiner Brust finden sich merkwürdige Symbole eingraviert, Symbole, die

nur der Harvardprofessor Robert Langdon zu entziffern vermag. Was er dabei entdeckt, erschreckt ihn zutiefst: Die Symbole gehören zu der legendären Geheimgesellschaft der »Illuminati«. Diese Gemeinschaft scheint wieder zum Leben erweckt zu sein, und sie verfolgt einen finsternen Plan, denn aus dem Labor des ermordeten Kernforschers wurde Antimaterie entwendet.



Dan Brown
SAKRILEG - THE DA VINCI CODE
Thriller

Robert Langdon, Symbolologe aus Harvard, befindet sich aus beruflichen Gründen in Paris, als er einen merkwürdigen Anruf erhält: Der Chefkurator des Louvre wurde mitten in der Nacht vor dem Gemälde der Mona Lisa ermordet aufgefunden. Langdon begibt sich zum Tatort und erkennt schon bald, dass der Tote durch eine Reihe von versteckten Hinweisen auf die Werke

Leonardo da Vincis aufmerksam machen wollte - Hinweise, die seinen gewaltsamen Tod erklären und auf eine finstere Verschwörung deuten. Bei seiner Suche nach den Hintergründen der Tat wird Robert Langdon von Sophie Neveu unterstützt, einer Kryptologin der Pariser Polizei und Enkeltochter des ermordeten Kurators. Eine aufregende Jagd beginnt ...



Dan Brown
DAS VERLORENE SYMBOL
Thriller

Washington, D.C.: In der amerikanischen Hauptstadt liegt ein sorgsam gehütetes Geheimnis verborgen, und ein Mann ist bereit, dafür zu töten. Aber dazu benötigt er die Unterstützung eines Menschen, der ihm freiwillig niemals helfen würde: Robert Langdon, Harvard-Professor und Experte für die Entschlüsselung und Deutung mysteriöser Symbole.

Nur ein finsterer Plan ermöglicht es, Robert Langdon in die Geschichte hineinzuziehen. Fortan jagt der Professor über die berühmten Schauplätze der Hauptstadt. Doch er jagt nicht nur – er wird selbst zum Gejagten. Denn das Rätsel, das nur er zu lösen vermag, ist für viele Kreise von größter Bedeutung – im Guten wie im Bösen. Danach wird die Welt, die wir kennen, eine andere sein.

BASTEI ENTERTAINMENT